

Concordia Seminary - Saint Louis

## Scholarly Resources from Concordia Seminary

---

Lehre und Wehre

Print Publications

---

1-1-1899

### Lehre und Wehre Volume 45

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, [ir\\_csf@csl.edu](mailto:ir_csf@csl.edu)

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

---

#### Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 45" (1899). *Lehre und Wehre*. 45.  
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/45>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact [seitzw@csl.edu](mailto:seitzw@csl.edu).

# Lehre und Wehre.

---

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

## Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigirt vom

Lehrer-Collegium des Seminars zu St. Louis.

**Luther:** „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterwerfe, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrthum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jegund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreit und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie fett sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

---

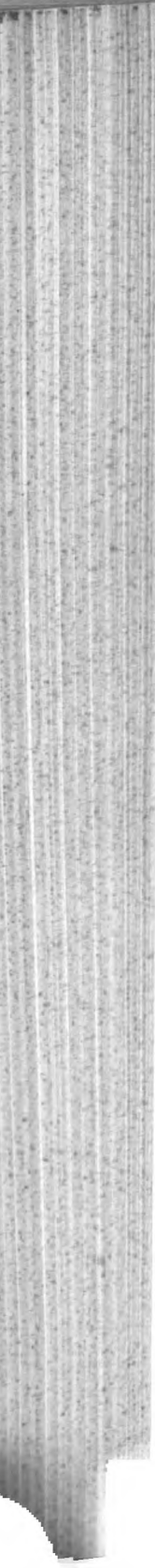
Fünfundvierzigster Band.

---

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1899.



# Inhalt.

## Januar.

	Seite
Vorwort .....	1
Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?....	9
Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Capiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?.....	17
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	25
Eingefandte Bücher.....	32

## Februar.

Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?....	33
Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Capiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?.....	40
Theologische Sprichwörter .....	47
Ein Beispiel vom Pelagianismus in der modernen „lutherischen“ Theologie.....	52
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	58
Eingefandte Literatur.....	64

## März.

Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?....	65
Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Capiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?.....	74
Theologische Sprichwörter .....	85
Ein Beispiel vom Pelagianismus in der modernen „lutherischen“ Theologie.....	88
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	92

## April.

Ein neuer Soliath.....	97
Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?....	106
Theologische Sprichwörter .....	115
Literatur .....	121
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	124
Corrigenda .....	128

## Mai.

Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?....	129
Ein neuer Soliath .....	138
Theologische Sprichwörter .....	144
Bermischtes .....	148
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	153

## Juni.

Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.....	16
Ein neuer Goliath.....	17
Theologische Sprichwörter .....	18
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	18

## Juli und August.

Der Religionsunterricht in der modernen Pädagogik.....	19
Ein neuer Goliath .....	21
Zum Lehrstandpunkt der Generalsynode betreffs der Lehre vom Sonntag.....	23
Was ist unter „Versuchung“ in der sechsten Bitte zu verstehen?.....	23
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	23

## September.

Ist der Synergismus vernünftig?.....	25
„Lebensversicherung im Lichte der heiligen Schrift.“.....	26
Die Bornholmer .....	27
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	28

## October.

Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.....	28
„Lebensversicherung im Lichte der heiligen Schrift.“.....	29
Vermischtes .....	30
Literatur .....	31
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	31

## November.

Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.....	32
Ist der Synergismus vernünftig?.....	33
Ein neuer Goliath.....	33
Vermischtes .....	34
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	34

## December.

Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.....	35
Ein neuer Goliath.....	36
Verhältniß der Hermannsburger Freikirche zur hannoverschen Freikirche.....	36
Vermischtes .....	37
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	37

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 45.

Januar 1899.

No. 1.

---

## V o r w o r t.

---

Innerhalb der lutherischen Kirche Americas werden gegenwärtig wieder auf Verständigung abzielende Verhandlungen gepflogen. In den letzten Tagen des vergangenen Jahres, vom 25. bis 27. December, sind in Philadelphia Vertreter des General Council, der Vereinigten Synode des Südens und der General-Synode zu einer Besprechung zusammen gekommen. Dem officiellen Bekenntniß nach sind diese allgemeinen Kirchentörper durch eine ziemlich weite Kluft getrennt. Die General-Synode mit ihrem Quatenus-Bekenntniß zur Augsburgischen Confession hat eigentlich gar kein Bekenntniß. Das General Council und die Vereinigte Synode des Südens hingegen bekennen sich zu sämtlichen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche. Aber in Wirklichkeit ist der Unterschied nicht so groß. Es gibt in der General-Synode eine Anzahl Männer, welche nicht bloß dem Namen nach Lutheraner sein, sondern mit dem lutherischen Bekenntniß Ernst gemacht wissen wollen. Sie sind besser als das officielle Bekenntniß der Synode, während viele Glieder des General Council hinter ihrem officiellen Bekenntniß zurückbleiben. Einzelne Glieder der General-Synode sind offenbar weiter in der lutherischen Erkenntniß als einzelne Glieder des General Council.<sup>1)</sup> Wird man sich verständigen? Das ist möglich. Aber fraglich, sehr fraglich, bleibt bis jetzt, ob die Verständigung rechter Art sein wird. Die für die Conferenz aufgestellten Themata haben selbst innerhalb des Council Befremden erregt. Man hat nämlich fast nur Themata gewählt, die eine Einigkeit im Glauben schon voraussetzen. Man scheut sich offenbar, an die Lehrdifferenzen zu gehen. Ober ging die Committee, welche über die zu

---

1) Es zeigte sich dies auch bei der Philadelphia-Conferenz. Dr. Wolf von der General-Synode vertheidigte die lutherische Lehre vom Beruf und der Ordination gegen Dr. Seiß vom Council. Dr. Seiß gab grobe römische Brocken von sich. Auch Pastor J. A. W. Haas aus dem Council hat die lutherische Lehre vom Beruf und der Ordination nicht richtig dargestellt, wenn der Bericht im "Lutheran" richtig ist.

behandelnden Gegenstände Bestimmung traf, von der Anschauung aus, die zwischen der General-Synode einerseits und dem Council und der Vereinigten Synode des Südens andererseits gar keine principielle Lehrdifferenz vorhanden sei? Nach unserer festen Ueberzeugung hätte man die Philadelphia-Conferenz benutzen sollen, über die großen Grundwahrheiten des Christenthums zu handeln und von hier aus eine Verständigung zu erzielen. Die wüßte Geschrei in einem Theil der general-synodistischen Blätter wider lutherische Lehre von den Gnadenmitteln, speciell wider die lutherische Lehre von den Sacramenten, hat offenbar seinen Grund darin, daß man nicht vollkommene Erlösung aller Menschen durch Christi stellvertretende Genugthuung erkennt und glaubt. Wird erkannt, daß durch Christi Genugthuung für alle Menschen Gnade nicht bloß möglich, sondern thatsächlich vorhanden ist, so kann man sich nicht mehr dagegen wehren, daß die Gnade nun auch durch die von Gott geordneten Mittel, durch die Predigt des Evangeliums und die Sacramente, dargeboten und ausgetheilt wird. Insonderheit verschwindet vor der Thatsache der allgemeinen und vollkommenen Erlösung auch alles Polemisiren gegen die biblische, im lutherischen Bekenntniß bezeugte Lehre von der Absolution. In der General-Synode, soweit sie durch Blätter wie der "Lutheran Observer" und der "Lutheran Evangelist" vertreten wird, hat man nur sehr vage Begriffe vom Christenthum, von dem Christenthum, das der Apostel mit den Worten characterisirt: „Wir predigen den gekreuzigten Christum“ (1 Cor. 1, 23). Der "Evangelist" z. B. konnte es in seiner Weihnachtsbetrachtung des Jahres 1897 als „rauhe Theologie“ bezeichnen, wenn man von einer Versöhnung des Zornes Gottes durch Christi Leiden und Tode rede. Wo es so an den christlichen Grundbegriffen fehlt, da handelt man vergeblich über „Gebet“, „Erziehung“, „Kirchliche Autorität“, ja, auch über „den Begriff vom Sacrament in der lutherischen Theologie“ etc. Eher man sich innerhalb der drei in Rede stehenden Kirchenkörper dazu entschließt, bei den „freien Conferenzen“ auf die christlichen Grundbegriffe zurückzugehen und diese auf Grund der Schrift ins Licht zu stellen und Anerkennung zu bringen, desto eher kommt man dazu, den Anfang einer wahren christlichen Einigung zu machen. In diesem Sinne wünschen wir „freien Conferenzen“ innerhalb dieser zumeist englischen Kirchenkörper Erfolg. Sehr gut bemerkte Dr. Jacobs vom Council: „Der erste wesentliche Punkt ist der, daß wir in Bezug auf das Evangelium und die Sacramente übereinstimmen.“ Wenn man nun bei späteren Conferenzen demersprechende Themata wählen würde, so würde der Segen der Conferenzen nicht ausbleiben. Doch wir behalten uns vor, auf die Philadelphia-Conferenz noch eingehender zurückzukommen.

Aber auch zwischen Gliedern der Missouri-Synode und der Ohio-Synode sind seit etwa zwei Jahren sogenannte „freie Conferenzen“ gehalten worden. Diese Conferenzen trugen und tragen durchaus privat

Character. Die Theilnehmer an denselben sind nicht von den Synoden delegirt worden, wie dies bei der Philadelphia-Conferenz der Fall war, sondern man fand sich zu Besprechungen zusammen, weil man in örtlichen und persönlichen Verhältnissen eine Veranlassung dazu sah. Auf diesen Conferenzen hat man — das muß von vorneherein rühmend hervorgehoben werden — die Lehrdifferenzen behandelt. Aber ist Aussicht vorhanden, daß man Erfolge mit denselben erzielt? Was trennt — auf die Lehre gesehen — die beiden Synoden?

Auf das officiële Bekenntniß gesehen, nehmen beide Synoden genau dieselbe Stellung ein. Beide Synoden bekennen sich zu sämtlichen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche. Aber hier haben wir einen practischen Beleg dafür, wie wenig oft das officiële Bekenntniß die wirkliche Lehrstellung zum Ausdruck bringt. Trotz desselben officiellen Bekenntnisses besteht eine solche Verschiedenheit in der Lehre zwischen beiden Synoden, daß die Ohio-Synode sich von der Synodal-Conferenz und damit auch von der Missouri-Synode getrennt hat. So kehrt die Frage wieder: Was trennt denn nun die Synoden? Angesichts der „freien Conferenzen“ gehen wir noch einmal auf diese Frage ein, wobei wir freilich oft Gefagtes nur wiederholen können.

Von ohioischer Seite hat man kürzlich, wie wir aus dem „Lutherischen Kirchenblatt“ von Canada ersehen, sich also geäußert: „Die Uneinigkeit in der Lehre und der darüber entstandene Zanf hat seinen Ursprung in dem Hochmuth, der sich nicht unbedingt beugen will unter das Wort Gottes. Weil die menschliche Vernunft auch in Sachen des Glaubens Richterin spielen will, daher kommen Abweichungen von der reinen Lehre. Und wenn dann so ein hochgelehrter Professor einmal eine Aeußerung gethan hat, die mit der alten Wahrheit nicht recht in Einklang zu bringen ist, fehlt ihm die Demuth, die dazu nöthig ist, zu bekennen, daß er sich geirrt hat. Der Irrthum wird vertheidigt, bloß um seine ‚Ehre‘ zu wahren; der verfängliche Ausdruck wird beibehalten, bloß damit es nicht heißen soll, man habe widerrufen.“ — Hiermit hat der ohioische Schreiber vollkommen recht. Auch die ohioische Trennung von der Synodal-Conferenz hat zum Grunde<sup>1)</sup> den Hochmuth, der sich nicht unter Gottes Wort beugen will, die kluge menschliche Vernunft, die in Sachen des Glaubens Richterin spielen will. Thun wir dem theuren Worte Gottes die Schmach nicht an, zu meinen, daß Gottes Wort nicht klar genug rede, alle Uneinigkeit und Trennung in der Kirche zu verhüten. Gottes Wort redet so klar, daß auch die Thoren nicht irren mögen.<sup>2)</sup> Irren kann man erst dann, wenn man mit seinen eigenen Gedanken sich wider das klare Wort Gottes setzt, mit seinen Gedanken Gottes klares Wort meistert. Es handelte sich zwischen Ohio und der Synodal-Conferenz um die Ursachen der Bekehrung und

1) wiewohl nicht zum untersten Grunde.

2) Jes. 35, 8.



Seligkeit eines Menschen. Die Schrift redet wahrlich klar über diesen Punkt. Ein Theil hat hier seine Gedanken wider Gottes Wort gesetzt und durch seine Gedanken sich vom Wege der Wahrheit abführen lassen. Der eine Theil hat gelehrt und lehrt noch: Wie die Erwerbung des Heils durch Christi stellvertretende Genugthuung, so ist auch die Aneignung dieses Heils, welche durch den Glauben auf Seiten des Menschen geschieht, Gottes Werk allein. Gottes Gnade allein, die im Evangelium wirksam ist, wirkt die Bekehrung eines Menschen, wie geschrieben steht Eph. 1, 19. 20.: „Wir glauben nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke, welche er gewirkt hat in Christo, da er ihn von den Todten auferwecket hat.“ Und abermal Eph. 2, 4. 5.: „Gott, der da reich ist von Barmherzigkeit, durch seine große Liebe, damit er uns geliebet hat, da wir todt waren in den Sünden, hat er uns sammt Christo lebendig gemacht.“ Und abermal 2 Cor. 4, 6.: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervor leuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben.“ Der Mensch kann seine Bekehrung zwar hindern (*gratia resistibilis est*), aber er kann sie nicht fördern. Das sagte und sagt die eine Seite, und das war und ist die „missourische“ Position. Dagegen argumentirte der andere Theil also: Wenn die Bekehrung allein von Gottes Gnade abhänge, so würden ja alle Menschen bekehrt und selig werden.<sup>1)</sup> Und demgemäß positiv: „In gewisser Hinsicht ist Bekehrung und Seligkeit auch vom Menschen und nicht allein von Gott abhängig.“<sup>2)</sup> Und mit großer Emphase: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der . . . Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelensorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel.“<sup>3)</sup> Das war und ist die ohioische Position.

Nun fragen wir: Auf welcher Seite ist hier der Hochmuth, der sich nicht unter Gottes Wort beugen will, sondern mit seinen eigenen, elenden Menschengedanken sich wider Gottes klares Wort erhebt? Gottes Wort bezeugt: Gott ist's, Gott in seiner Barmherzigkeit, in seiner Liebe, in seiner Gnade und Allmacht ist's, der die Bekehrung wirkt; der Mensch ist todt in Sünden. Ohio aber erlaubt sich dagegen zu bemerken, daß das durchaus nicht angehe; daraus würden allerlei verkehrte Folgerungen sich ergeben, z. B., daß dann alle Menschen bekehrt würden. Ja, Ohio sagt, die Lehre, daß Bekehrung und Seligkeit allein von Gott abhängen, sei „unchristlich“, „heidnisch“, „gottlos“, Teufelslehre u.

1) „Kirchenzeitung“ vom 18. April 1891: „Wenn nun des Menschen Bekehrung in keinem Sinne auch noch von etwas Anderem abhänge als von der Gnade und ebenfalls noch . . . von den Gnadenmitteln, so würden ja alle bekehrt und selig.“

2) „Zeitblätter“ 1887, S. 325.

3) „Kirchenzeitung“ 1886, S. 76.

zu nennen. Das ist die Lehrdifferenz zwischen der Missouri-Synode einerseits und der Ohio-Synode andererseits! Die Missouri-Synode lehrt in Bezug auf Bekehrung und Seligkeit das allein aus Gnaden, und die Ohio-Synode verfährt dem gegenüber das nicht allein aus Gnaden.

Aber hat denn die Missouri-Synode nicht die allgemeine Gnade geleugnet, sowie eine Zwangsbekehrung zc. gelehrt? So hat die Ohio-Synode behauptet, und diese Behauptung wiederholt sie bis auf diesen Tag. Wie kommt die Ohio-Synode zu dieser Behauptung? Wir haben es hier mit einem alten, in der Kirche schon oft practicirten Betrug des Teufels zu thun. Die Ohio-Synode schiebt uns calvinistische Irrlehre zu, nicht, weil wir lehrten, daß die seligmachende Gnade Gottes in Christo nicht allgemein sei und die Bekehrung sich unter einem Zwang vollziehe, sondern weil wir lehren, daß die Gnade allein die Bekehrung wirke. Hieraus folgert die Ohio-Synode die Leugnung der allgemeinen Gnade und die Zwangsbekehrung zc. und schiebt diese ihre Folgerungen uns als unsere Lehren zu. So kommen die Ohioer dazu, daß sie der Missouri-Synode nun seit zwanzig Jahren Calvinismus zugeschrieben haben.

Was die Ohio-Synode hiermit gethan hat und thut, ist nichts Neues. Es liegt hier, wie bereits gesagt, ein alter Betrug des Teufels vor, mit welchem der Erzfeind die Kirche immerfort zu narren gesucht hat. Kaum hatte zur Zeit der Reformation Luther das „allein aus Gnaden“ allseitig dargelegt und eingeschärft, als auch schon der Teufel Melancthon plagte, dagegen seine eigenen Gedanken, die Folgerungen seiner Vernunft, geltend zu machen. Schon Melancthon trat mit der Behauptung auf, man könne das „allein aus Gnaden“ nicht lehren, ohne die allgemeine Gnade anzutasten. Man müsse, um die allgemeine Gnade zu retten, bei der Bekehrung mit der Gnade Gottes als Ursache das bessere Verhalten des Menschen verbinden. Hierher gehören die bekannten Worte Melancthons aus dessen loci: „Weil die Verheißung des Evangeliums allgemein ist und es in Gott nicht widersprechende Willen gibt, so muß nothwendig in uns eine Ursache des Unterschiedes sein, warum ein Saul verworfen, ein David aber angenommen wird, das ist, es muß ein verschiedenes Verhalten in den Beiden sein.“<sup>1)</sup> Das bessere Verhalten Davids bestimmte dann Melancthon näher dahin, daß der Mensch die Fähigkeit habe, sich zur Gnade zu schiden,<sup>2)</sup> und dieses bessere Verhalten seitens des Menschen nannte er die dritte Ursache der Bekehrung. Zwar gab Gott Gnade, daß in der Concordienformel die Schriftlehre von den Ursachen

1) Loci, Erl. 1828, S. 74: Cum promissio sit universalis, nec sint in Deo contradictoriae voluntates, necesse est, in nobis esse aliquam discriminis causam, cur Saul abiciatur, David recipiatur, id est, necesse est, aliquam esse actionem dissimilem in his duobus.

2) A. a. D.: Ideo veteres aliqui sic dixerunt, liberum arbitrium in homine facultatem esse applicandi se ad gratiam.

der Bekehrung und Seligkeit klar und scharf den Sophistereien der Philip-  
pisten gegenüber dargelegt wurde. Die Concordienformel wiederholt ge-  
waltig aus Gottes Wort: Die Bekehrung ist „in solidum“ — „ganz und  
gar“ ein Werk des Heiligen Geistes; in denen, die durch Gottes Gnade  
bekehrt und selig werden, ist kein besseres Verhalten als in denen, die durch  
ihre Schuld verloren gehen; auch die Ersteren haben sich „gegen Gottes  
Wort übel verhalten“. <sup>1)</sup> Diejenigen, welche bekehrt werden, haben dies  
allein der Gnade Gottes, und diejenigen, welche verloren gehen,  
haben dies allein sich selbst zuzuschreiben. Die Concordienformel lehrt  
beides, das „allein aus Gnaden“ und die „allgemeine Gnade“, in einfäl-  
tigem Glauben ohne Vernunftvermittlung festhalten. Sie erinnert  
ausdrücklich daran, daß man weder das Eine noch das Andere durch Ver-  
nunftfolgerungen einschränken dürfe. <sup>2)</sup> Es liege hier ein Geheimniß  
vor, das wir in diesem Leben nicht forschaffen könnten. Aber der Teufel  
ruhte nicht. Schon im 17. Jahrhundert erhob sich wieder der Melan-  
thonianismus mit seinen Vernunftfolgerungen in etwas veränderter Form  
wider das „allein aus Gnaden“. Allen Argumentationen Latermanns  
und seiner Anhänger liegt der Gedanke zu Grunde: Das für die Bekehrung  
und Seligkeit entscheidende „Pünktlein“ muß im Menschen liegen, oder  
man kann die allgemeine Gnade nicht festhalten! Und so haben alle Syner-  
gisten innerhalb und außerhalb der lutherischen Kirche bis auf diesen Tag  
argumentirt. Auch Luthardt sagt zu unserer Zeit gegen das „allein aus  
Gnaden“ ganz naiv und ungenirt: „Würde Gott das Ergreifen des Heils,  
den Glaubensgehorsam, die Bekehrung . . . selbst wirken, so wäre aller-  
dings der Prädestinarianismus unvermeidlich.“ <sup>3)</sup> Man nimmt es als eine  
ganz selbstverständliche, ausgemachte Sache an: Lehrt Jemand  
das „allein aus Gnaden“, das heißt, läßt Jemand die Bekehrung in soli-  
dum ein Werk Gottes sein und nicht auch von dem Verhalten des Menschen  
abhängen, so ist er — ein Calvinist, ein Leugner der allgemeinen Gnade.  
Dermaßen synergistisch verlogen ist der Sprachgebrauch zu unserer Zeit  
bei fast allen protestantischen und auch „lutherischen“ Theologen. Man  
will die „Gnade“. Ja wohl! Aber nur eine solche „Gnade“, die nicht  
allein, sondern nur in Verbindung mit dem besseren „menschlichen Ver-  
halten“ bekehrt und selig macht. Dermaßen hat man alles auf den Kopf  
gestellt, daß man diejenigen, welche das bessere menschliche Verhalten als  
ausschlaggebenden Factor bei der Bekehrung zurückweisen und die Gnade  
allein wirken lassen, der Verfälschung des Gnadenbegriffs beschuldigt!  
Das ist der Schwindelgeist, der die Synergisten aller Zeiten, besonders auch  
die ganze moderne Theologie, sowie Iowa und Ohio besessen hält. Wir  
sogenannten „Missourier“ werden, so lange wir bei Gottes Wort und

1) Concordienformel, S. D. Art. XI, §§ 57—60.

2) A. a. D. §§ 61—64.

3) Die Lehre vom freien Willen, S. 276.

der Concordienformel bleiben, mit dem synergistischen Geschlecht nie eins werden. Wir lehren: Gott allein wirkt das Ergreifen des Heils, den Glaubensgehorsam, die Bekehrung. So beansprucht Ohio sammt der ganzen synergistischen Sippe das Recht, uns Prädestinarianismus, das ist, die Leugnung der allgemeinen Gnade, die Zwangsgnade, Verkehrung des Gnadenbegriffs zc. zuzuschreiben. Es hilft uns nichts, daß wir in allen unsern Schriften — von Anfang der Synode an bis jetzt — an Tausenden von Stellen die allgemeine Erlösung und die allgemeine ernstliche Gnade Gottes gegen alle Sünder aufs Nachdrücklichste bezeugt und die Calvinisten mit ihrer particulären Gnade aufs Entschiedenste widerlegt und bekämpft haben. Weil wir das allein aus Gnaden bei der Bekehrung festhalten und die Bekehrung nicht auch vom guten Verhalten des Menschen abhängig sein lassen, dar um müssen wir Leugner der allgemeinen Gnade, falsche Lehrer, Calvinisten zc. sein. Dies arme, synergistisch benebelte, vom Teufel genarrte Geschlecht würde uns „Missourier“ erst dann vom Calvinismus zc. freisprechen, wenn wir das „allein aus Gnaden“ preisgeben und das „menschliche Verhalten“ zum letzten, ausschlaggebenden Grund der Bekehrung und Seligkeit machen würden. Darüber lassen die Aussagen der Ohio-Synode nicht im Zweifel. So ist's ja auf jener Seite beschlossen: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der . . . Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel, der, so viel an ihm ist, die ihm befohlenen Seelen nur in Sicherheit und ewiges Verderben führen kann.“

Dahin ist es mit der Ohio-Synode gekommen! Und weshalb? Weil es nach alter Synergistenweise aus dem „allein aus Gnaden“ den Calvinismus folgert und demgemäß fordert, daß man bei der Bekehrung die Gnade Gottes nicht allein stehen lasse, sondern mit der Gnade das Verhalten des Menschen als Ursache der Bekehrung verbinde. Dies ist die theologische, oder vielmehr sehr untheologische, Quelle der ohioischen Abirrung, dies muß auf den „freien Conferenzen“ als das erkannt werden, was eigentlich die Ohio-Synode von der Missouri-Synode und der lutherischen Kirche überhaupt trennt. So lange man noch nicht über diesen Punkt handelt, ist man noch nicht an die eigentliche Differenz gekommen.

Es wäre eine ganz unzutreffende Auffassung, wenn man meinen wollte, es handelte sich zwischen der Missouri- und der Ohio-Synode um die Zurechtstellung einiger im Ausdruck verunglückter Sätze. Um einiger unzutreffender Ausdrücke willen bei sonst bekannter rechter Lehrstellung einen Kampf zu führen und gar Jemand einen Irrlehrer zu nennen, ist gottlos und eines Christen und christlichen Theologen durchaus unwürdig. Wir sogenannten Missourier könnten es vor Gott nicht ver-

antworten, falls wir die Ohioer um einiger synergistisch klingender Sätze willen für Synergisten erklären wollten, wenn die Ohioer sonst, wo immer sie von den Ursachen der Bekehrung und Seligkeit reden, das „allein aus Gnaden“ einschärfen. Aber nun steht es leider so, daß die Ohioer, wo sie recht eigentlich von den Ursachen der Bekehrung und Seligkeit reden wollen und reden, die ganze Wucht der Argumentation direct gegen das „allein aus Gnaden“ richten. Sie erklären direct das „allein aus Gnaden“ für falsch und führen allseitig Gründe an, weshalb sie das „allein aus Gnaden“ für falsch halten. So sagte ja die ohioische „Kirchenzeitung“, wie bereits angeführt wurde: „Wenn der Menschen Bekehrung in keinem Sinne auch noch von etwas Anderem abhinge, als von der Gnade und ebenfalls noch . . . von den Gnadenmitteln, so würden ja alle Menschen bekehrt und selig.“ Und die ohioischen „Zeitblätter“ führten Phil. 2, 12. an: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern“, und fügten hinzu: „Stärker kann man es gar nicht ausdrücken, daß die Seligkeit des Menschen nicht in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig ist.“ Dazu nehme man noch die Erklärungen der „Kirchenzeitung“ und der „Zeitblätter“: Die Lehre, daß die Bekehrung und Seligkeit in jeder Hinsicht allein von Gottes Gnade abhänge, sei „gottlos“, „unchristlich und heidnisch“, Teufelslehre, „die eigentliche Quintessenz der ganzen calvinischen Wahllehre“ etc. Das läßt sich nicht als ein gelegentlicher, unbeabsichtigter Verstoß gegen das „allein aus Gnaden“ auffassen, sondern hier richtet sich, wie bereits gesagt, das ganze Gewicht der Argumentation direct und bewußt gegen das „allein aus Gnaden“. Wenn Jemand in ähnlicher Weise gegen die „allgemeine Gnade“ argumentirte, wie Ohio gegen das „allein aus Gnaden“ zu Felde zieht, falls Jemand z. B. sagte: „Wenn die Gnade allgemein wäre, so würden ja alle Menschen bekehrt und selig“, und mit Berufung auf eine Schriftstelle: „Stärker kann man es gar nicht ausdrücken, daß die Gnade nicht allgemein ist“, und endlich: Die Lehre, daß Gottes Gnade in Christo wirklich alle einzelnen Menschen umfaßt, ist „gottlos“, „unchristlich und heidnisch“, die Lehre „eines Wolfs und Teufelsapostels“, „die eigentliche Quintessenz des Semipelagianismus“ — wir sagen: wenn Jemand so gegen die allgemeine Gnade argumentirte,<sup>1)</sup> so wäre die Annahme ausgeschlossen, daß er dabei noch die allgemeine Gnade festhalte und nur unbeabsichtigt in einem gelegentlich mißglückten Ausdruck gegen die Schriftlehre von der allgemeinen Gnade verstoßen habe. So ist es auch bei den Ohioern schlechthin ausgeschlossen, daß sie bei ihrer allseitigen directen Argumentation gegen das „allein aus Gnaden“ doch noch das „allein aus Gnaden“ lehren und bekennen. Der vielcitirte ohioische Satz, „daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch

1) Und Calvinisten haben wirklich so gegen die allgemeine Gnade argumentirt.

vom Verhalten des Menschen abhängen“, ist nicht so nebenbei geäußert und im Ausdruck mißglückt, sondern die vollkommen geglückte, zutreffende Zusammenfassung der ohioischen Lehrstellung, soweit sie durch die Wortführer der Synode zum Ausdruck gekommen ist.

Dieser ohioische Satz ist auch nie als verkehrt zurückgenommen worden. Zwar sagte die ohioische „Kirchenzeitung“ vom 16. Januar 1897, sie wolle jenen Satz fallen lassen, aber sie bemerkte dabei nicht nur, daß viele Glieder der Ohio-Synode — unter ihnen natürlich der Schreiber in der „Kirchenzeitung“ — den Satz nicht für einen „irrigen“ hielten, sondern sie substituirte dafür auch den gleichwerthigen Satz: „Befehrung und Seligkeit hängt mit<sup>1)</sup> vom Verhalten des Menschen ab.“ Da haben wir dieselbe directe Leugnung des „allein aus Gnaden“. Hängt die Befehrung „mit“ vom Verhalten des Menschen ab, so hängt sie natürlich nicht von der Gnade Gottes allein ab. Die Gnade allein ist unkräftig, unzureichend, eine Befehrung zu Stande zu bringen. Wie auch der „Lutheran Standard“ vom 28. Februar 1891 sagte, daß die in den Gnadenmitteln wirkfame Gnade zum Zustandekommen einer Befehrung nicht genüge.<sup>2)</sup>

Das ist die Gegenstellung, welche die Ohio-Synode zur Synodal-Conferenz, resp. zur Missouri-Synode eingenommen hat. Die lutherische Kirche Americas hat gegen Ohio zc. keineswegs einen neuen Kampf gekämpft. Sie hat einfach abermal wider den in ihrem Lager sich erhebenden Synergismus das „sola gratia“ vertheidigen müssen. F. P.

---

## Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?

### I.

Den Unterschied zwischen der Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet wollen wir in etlichen folgenden Artikeln zum Gegenstand unserer Erörterung machen. Da fragt es sich denn zunächst, was wir unter Erkenntniß überhaupt verstehen. Erkenntnisse schreiben wir dem Geiste des Menschen, und zwar der denkenden Thätigkeit desselben zu. Wie nämlich das Feuer seiner Natur nach brennt und der Magnet Eisen anzieht, so ist es auch die Art des Geistes, daß er denkt. Der Mensch ist wie ein wollendes und fühlendes, so gerade auch ein denkendes Wesen. Gott selber hat den Menschen so gemacht und eben dadurch unterschieden nicht bloß von

1) Von uns hervorgehoben.

2) According to the revealed order of salvation the actual final result of the means of grace depends not only on the sufficiency and efficacy of the means themselves, but also upon the conduct of man in regard to the necessary condition of passiveness and submissiveness under the Gospel call.

den leblosen Dingen, sondern auch von den Thieren. Der Mensch sollte nach Gottes Willen ein Wesen sein, das bestimmte Gedanken haben und so mit auch seinem Wollen bestimmte Ziele setzen konnte. Und eben diese Vernünftigkeit und Denkfähigkeit markirt die tiefe Kluft, die zwischen dem Menschen und dem Thiere liegt, nicht bloß vor, sondern auch nach dem Sündenfall, nicht bloß zwischen Menschen auf der höchsten und Thieren auf der untersten Stufe, sondern auch zwischen dem degenerirtesten Menschen und dem höchstentwickelten Thiere. Denn durch den Sündenfall hat der Mensch zwar das ihm anerschaffene Ebenbild Gottes verloren, aber nicht seine menschliche Natur selber eingebüßt. Die Sünde ist eben nicht Substanz des Menschen, sondern Verderbung des dem Menschen auch nach dem Fall gebliebenen menschlichen Wesens. Denken und wollen kann auch der gefallene Mensch, recht zu denken und recht zu wollen aber, das vermag er nicht. Eben darin bestand aber das Ebenbild Gottes, nicht daß der Mensch überhaupt denken und wollen konnte, sondern darin, daß er recht Gedanken und heilige Begierden hatte. Das Vermögen zu denken und zu wollen ist also nicht das Ebenbild Gottes selber, wohl aber die unerläßliche Voraussetzung desselben, denn wer überhaupt nicht denken und wollen kann, der kann auch nicht recht und heilig denken und wollen.<sup>1)</sup> Und weil der Mensch auch nach dem Fall ein denkendes und wollendes Wesen geblieben ist, so kann er auch als solches *subjectum illuminandum* und *convertendum* werden, was von der leblosen und unvernünftigen Creatur als solcher nicht gesagt werden kann. Das heißt, der Heilige Geist kann mit dem gefallenem Menschen als mit einer vernünftigen Creatur handeln und durch seine göttliche Kraft dem verkehrten Denken und Wollen des Menschen wieder die rechte Richtung geben.<sup>2)</sup> So ist dies dem Menschen eigenthümlich, daß er vernünftig denken und in seinem Geiste Gedanken haben kann.

Die Gedanken im menschlichen Geiste bestehen nun in allerlei Anschauungen, Vorstellungen und Begriffen und in verschiedenartigen Verbindungen derselben zu Urtheilen und Schlüssen. Aber nicht alle Vorstellungen

1) Die entgegengesetzte römische Lehre bringt der Jesuit Bellarmin also zum Ausdruck: „Imago, quae est ipsa natura mentis et voluntatis, a solo Deo fieri potuit; similitudo autem, quae in virtute et probitate consistit, a nobis quoque Deo adjuvante perficitur.“ F. B.

2) Daß die Belehrung eine göttliche Wirkensweise sei, welche die Thatfachen, daß auch der gefallene Mensch noch *creatura rationalis* ist, nicht aufhebt oder ignorirt, sondern voraussetzt und berücksichtigt, betont die Concordienformel 608, 62: „Wenn man aber davon redet, wie Gott in den Menschen wirke, so hat gleichwohl Gott der Herr einen *modus agendi* oder Weise zu wirken in einem Menschen als in einer vernünftigen Creatur, und eine andere zu wirken in einem andern unvernünftigen Creatur oder in einem Stein und Blod. Jedoch kann nichtsdestoweniger dem Menschen vor seiner Belehrung kein *modus agendi* oder einige Weise in geistlichen Sachen etwas Guts zu wirken zugeschrieben werden.“

Begriffe und Urtheile, die sich im Geiste des Menschen befinden, sind Erkenntnisse, wirkliche Erkenntnisse.<sup>1)</sup> So fragt es sich denn, welche Vorstellungen und Begriffe und welche Verbindungen von Vorstellungen und Begriffen als Erkenntnisse gelten können. Begriffe und Urtheile nun, die willkürlich vom Geiste des Menschen gebildet und nur subjectiv veranlaßt sind, enthalten offenbar keine Erkenntniß. Warum? Weil ihnen in der Wirklichkeit nichts entspricht. Weil sie eben nur gedacht und nicht objectiv veranlaßt und begründet sind. Mögen dann solche Vorstellungen und Urtheile immerhin an sich möglich sein, — reale Erkenntnisse verbürgen sie nicht. Statt mit Erkenntnissen haben wir es in solchen Gedanken des menschlichen Geistes — z. B. Transsubstantiation, Fegfeuer, Ablass — mit Fiktionen und Einbildungen zu thun. Und wer solche Begriffe und Begriffsverbindungen für Erkenntnisse hält, das heißt, für den sachgemäßen Ausdruck der Wirklichkeit, der gibt sich Illusionen hin. Und wer sie Andern als Erkenntnisse und Wahrheiten aufbindet, macht sich, wenn er das unabsichtlich thut, einer Täuschung, und wenn er es absichtlich thut, eines Betruges schuldig. Als gültige Erkenntnisse können nur diejenigen Bildungen und Verbindungen von Vorstellungen und Begriffen gelten, denen in der Wirklichkeit etwas entspricht. Erkannt, wirklich erkannt werden kann eben nur das, was objectiv real ist. Und von der objectiven Wirklichkeit richtige Gedanken erzeugen oder haben, das heißt erkennen. Was nirgends vorhanden ist, davon kann es auch im Geiste des Menschen keine Erkenntniß geben. Gedanken, die als Erkenntnisse gelten sollen, müssen immer etwas repräsentiren, was unabhängig von unserm Denken desselben vorhanden ist. Nur dann sind unsere Vorstellungen gültig, wenn sie den wirklichen Dingen und den wirklichen Verhältnissen der Dinge entsprechen. Entsprechen sie aber der Wirklichkeit nicht, sind sie bloß subjectiv gebildet und verbunden, so können sie auch keinen Anspruch darauf erheben, wirkliche Erkenntnisse zu sein. Erkennen setzt eben nicht bloß ein Subject voraus, welches denkt, sondern auch ein Object, das gedacht wird, ein Object, dem sich das Denken anschließt und anschießt. Kurz, Harmonie der Gedanken und der Dinge, der Dinge geistlicher, geistiger und materieller Natur, — das ist Erkenntniß.<sup>2)</sup>

Daß Erkennen ein sachgemäßes Vorstellen und Urtheilen ist von dem, was ist, gewiß ist, objectiv real und darum wahr ist, wird auch von der heiligen Schrift überall, wo sie vom Erkennen des Menschen redet, als etwas ganz Selbstverständliches vorausgesetzt. Joh. 4, 42. sprechen die Samariter zum Weibe, das ihnen von Jesu als dem Messias berichtet hatte:

1) Die Behauptung, daß „wir immer richtig denken in dem Maße, als wir denken“, läßt sich ebenso wenig halten, als die, daß wir immer recht wollen in dem Maße, als wir wollen. F. B.

2) „Das ‚Objective‘ oder die Objectivität, d. h. das Bedingtsein durch die Objecte, ist das Kennzeichen alles Logischen im Gegensatz zu dem lediglich Psychologischen.“ Lipps, Grundzüge der Logik, S. 4.



„Wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ Die Erkenntniß hat hienach zu ihrem selbstverständlichen Correlat, was wahrlich, das heißt, was objectiv wirklich ist. Joh. 6, 69. spricht Petrus: „Und wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Die Vorstellungen, die die Apostel von Christo hatten, waren deshalb gültige Erkenntnisse, weil ihnen die objective Wirklichkeit entsprach. Joh. 7, 26. fragen Leute von Jerusalem: „Erkennen unsere Obersten nun gewiß, daß er gewiß Christus sei?“ Weil es sich in der Wirklichkeit so verhielt, daß Jesus der von Gott gesandte Messias war, so konnte er auch als solcher erkannt werden. Denn nur was objectiv real ist, kann subjectiv erkannt werden. Was aber bloß gedacht wird, ohne daß ihm in der Wirklichkeit etwas entspricht, ist nicht Erkenntniß, sondern Einbildung. Wäre Christus nicht der Messias in der Wirklichkeit, so könnte er auch nicht von den Menschen als solcher erkannt werden. Und wer ihn dann dennoch für den Messias hielte, hätte in seinen Vorstellungen von Christo nicht etwa Erkenntnisse, sondern er gäbe sich Illusionen hin. Nun er aber in Wahrheit Messias ist, so soll und kann er auch als solcher erkannt werden.

Erkenntnisse sind Gedanken, die der Wirklichkeit entsprechen. Das ist eine allgemein gültige Wahrheit, gültig auf natürlichem wie auf geistlichem Gebiete. Wer darum mit den Materialisten und Pantheisten das Dasein eines überweltlichen Gottes leugnet, der muß auch alle religiösen Vorstellungen von Gott und von der Beziehung Gottes zur Welt für Selbsttäuschungen erklären. Und wer mit Kant behauptet, daß die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, sowie auch die Ideen der Vernunft nicht objectiv veranlaßt und begründet, sondern nur subjectiv constructirt sind, der kann auch im Grunde von keinem eigentlichen Erkennen dieser Objecte und ihrer Verhältnisse zu einander reden, sondern nur von willkürlicher Verbindung und Anordnung rein subjectiv gebildeter Begriffe und Urtheile. Wer ferner mit den Idealisten die Wirklichkeit der Außenwelt leugnet und das subjective Sein des Gedankens im Geiste des Menschen nicht unterscheidet von dem objectiven Reich des Seins, auf welches das Denken gerichtet ist, der kann auch von seinen Gedanken nicht sagen, daß sie Erkenntnisse enthalten, weil ihnen ja in der Wirklichkeit nichts entsprechen soll und sie nur subjectiv begründet und veranlaßt sein sollen. Wer mit den Rationalisten die Wirklichkeit der göttlichen Offenbarung in Christo bestreitet, der muß auch alle specifisch christlichen Vorstellungen als Einbildung verurtheilen, denn auch die christlichen Vorstellungen verdienen nur dann den Namen „Erkenntnisse“, wenn sie der Wirklichkeit entsprechen. Wenn endlich Ritshl<sup>1)</sup> behauptet, daß es in der Theologie keine Seinsurtheile gebe, sondern nur Werthurtheile, was im Grunde nur heißen kann, daß unsere christ-

1) Siehe Ritshl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, dritte Auflage, III, S. 19. 195. 376.

lichen Vorstellungen keine objectiven Realitäten repräsentiren, und darum auch nicht sagen, was diese Realitäten an sich, ganz abgesehen von unserm Denken und Fühlen, sind, sondern nur, was sie für uns sind, wofür wir sie halten und wozu wir sie machen: so kann es für ihn in der Theologie auch keine wirklichen Erkenntnisse, sondern nur Meinungen geben. Jedes Urtheil, das eine Erkenntniß in sich birgt, ist eo ipso auch ein Seinsurtheil, das heißt, ein der Wirklichkeit entsprechendes Urtheil. Und ein Urtheil, dem kein Sein entspricht, ist nichtiger Schaum des Geistes. Erkenntnisse kann es eben nur von Dingen und Verhältnissen geben, die, auch abgesehen von unserm Vorstellen, wirklich sind. Wenn wir daher unserm Thema gemäß reden von dem Unterschied der Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet, so setzen wir die Wirklichkeit beider Gebiete als selbstverständlich voraus.

Erkenntnisse — das haben wir dargethan — sind diejenigen Vorstellungen und Urtheile, welche nicht bloß subjectiv gedacht werden, welche nicht bloß psychologisch im Geiste des Menschen zu Stande kommen, sondern auch objectiv in der Wirklichkeit begründet sind. Allen Gedanken, die mit der Wirklichkeit gesetzt sind, die in der Wirklichkeit liegen und enthalten sind und somit der Wirklichkeit entnommen sind oder doch entnommen werden können, legen wir darum auch das Prädicat „wahr“ bei, aber auch nur solchen Gedanken. Warum? Warum sind uns nur mit der Wirklichkeit gegebene Gedanken Wahrheiten? Weil diese Gedanken gültig sind, auch wenn der Mensch sie nicht erkennt, gültig, selbst wenn er sie als Irrthümer verwirft und bekämpft. Das ist eben die Natur aller Wahrheiten, daß sie in der Wirklichkeit liegen und darum Geltung haben und behalten ganz unabhängig davon, ob Creaturen sie erkennen und anerkennen oder nicht. Für den Ausdruck: Die Wirklichkeit erkennen, können wir darum auch sagen: Die Wahrheit erkennen, denn die Wahrheit ist der Ausdruck der Wirklichkeit. So redet auch die Schrift z. B. Joh. 8, 32.: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen“, und 2 Joh. 1.: „Alle, die die Wahrheit erkannt haben.“ Wer die Wirklichkeit erkannt hat, der hat eben die Wahrheit erkannt. Und umgekehrt, wer die Wahrheit erkannt hat, der hat die Wirklichkeit, mit der sie gesetzt ist und in der sie also auch liegt, erkannt. Wenn Jesus darum Joh. 8, 40. den Pharisäern erklärt, daß er ihnen „die Wahrheit“ gesagt habe, so betont er damit, daß seine Worte nur den wirklichen Thatbestand zum Ausdruck gebracht haben und somit allerdings Wahrheiten seien. Und wenn Jesus vor Pilatus bekennt, daß er gekommen sei, „die Wahrheit“ zu zeugen, Joh. 18, 37., so sagt er damit, daß er gekommen sei, die Gedanken zur Aussage zu bringen, die in dem wirklichen, durch Christum hergestellten Verhältniß Gottes zur Sündewelt beschloffen lagen. Daß seine Worte Realitäten entnommene und entsprechende Aussagen und daher Wahrheiten seien und von dem Menschen als solche angenommen werden müssen, bringt der Herr explicite zur Aussage, wenn er Joh. 3, 11. Nicodemus

betheuert: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben“ und Johannes mit den Worten: „Niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooß ist, der hat es uns verkündiget“, Joh. 1, 18. Siehe Joh. 6, 46. 1 Joh. 4, 12. 1 Tim. 6, 16. Luc. 10, 22. Und wenn der Apostel 1 Joh. 1, 3. schreibt: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch“, so nimmt er mit diesen Worten für seine Aussagen nachdrücklich die in Anspruch, daß sie sachgemäß seien und der Wirklichkeit entsprechend und deshalb als Wahrheiten angenommen werden müssen. Ja, eben deshalb ist die ganze heilige Schrift „die Wahrheit“, Joh. 17, 17., „das Wort der Wahrheit“, Jac. 1, 18., „eitel Wahrheit“, Ps. 119, 86., weil vermöge der göttlichen Inspiration alle Worte und Sätze der heiligen Schrift der genaue und adequate Ausdruck sind von Gedanken, die in den Dingen selber, insonderheit in den großen Thaten Gottes zum Heil der Menschen, enthalten sind.

Mit jeder Erkenntniß, jeder wirklichen Erkenntniß gelangen wir also in den Besitz einer Wahrheit, sei es auf natürlichem, sei es auf geistlichem Gebiete. Daraus folgt aber nicht, daß jede Wahrheit auch Erkenntniß, menschliche Erkenntniß sei. Der Umfang des Begriffes „Erkenntniß“ ist enger als der Umfang des Begriffes „Wahrheit“. Eine Wahrheit ist nicht als solche schon menschliche Erkenntniß, obwohl sie Erkenntniß werden kann. Erkenntniß wird eine Wahrheit dadurch, daß sie vom Geiste des Menschen als solche erfaßt und aufgenommen wird. Nun gibt es aber viele Wahrheiten auf natürlichem wie auf geistlichem Gebiete, welche nicht an den Menschen herantreten, weil der Mensch nicht in Berührung kommt mit den Thatfachen, in denen sie enthalten sind, oder weil er nicht im Stande ist, sie aus der Wirklichkeit zu erheben. Werden dem Menschen diese Wahrheiten nun nicht anderweitig kund gethan, so können sie auch nicht Gegenstand seiner Erkenntniß werden, obwohl sie Wahrheiten sind und bleiben. Wiederum gibt es andere Wahrheiten, die zwar an den Menschen, den gefallenen Menschen herantreten, die er aber anzuerkennen sich weigert, die er verwirft und als Irrthümer bekämpft. Das gilt, wie die Schrift und Erfahrung lehrt, insonderheit von den specifisch christlichen Wahrheiten, die der natürlich Mensch aus eigenem Vermögen nicht nur nicht finden und begreifen kann, sondern auch aus tiefster Seele haßt, wenn sie ihm in der Schrift entgegen treten. In diesen Fällen sind die Wahrheiten zwar vorhanden, wirklich vorhanden, denn sie liegen im Buche der Natur oder im Bibelbuche beschloßen, aber der Geist des Menschen hebt die Schätze nicht und gelang somit auch nicht zur Erkenntniß derselben. Während darum das Reich der Wahrheiten so weit reicht als das Reich der Wirklichkeiten auf natürlichem wie auf geistlichem Gebiete, so reichen doch die Erkenntnisse eines Menschen immer nur so weit und nicht weiter, als er der Wirklichkeit entsprechend Gedanken hat.

Wie also alle der Wirklichkeit entsprechenden Vorstellungen und Urtheile des Menschen Erkenntnisse sind, so sind alle in der Wirklichkeit liegenden und mit der Wirklichkeit gesetzten Gedanken Wahrheiten, einerlei, ob sie von Menschen gehoben, erkannt, formulirt und ausgesprochen werden oder nicht. Wahrheiten können darum auch vom Geiste des Menschen zwar gefunden und aufgenommen, aber nicht gemacht oder construirt werden. Wahrheiten sind eben nur gesetzt mit dem, was wirklich ist und geschieht. Wie nun aber der Mensch nichts schaffen kann, so vermag er auch durch sein Denken keine Wahrheiten zu construiren. Das kann nur Gott, der *causa sui* (das heißt, der nichts zu seiner Ursache hat und der jetzt ist, weil er von Ewigkeit war) und Schöpfer aller Dinge ist. Gott, der seinen Grund in sich selber hat und von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind, ist auch der alleinige letzte Quell aller Wahrheiten. Getrennt und losgelöst von Gott gibt es eben keine Realität und somit auch keine Wahrheit. Wie Gott das Leben ist, weil die Dinge ihr Dasein von Gott erlangen, so ist er auch die Wahrheit schlechthin. In Gott liegen ursprünglich alle Wahrheiten beschlossen, weil er eben alle Wirklichkeiten als letzte Quelle in sich birgt. Selbst diejenigen Thatsachen und somit auch Wahrheiten, welche der Mensch als freies Agens setzt, setzt gerade auch durch Mißbrauch seiner Freiheit und durch seine Auflehnung wider Gott, wären nicht möglich, wenn Gott den Menschen nicht ursprünglich als freies, vernünftiges, selbstwählendes Wesen erschaffen hätte. Daß Adam diese Freiheit mißbrauchte und sich wider seinen Schöpfer auflehnte, hat seinen Grund nicht in Gott, sondern einzig und allein in der Creatur. Daß Adam aber sich wider Gott auflehnen konnte, wenn er wollte, das hat er nicht von sich selber und durch sich selber, sondern von Gott. So ist Gott wie der Schöpfer aller Dinge so auch alleiniger Quell aller Wahrheiten. Von Christo, der nach Joh. 1, 1—18. wahrer Gott, Schöpfer und Erlöser der Welt und Leben und Licht der Menschen ist, kann daher auch Paulus Col. 2, 3. rühmen, ohne den Mund zu voll zu nehmen: „In welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß.“

Gott ist Quell aller Wirklichkeiten und somit auch aller Wahrheiten, der nothwendigen, wie der nicht-nothwendigen. Was Gott vermöge seines Wesens ist, das ist auch nothwendig. Alle mit der Schöpfung, Erlösung und Heiligung gegebenen Thatsachen aber sind von Gott frei gesetzt. Gott mußte die Welt nicht schaffen. Und die gefallene Menschheit mußte er nicht erlösen. Und die Erlösten muß er nicht heiligen. Die Urtheile: „Gott schafft, erlöst, heiligt“ sind, wie die Logik sich ausdrückt, keine analytischen, sondern synthetische Urtheile, denn sie fließen nicht aus dem Begriff des göttlichen Wesens, sondern aus Gottes freiem Willen. Gott ist kein pantheistischer Göze, aus dem sich alles, was ist und geschieht und gerade so, wie es ist und geschieht, entwickelt und nothwendig entfaltet. Weder in Gott noch außer Gott findet sich etwas, das ihn zu seinen Werken

ad extra zwingt. Gott hätte irgend eine von den genannten Handlung oder auch alle drei unterlassen können, wenn er hätte wollen. Daß die Acte auf freien Entschlüssen beruhen und darum nicht Evolutionen, sondern göttliche placita sind, bezeugt die Schrift, wenn sie z. B. von der Schöpfung sagt Ps. 115, 3.: „Aber unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will“, und von der Erlösung durch Christum Apost. 4, 26—28.: „Ihr Könige der Erde treten zusammen . . . zu thun, was deine Hand und dein Rath zuvor bedacht hat, das geschehen sollte“, und von der Heiligung Röm. 9, 18.: „So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket welchen er will.“ So gibt es zwei Arten von Realitäten: die nothwendigen oder mit dem Wesen Gottes selber gegebenen und die vom Denken und Wollen Gottes frei gesetzten. Und den Realitäten entsprechend zerfallen auch die Wahrheiten in nothwendige und von Gott frei gesetzte. Nothwendige Wahrheiten sind diejenigen, die im Wesen Gottes als solchem beschlossen liegen. Alle Wahrheiten aber, die in den göttlichen Rathschlüssen und Werken ad extra enthalten sind, hat Gott frei gesetzt. Was hier wahr sein soll und wahr ist, bestimmt Gottes Rath, Wille und Macht. Bei Gott kein Ding unmöglich; er kann schaffen, was er will, und darum auch alle Wahrheit setzen, was er will. So er spricht, so geschieht's, so er gebietet, so stehet's da, Ps. 33, 9. Der Mensch kann zwar viele von Gott in die Dinge gelegten Wahrheiten erkennen, zu Lehrsätzen formuliren und in der verschiedensten Weise verbinden und praktisch verwerthen; Wahrheiten aber aus sich selber zu produciren, das vermag er nicht. Nur das göttliche Denken und Wollen kann Wirklichkeiten und Wahrheiten und ein System von Wirklichkeiten und Wahrheiten schaffen und construiren. Der Mensch muß sich in seinem Denken und Wollen nach den Dingen und ihrer Eigenart richten, wenn er nicht irre gehen will. Bei Gott aber ist das anders denn da richten sich die Dinge darnach, wie Gott sie denkt und will. Gott's Gedanken und Rathschlüsse gehen den Dingen als ihre Ursachen voraus. Gott legt durch sein Denken und Wollen in die Dinge hinein, was er will. Der Mensch aber kann durch sein Denken den Dingen nichts geben, sondern nur entnehmen, was Gott hineingelegt hat: er kann nur Gottes Gedanken nachdenken. Die Eisegeße ist überall, im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift, eine Prätogative Gottes und dem Menschen gebührt immer nur die Ezegeße. Den göttlichen Gedanken müssen die Dinge entsprechen, wenn ihnen anders Wirklichkeit zukommen soll. Die menschlichen Gedanken aber müssen den Dingen entsprechen, wenn sie anders als Erkenntnisse von Wahrheiten und nicht als Wahngespinnste und Hirngespinnste gelten sollen.

F. B.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Capiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?

(Fortsetzung.)

Das war es, woran der Apostel seine Leser im letzten Abschnitt<sup>1)</sup> erinnert hatte, daß im Anfang seiner Wirksamkeit unter den Heiden in Syrien und Cilicien die judenchristlichen Gemeinden in Judäa von einem Unterschied zwischen dem Evangelium, wie es ihnen von den andern Aposteln gepredigt sei, und dem seinigen, das er unter den Heiden verkündigte, nichts gewußt, vielmehr seinethalben Gott gelobt und gepriesen hätten, daß er, der einstige Verfolger der Gemeinde, nun das Evangelium predige und ausbreite. Und nun geht der Apostel weiter und weist den Galatern nach, um ihnen zu zeigen, wie wenig Grund die falschen Lehrer mit ihren Behauptungen hatten, wie nicht nur im Anfang seiner Thätigkeit, sondern auch nach einer längeren Reihe von Jahren, wie nicht nur die Gemeinden in Judäa, sondern auch die Muttergemeinde in Jerusalem, ja, auch ihre Häupter sein Evangelium als das rechte, und ihn, Paulum, als Apostel und gleichberechtigten Mitarbeiter unter den Heiden anerkannt haben. Nicht nur die Gemeinden in Judäa, sondern auch die Gemeinde in Jerusalem und die Apostel, auf welche eure Verführer sich immer fälschlich berufen, sind meine Zeugen, daß ich ein Apostel des Herrn bin, und daß mein Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu das rechte, seligmachende Evangelium ist.<sup>2)</sup>

„Darnach über vierzehn Jahr zog ich abermal hinauf gen Jerusalem mit Barnabas und nahm Titus auch mit mir“, so hebt St. Paulus diesen Abschnitt an. Eine lange Zeit, vierzehn Jahre, waren verfloßen,<sup>3)</sup> seit der Apostel, wie im Vorhergehenden erwähnt, Jerusalem verlassen und seinen bleibenden Aufenthalt in Syrien und Cilicien genommen hatte. Es kommt dem Apostel darauf an, diesen Zeitraum als einen langen zu markiren. So lange Zeit schon hatte der Apostel das Evangelium gepredigt, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk allein durch den Glauben, hatte Syrien und Cilicien, Cypren, Pisidien und Pamphylien mit dem Schall des Evangeliums erfüllt und zahlreiche Gemeinden gegründet, und nie das Bedürfniß gefühlt, dieses sein Evangelium der Gemeinde in Jerusalem und ihren Autoritäten zur Prüfung vorzulegen. In dieser langen Zeit, in der doch die anderen Apostel ohne Zweifel ganz genau über die Amtsthätigkeit Pauli und seine Predigt unterrichtet waren, hatten sie es niemals für nöthig gehalten, ihm Vorhalt zu thun, daß er ein anderes Evangelium predige, sie wußten sich eben in völliger Uebereinstimmung mit ihm.

1) Gal. 1, 21—24.

2) Gal. 2, 1—10.

3) Das bedeutet hier *diá* mit dem Genetiv, nicht etwa „innerhalb“ dieser vierzehn Jahre, was keinen rechten Sinn geben würde. Vgl. Apost. 24, 17.

Nach vierzehn Jahren nun zog der Apostel wiederum, aufs neue, nach Jerusalem. Er sagt nicht, daß dieses seine zweite Reise nach Jerusalem gewesen sei, daß also zwischen dieser und jener früher berichteten<sup>1)</sup> keine andere stattgefunden habe, sondern nur dieses sagt er aus, daß er am Ende jenes langen Zeitraums aufs neue Veranlassung fand, sich nach Jerusalem zu begeben. Doch nicht allein begab sich Paulus auf diese Reise, sondern er ging mit Barnabas, der ja auf seiner ersten größeren Missionsreise sein Gefährte und Mitarbeiter gewesen war, der Zeuge seiner Predigt und seines Wirkens. Aber nicht nur Barnabas begleitete ihn, sondern Paulus nahm auch den Titus mit sich. Paulus hatte dabei, wie wir dem Folgenden entnehmen können, eine ganz bestimmte Absicht. Gerade an der Person dieses Titus, der ein Grieche, das heißt, ein Heide und also unbeschnitten war, sollte die Gegner sehen und erkennen, gleichsam als an einem Beispiel, wie heilsam der Heilige Geist sein Werk habe auch in den Heiden, ohne Gesetz und Beschneidung, allein durch die Predigt vom Glauben. Und der Apostel erinnert hier an Titus wohl aus dem Grunde, weil er den Galatern bekannt war, und sie aus seinem Beispiel am leichtesten erkennen konnten, wie nicht das Gerede der falschen Apostel war. Doch der Apostel fügt noch mit einem einschränkenden Umstand hinzu, ἀλέβην δὲ κατὰ ἀποκάλυψιν. „Gemeine einer Offenbarung“ war er damals nach Jerusalem gezogen. Der Apostel erwähnt diesen Umstand einmal, um zu zeigen, um welche wichtige Dinge es sich damals gehandelt habe, so daß Gott selbst in einer besonderen Offenbarung ihm Weisungen erteilte, sodann aber auch, um anzudeuten, daß nicht aus eigenem Willen, nicht um seiner selbst willen diese Reise unternommen und sein Evangelium der Entscheidung der jerusalemitischen Christen unterbreitet habe, sondern auf Gottes Befehl, damit die Freiheit des Evangeliums gewahrt bleibe.

Ueber das, was bei dieser Gelegenheit zwischen ihm und den dortigen Christen vor sich ging, gibt der Apostel nun in wenigen Worten Aufschluß. „und besprach mich mit ihnen über dem Evangelio, das ich predige unter den Heiden, besonders aber mit denen, die das Ansehen hatten, auf das ich nicht vergeblich liefe oder gelaufen hätte“. Der Apostel legte ihnen (αὐτοῖς) sein Evangelium vor. Mit diesen αὐτοῖς sind nicht etwa die Apostel gemeint, denn von denen redet Paulus gleich hernach, sondern es geht auf Ἱεροσόλυμα zurück und nennt die Bewohner dieser Stadt, die hier in Betracht kommen, also die Christen, die Gemeinde zu Jerusalem. Der ganzen dortigen Christengemeinde hat Paulus sein Evangelium vorgelegt (ἀνεθέμην), das heißt, es ihr mitgeteilt, es ihr zur Erwägung anheimgegeben, und zwar das Evangelium, „das ich predige unter den Heiden“ nicht das ich vor jener Versammlung und bis zu derselben predigte, sondern das ich auch später, das ich auch euch verkündigt habe und noch predige

1) Gal. 1, 18.

dieses Evangelium habe ich den Christen dort zur Erwägung vorgelegt. Doch nicht nur der Gemeinde in ihrer Gesamtheit hat der Apostel sein Evangelium vorgelegt, sondern auch *κατ' ἰδίαν*, das heißt, abge sondert von der Gemeinde, auch *τοῖς δοκοῦσιν*, denen, die etwas galten, die das Ansehen hatten. Paulus versteht unter diesen Leuten jedenfalls vor allen Dingen die Apostel und dann auch wohl die Presbyter, die Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem. Der Apostel unterscheidet also deutlich zweierlei Verhandlungen, einmal solche, die in öffentlicher Gemeindeversammlung stattfanden, und dann andere, die mehr privater Natur waren, die zwischen Paulo einerseits und den Aposteln und Presbytern andererseits gepflogen wurden. Bei allen diesen Verhandlungen legte Paulus sein Evangelium nicht nur zur Erwägung vor, sondern er stellte dabei auch die Frage: *μήπως εἰς κενὸν τρέχω ἢ ἔδραμον*. Auf diese Frage wünschte der Apostel Antwort, ob er etwa mit solchem Evangelium vergeblich laufe, oder gelaufen habe. *μήπως* ist hier nicht Finalconjunction, sondern das indirecte Fragewort. Nicht zu dem Zweck legte der Apostel den Brüdern in Jerusalem sein Evangelium vor, damit er nicht vergeblich laufe oder gelaufen habe, denn daraus würde folgen, daß er, der Apostel, selbst im Zweifel gewesen sei, ob sein Laufen und Arbeiten auch ein rechtes, gesegnetes, fruchtbares sei, nein, zum Besten der Christengemeinden in der Heidenwelt, um den falschen Aposteln, die sich fortwährend bei ihren grundstürzenden Irrthümern von der Verbindlichkeit des Gesetzes zur Seligkeit auf die Gemeinde in Jerusalem und deren Häupter beriefen, um diesen ihren Vorwand zu nehmen, sollte jene Gemeinde sich aussprechen über diese Frage, ob Paulus mit seinem Evangelium von der freien Gnade vergeblich laufe, vergeblich arbeite. Zu dieser wichtigen Frage sollte die Gemeinde den falschen Brüdern gegenüber klar und deutlich Stellung nehmen. *εἰς κενὸν τρέχειν* dient zur Bezeichnung einer fruchtlosen und darum vergeblichen Anstrengung, hier also einer Anstrengung oder Thätigkeit zur Ausbreitung des Evangeliums, welche eben dann fruchtlos, umsonst, vergeblich gewesen wäre, wenn das Evangelium nicht das rechte, seligmachende war, welches durch sie ausgebreitet wurde. Das war die Frage, die der Apostel den Brüdern in Jerusalem vorlegte, ob wirklich nach ihrer Meinung sein Werk, seine Arbeit vergeblich und ohne Frucht gewesen sei und also sein Evangelium ein falsches wäre. Durch die Construction seiner Frage (*μή*) deutet der Apostel an, welche Antwort er auf seine Frage mit Zuversicht erwartete und erwarten konnte, nämlich eine verneinende.

Nachdem so der Apostel in kurzen Zügen und wenigen Worten dargestellt hat, um was es sich eigentlich bei den Verhandlungen in Jerusalem handelte, so fügt er nun ausführlicher das Resultat der ganzen Zusammenkunft hinzu. Darauf kam es ja dem Apostel ganz besonders an, das seinen Lesern recht klar und deutlich vor die Augen zu stellen, daß hierüber kein Zweifel in ihnen zurückblieb. Der Apostel thut das aber nicht also, daß er seinen Galatern die Beschlüsse mittheilt, die damals gefaßt wurden,



sondern so, daß er sie an zwei Thatfachen erinnert, die in so recht signifi-  
cancer Weise klarlegten, was Geist und Sinn der jerusalemischen Gemeinde  
und ihrer Häupter damals war. „Aber es ward nicht einmal Titus, der  
mit mir war, gezwungen, sich beschneiden zu lassen, ob er wohl ein Grieche  
war.“ Das ist die erste Thatfache, die Paulus hier anführt. Und wahr-  
lich, deutlicher hätte die völlige Harmonie, die zwischen Paulo auf der einen  
und der Gemeinde in Jerusalem und den übrigen Aposteln auf der andern  
Seite in dieser Frage bestand, gar nicht zu Tage treten können, als gerade  
durch diese Thatfache, daß nicht einmal Titus dort in Jerusalem gezwungen  
wurde, sich beschneiden zu lassen. Hätten die dortigen Brüder, so will der  
Apostel seinen Galatern zeigen, so gestanden, wie die falschen Lehrer es euch  
immer wieder vorreden, hätten sie so gestanden, daß sie die Annahme der  
Beschneidung von Seiten der Heiden als nöthig erachtet hätten zur Auf-  
nahme in das Reich Christi, als nöthig zur Seligkeit, so hätten sie doch ge-  
wislich vor allen Dingen damals die Beschneidung des Titus fordern und  
durchsetzen müssen. Gerade bei Tito hätte eine solche Forderung nahe-  
gelegen. Titus befand sich in der Begleitung des Apostels in Jerusalem.  
Er verkehrte brüderlich mit den Christen dort, ging bei ihnen aus und ein,  
er nahm ohne Zweifel an den Verhandlungen theil, die dort gepflogen wur-  
den, er kam also in tägliche Berührung mit den Judenchristen. Außerdem  
war er ein angesehener Mitarbeiter des Paulus, ein Prediger des Evange-  
liums. Paulus hatte ihn endlich gerade zu dem Zwecke mit nach Jerusalem  
genommen, um an seiner Person die Freiheit der Heidenchristen vom Gesez  
zu bestätigen. Wenn die Gemeinde in Jerusalem und die Angesehenen in  
ihr überhaupt noch die Beschneidung der Heiden für nöthig angesehen hät-  
ten, wahrlich, gerade in diesem Falle hätten sie dieselbe fordern müssen.  
Aber so weit waren sie davon entfernt, die ihnen von Paulo vorgelegte  
Frage, ob er etwa mit seinem Evangelium vergeblich gelaufen habe und  
sein Evangelium also ein falsches sei, zu bejahen, so weit waren sie davon  
entfernt, die Beschneidung für nöthig zur Seligkeit anzusehen, daß sie nicht  
einmal die Beschneidung des Titus forberten, mit dem sie in täglichem,  
brüderlichem Verkehr standen. Das will also Paulus durch Anführung  
dieser Thatfache betonen, daß damals in Jerusalem von Anfang an zwischen  
ihnen und den andern Aposteln die völligste Harmonie herrschte in dieser  
Frage von der Beschneidung der Heiden, so daß auch Titus nicht genöthigt  
wurde, die Beschneidung anzunehmen, ja, daß man von Seiten der Ge-  
meinde gar nicht den Versuch machte, einen solchen Zwang auszuüben.

Die andere Thatfache, in welcher das Resultat der Verhandlungen in  
Jerusalem so recht klar hervortrat, führt der Apostel im folgenden Verse  
mit einem *de* ein und setzt sie also in einen gewissen Gegensatz mit der  
ersteren. Der Zusammenhang ist dieser: Die Einigkeit, welche zwischen  
uns damals in Jerusalem herrschte über die Frage von der Beschneidung  
der Heiden, war so völlig und zeigte sich so deutlich daran, daß niemand

von der dortigen Gemeinde daran dachte, von Tito die Beschneidung zu fordern, daß es eigentlich keiner weiteren Verhandlungen bedurft hätte, daß eigentlich gar nichts weiter nötig gewesen wäre, diese völlige Einigkeit zu documentiren. Aber (de) es waren noch andere Leute da, die falschen Brüder, die ihr wohl kennt, die Störung in diese Einigkeit brachten. Um dieser falschen Brüder willen geschah von Seiten der Angesehenen, der Apostel, noch ein Uebrigcs, etwas, was sonst gar nicht nötig gewesen wäre. Die Angesehensten unter ihnen, die für Säulen der Kirche gehalten wurden, gaben mir feierlich die Hand der Gemeinschaft, und kannten durch diesen Handschlag, zum Zeichen unserer herzlichcn Gemeinschaft den falschen Brüdern gegenüber, ausdrücklich mein Apostolat unter den Heiden an. Das ist in kurzen Worten der Inhalt der langen Periode, welche vom vierten bis zum zehnten Verse sich erstreckt. Die Construction dieser Stelle ist eine schwierige, und dieselbe ist daher von den verschiedenen Auslegern auf die verschiedenste Weise construirt worden. Es würde zu weit führen, hier auch nur auf die hauptsächlichsten einzugehen. Uns scheint die Auffassung v. Hofmanns die beste und sinnentsprechendste zu sein, der alles bis zum zehnten Verse als eine Periode faßt, die allerdings nicht regelmäßig durchgeführt, sondern an einer Stelle unterbrochen ist. *διὰ δὲ τῶν παρεισάκτους ψευδαδελφῶν*, so beginnt der Apostel diese Periode. Er sagt, daß um der falschen Brüder willen etwas geschehen sei, was man nach dem Vorhergehenden nicht hätte für nötig halten sollen. Doch ehe der Apostel auspricht, was um derselben willen geschehen sei, charakterisirt er zunächst diese falschen Brüder und gibt an, wie sich die Versammlung in Jerusalem ihnen gegenüber verhalten habe. Es waren falsche Brüder, solche, die sich als Brüder geverbaten und als Brüder angesehen, für Brüder gehalten werden wollten, aber doch in der That und Wahrheit keine Brüder waren, sondern als Feinde des Evangeliums offenbar wurden. Darum nennt auch der Apostel sie *παρεισάκτους*. Sie waren neben hereingekommen, nicht in rechter Weise, nicht durch den Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo Jesu in die Gemeinde der Christen gekommen. Und diese falschen Brüder hatten Arges im Sinn. Sie hatten sich in die Gemeinde eingeschlichen, „zu verkundschastcn unsere Freiheit, die wir haben in Christo Jesu, daß sie uns gefangen nähmen“. Die falschen Brüder machten einen Angriff auf die Freiheit der Christen vom Gesetz, die Christus ihnen erworben hat. Sie standen also, daß sie die Beschneidung und damit das Halten des ganzen jüdischen Gesetzes für die Christen noch für bindend erachteten, für nötig zur Seligkeit. Sie mußten darum die Beschneidung der Heidenchristen fordern. Hätte man diesen gesetzlichen Forderungen nachgegeben, so wäre die herrliche Freiheit der Kinder Gottes dahin gewesen, die Christen wären zu Knechten gemacht, wieder unter die Knechtschaft des Gesetzes gekommen. Diesen falschen Brüdern gegenüber nahm die Versammlung in Jerusalem ganz entschiedene Stellung, wie der Apostel in einem weiteren Relativsatz (V. 5.) sagt: „Denen

wir auch nicht eine Stunde wichen, ihnen unterthan zu sein.“ Die „wir“, von denen der Apostel hier redet, sind nicht etwa nur Paulus und Barnabas, sondern darunter ist die ganze Menge derer zu verstehen, die in Jerusalem versammelt waren. Wir, die wir dort zusammen waren, wir, die wir von Antiochien kamen, die anderen Apostel und die ganze Gemeinde, wir standen diesen falschen Lehrern gegenüber fest, wir gaben ihnen auch nicht zur Stunde, nicht zeitweilig nach, um sie zu besänftigen und etwaige Störungen in der Gemeinde zu vermeiden, wir unterwarfen uns nicht im Gehorsam ihren Forderungen, daß die Heidenchristen beschnitten werden müßten, und zwar zu dem Zweck, daß „die Wahrheit des Evangeliums bei euch“, bei den Heidenchristen, „bestünde“. Das sagt also hier der Apostel, daß allerdings in Jerusalem die Forderung gestellt wurde, die Heiden zu beschneiden und sie dem Gesetz zu unterwerfen, aber nicht etwa von den Aposteln und von der Gemeinde, sondern von den falschen Brüdern, daß vielmehr die ganze Versammlung sich einmütig ihnen widersetzt, und ihre Forderung, als eine der Wahrheit des Evangeliums widerstreitende, abgewiesen habe.

Nachdem der Apostel die falschen Brüder und ihr gefährliches Begehren und den Widerstand der Versammlung gegen sie in diesen zwei Relativsätzen geschildert hat, so nimmt er den B. 4. angefangenen Gedanken wieder auf. Um der falschen Brüder willen geschah etwas, und zwar ἀπὸ δὲ τῶν δοξούντων εἶναι τι, von Seiten derer, die dafür gehalten wurden, daß sie etwas seien, die Ansehen und Geltung in der Gemeinde hatten. Es sind natürlich dieselben Leute gemeint, die Paulus vorher einfach οἱ δοξούμενοι nannte, die Apostel und Ältesten der jerusalemischen Gemeinde. Das δὲ aber dient dazu, den Gedanken von B. 4. wieder aufzunehmen. Diesen Gebrauch, einen Gedanken, der durch eine Parenthese oder eine längere Erklärung unterbrochen war, an das Folgende anzuknüpfen, hat δὲ häufiger. Auch Paulus braucht es öfters in dieser Bedeutung.<sup>1)</sup> Doch ehe der Apostel dazu kommt, weiter auszuführen, was von den Angesehenen um der falschen Brüder willen geschehen sei, unterbricht er aufs neue seinen Gedankengang durch mehrere Zwischensätze. Der Apostel will durch diese Sätze einen falschen Schluß, der nahe lag, und den seine Leser leicht ziehen konnten, abweisen. Da Paulus wiederholt die δοξούμενοι genannt und auf sie so nachdrücklich hingewiesen hatte, so konnten die Galater leicht auf den Gedanken kommen, daß Paulus sich doch auch unter sie beuge, ihre höhere Autorität anerkenne. Diesen Gedanken weist der Apostel zurück in kurzen, erregten Sätzen: „Von Seiten der Angesehenen, wer sie auch immer waren. Daran liegt mir nichts. Das Ansehen der Menschen achtet Gott nicht.“ In wie großem und hohem Ansehen die Apostel auch immer standen, wie großes Ansehen ihrem Amt auch immer zukommen mag, mir liegt nichts daran, das kann in diesem Fall keine Bedeutung haben. Denn auf Menschenansehen achtet Gott nicht, das

1) 3. B. 2 Cor. 5, 8. Eph. 2, 4.

gilt nicht vor Gott. In Sachen des Glaubens und des Gewissens, da gilt vor Gott keine Person, wie groß und wie hoch angesehen sie auch immer sei, da gilt nur Gottes Wort. Darauf will der Apostel seine Galater hindeuten: Nicht um meinetwillen habe ich diese Sache denen vorgelegt, die im Ansehen standen, daß ich für meine Person meines Evangeliums hätte gewiß werden wollen, das mein Gott mir anvertraut hat. Was hätte mir das auch helfen sollen? Wäre mein Evangelium falsch, ein selbsterdichtetes, so würde es vor Gott nicht recht, und wenn noch so viel angesehene und hochgeachtete Leute es gutheißen würden. Nein, um euretwillen, damit die Wahrheit des Evangeliums bei euch bestünde, ist dieses alles geschehen. — Und noch einen andern Grund fügt der Apostel bei, warum das Ansehen der Apostel für ihn damals gar nicht in Frage kam: „Denn mir haben die, welche das Ansehen hatten, nichts vorgelegt, sondern im Gegentheil.“ Ich hatte also gar keine Ursache, mir die Frage vorzulegen, ob ihr Ansehen etwas gelte, denn sie haben mir nichts zur Entscheidung vorgelegt, sondern im Gegentheil, ich habe ihnen die Frage vorgelegt, ob ich vergeblich laufe, sie mußten um mein Apostolat sich kümmern.<sup>1)</sup>

Und nun führt der Apostel den Gedanken durch, den er mit *διὰ δὲ τοῦς παρεισάκτους ψευδαδέλφους* B. 4. begonnen und mit dem *ἀπὸ δὲ τῶν δοκούντων εἶναί τι* B. 6. wieder aufgenommen hatte, und zwar also, daß er zunächst in zwei Participialsätzen die Gründe angibt, auf welche hin von Seiten der Angeesehenen etwas geschah, B. 7—9 a., und sodann zeigt, was von ihrer Seite um der falschen Brüder willen geschehen sei, B. 9 b. und 10.

„Da sie sahen, daß mir das Evangelium der Vorhaut vertraut ist, wie Petro das der Beschneidung, denn der mit Petro gewirkt hat zum Apostelamt der Beschneidung, der hat auch mit mir gewirkt unter den Heiden, und da sie erkannten die Gnade, die mir gegeben war“, das waren die Gründe, auf welche hin die Apostel handelten. Sie hatten aufs neue aus den Berichten des Paulus und Barnabas über ihre Thätigkeit in der Heidenwelt gesehen, welch reichen Segen Gott auf ihre Predigt gelegt hatte, einen ebenso reichen Segen, wie auf die Predigt Petri unter den Juden, sie hatten aufs neue gehört, wie so viele Heiden durch seinen Dienst zur Erkenntniß Christi gekommen seien, und ohne Gesetz und Beschneidung, allein durch die Predigt

1) So erklärt v. Hofmann (die heilige Schrift Neuen Testaments, I, S. 97) diese Stelle: „Wenn die Andern, wie es den galatischen Gemeinden wahrscheinlich vorgestellt worden war, etwas sie selbst Betreffendes an ihn gebracht hätten, um zu hören, wie er dazu stehe und was er darüber urtheile; dann würde für ihn in Betracht gekommen sein, was für eine Stellung ihnen in der Gemeinde Christi eignete, indem er hiernach seine Beantwortung einer auf ihre Berufsthätigkeit bezüglichen Frage zu bemessen gehabt hätte. Nun aber das Gegentheil der Fall war, stand es vielmehr ihnen zu, über seinen Beruf sich zu vergewissern, während ihnen selbst, sie mochten sein, was sie wollten, ihre Anerkennung desselben, welche eins war mit der Anerkennung seiner Verkündigung, keine andere Bedeutung hatte, als daß sie dem, was ohne sie von Gottes wegen feststand, sein Recht hatten angebeihen lassen.“

des Evangeliums den Heiligen Geist empfangen hätten, sie hatten aufs neue daraus ersehen, daß Paulus der von Gott berufene Apostel der Heiden sei, sie hatten aufs neue also erkannt die Gnade, die Paulo von Gott gegeben war, besonders den Heiden das Evangelium zu verkündigen, und so gaben denn von den Angesehenen, diejenigen, die am meisten Geltung hatten, die für Säulen der Kirche gehalten wurden, die drei hervorragendsten Apostel Jacobus, Petrus und Johannes, dem Paulus und Barnabas die rechte Hand der Gemeinschaft, sie erkannten dieselben feierlich den falschen Brüdern gegenüber als ihre gleichberechtigten Mitarbeiter an. „Das heißt wie Luther sagt,<sup>1)</sup> „sie gaben mir die rechte Hand zum Zeichen der Gemeinschaft oder der Amtsgenossenschaft; das heißt, sie sagten: Wir predigen mit dir, lieber Paulus, das Evangelium in einerlei Sinn. Wir sind alle Genossen in der Lehre und haben Gemeinschaft in derselben, das heißt, wir haben dieselbe Lehre, weil wir dasselbe Evangelium, dieselbe Taufe, denselben Christum, denselben Glauben predigen wie du. Deshalb können wir dich nichts lehren, noch dir etwas anbefehlen, da wir in allen Dingen mit dir eins sind. Denn wir lehren nicht etwas Anderes oder Besseres oder Höheres, als du, sondern sehen an dir dieselbe Gabe, die wir haben, nur daß dir das Evangelium an die Vorhaut, uns aber an die Beschneidung befohlen ist. Aber wir beschließen hier, daß die Vorhaut und die Beschneidung unsere Gemeinschaft nicht hindern sollen, da es dasselbe Evangelium ist, das wir beide predigen.“ Nur eins, so erinnert der Apostel noch zum Schluß dieses Abschnittes, hätten die Apostel ihm und Barnabas auferlegen doch fleißig der Armen, nämlich der armen Christen unter den Juden, besonders in Jerusalem, zu gedenken, und er versichert, daß sie auch bis dahin fleißig gewesen seien, solches zu thun.

Aufs gewaltigste widerlegt also Paulus die Verläumdungen der falschen Lehrer und beruft sich ihnen gegenüber für sein Evangelium und sein Apostelamt auf das Zeugniß der andern Apostel. „Durch diese Erzählung zeigt Paulus an, daß Petrus ihm das Zeugniß gegeben habe, er sei ein rechter Apostel, nicht von ihm oder von andern Aposteln gelehrt und gesandt, sondern allein von Gott. Und so hat er das Amt und das Ansehen des Paulus und die Gaben des Geistes in ihm nicht allein demüthig als göttliche Dinge anerkannt, sondern auch gebilligt und bestätigt, jedoch nicht als ein Vorgesetzter und Urheber, sondern als ein Bruder und Zeuge. Ebenfalls thaten Jacobus und Johannes. Darum stehen die, welche die Säulen unter den Aposteln sind, auf meiner Seite, nicht wider mich.“<sup>2)</sup>

Ueberblicken wir noch einmal kurz den ganzen Gedankengang des Apostels. Das ist das Thema seiner ganzen Beweisführung, daß er das Evangelium seinen Galatern nicht menschlicher Weise, sondern als ein vom HERRN selbst berufener Apostel gepredigt habe, daß also sein Evangelium nicht Men-

1) Vd. IX, Col. 145 f.

2) Luther, a. a. O.

schen, sondern Gottes-Wort, und also gewiß und wahrhaftig sei. Dieses sein Thema führt er durch, indem er zunächst seinen Lesern zeigt, daß er sein Evangelium von keinem Menschen, auch von den Aposteln nicht, empfangen und gelernt habe, sondern allein durch Offenbarung Jesu Christi (1, 12—20.), und sodann, indem er darauf hinweist, daß sowohl von den Gemeinden in Judäa (1, 21—24.), als auch von der Gemeinde in Jerusalem, die nicht einmal die Beschneidung des Titus gefordert habe und den falschen Brüdern nicht gewichen sei (2, 1—5.), ja, sogar von den angesehensten Aposteln selbst, die ihm die Bruderhand gereicht hätten (2, 6—10.), sein Evangelium als das wahre, und er als ein rechter Apostel Jesu Christi anerkannt sei. G. M.

(Fortsetzung folgt.)

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

In unserer norwegischen Schwesternsynode wird eine neue Ausgabe des Concor dienbuchs vorbereitet. Herr Präses Koren macht auf dieselbe mit den folgenden Worten aufmerksam, die von dem wohlbekanntem treu-lutherischen Geist zeugen, der in dieser Synode herrscht. Herr Präses Koren schreibt u. A.: „Jener alten, treuen Lutheraner“ (deren Glaube im Concor dienbuch befannt ist) „geistliche Kinder und Erben möchten wir in der norwegischen Synode gerne sein. Aber laßt uns nicht meinen, daß wir es sein können, ohne daß wir Versuchungen und Gefahren durchzumachen haben. Der Abfall von Gottes Wort ist in unsern Tagen allgemein. Es ist stets Versuchung zu Compromissen vorhanden. Friede und Einigkeit sind schöne Worte und wirken verführerisch bei manchen, die da vergessen, daß zwischen Lüge und Wahrheit niemals Friede und Einigkeit sein kann. Auch der Schein geistlichen Lebens und Heiligkeit verführt manche, die nicht Licht und Erfahrung genug haben, um beurtheilen zu können, ob das, was ihnen in die Augen sticht, von Gott ist oder ob es der eigene, eitle Geist selbstgefälliger Menschen ist, der in den gottseligklingenden Redensarten zum Vorschein kommt. Verachtung der ‚reinen Lehre‘ ist ein Merkmal unserer Zeit. Daß die Lehre dann niemals im allerletzten Grunde rein ist, wenn man von der Nothwendigkeit der Frucht im Leben schweigt oder dieselbe ver säumt, haben wir in der norwegischen Synode stets dargethan, und dieser Gedanke zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Concor dienbuch. Aber erst die Wurzel, dann die Zweige und Früchte. Erst die reine Lehre, das rechte Gesetz und das unverfälschte Evangelium, dann der Glaube, dann die Früchte des Glaubens in einem christlichen Leben. Wollen wir unsern Gemeinden aufhelfen, wollen wir sie in Erkenntniß der Wahrheit stärken und sie gegen geistliche Versuchungen und Angriffe stählen, so sind es die alten Wahrheiten des göttlichen Wortes, welche in ihre Herzen und Gewissen gebracht werden müssen. Ein kräftiges Mittel dazu wird das Studium des Bekenntnisses unserer Väter sein. Sie waren Lutheraner. Sie hießen nicht bloß so. Nur aus dem, was geschrieben steht, schöpften sie ihren Glauben und ihre Weisheit. Wenn wir meinen, was wir sagen:

Gottes Wort ist unser Erbgut,  
Es solls auch unser Kinder sein, 1)

1) Guds Ord, det er vort Arve gods,  
Det skal vor Afkoms vaere, — Anfang des Liedes No. 45 im norwegischen Gesangbuch.

so werden wir alles thun, was in unsern Kräften steht, dies Erbe zu bewahren. Dazu soll uns auch das Studium des Concordienbuches dienen.“ Das sind goldene Worte, die Herr Präses Koren an seine Synode richtet. Auch wir wollen sie beherzigen. Die ganze lutherische Kirche unserer Zeit sollte sie sich gesagt sein lassen. Es ist in America nach und nach Mode geworden, sich zu sämtlichen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche zu bekennen, ohne mit den Lehren derselben Ernst zu machen.

F. P.

**Die Zahl der Lutheraner und Presbyterianer in den Vereinigten Staaten.** Der „Lutheran“ schreibt: „Nach den statistischen Angaben des 'Independent' nehmen die Lutheraner in diesem Lande nun wieder den vierten Platz unter den protestantischen Kirchengemeinschaften ein. Die Presbyterianer haben im Jahre 1898 52,239 Glieder gewonnen, während die Lutheraner nur um 45,678 Glieder (oder nur 36,678 nach dem 'Independent') zugenommen haben. Im Jahre 1897 betrug die Zunahme der Lutheraner beinahe 70,000, während die Presbyterianer nur 30,000 Glieder gewonnen hatten.“ So weit der „Lutheran“. Es war bisher kein Mensch im Stande, zu sagen, um wie viel Glieder die Lutheraner im Jahre 1898 zugenommen haben, da die Statistik der Missouri-Synode für das Jahr 1898 erst im Februar dieses Jahres erscheinen wird.

F. P.

**Sündenmacherei in „Our Church Paper“.** In diesem Blatte, das manchmal einen lutherischen Ton anschlägt, wenn andere kirchliche Blätter mit den Secten narren, finden wir die folgende Auslassung: „Brüder, die einzig sichere Weise ist: Du sollst das nicht angreifen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren.“ Gänzliche Enthaltbarkeit schadet Niemand und beeinträchtigt das Glückseligkeit nicht, aber mäßiges Trinken führt fast regelmäßig zum Uebermaß.“ Hier kommen die zwei nun schon so oft gerügten Thorheiten vor. Erstens: „Du sollst das nicht angreifen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren“, so sprechen nach der Schrift (Col. 2, 20—23.) nicht wahre Christen, sondern die Verführer der Christen, die Irrelehrer. Zum Andern: So gewiß in einzelnen, bestimmten Fällen man einem Menschen, der mit der Sünde der Trunksucht zu kämpfen hat, den Rath geben wird, gänzliche Abstinenz zu üben, so gewiß ist es eine offenbare Unwahrheit, daß auch der mäßige Genuß fast immer (almost invariably) zur Trunksucht führe. Die Erfahrung sagt Nein und immer wieder Nein dazu. Es ist nicht wahr: Mäßiges Trinken führt nicht zur Trunksucht, gerade so wenig wie mäßiges Essen zum Schlemmen und Brassen führt. Und es ist ganz greulich, wenn ein Pastor sich jener Unwahrheit schuldig macht und noch dazu jene Unwahrheit benutzt, die Gewissen der Christen zu binden. Es ist dies ein Stück ganz elenden Pfaffenthums, das sich über und wider Gottes Wort setzt und mit miserabeln Menschengebanten den Kindern Gottes einen Strick um den Hals werfen will. F. P.

**Ist die Bibel Autorität in wissenschaftlichen Fragen?** Auf diese Frage antwortet die „Biblical World“, ein Organ der University of Chicago: „Die Bibel beabsichtigt nicht, Wissenschaft zu lehren (does not undertake to teach science), und kann nicht als eine Autorität in wissenschaftlichen Fragen angeführt werden.“ Diese Antwort ist eine ausweichende. Der Sinn der Frage ist offenbar nicht der, ob es der eigentliche Zweck der Bibel sei, über wissenschaftliche Fragen Aufschluß zu geben. Der Fragesteller hält jedenfalls dafür, daß der eigentliche Endzweck der Bibel der sei, die Menschen zur Seligkeit zu unterweisen durch den Glauben an Christo Jesu (2 Tim. 3, 15.). Aber er möchte nun wissen, ob das, was die Bibel gewissermaßen nebenbei über „wissenschaftliche Dinge“, z. B. über die Entstehung und die Beschaffenheit der Welt, im Großen und im Einzelnen sagt, als unfehlbare Wahrheit anzuerkennen und anzunehmen sei. Hierauf sollte die „Biblical

World" eine klare, runde Antwort geben. Hier auszuweichen, ist „unwissenschaftlich“. Die Bibel, weil sie ganz Gottes Wort ist — *πάσα γραφή θεόπνευστος* —, ist in allem, was sie sagt, Autorität. Und wer der Bibel nicht glauben will, wenn sie nebenbei von irdischen Dingen sagt, wird ihr noch viel weniger glauben, wenn sie von den geistlichen, himmlischen Dingen redet, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unserer Herrlichkeit. Uns ist kein Theologe bekannt, der bei Verwerfung der Autorität der Schrift in „wissenschaftlichen Dingen“ den Weg zur Seligkeit recht lehrte. F. P.

Was in der General-Synode möglich ist, wird illustriert durch einen Satz, der sich im „Lutheran Evangelist“ vom 20. Januar d. J. findet. Da heißt es: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine so närrische Lehre wie die vom Glauben der Kinder viele Vertheidiger finden werde“ (Nor is it likely that so foolish a dogma as infant faith will have many champions). Und Dr. Butler, der Redacteur, fügt noch hinzu: „Man muthet uns zu . . ., die A l b e r n h e i t von einem Glauben der Kinder fortzupflanzen. Natürlich sind die Pastoren zu vernünftig, einen solchen Unsinn (nonsense) zu indossiren.“ F. P.

## II. Ausland.

Ueber die Annäherung von Methodisten an die lutherische Freikirche berichtet der bekannte P. Schentel folgendermaßen: „In der Methodistengemeinde zu Planik ist eine Spaltung eingetreten. Den sehr jungen Prediger dieser Gemeinde von 22 Jahren, Fund aus Württemberg, hat man nämlich theils wegen Parteiungen, die er erregte, theils wegen seiner Hinneigung zur separirt lutherischen Kirche entsetzt. Fund, dem etliche gefolgt sind, besonders Frauen, will nun unter P. Willkomm's Leitung eine Filiale der separirt lutherischen Johannis-Gemeinde gründen. Als Ort der Gründung scheint Oberplanik oder Cainsdorf auserkoren zu sein. Zunächst wohnt Prediger Fund noch in Planik, von Ostern 1899 in Cainsdorf. Außer denen, die ihm von den Methodisten gefolgt sind, weil ‚sie erkannt haben, daß die Methodisten falsche Lehre führen‘, nimmt er mit sich etliche noch nicht angeschlossene Mitglieder der Methodistengemeinde. Das Ganze ist eine der vielen traurigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirche in unseren Tagen. Es scheint leider allzuviel Menschliches dabei zu sein.“ Welche Grundlage P. Schentel für die letzte Vermuthung hat, wissen wir nicht, bezweifeln aber, daß er so scharfsichtig in Bezug auf das „Menschliche“, was ja schließlich bei jeder solchen Bewegung sich einmengt, gewesen sein und das Ganze als eine so „traurige Erscheinung“ hingestellt haben würde, wenn diese Leute sich der Landeskirche genähert hätten anstatt der Freikirche. Was das Thatsächliche, so weit wir betheiligt sind, anlangt, so hat Schreiber dieses erst die Bekanntschaft des Prediger Fund gemacht, nachdem derselbe schon die Schrift an seine zuständige Behörde abgehandelt hatte, in welcher er die Lehrdifferenzen darlegte, welche sein Bleiben in der Methodistenkirche unmöglich machten, und um brüderliche Erörterung derselben bat. Als er dann, wie er mittheilt, lediglich um dieser Lehrdifferenzen willen am 16. November suspendirt worden war und am 27. November seinen Austritt aus der Methodistengemeinde erklärt hatte, bat er mit etlichen der ihm folgenden Leute um den Rath des Schreibers dieses und um Belehrung über die Lehre von den Gnadenmitteln. In Folge dessen sind seit dem dritten Advent drei öffentliche Lehrbesprechungen mit den bisherigen Methodisten gehalten worden, welche zur Einigung über die Lehren vom Worte Gottes als Gnadenmittel, von der heiligen Taufe, vom Amt der Schlüssel und der Beichte geführt haben. Dieselben sollen im neuen Jahre fortgesetzt werden, und steht Einigung auch in den übrigen Lehren um so mehr zu hoffen, als Prediger Fund besonders die Lehren vom all-



gemeinen Verderben des Menschen, von der Rechtfertigung der ganzen Welt durch Christum und des Einzelnen durch den Glauben allein fleißig getrieben und der methodistischen Werkthätigkeit ernstlich entgegen gearbeitet hat. Es wird sich daher auch bei diesen Leuten die Rechtfertigungslehre als die Sonne erweisen, die alle Nebel des Irrthums zerstreut. Und dann wird es sich zeigen, daß nicht menschliche Parteilichkeit, sondern jener vom HERRN selbst befohlene Krieg hier vorliegt, von dem Matth. 10, 32—42. geredet wird. (Präsident W. in „Freikirche“.)

**Breslau und Immanuel.** Schon seit längerer Zeit haben die Breslauer und Immanueliten über Beseitigung der 1861 erfolgten Kirchentrennung mit einander verhandelt. Im Herbst des vergangenen Jahres haben beide Synoden dahingehende Beschlüsse gefaßt. Die Breslauer Synode nahm folgenden Antrag mit großer Majorität an: „Die Generalsynode erklärt sich mit der Art und Weise, wie das Hochwürdige Oberkirchencollegium die Verhandlungen mit der Immanuel-synode“ weiter geführt hat, einverstanden und ermächtigt es, dieselben im Sinne der nachstehenden Grundsätze fortzusetzen: 1. Wir begrüßen die in den sieben Sätzen der Immanuel-synode vom Jahre 1897 deutlich hervortretende Annäherung ihrer Lehrstellung zu der unsrigen mit Freuden, lehnen es aber ab, dieselben ausdrücklich zu sanctioniren und dadurch sozusagen ein neues, wenn auch nur facultatives, kirchliches Bekenntniß zu schaffen, wie denn auch die „Öffentliche Erklärung“ vom Jahre 1864 die Bedeutung eines solchen nicht hat. Als publica doctrina (öffentliche Lehre), auf welche unsere Pastoren bei ihrer Ordination zu verpflichten, und nach welcher Lehre und Leben in unsern Gemeinden zu urtheilen sind, lassen wir vielmehr nach wie vor nichts anderes gelten, als die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments und die Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche einschließlich der Concordienformel. Die auf diesem gemeinsamen Bekenntniß-grunde hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten dagegen sehen wir, obwohl wir glauben, dabei auf dem von uns eingehaltenen und in der „Öffentlichen Erklärung“ figurirten Wege einen wesentlichen Gewinn kirchlicher Erkenntniß gemacht zu haben, doch nicht als kirchentrennend, sondern als Fragen an, über welche ein einmüthiges Verständniß der lutherischen Gesamtkirche zur Zeit noch nicht erreicht, wohl aber mit allem Ernst zu erstreben ist. 2. Wir werden aber auch nach wie vor die Zugehörigkeit zu unserer Kirche und insonderheit die Uebernahme und Führung eines Amtes in ihr nur solchen zugestehen, welche sich verpflichten, die unter uns aufgerichtete und durch langjährige Erfahrung bewährte Kirchenordnung zu halten. Wir thun dies in der Ueberzeugung, daß wir dafür guten Grund haben in der heiligen Schrift und in den lutherischen Symbolen, wonach es Gottes klarer Wille ist, daß die Kirche Jesu Christi, damit sie ihren göttlichen Beruf in der Welt erfülle, nicht ohne eine sichtbare Organisation, nicht ohne ein Amt der Kirchenleitung und nicht ohne gewisse, die einzelnen Diener und Glieder derselben bindende Ordnungen sei. Wir halten eben deshalb eine Verkehrung dieses auch in der „Öffentlichen Erklärung“ vertretenen Standpunktes für unvereinbar mit der bestehenden Kirchenordnung. 3. Auf Grund des ersten Satzes wissen wir uns mit allen Kirchen, bei denen die gleiche und keine andere publica doctrina in Geltung ist, obwohl dort andere Kirchenordnungen bestehen als bei uns, kirchlich verbunden und waren eben deshalb bereit, auch einzelnen Gliedern der Immanuel-synode, wenn sie sich mit uns auf denselben öcumenischen Standpunkt stellen wollten, unter gewissen Umständen die Zulassung zu unsern Altären zu gewähren. Aber mit den Gemeinden der Immanuel-synode im Ganzen, welche in bewußtem und erklärtem Widerspruch gegen unsere Kirchenordnung von uns ausgegangen sind und deshalb zumeist dicht neben unsern Gemeinden an denselben Orten sich befinden, eine solche Kirchen-

gemeinschaft einzugehen, erachten wir nicht für heilsam, weil dadurch der beklagenswerthe Riß für unabsehbare Zeiten befestigt und die Eintracht unserer eigenen Gemeinden gefährdet werden würde. Die Möglichkeit einer völligen Heilung dieses Risses sehen wir vielmehr nur darin, daß sich die von uns getrennten Brüder, bezw. Gemeinden in dem nunmehr zu hoffenden Einverständniß mit den unter 1 und 2 ausgesprochenen Grundsätzen auch unserm äußeren Kirchenwesen wieder eingliedern lassen, worüber von Fall zu Fall zu verhandeln sein wird.“ Die Immanuelssynode einigte sich darauf einstimmig zu folgender Antwort an das Oberkirchencollegium zu Breslau: „Wir begrüßen mit Genugthuung das Zeugniß der Generalsynode 1898, welches wir als einen neuen Schritt zum Frieden ansehen. Wir finden auch keine Hemmung der beiderseitigen Friedensbestrebungen darin, daß die Generalsynode von einer Sanctionirung unserer sieben Lehrsätze als eines ‚kirchlichen Bekenntnisses‘ abgesehen hat. Wir haben eine solche Sanctionirung von Seiten der Generalsynode weder begehrt, noch erwartet; sondern wir erklären, daß sie nach wie vor lediglich ein bündiges Zeugniß dessen sind, wie wir in den vorliegenden Fragen stehen, und wie wir eine Berechtigung unserer Stellung innerhalb der Breslauer Synode zu finden hofften, ohne daß sie eine Lehrvorschrift mit bindender Gültigkeit darstellen, ähnlich wie es die Breslauer Synode in ihren letzten Beschlüssen von ihrer ‚Oeffentlichen Erklärung‘ sagt. Wir stimmen auch völlig der Meinung der Generalsynode bei, daß von beiden Seiten alles vermieden werden müsse, was ‚den beklagenswerthen Riß für unabsehbare Zeiten zu befestigen‘ geeignet ist. Wir sind aber nicht der Meinung, daß die dahin gehenden Bestrebungen der Generalsynode begründet sind, sehen vielmehr den schließlichen Ausgang der beiderseitigen Bestrebungen in der völligen Verschmelzung beider Synoden zu einer, glauben auch, daß nach dem Eingehen gegenseitiger Abendmahlsgemeinschaft ein Sonderbestehen beider Synoden thatsächlich unmöglich werden wird. Wir müßten aber eine Hinderung der Vereinigung beider Synoden darin sehen, wenn die Breslauer Synode nach der nunmehrigen gegenseitigen Stellungnahme es ablehnen würde, mit der Immanuelssynode im Ganzen Abendmahlsgemeinschaft einzugehen. Wir müssen es endlich bedauern, daß die Breslauer Synode ihre Weigerung, mit der Immanuelssynode im Ganzen Kirchengemeinschaft einzugehen, damit begründet, daß die Immanuelssynode ‚in bewußtem und erklärtem Widerspruch gegen die Kirchenordnung der Breslauer Synode von ihr ausgegangen sei‘, indem wir dazu — wie schon oft geschehen — noch einmal ausdrücklich bemerken, daß der Widerspruch nicht der Kirchenordnung an sich, sondern einer Lehre von der Kirchenordnung galt, welche wir aber jetzt als in der publica doctrina der Breslauer Synode beseitigt ansehen zu dürfen glauben. Wir meinen, daß nunmehr eine Vereinigung beider Synoden möglich ist, da wir in den von der Generalsynode aufgestellten Grundsätzen eine deutlich zu Tage tretende Annäherung sehen, die wir in folgenden Punkten herausstellen: 1. Ausschließlich verpflichtende Stellung für ‚Lehre und Leben in den Gemeinden‘ hat allein Schrift und Bekenntniß, in keiner Weise mehr die ‚Oeffentliche Erklärung‘. Demgemäß können auch jene allein die Lehrnorm sein, nach welcher das Oberkirchencollegium in vorkommenden Fällen amtlich handelt. 2. Die Lehre der ‚Oeffentlichen Erklärung‘ als publica doctrina ist thatsächlich auch damit aufgehoben, daß einer Gegenlehre, wie sie z. B. unsere sieben Sätze enthalten, Duldung zugesprochen ist, während die ‚Oeffentliche Erklärung‘ die Duldung der Gegenlehre ausdrücklich versagt. Denn ‚die auf dem gemeinamen Bekenntnißgrunde hervortretenden Meinungsverschiedenheiten‘ werden als ‚nicht kirchentrennend‘ bezeichnet. 3. Eine ‚sichtbare Organisation in der Kirche, ein Amt der Kirchenleitung und gewisse, die einzelnen Diener und Glieder derselben

bindende Ordnungen', welche auch die Immanuelssynode laut ihres Magdeburger Grundstatuts vom Jahre 1884 von Anfang an gewollt hat, sind wohl als ‚Gottes klarer Wille‘, aber nicht als Stiftung Christi zu bezeichnen. 4. Die lehrhafte Begründung von kirchenregimentlichen und kirchenordnungsmäßigen Maßregeln geschieht nicht mit Berufung auf die ‚Deffentliche Erklärung‘, sondern allein auf Schrift und Bekenntniß. Die Immanuelssynode, bezw. Glieder der künftig vereinigten Synode haben demgemäß keinen Grund mehr, die jetzige Breslauer Synode falscher Lehre zu beschuldigen, auch wenn einzelne für sich noch fernerhin Schrift und Bekenntniß im Sinne der ‚Deffentlichen Erklärung‘ verstehen zu müssen glauben. Somit hat auch die Breslauer Synode keinen Grund mehr, allen denen die Abendmahls-gemeinschaft zu versagen, welche die ‚Deffentliche Erklärung‘ als Lehrvorschrift für das amtliche Handeln des Overtirchencollegiums nicht anerkennen können.“ Man ersieht aus dieser doppelten Kundgebung, daß die angestrebte Kirchenvereinigung nicht als eine Union in und aus der Wahrheit gelten kann. Beide Theile haben Concessionen gemacht. Die Breslauer haben die Verbindlichkeit ihrer ‚Deffentlichen Erklärung‘, welche für Kirchenregiment und Kirchenordnungen das jus ultimum in Anspruch nimmt, preisgegeben, die Immanueliten ein noch größeres Opfer gebracht, indem sie Beides, wenn nicht als „Stiftung Christi“, so doch als „Gottes klaren Willen“ bezeichnen, als ob zwischen diesen beiden Begriffen ein wesentlicher Unterschied wäre. Die noch vorhandenen Lehrdifferenzen sollen in der vereinigten Synode principiell geduldet werden. Die Einen, wie die Andern, die heutigen Vertreter der Breslauer Synode sowohl, wie die der Immanuelssynode haben hiermit den Sinn ihrer Väter verleugnet, welche ihre Gewissensüberzeugung, ob es auch eine irrende war, wie bei Husche und Gefinnungsgegnossen, mit ihrem kirchlichen Handeln bekräftigten. G. St.

In Brannschweig hat kürzlich „das lutherische Landesconsistorium“ einen „lutherischen“ Pastor disciplinärlich gemahnet, weil er den Pfarrer einer römisch-katholischen Gemeinde einen „römischen Priester“ genannt hatte, dagegen einen andern „lutherischen“ Pastor, der sich selbst als liberal bezeichnete und öffentlich erklärte, es sei gleichgültig, ob man Jesum für Gott oder für einen Menschen halte, ruhig gewähren lassen. G. St.

Aus Baden. Die Badische „Evangelische Conferenz“, die am Montag, 19. September, im Vereinshaus zu Karlsruhe versammelt war, beschloß einstimmig folgende Erklärung zur Abwehr: „Die evangelische Conferenz spricht ihr schmerzliches Bedauern über die Angriffe aus, welche fortgesetzt von Geistlichen unserer evangelischen Landeskirche, die zur theologischen Linken gehören, öffentlich gegen die Grundwahrheiten und Grundthaten der göttlichen Offenbarung, mit denen das Christenthum steht und fällt, ungehindert gerichtet werden, ganz besonders über die schmachvollen Auslassungen eines Geistlichen wider die Gottheit unseres Herrn Jesu Christi und ihre Bekenner. Sie ist überzeugt, und Thaten bestätigen es, daß die verneinende Stellung einer Anzahl von Geistlichen unserer Landeskirche zu jenen Grundwahrheiten und Grundthaten nicht bloß außeramtlich, sondern auch im Amte zum Ausdruck kommt, und nicht bloß indirect, sondern auch direct. Sie beklagt aufs tiefste den großen Schaden, der unserer Landeskirche durch solche widerbiblische und unevangelische Stellungnahme von Geistlichen in der Lehre erwächst. Sie fordert angeichts des Ernstes der Lage ihre Mitglieder und Gefinnungsgegnossen auf, selber um so treuer und lebendiger den erhöhten Sohn Gottes, den Herrn der Herrlichkeit, zu bekennen, für die heilige Sache des zu Recht bestehenden guten Bekenntnisses unserer Kirche allezeit und überall einzutreten und das Vertrauen festzuhalten, daß unter der gnädigen Leitung des Herrn unserer Kirche auch bei uns

nicht der widerbiblische Irrthum, sondern die biblische Heilswahrheit den Sieg behalten wird.“ (A. E. L. R.) — Leider ist mit solchen Klagen und Protesten dem Uebel nicht abgeholfen.

G. St.

**Aus Westphalen.** Der verdienstvolle Begründer der Arbeitercolonien, Pastor v. Bodelschwingh steht, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, im Begriff, nun auch auf dem in letzter Zeit viel besprochenen Gebiete der Moorcultur praktisch vorzugehen. Nachdem die Arbeitercolonie „Wilhelmsdorf“ in der Senne, im Zeitraum von sechzehn Jahren 9000 Colonisten durchschnittlich je drei Monate Arbeitsgelegenheit geboten hat, ist von der zu cultivirenden Fläche nicht viel mehr übrig geblieben. Man mußte sich daher bei Zeiten nach einem neuen Arbeitsfelde umsehen. Ein solches ist nun im Norden des Kreises Lübbecke gefunden. Dort liegt ein sogenanntes Hochmoor, das Wietingsmoor, fünf Stunden lang und dreiviertel Stunde breit, von armer Sandhaide eingefaßt, einsam und weltabgeschieden, fern von den Versuchungen, denen die Arbeits- und Heimathlosen so leicht erliegen. Dieses Hochmoor, das auch bei den diesjährigen Kaisermanövern eine Rolle gespielt hat, verheißt nach gründlicher Entwässerung, Planirung und Beseitigung der aufgelagerten Haidekraut- und Moosmassen, bei reichlicher Einstreuung künstlichen Düngers ein brauchbares Wiesen- und Ackerland zu werden. Hier winkt Arbeit für Jahrzehnte, während jetzt das weite Gebiet fast nutzlos daliegt, und, was noch wichtiger ist: Hier findet sich für strebsame Colonisten die beste Gelegenheit zur Ansiedelung und Gründung eines eigenen Heims. Vorläufig ist die Abnahme von zweitausend Morgen für 85,000 Mark vertragsmäßig festgestellt, so daß sich, von einigen besseren Grundstücken abgesehen, der Preis für den Morgen auf 40 Mark stellt. Pastor von Bodelschwingh wandte sich an wohlhabende Gönner mit der originellen Bitte um „einen Morgen Hochmoor“.

**Spanien und das Papstthum.** Es gibt Leute in Spanien, welche erkannt haben und es auch aussprechen, daß dieses Land eigentlich vom Papstthum ruiniert sei. Aber die große Majorität des Volkes, und sonderlich auch die Regierung, ist so in den papistischen Aberglauben verstrickt, daß man auch im Unglück an seinen Verderbern festhält. So ist man sehr beflissen, wenigstens die Gebeine des Columbus, der wohl nächstens vom Papst canonisirt werden wird, aus Westindien zu retten. Dabei trifft man in spanischen Zeitungen auf Neben wie diese: man dürfe die Gebeine des Columbus nicht den K e g e r n überlassen. F. P.

**Aus Irland.** Aus genauester persönlicher Kenntniß sagt William Lynd über irische Zustände: „Wo man Zeichen von Verfall, Trunksucht und Verkommenheit in Irland findet, da darf man sicher sein, daß der römische Katholicismus die Oberhand hat, und wo man einen gewerbefleißigen, sauberen und strebsamen Ort antrifft, da kann man sich ebenso überzeugt halten, daß der Protestantismus vorherrscht.“ Der Fanatismus des römisch-katholischen Volkes wendet sich in Irland mit besonderer Wuth gegen jeden Versuch protestantischer Verkündigung unter freiem Himmel. Ein Prediger, Mr. Hallowas, wurde bei solchem Versuch mit Wurfgeschossen aller Art angegriffen, vor ein Gericht von Katholiken geschleppt und zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. Nach seiner Entlassung begann er seine Thätigkeit aufs neue.

(P. a. S.)

**China und die Christen.** Die A. E. L. R. berichtet: Die Kaiserin von China hat einen Erlaß über die Behandlung der Christen im Reiche an die Behörden gerichtet. Aus diesem Erlasse geht hervor, daß man nunmehr auch in Peking zu der Ueberzeugung gelangt, es müsse den Christen und den Ausländern, welche im Reiche der Mitte leben, Schutz gemährt werden. Der Erlaß der Kaiserin lautet: „In zahlreichen Erlassen meines Vorgängers wurde den Behörden eingeschärft, die Miß-

sonare und die Christen im Reiche zu beschützen und die Bemühungen der Regierung, Friede und Eintracht zu stiften, zu unterstützen. Ich erfahre aber, daß das Volk in letzter Zeit die Christen beunruhigt und Conflicte mit denselben herbeiführt. Man muß darüber entrüstet sein, daß das unwissende Volk alberne Gerüchte verbreitet, welche Unruhen und Conflict zur Folge haben, die geeignet sind, die Behörden arg zu compromittiren. Ich richte diesen Erlaß an die höchsten Provinzbehörden des Reiches, damit sie in Furcht meinen Befehlen gehorchen. Sämmtliche christlichen Gotteshäuser, welcher Nationalität immer, müssen geschützt, alle Missionare, welche im Reiche leben, müssen höflich behandelt, in Conflicten zwischen Einheimischen und Ausländern muß Gerechtigkeit geübt werden. Das Volk muß dazu verhalten werden, mit den Christen in Frieden zu leben. Ausländischen Reisenden, welche das Reich erforschen wollen, muß die größte Zuverlässigkeit erwiesen werden. Sollten sich die Behörden auch nach diesem Erlasse unfähig erweisen, meine Befehle durchzuführen, so werden alle Schuldigen, die höchsten Personen nicht ausgenommen, die strengsten Strafen erleiden. Es soll nachher niemandem einfallen, zu sagen, er sei nicht gewarnt worden.“

## Eingefandte Bücher.

- Die Heilsordnung.** Von Emil Wacker. Gütersloh. Bertelsmann. 1898. 4 M. Geb. 4.80 M.
- Handbuch der Glaubenslehre Joh. Gerhards.** Verfaßt durch seinen Sohn Joh. Ernst Gerhard. Dritter Band. Aus dem Lateinischen übersetzt von R. F. Kropp. Eben-Ezer. 1898. Preis: 5 M. br.
- Holbachs Sociales System.** Nach dem Original übersetzt von Johann Umminger. Leipzig. Commissions-Berlag von Theod. Thomas. 1898. 5 M.
- Der ehang.-lutherische Hausfreund.** Kalender auf das Jahr 1899. Herausgeber: D. H. Th. Willkomm, sep. ev.-luth. Pastor zu Planitz. 20 Cts.
- Theological Encyclopaedia and Methodology,** by R. F. Weldner, D. D., LL. D. Part I. Introduction and Exegetical Theology. Second edition. Fleming H. Revell Company. \$1.50.
- Das bällige, gegenwärtige Heil durch Christum.** Von Theodor Jellinghaus, Pastor emeritus. Basel. P. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. 1898.
- Concordia, oder die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche.** Ffste Auflage. Basel. P. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. 1898.
- Tägliche Andachten in fortlaufenden Betrachtungen über die Evangelien des Lucas und Johannes und die Apostelgeschichte.** Von J. Heiniger. Basel. P. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. 1897. 1 M.
- Christliche Ethik.** Julius Köstlin. Lieferung I. Berlin. Verlag von Neuther und Reichard. 1898.
- American Lutheran Almanac and Year-Book.** 1899. American Lutheran Publication Board, Pittsburg, Pa.
- Zerstörende und aufbauende Mächte in China.** Von C. J. Boskamp, Missionar der Berliner Missionsgesellschaft in China. Berlin 1898. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, No. 43, Friedensstraße 9.
- Was sind die Modern Woodmen of America? Und: Warum kann ein Christ nicht zu ihnen gehören?** Von H. C. Brintmann, ev.-luth. Pastor zu Blue Earth City, Minn. Concordia Publishing House. 3 Cts.
- Bible History for Schools and the Home.** Authorized by the Evangelical Lutheran Augustana Synod in North America. Rock Island, Ill., Lutheran Augustana Book Concern. 1898.
- Die Bundesregierung.** Eine kurze Darstellung unsrer nationalen Einrichtungen. Von C. W. R. Chicago. Rundschau Publishing Co. 1898. 75 Cts.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

Februar 1899.

No. 2.

## Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?

(Fortsetzung.)

Sollen unsere Gedanken als wirkliche Erkenntnisse, als Erkenntnisse von Wahrheiten gelten, so muß ihnen etwas in der Wirklichkeit entsprechen. Es ist somit nicht nöthig, daß unsere Vorstellungen, um Erkenntnisse zu sein, sich mit der Wirklichkeit ihrem ganzen Umfange und Inhalte nach decken. Auch dann, wenn wir in unseren Gedanken nicht den ganzen Inhalt, den gesammten Wahrheitsgehalt der Wirklichkeit erschöpfen, sondern nur einen Theil der in derselben beschlossenen Wahrheiten erfassen, ist wirkliche Erkenntniß vorhanden. Unvollständige Erkenntniß ist als solche nicht falsch, vielmehr so weit, als sie geht und so lange sie nicht für mehr ausgegeben wird, als sie ist, wahre Erkenntniß. Die durch sinnliche Wahrnehmung irgend eines Phänomens gewonnene Erkenntniß eines Laien ist gültig, auch wenn er von dem „Warum“, „Wie“ und „Wozu“ keine Ahnung hat. Daß jemand z. B. die Bedingungen irgend eines beobachteten Vorgangs nicht anzugeben vermag, macht die Kenntniß der Thatsache selber nicht falsch. Die Erkenntniß des „Daß“ bleibt richtige Erkenntniß, auch wenn die Kenntniß des „Wie“, „Warum“, „Wozu“ und „Wodurch“ nicht hinzutritt. Daß wir vieles nicht erkennen, macht das nicht falsch, was wir erkannt haben. Auch dann nicht, wenn durch die mangelnden Stücke der Schein des Widerspruchs hervorgerufen wird. Ein Stück der Wirklichkeit, oder eine Beziehung in der Wirklichkeit kann für sich und abgesehen vom andern Gegenstand der Erkenntniß werden. Partielle, aphoristische oder dem Umfange nach beschränkte Erkenntniß ist, so weit sie geht, Erkenntniß von Wahrheiten. Wäre nur allseitige, alles umfassende Erkenntniß wirkliche Erkenntniß, wäre eine Vorstellung in unserem Geiste nur wahr, sofern und wenn sie sich als Theil eines vollständigen und vollendeten Ganzen von Vorstellungen, oder als Stein eines abgeschlossenen, lückenlosen Systems von Erkenntnissen darböte, dann gäbe es für den Menschen auf Erden im Grunde

gar kein Erkennen, weder auf geistlichem, noch auf natürlichem Gebiet. Denn obwohl es ohne Zweifel ein System von zusammenhängenden — wir sagen nicht nothwendigen — Wirklichkeiten und Wahrheiten gibt, so ist doch kein Mensch auf Erden, dem alle Wirklichkeiten und Wahrheiten bekannt wären. Nöthig ist bloß, daß jeder Vorstellung im Geiste des Menschen etwas in der objectiven Wirklichkeit entspricht. Von der Wirklichkeit abweichen dürfen unsere Gedanken nie, wenn sie nicht zu leeren Figuren des Geistes herabsinken sollen. Vollständigkeit und Allseitigkeit ist somit nicht das sine qua non der Erkenntniß.

Das gilt auch vom christlichen Erkennen. Obwohl nämlich die christlichen, der Schrift entnommenen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen sich nicht, wie zwei gleichseitige Dreiecke, vollständig decken mit dem ganzen Wahrheitsgehalt der christlichen Wirklichkeiten, so nehmen wir doch für dieselben unbedingte Wahrheit und fraglose Gültigkeit in Anspruch. Gott und göttliche Dinge betreffend ist uns hier auf Erden noch gar vieles verborgen. Die Schrift und unsere der Schrift entnommene Erkenntniß von Gott, seinen Rathschlüssen und Werken erschöpft die Wirklichkeit nicht. Die christliche Erkenntniß hier auf Erden erhebt keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit, Allseitigkeit und Lückenlosigkeit. Zwar gibt uns die heilige Schrift über alles, was uns zur Seligkeit zu wissen nöthig ist, klaren und vollständigen Aufschluß. Sie beantwortet aber nicht alles, was wir wohl wissen möchten und auch in der schola superna wissen werden. Aber trotz dieser Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit ist die der Schrift entnommene christliche Erkenntniß wirkliche Erkenntniß, Erkenntniß der Wahrheit, weil ihr in der Wirklichkeit etwas entspricht, obwohl in der Wirklichkeit mehr liegt, als in der heiligen Schrift zum Ausdruck kommt und aus derselben erkannt werden kann. Dies bekennt Paulus, wenn er Röm. 11, 33—34. schreibt: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ Siehe auch Hiob 15, 8. Jes. 40, 13. 14. 1 Cor. 2, 16. Vieles von dem, was Gott thut, wissen wir jetzt noch nicht, wir sollen es aber hernach erfahren, Joh. 13, 7. So ist allerdings die christliche Erkenntniß unvollständig. Ihrer Wahrheit und Gültigkeit aber benimmt diese Unvollständigkeit nichts. Beides hebt Paulus hervor, wenn er 1 Cor. 13, 9—12. also schreibt: „Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ Hiernach ist allerdings

gerade auch unser christliches Erkennen und Wissen auf Erden unvollständig und lückenhaft, Stückwerk, nichts als Stückwerk, aber nichtsdestoweniger Wissen und Erkennen, wirkliches Wissen und Erkennen von gültigen Wahrheiten und objectiven Wirklichkeiten.<sup>1)</sup> Mit jedem Spruch der heiligen Schrift, insonderheit mit jedem locus classicus, haben wir eine unfehlbare Wahrheit in unsern Erkenntnißschatz aufgenommen, die wir nie, in alle Ewigkeit nicht, als schiefe Ansicht zu modificiren brauchen, auch in den Fällen nicht, da sich die Aussagen der Schrift zu widersprechen scheinen, weil die Schrift zwar alle zur Seligkeit nothwendigen, aber nicht absolut alle Wahrheiten enthält.

Wie der Umfang, so kann nun auch die Art der Erkenntniß eine verschiedene sein, ohne ihren Character, wirkliche Erkenntniß zu sein, einzubüßen. Die Erkenntniß kann höherer oder niederer, vollkommener oder unvollkommener Art sein und doch in beiden Fällen der Wirklichkeit entsprechen. Die niedere Art der Erkenntniß kann in die höhere übergehen, ohne daß die letztere die erstere Lügen straft. Wie ein Gemälde von Napoleon der Wirklichkeit näher kommt als ein bloßes Schattenbild: so auch die höhere Art der Erkenntniß, verglichen mit der niederen. So besaß z. B. Livingstone, der durch eigene Beobachtung Land und Leute in Africa kennen gelernt hatte, eine höhere Art der Erkenntniß von Africa, als der, welcher nur ein Buch über Livingstone und seine Erfahrungen gelesen hat. Erkenntniß aus eigener Anschauung steht höher als Erkenntniß aus schriftlichen oder mündlichen Darstellungen. Sind wir doch z. B. ganz außer Stande, von sämtlichen einfachen Sinnesempfindungen, wie roth, gelb, süß, bitter zc. dem, der sie noch nicht selber erfahren hat, durch bloße Worte und Begriffe eine distincte Vorstellung mitzuthellen. Die Erkenntniß aus eigener Erfahrung steht somit auf höherer Stufe, als die Erkenntniß aus dem Unterricht in bloßen Worten und Begriffen. In beiden Fällen aber haben wir es mit wirklicher Erkenntniß zu thun, das heißt, mit Vorstellungen, die der Wirklichkeit entsprechen und darum auch einander nicht widersprechen.

Ähnlich verhält es sich nun auch mit der Erkenntniß der Christen hier auf Erden, verglichen mit ihrer Erkenntniß einst im Himmel. Hier auf Erden ist die Erkenntniß der Christen geringerer Art, als die Erkenntniß der Seligen im Himmel. Nicht bloß dem Umfange nach wird unsere Er-

1) Daß wir hier den Ausdruck „Wissen“ in seiner gewöhnlichen Bedeutung und nicht in dem technischen oder philosophischen Sinne „als vernunftnothwendig erkennen“ gebrauchen, sei an dieser Stelle nur der Vorsicht wegen bemerkt. — Wenn man die Termini „Erkennen“ und „Wissen“ so unterscheidet, daß „Erkennen“ der allgemeinere und „Wissen“ der engere Ausdruck ist, so daß „Erkennen“ jedes der Wirklichkeit entsprechende Vorstellen ist, „Wissen“ dagegen dasjenige, welches verbunden ist mit dem Bewußtsein des guten Grundes für die Richtigkeit der vorliegenden Vorstellungen, so ist allerdings die christliche Erkenntniß ein Wissen, denn seine Gewißheit der Erkenntniß gründet der Christ bewußtmaßen auf das unfehlbare Wort der heiligen Schrift.



kenntniß im Himmel viel größer sein, als sie hier auf Erden ist, da wir dort vieles wissen und verstehen werden, was uns hier auf Erden verborgen bleibt, sondern auch die Art unserer Erkenntniß im Himmel wird eine viel höhere und herrlichere sein, als sie uns hier auf Erden zu Theil werden kann. Im Himmel wird unser Erkennen auf eine unvergleichlich hohe und vollkommene Stufe gerückt werden. Im Himmel werden wir eben nicht mehr, wie das auf Erden der Fall ist, in bloßen Worten und Begriffen erkennen. Was wir hier hoffen, werden wir dort haben. Und was wir auf Erden auf Grund des Schriftwortes glauben, werden wir dort erfahren und schauen. Hier auf Erden erkennen wir Gott und göttliche Dinge nur aus den Berichten und Darstellungen, die uns der Heilige Geist im Wort der Schrift gibt. Das Schriftwort ist auf Erden das eigentliche und einzige Erkenntnißobject für den gelehrtesten Theologen, wie für den einfältigen Laien. Im Himmel aber werden wir Gott und Christum und alle himmlischen Realitäten unmittelbar, das heißt, aus eigener Anschauung und Erfahrung erkennen. Der Unterricht, den wir auf Erden in geistlichen Dingen empfangen, ist ausschließlich ein Unterricht des Wortes. In der schola superna aber wird uns von Gott und göttlichen Dingen ein himmlischer Anschauungsunterricht zu Theil werden. Auf Erden haben wir von den geistlichen Realitäten gleichsam nur Photographien oder Spiegelbilder. Hier auf Erden lehren wir den himmlischen Wirklichkeiten noch den Rücken zu und sehen nur ihre Schattenbilder in den Worten und Begriffen der heiligen Schrift. Es sind zwar Wahrheiten, die wir hier auf Erden erkennen aus der Schrift, aber Wahrheiten, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, 1 Cor. 2, 9. Dort aber werden wir Gott schauen, wie er ist, von Angesicht zu Angesicht. So wird allerdings die Erkenntniß der Kinder Gottes im Himmel unvergleichlich herrlicherer Art und Natur sein, als sie hier auf Erden ist. Wie sich eine Symphonie in bloßen Noten auf dem Papier unterscheidet von der Aufführung mit Instrumenten: so auch, oder doch ähnlich, die Anschauungserkenntniß im Himmel von der bloßen Begriffserkenntniß durchs Schriftwort. Verglichen mit der Erkenntniß im Himmel ist somit unsere Erkenntniß auf Erden nicht bloß lüdenhaft, sondern auch der Art nach viel geringer und unvollkommener.

Die Erkenntniß aus der Anschauung macht aber die Erkenntniß aus dem Worte Gottes nicht ungewiß und unwahr. Die höhere Art der Erkenntniß im Himmel straft die niedere Art der Erkenntniß auf Erden nicht Lügen. Alle dem unfehlbaren Worte Gottes entnommenen Vorstellungen und Urtheile entsprechen, in ihrer Art, der Wirklichkeit und sind darum auch, so weit als sie gehen, wahre Erkenntnisse. Die Erkenntnisse, welche wir hier auf Erden dem Worte der Schrift entnommen haben, werden wir im Himmel nicht zu corrigiren brauchen. Der Anschauungsunterricht droben wird zu keinen Wahrheiten führen, welche die hienieden der inspirirten Schrift entnommenen aufheben. Himmel und Erde werden vergehen, aber vom

Gesetz, vom Worte Gottes, wird kein Tüttel fallen, Luc. 16, 17. 21, 33. Der Unterschied zwischen der Erkenntniß auf Erden und im Himmel besteht sonach nicht darin, daß die eine wahr und die andere falsch, oder daß die eine im geringeren Maße wahr wäre als die andere, sondern einmal darin, daß die irdische Erkenntniß beschränkt und lückenhaft ist, während die himmlische vollständig und vollkommen ist, sodann daß die irdische durchs Wort vermittelt wird, die himmlische aber im Schauen Gottes und der göttlichen Dinge selber besteht. Eben dies betont Paulus, wenn er in der bereits angeführten Stelle 1 Cor. 13 sagt, daß unsere irdische Erkenntniß nicht bloß Stückwerk sei, sondern auch in der Art der himmlischen Erkenntniß nachstehe, da sie nicht ein Sehen „von Angesicht zu Angesicht“, sondern „durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, δι' ἐσόπτρου ἐν αὐρίματι“ sei und somit zwar Erkenntniß, rechte, wahre Erkenntniß und wirkliches, sachgemäßes Wissen, aber, verglichen mit der himmlischen, eine Erkenntniß niederer Art sei. Daß die himmlische Erkenntniß unaussprechlich herrlicher und vollkommener sei als die irdische, davon hatte Paulus ja auch selber etwas erfahren, als er entzückt wurde bis in den dritten Himmel und unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann, hörte, 2 Cor. 12, 1—4. Das alles hindert ihn und die heilige Schrift aber nicht, die Gedanken von Gott und göttlichen Dingen, die wir hier auf Erden dem Worte Gottes entnehmen, als „Erkennen“ und „Wissen“ zu bezeichnen. Siehe auch Jer. 9, 24. 24, 7. Hiob 19, 25. Matth. 22, 29. Joh. 17, 3. Röm. 1, 19. 21. 7, 18. 1 Cor. 2, 2. 13, 9—12. Eph. 1, 18. 2 Tim. 1, 12. Wenn daher Augustin einmal sagt: „Gott wird wahrer gedacht als ausgesprochen, und er ist wahrer, als er gedacht wird, Deus verius cogitatur quam dicitur, et verius est, quam cogitatur“, so will er damit nicht sagen, daß das Wort und der Gedanke der Wirklichkeit nicht entsprechen, sondern nur, daß das Wort der Wirklichkeit ferner steht als der Gedanke und der Gedanke ferner als das Schauen.

Die richtigste und wichtigste E i n t h e i l u n g aller Erkenntnisse hier auf Erden ist nun ohne Zweifel die Scheidung derselben in Erkenntnisse auf natürlichem und auf geistlichem Gebiet. Die Erkenntnisse auf natürlichem Gebiet kann man auch bezeichnen als natürliche, weltliche oder irdische oder gemeine menschliche oder Vernunftkenntnisse. Es sind die Vorstellungen, welche die mit der Schöpfung gegebenen Wahrheiten zu ihrem Gegenstand haben, und die der Mensch zumeist dadurch erlangt, daß er seinen natürlichen Verstand und seine Sinne recht gebraucht. Aufgespeichert und gruppiert finden wir diese Gedanken vornehmlich in den verschiedenen weltlichen Wissenschaften: Physik, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Astronomie, Geologie, Psychologie, Medicin etc. Woimmer auf diesem Gebiete das menschliche Denken sich der Wirklichkeit anschmiegt und anschließt und sich in seinen Vorstellungen, Begriffen und Urtheilen von der Wirklichkeit leiten und bestimmen läßt, da entstehen auch Erkenntnisse natürlicher Wahrheiten. Sofern

das aber nicht der Fall ist, sind auch die in den weltlichen Wissenschaften vorliegenden Gedanken und Gedankensysteme nicht Erkenntnisse, sondern Verstrickungen in Wahn und Unwahrheit. Die Erkenntniß auf geistlichem Gebiet hat die Wahrheiten der christlichen Religion, die Wahrheiten, die der christianismus in sich birgt, und die in der heiligen Schrift vorliegen, zu ihrem besonderen Gegenstand. Und alle Gedanken, die auf diesem Gebiete mit der Schrift und darum mit der Wirklichkeit harmoniren, sind geistliche Erkenntnisse; sofern sie aber mit der Schrift streiten, sind sie Irthümer. Bezeichnen kann man die Erkenntniß auf geistlichem Gebiete auch als christliche, evangelische, seligmachende, geoffenbarte, theologische, oder Schrift-Erkentniß.<sup>1)</sup>

Diese Unterscheidung zwischen der Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet ist uns nun wichtig darum, weil beide toto genere von einander verschieden sind. Die natürliche und geistliche Erkenntniß finden ihre höhere Einheit, ihr Genus, weder in der Philosophie noch in irgend einer anderen Wissenschaft. Wie die natürliche Erkenntniß die geistliche nicht als einen constituirenden Theil in sich faßt, so bildet auch die natürliche Erkenntniß als solche, weder einen Theil, noch eine Unterabtheilung in der geistlichen Erkenntniß. Zwar setzt die geistliche Erkenntniß ein Quantum natürlicher Erkenntniß voraus, aber die natürliche Erkenntniß gehört nicht als Species in den eigentlichen Umfang der geistlichen Erkenntniß. Und noch viel weniger gehört die geistliche Erkenntniß in den Umfang der natürlichen. Wie nämlich die Erlösung zwar die Schöpfung voraussetzt, aber nicht virtualiter in derselben enthalten ist: so liegt auch die geistliche Erkenntniß nicht implicite beschlossen in der natürlichen. Und wie die Schöpfung kein Stück der Erlösung ist, so kann auch die natürliche Erkenntniß nicht als ein Theil der geistlichen Erkenntniß betrachtet werden.

1) Die Begriffe: Christliche, evangelische, seligmachende, geoffenbarte, theologische und Schrift-Erkentniß einerseits und die Begriffe: Natürliche Erkenntniß und Erkenntniß auf natürlichem Gebiet andererseits sind nicht alle völlig identisch. „Natürliche Erkenntniß“ ist, streng genommen, nur diejenige Erkenntniß, welche den Kräften, die der Mensch jetzt noch besitzt, erreichbar ist. „Erkenntniß auf natürlichem Gebiet“ schließt auch diejenigen mit der Schöpfung gegebenen Wahrheiten in sich, die uns nur durch Offenbarung in der Schrift bekannt geworden sind, z. B. die Schöpfung der Welt in sechs Tagen und die Schöpfung der Engel. Die Begriffe: Christliche, evangelische und seligmachende Erkenntniß fallen wesentlich zusammen. Zur „geoffenbarten Erkenntniß“ gehören aber nicht bloß die Lehren des Evangeliums, sondern auch, wie bereits gesagt, gar manche Stücke natürlicher Wahrheiten. Dasselbe gilt von dem Ausdruck „Schrift-Erkentniß“, denn die Schrift enthält mehr als das Evangelium, und auch mehr als die geoffenbarten Wahrheiten. Erwähnt sei hier auch, daß der Begriff „inspirirte Wahrheiten“, der zusammenfällt mit „Schriftwahrheiten“, weder identisch ist mit evangelischen noch auch mit geoffenbarten Wahrheiten, denn die Schrift enthält mehr als Evangelium und auch mehr als geoffenbarte Wahrheiten, alles aber, was sich in der Schrift findet, es sei Evangelium oder nicht, geoffenbart oder nicht, ist inspirirt. J. B.

Obwohl die geistliche Erkenntniß nicht vorhanden sein kann ohne jegliche natürliche Erkenntniß, so ist es doch unmöglich, die geistliche Erkenntniß aus der natürlichen abzuleiten. Verglichen mit der natürlichen Erkenntniß ist die geistliche *sui generis*. Wir behaupten darum auch, daß sich die Theologie der Philosophie und den natürlichen Wissenschaften logisch weder identificiren, noch subordiniren, noch coordiniren, noch superordiniren lasse. Nicht subordiniren, denn die geistliche Erkenntniß ist weder eine Art noch eine Unterart der weltlichen Erkenntnisse. Nicht identificiren oder coordiniren, denn die geistliche Erkenntniß ist verschieden von der natürlichen, verschieden nicht bloß specifisch, sondern generisch. Nicht überordnen, denn die natürliche Erkenntniß bildet weder eine Art noch eine Unterart in dem Umfange der geistlichen Erkenntniß. Die Philosophen und Theologen, welche die christliche Theologie der Philosophie identificiren, oder subordiniren, oder sie den weltlichen Einzelwissenschaften coordiniren, oder sie als Königinwissenschaft an die Spitze aller Wissenschaften stellen, haben dies nur so zu Wege gebracht, daß sie alles specifisch Christliche aus der Theologie gestrichen haben. Die Theologie ist der Philosophie und den Einzelwissenschaften völlig disparat. Sie unterscheidet sich von den Wissenschaften nicht bloß durch gewisse Artunterschiede, sondern durch wesentliche Eigenschaften. Die Theologie ist weder eine Wissenschaft im Sinne der speculativen Philosophie, noch im Sinne der empirischen Einzelwissenschaften. Und diese völlige Disparität zwischen der Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet darzuthun, ist die Aufgabe, welche wir uns laut Ueberschrift unseres Artikels gesetzt haben. Am besten glauben wir dies nun so thun zu können, daß wir hinweisen auf den Unterschied 1. in Bezug auf das Erkenntnißobject, 2. die Erkenntnißquelle, 3. die Erkenntnißmethode, 4. die Erkenntnißzwecke und 5. die Erkenntnißart und Eigenthümlichkeit.

Damit nun, daß wir in der angegebenen Weise etwas ausführlicher auf unsere Frage eingehen, glauben wir kein *opus supererogationis* zu thun. Fast durch die Bank behaupten ja die modernen Theologen seit Schleiermacher, daß die Theologie eine „Wissenschaft“ sei, und zwar im strengsten Sinne des Wortes. Das gilt bekanntlich auch vom Gros der modernen „lutherischen“ Theologen. Sie wollen „wissenschaftliche Theologen“, „Männer der Wissenschaft“ sein. Sie rühmen sich ihres „wissenschaftlichen Berufes“. Eben dadurch, sagen sie, unterscheidet sich der Theologe vom Prediger, daß er *ex officio* „der Wissenschaft lebe“. Was der einfältige Christ glaube, aufs Wort der Schrift hin glaube, müsse der Theologe als nothwendige Wahrheit vernünftig erkennen, „wissen“. Die eigentliche Aufgabe des Theologen sei die, den Glauben der Christen zur Wissenschaft zu erheben und ein wissenschaftliches System der christlichen Wahrheiten aufzuführen. Ein moderner Dogmatiker schreibt's dem andern nach, daß in der Definition der Theologie nur der Begriff „Wissenschaft“ als *genus proximum* gelten könne. Und wenn sie es dahin gebracht,

daß weltliche Wissenschaften der Theologie den Rang einer ebenbürtigen Schwesterwissenschaft einräumen, so meinen sie damit der Theologie und Kirche den höchsten Dienst erwiesen zu haben. Und das alles, weil die moderne Theologie die völlige Disparität der Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet nicht erkennt. Wenn wir daher den fundamentalen Unterschied der Erkenntniß auf beiden Gebieten aufweisen, so berühren wir damit zugleich den wundesten Fleck in der ganzen modernen Theologie, das *πρωτον ψεύδος*, das alle christlichen Lehren zersezt und ihnen ein heidnisches Gepräge verleiht, den *error in principio*, dessen böse Früchte in jedem Capitel wissenschaftlicher Dogmatiken zu Tage treten, den Grundirrtum, der in seiner Consequenz Geistliches in Weltliches, Gnade in Natur, Offenbarung in Vernunft, Glauben in — nicht etwa Wissen, sondern in — Wahn, Theologie in Philosophie und das Christenthum verwandelt in — Heidenthum.

F. B.

(No. II folgt.)

### Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Capiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun das, was der Apostel in diesem Abschnitt seines Briefes <sup>1)</sup> seinen Lesern aus seinem Leben mittheilt, mit den geschichtlichen Angaben der Apostelgeschichte vergleichen, so erhebt sich zunächst die Frage, mit welcher von den in der Apostelgeschichte berichteten, verschiedenen Reisen des Paulus nach Jerusalem ist diese, von der er hier redet, identisch? Lucas berichtet uns von fünf verschiedenen Reisen, die der Apostel nach Jerusalem unternahm. <sup>2)</sup> Welche von diesen ist hier zu vergleichen? Die erste und die letzte Reise können von vornherein nicht in Betracht kommen, denn die erste Reise ist dieselbe, von der der Apostel seinen Galatern schon vorher erzählt hat, <sup>3)</sup> und die letzte fällt in eine Zeit, als Paulus seinen Brief an die Galater längst geschrieben hatte, damals als Paulus in Jerusalem gefangen genommen und nach zweijähriger Gefangenschaft in Cäsarea nach Rom gebracht wurde. Es bleiben nur noch die andern drei Reisen übrig, die hier in Frage kommen können. Für alle drei haben sich Vertreter gefunden. So sagt z. B. Luther zu Gal. 2: „Ich halte aber nicht dafür, daß dies derselbe Handel sei, den Lucas im fünfzehnten Capitel der Apostelgeschichte beschreibt, der alsbald im Anfang des Evangelii vorgekommen zu sein scheint, sondern die Geschichte, welche Paulus hier erzählt, scheint sich

1) Gal. 2, 1—10.

2) Apost. 9, 26.; 11, 30.; 15, 1.; 18, 21.; 21, 17.

3) Gal. 1, 18.

lange nachher zugetragen zu haben, da er bereits fast achtzehn Jahr das Evangelium gepredigt hatte",<sup>1)</sup> und spricht sich damit für den späteren Aufenthalt des Apostels in Jerusalem aus, wie vor ihm schon Chrysostomus. Doch es läßt sich nicht gut annehmen, daß nach dem sogenannten Apostelconvent, wie ihn die Apostelgeschichte Cap. 15 beschreibt, noch einmal solche Verhandlungen nöthig gewesen wären, wie sie Paulus erzählt. Dazu kommt, daß dann diese Verhandlungen nur ganz kurz, ehe Paulus seinen Brief an die Galater schrieb, stattgefunden hätten, seine Erzählung macht aber ganz den Eindruck, als handle es sich um eine Sache, die schon vor längerer Zeit geschehen sei. Wie steht es aber mit jener Reise, die uns Lucas als die zweite des Paulus berichtet?<sup>2)</sup> Paulus und Barnabas wurden damals von der Gemeinde zu Antiochien nach Jerusalem gesandt, und zwar geschah das in Folge einer Weissagung des Propheten Agabus, der durch den Geist eine große Theurung deutete, die über den ganzen Kreis der Erde kommen sollte. Diese Weissagung veranlaßte die Christen in Antiochia, eine Collecte zu sammeln für die armen Brüder in Jerusalem, die voraussichtlich durch diese Theurung in große Noth kommen würden, und diese Collecte sandte die Gemeinde nach Jerusalem durch Barnabas und Paulus. Von dem, was sich bei dieser Gelegenheit in Jerusalem ereignete, erzählt die Apostelgeschichte nichts, sondern merkt nur an, daß die beiden Abgesandten von Jerusalem wieder zurückkehrten, nachdem sie ihren Auftrag vollendet hatten, in Begleitung des Johannes Marcus.<sup>3)</sup> Hier scheint sich nun der ganze Bericht Gal. 2 gut unterbringen zu lassen. Hier wie dort finden wir Paulus und Barnabas, die mit einander nach Jerusalem reisen. Daß Lucas nichts davon ausdrücklich sagt, daß Paulus für seine Person auch noch den Titus mitgenommen habe, würde keine großen Schwierigkeiten machen. Wenn dagegen Paulus berichtet, daß er *κατὰ ἀποκάλυψιν*<sup>4)</sup> hinaufgezogen sei, so könnte man das in Verbindung setzen mit der Weissagung des Propheten Agabus, in Folge derer Paulus und Barnabas nach Jerusalem gesandt wurden, obwohl es dann nicht klar wäre, zu welchem Zweck der Apostel die Galater gerade an diesen Umstand erinnert hätte. Und da Lucas so ganz schweigt über das, was sich damals in Jerusalem zutrug, so wäre es an und für sich wohl möglich, anzunehmen, daß Paulus damals die Gelegenheit wahrgenommen hätte, sich mit der Gemeinde und denen, die das Ansehen hatten, zu besprechen über dem Evangelium, das er unter den Heiden predigte, und ihnen um der Heidenchristen willen die Frage vorzulegen, ob er etwa vergeblich liefе oder gelaufen habe. Und doch lassen sich diese beiden Berichte nicht identificiren. Hätten damals solche Verhandlungen zwischen Paulus und den dortigen Christen und Aposteln stattgefunden, die eine so vollständige, herzliche Einigkeit zwischen ihnen in

1) St. Louiser Ausg. Bd. IX, Col. 115 f.

2) Apost. Cap. 11 und 12.

3) Apost. 12, 25.

4) Gal. 2, 2.

der Frage von der Beschreibung der Heidenchristen offenbarte, so läßt sich wiederum nicht begreifen, wie schon nach so wenigen Jahren die Gemeinde in Antiochia wiederum eine Gesandtschaft nach Jerusalem hätte schicken müssen, um über dieselbe Frage zu verhandeln. Auch die Zeit will nicht stimmen. Jene Hungersnoth fand unter dem Kaiser Claudius,<sup>1)</sup> etwa im Jahre 44 nach unserer jetzigen Zeitrechnung statt. Nach dem Berichte des Apostels im Galaterbrief waren aber damals schon siebenzehn Jahre nach seiner Bekehrung verfloßen,<sup>2)</sup> und das bringt uns etwa in das Jahr 49.

Es bleibt also nur die eine Reise übrig, die hier in Betracht kommt, nämlich die, welche Lucas im fünfzehnten Capitel seines Buches uns sehr ausführlich beschreibt. Man wirft hier sofort ein: Wenn der Bericht des Paulus sich auf diese, seine dritte Reise nach Jerusalem beziehen würde, dann hätte der Apostel in seinem Galaterbrief seine zweite Reise ganz mit Stillschweigen übergangen, er hätte ein wichtiges Glied in seiner Kette von Beweisen ausgelassen, daß er nicht ein Apostelschüler sei, und also seinen Gegnern eine wichtige Waffe in die Hand gegeben. Oder aber man muß annehmen, daß diese zweite Reise gar nicht stattgefunden hat, daß hier ein geschichtlicher Irrthum der Apostelgeschichte vorliegt. So hat in neuester Zeit Professor McGiffert wieder die Behauptung aufgestellt, daß Lucas in seinen Quellen zwei verschiedene Berichte der einen Reise gefunden und sie als verschiedene Reisen des Apostels aufgefaßt und also behandelt habe.<sup>3)</sup> So verächtigt man wieder den Bericht des Lucas. Doch alle diese Annahmen beruhen auf der falschen Voraussetzung, als habe Paulus bei seiner Darlegung nur den Zweck gehabt, zu zeigen, daß er kein Apostelschüler sei, daß er das Evangelium von keinem Menschen empfangen oder gelernt habe, als habe er daher auch alle seine einzelnen Reisen nach Jerusalem bis auf jene Zeit anführen wollen und müssen. Wir haben schon früher gesehen, daß das keineswegs der Fall ist. Den Beweis, daß er kein Schüler der Apostel sei, schließt Paulus schon Gal. 1, 20. In dem zweiten Abschnitt zeigt er, daß sein Evangelium und sein Apostelamt von Anfang bis her Anerkennung gefunden habe bei den judenchristlichen Gemeinden und bei den älteren Aposteln, daß er diese als Zeugen für die Wahrheit seiner Lehre und seines Evangeliums auführen könne. Die Thatfachen, die dieses recht ins Licht stellen konnten, hebt er hervor. Und da nun bei jener zweiten Reise es sich gar nicht um die Predigt des Apostels unter den Heiden gehandelt hatte, so erwähnt er sie auch nicht; und wenn er sagt: *πάλιν ἀπέβην εἰς Ἱερουσόλυμα*, so heißt das nicht, daß er nun zum zweiten Male nach Jerusalem ge-

1) Apost. 11, 28.

2) Gal. 1, 18.; 2, 1.

3) "It is entirely conceivable that Luke found two independent accounts of the same journey in his sources; and as the occasion was given differently in the two cases, he supposed them to refer to separate events, and inserted them at what seemed to him the proper points in his narrative." *Apostolic Age*, p. 171.

gangen sei, und schließt nicht aus, daß zwischen dieser und der vorher berichteten Reise noch eine andere, für seinen jetzigen Zweck nicht in Betracht kommende, stattgefunden habe.

Sehen wir uns nun näher an, was Lucas über diese dritte Reise des Paulus und über die Verhandlungen in Jerusalem erzählt. Längere Zeit,<sup>1)</sup> nachdem Paulus und Barnabas von ihrer ersten größeren Missionsreise durch Cypren und den südlichen Theil von Kleinasien nach Antiochien zurückgelehrt waren, kamen etliche (näher beschreibt Lucas sie nicht) von Judäa herab und lehrten die Brüder, die Christen zu Antiochien: „Wo ihr euch nicht beschneiden lasset nach der Weise Moses, so könnet ihr nicht selig werden.“<sup>2)</sup> Durch diese den Antiochiern ganz neue und unerhörte Lehre entstand alsobald ein großer Aufruhr in der Gemeinde. Die Gemüther wurden aufs heftigste erregt. Paulus und Barnabas traten sofort gegen die falschen Lehrer auf, ohne sie indeß zum Schweigen bringen zu können. Da nun diese Irrlehrer ohne Zweifel vorgaben, daß ihre Lehre eben die Lehre der andern Apostel und aller judenchristlichen Gemeinden, also die rechte Lehre Jesu Christi sei, so sah die Gemeinde zu Antiochia keinen andern Weg, diese Irrlehrer unschädlich zu machen und die Ruhe wiederherzustellen, als um dieser Frage willen eine Gesandtschaft nach Jerusalem zu senden und den Aposteln und Ältesten, natürlich damit auch der ganzen Gemeinde diesen Handel vorzulegen, ob jene falschen Brüder wirklich in ihrem Sinn und Auftrag redeten. Man wählte zu Abgeordneten Paulus und Barnabas, die in der Gemeinde das größte Ansehen genossen, und etliche andere. Von der Gemeinde geleitet, zogen diese Gesandten durch Phönice und Samaria. Schon auf ihrer Reise erzählten sie in den Christengemeinden, durch welche sie kamen, die Befehung der Heiden zur großen Freude der Brüder. In Jerusalem angekommen, wurden sie von der Gemeinde, den Aposteln und Ältesten, freundlich aufgenommen, und sie erzählten, wie viel Gott mit ihnen gethan hatte. Wir haben hier wohl noch nicht an eine feierliche, zu diesem Zweck einberufene Gemeindeversammlung zu denken. Wie schon auf der Reise, so erzählten Paulus und Barnabas und die übrigen antiochenischen Abgesandten, wohin sie kamen in der Stadt, in größeren und kleineren Kreisen von Christen, wie sich dieselben gerade zusammenfanden, von den großen Werken Gottes unter den Heiden, wie dieselben mit Schaaren das Evangelium von Christo angenommen hätten. Und gewiß hörten die Christen auch dort im Allgemeinen diese Berichte mit großer Freude und lautem Dank gegen Gott an. Aber etliche unter ihnen standen anders. Es waren solche, die früher der Secte der Pharisäer angehört hatten, aber zur Gemeinde hinzugekommen waren. Sie hatten den alten pharisäischen Sauerteig noch nicht völlig ausgeschieden. Sie stießen sich daran, daß die Heiden so ohne Weiteres in die Gemeinde aufgenommen und mit den Juden

1) χρόνον οὐκ ὀλίγον. Apost. 14, 28.

2) Apost. 15, 1.



gleiche Rechte haben sollten. Sie stellten hier in Jerusalem, wie zuvor in Antiochien die Forderung auf: „Man muß sie beschneiden, und gebieten, zu halten das Gesetz Moses.“<sup>1)</sup> So brachten diese Leute auch die Gemeinde zu Jerusalem in Aufregung und manche schwache und ängstliche Christen mögen im Anfang durch sie irre gemacht sein. So war es denn nöthig, die ganze Gemeinde zusammenzurufen, diese wichtige Angelegenheit genauer zu besehen und den falschen Geistern entgegenzutreten. Lucas sagt zwar zunächst nur, daß die Apostel und die Ältesten zusammengekommen seien, diese Frage zu besehen,<sup>2)</sup> aber sein weiterer Bericht zeigt klar und deutlich, daß die ganze Gemeinde mit zugegen war und an den Verhandlungen Theil nahm.<sup>3)</sup> Nachdem in dieser Versammlung zunächst ein längerer Wortwechsel entstanden war, erhob sich Petrus und wies nach, daß ja schon früher durch seinen Dienst Heiden bekehrt und in die Kirche aufgenommen seien, und zwar ohne Gesetz und Beschneidung, allein durch den Glauben, daß Gott damals keinen Unterschied gemacht habe zwischen Juden und Heiden. Er wies darauf hin, daß auch sie, die Juden, und ihre Väter das Joch des Gesetzes nicht hätten tragen können, daß auch sie nicht durch das Gesetz selig zu werden glaubten, sondern durch die Gnade des Herrn Jesu Christi. Durch diese Rede wurde die Menge so weit beruhigt, daß nun Paulus und Barnabas ausführlich erzählen konnten, wie große Zeichen und Wunder der Herr durch sie unter den Heiden gethan, wie der Herr sich zu der Predigt seines Evangeliums unter den Heiden ohne Gesetz und Beschneidung so herrlich bekannt habe. Zum Schluß ergriff noch der Apostel Jacobus das Wort und zeigte, daß dieses alles, die Bekehrung der Heiden, aufs beste mit den Schriften der Propheten, mit Gottes Wort also, stimme, daß der Eingang der Heidenwelt in die Kirche Christi schon längst von den Propheten geweissagt sei, und schlug vor, den falschen Brüdern nicht nachzugeben, den Heiden, die sich zu Gott bekehren, keine Unruhe zu machen, sondern ihnen nur zu schreiben, daß sie sich enthalten von Unsauberkeit der Abgötterei, von Hurerei, vom Erstickten und vom Blut. Diesem Vorschlag stimmte die Gemeinde bei und erwählte zwei Männer aus ihrer Mitte, Judas Barfabas und Silas, die mit Paulus und Barnabas diesen Beschluß der Gemeinde in einem Schreiben den Christen zu Antiochien überbringen sollten. Das ist der kurze Inhalt der Erzählung des Lucas.

Vergleichen wir nun beide Berichte mit einander, so zeigt es sich bald, daß sich dieselben trotz aller scheinbaren Verschiedenheit nicht widersprechen, sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern sehr wohl mit einander stimmen und sich vielfach ergänzen. Nur das muß man im Auge behalten, daß beide dieselbe Sache, dieselben Verhandlungen unter einem ganz andern Gesichtspunkt und zu einem ganz andern Zweck darstellen. „Diefür“, so sagt ganz

1) Apost. 15, 5.

2) Apost. 15, 6.

3) Vgl. besonders V. 12. und 22.

richtig v. Hofmann,<sup>1)</sup> „dürfte es aber nicht überflüssig sein, vor allem wiederholt daran zu erinnern, daß Paulus, wie überhaupt, so auch von diesem Vorgange keinen vollständigen Bericht und keine eigentliche Erzählung gibt, sondern Thatsachen, welche den Lesern von seinen Widersachern mit der ihrem Partreizwecke dienlichen Entstellung vorgetragen worden waren, mit Anschluß an ihre Kenntniß derselben und immer in Bezug auf seine eigene Person, da die Entstellungen ihn persönlich betrafen, lediglich zurechtfestelt.“ Und selbst H. H. Wendt<sup>2)</sup> gibt zu: „Man darf aber nicht sowohl fragen, ob Lc. im Einzelnen dasselbe berichtet, wie P., als vielmehr nur, ob seine Angaben mit dem Berichte des P. vereinbar sind. Denn dem P. kommt es Gal. 2 nicht auf eine vollständige Darstellung der damaligen Verhandlungen in Jerus. an, sondern nur auf die Feststellung ihres entscheidenden Ergebnisses mit Bezug auf sein Verhältniß zu den urapostol. ‚Autoritäten‘; deshalb ist die Möglichkeit auch solcher Mittheilungen des Lc. über jene Verhandlungen anzuerkennen, welche dem Berichte des P. zur Ergänzung dienen.“ Lucas erzählt einfach den geschichtlichen Hergang der Sache. Ihm ist es darum zu thun, zu zeigen, wie diese wichtige Frage, die sich in der Kirche erhoben hatte, zu einem gottwohlgefälligen Abschluß gebracht wurde. Er erzählt darum ausführlich die Verhandlungen, welche gepflogen wurden, und den Beschluß, auf den man sich endlich einigte. Paulus dagegen hat ein apologetisches Interesse. Ihm liegt daran, den falschen Lehrern gegenüber das Evangelium und zu dem Ende auch sein Apostelamt zu vertheidigen. Er hebt die Thatsachen hervor, aus denen besonders die Uebereinstimmung zwischen ihm und den andern Aposteln und der ganzen Gemeinde hervorging. Diese Thatsachen stellt er in das rechte Licht. Alles andere deutet er entweder nur mittelbar an, oder übergeht es mit Stillschweigen, da es seinen Zweck nicht förderte. So hebt sich schon der scheinbare Widerspruch, daß Paulus sagt, er sei gemäß einer Offenbarung nach Jerusalem gegangen, und hingegen Lucas berichtet, daß er mit Barnabas von der Gemeinde zu Antiochien dorthin gesandt wurde. Die Galater waren ohne Zweifel mit der ganzen Begebenheit, an welche der Apostel sie erinnert, ganz gut bekannt. Er brauchte ihnen darum nicht ausdrücklich zu sagen, von wo aus er damals nach Jerusalem zog, es genügte, daß er nur mittelbar den Zweck seiner Reise angab, daß es sich damals um die Beschneidung der Heiden handelte. Die falschen Lehrer hatten wohl auch die Galater auf diese Versammlung hingewiesen, aber wahrscheinlich sie in einem falschen Lichte dargestellt, als habe doch Paulus sich damals veranlaßt gesehen, seine Lehre der Autorität und der Entscheidung der andern Apostel zu unterwerfen. Diesen Irrlehrern gegenüber betont Paulus das *κατὰ ἀποκάλυψιν*, das sich sehr wohl mit seiner Sendung von Seiten

1) Die heilige Schrift Neuen Testaments. I, S. 126.

2) Krit. Geg. Handb. über die Apostelgesch., S. 320.

der Gemeinde vereinigen läßt. Den falschen Aposteln gegenüber verfiel es Paulus seinen Galatern, daß er nicht nach Jerusalem gezogen sei feinetwillen, als sei er für seine Person irre geworden an seinem Evangelium, als ob seine Lehre der Bestätigung der älteren Apostel bedurft habe, daß auch selbst der Beschluß der Gemeinde ihn nicht würde bewogen haben zu gehen, wenn nicht Gott durch eine besondere Offenbarung ihm den Auftrag erteilt hätte, mit den älteren Aposteln und der Gemeinde zu Jerusalem diese Sache zu besprechen, damit die Wahrheit des Evangeliums stünde, und es den Irrlehrern nicht gelinge, in den jungen Gemeinden Verwirrung anzurichten. Erst durch diese besondere Offenbarung Gottes gewann Paulus Muth und Freudigkeit, den Beschluß der antiochenischen Gemeinde auszuführen. Es kann uns ferner nicht Wunder nehmen, daß Lucas in seiner Erzählung den Titus gar nicht erwähnt, auf den Paulus großen Nachdruck legt. Die Anwesenheit des Titus in Jerusalem war eine von untergeordneter Wichtigkeit für die Verhandlungen zwischen beiden Gemeinden. Titus war wahrscheinlich nicht von der Gemeinde in Antiochia gesandt, er gehörte nicht zu den „etlichen anderen“, von denen Lucas sagt, daß sie abgeordnet seien.<sup>1)</sup> Paulus hatte ihn für seine Person mitgenommen, um an ihm ein lebendiges Zeugniß der Gnade Gottes unter den Heiden zu haben. So hatte Lucas keine Veranlassung, des Titus besonders zu gedenken. Aus demselben Grunde, nämlich aus der verschiedenen Abfassung der beiden Berichtersteller erklärt es sich auch, daß Lucas nichts erzählt von den Privatverhandlungen, die nach dem Bericht des Paulus zwischen ihm und den Angesehenen der jerusalemitischen Gemeinde stattgefunden hatten, noch auch davon, daß die Angesehensten unter den Aposteln, die Säulen der Kirche, dem Paulus und Barnabas die rechte Hand der Gemeinschaft gaben und sie als ihre Mitarbeiter feierlich anerkannten. Beides war für den Zweck des Lucas von geringerer Wichtigkeit. Beide Thatsachen stehen auch nicht in Widerspruch mit dem Bericht des Lucas, oder werden durch denselben ausgeschlossen. Lucas deutet vielmehr klar darauf hin, daß in Jerusalem Paulus und Barnabas als Apostel unter den Heiden anerkannt wurden. In dem Briefe an die Gemeinde zu Antiochien werden sie ausdrücklich Menschen genannt, welche „ihre Seelen dargegeben haben für den Namen unsers HErrn Jesu Christi“. <sup>3)</sup> Es wird ihnen also ausdrücklich das Zeugniß gegeben, daß sie den Namen des HErrn Jesu Christi, das reine, lautere Evangelium, und zwar mit Gefahr ihres Lebens unter den Heiden gepredigt hätten.

Und auch sonst ergeben beide Berichte ganz dasselbe Resultat. Beide Berichte erzählen ganz übereinstimmend, daß Paulus und Barnabas Titus und einigen andern nach Jerusalem gereist sind, und dort das Evangelium, das sie unter den Heiden predigten, vorgelegt, berichtet haben,

1) Apost. 15, 2.

2) Gal. 2, 2.

3) Apost. 15, 26.

viel Gott mit ihnen gethan, welche große Wunder und Zeichen er unter den Heiden gewirkt habe. Beide Berichte zeigen klar und unmißverständlich, daß zwischen Paulus und Barnabas einerseits und den übrigen Aposteln und der Gemeinde als solcher andererseits keine Differenz bestand in der Frage von der Beschneidung der Heiden, daß die Gemeinde in ihrer Gesamtheit gar nicht daran dachte, die Beschneidung der Heiden, oder auch nur die Beschneidung des Titus als nöthig zur Seligkeit zu fordern. Beide Berichte kommen darin überein — Lucas sagt es mit ausdrücklichen Worten und Paulus deutet es an, daß es die falschen Brüder waren, die sich neben eingeschlichen hatten,<sup>1)</sup> oder, wie Lucas sie nennt, „etliche von der Pharisäer Secte, die gläubig waren worden“,<sup>2)</sup> welche diese Einigkeit störten und die Forderung erhoben, daß man die Heiden beschneiden und ihnen gebieten müsse, das ganze Gesetz Moses zu halten. Beide Berichte heben es ganz übereinstimmend hervor — Lucas erzählt es sehr ausführlich, Paulus erwähnt es kurz —, daß alle die damals Anwesenden diesen Forderungen der falschen Brüder nicht nachgaben, sich ihnen nicht unterwarfen, sondern ihnen widerstanden und ihre Forderungen als solche, die dem Evangelium zuwider waren, verwarfen, damit die Freiheit des Evangeliums bestehen bleibe.

G. M.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt von P. Aug. Schöpfler.)

## Theologische Sprüchwörter.

**Notto:** „Ein Mählein Korn in der Tasche ist auf die Wanderschaft gegen den Hunger besser, als ein großer Sack voll, den man stehen lassen muß.“ (Altes Sprüchwort.)

„Wie die *Theologi* ein gemein Sprüchwort haben, daß sie sagen“ zc. (Luther II, 2417 f. VIdo auch XIX, 76: „Daher kömmt das Sprüchwort“ zc.)

### I.

## Beitrag zu den Prolegomenen der Dogmatik.

### 1. De Natura et constitutione Theologiae.

(Vgl. Baier, Compendium Theol. Positivae [Waltersche Ausg.]. Vol. I, besonders die §§ 1. 15. 36—38.)

1. Der Anfang (in der Theologie) heißt: dem Worte Gottes gläuben. (Luther VII, 2261.)

Bemerkung. „In anderen Künsten gehet's also zu, daß, wer viel höret und siehet, der wird gelehrt; aber in der Theologie gilt weder hören noch sehen, weder tippen noch tappen; sondern das ist der Anfang allein,

1) Gal. 2, 4.

2) Apost. 15, 5.

daß man höre und gläube dem Worte Gottes. Wer's nun nicht also fähret, dem soll's fehlen, und er wird nichts ausrichten, noch recht predigen, wenn er gleich der ganzen Welt Weisheit hätte. Das ist der Anfang, wo man will gelehrt werden in geistlichen und göttlichen Sachen: Der Anfang heißt dem Worte Gottes gläuben." (A. a. D.) Siehe auch Walther, „Pastoralth.“, S. 2, besonders die Fußnote. Vgl. auch Luthers herkömmliche Pred. a. Ostermontag in seiner Hauspostille.

2. Jeder Theologe ist ein Christ, aber nicht jeder Christ ist ein Theologe. (Dr. Walther.) Vgl. „L. u. W.“ 34, 131. 132. Walther, „Pastoralth.“, S. 4 und 5.

Bemerkung. „So viel sehe ich ein, daß der noch kein Theologus ist, der die großen Dinge weiß und viel lehret; sondern der heilig und theologisch lebet.“ (Luther IV, 265. „Lutheri Vorrede an die Studiosos Theologiae.“)

„Ich bin mir bewußt, nie aus einem anderen Grunde Theologie studirt zu haben, als um mein Leben zu bessern.“ (Melancthon, citirt von Dr. Kahnis, „L. u. W.“ 6, 339; vgl. auch „Philippi Melancthons Vorrede“ zu „Luthers Auslegung der XXII ersten Psalmen“. Walch I, 267 ff.)

3. Im Ziel bescheiden sein, ist [für einen Theologen] eine sündliche Bescheidenheit. (Dr. Walther.) Vgl. „L. u. W.“ 34, 133. 134.

Bemerkung. „Niemand solle sich etwa durch den Gedanken, daß er nur mittelmäßig begabt sei, verleiten lassen, nun auch von vorneherein nur mittelmäßigen Leistungen sich zu begnügen.“ (Aus handschriftlichem Nachlaß Dr. Walthers, „L. u. W.“ 34, 134.)

4. Allein der Heilige Geist macht *Doctores Theologiae* (Luther X, 383.)

Bemerkung. „Man findet mehr heidnische und menschliche Dünkel als heilige, gewisse Lehre der Schrift in den Theologen. Wie wollen wir ihm nun thun? Ich weiß hie keinen andern Rath, denn ein demüthiges Gebet zu Gott, daß uns derselbe *Doctores Theologiae* gebe. Doctor der Kunst, der Arznei, der Rechten, der Sententien mögen der Pabst, Kaiser und Universitäten machen; aber sei nur gewiß, einen Doctor der heiligen Schrift wird dir niemand machen, denn alleine der Heilige Geist vom Himmel, wie Christus saget Joh. 6, 45.: „Sie müssen alle von Gott gelehrt sein.““ (A. a. D.)

„Der Heilige Geist ist ein solcher Lehrer, der gewiß ist, gewiß macht.“ (XX, 1086.)

„Der Heilige Geist behält sich vieles vor, damit er uns allezeit zu Schullehrern habe; vieles zeigt er nur gleichsam von ferne, damit er uns anloc-

vieles lehret er uns, damit er uns rühre, und (wie der heilige Augustinus gar schön gesagt hat) niemand hat jemals also geredet, daß er von allen in allem verstanden worden wäre; vielmehr hat der Heilige Geist selbst allein den Verstand von allen seinen Worten.“ (Luther IV, 267 f.)

„Es ist kein Mensch auf Erden, der den geringsten Titel von der Schrift verstehe oder siehet, ohn diejenigen, so Gottes Geist haben. Die Schrift, oder auch das Geringste in der Schrift, wird ohne den Heiligen Geist freilich niemand auf Erden erkennen oder verstehen.“ (Luther XVIII, 2072.)

„Darum ist die Schrift ein solches Buch, dazu gehöret nicht allein Lesen und predigen, sondern auch der rechte Ausleger, nämlich die Offenbarung des Heiligen Geistes.“ (Luther XI, 917. Aus seiner Predigt über das Ev. am Ostermontag.) Siehe auch Luther III, 21, § 4; 24, § 13.

5. Die Theologie ist eine Weisheit von Oben her. (Dr. Walthar, „L. u. W.“ 34, 129.)

6. Die Theologie ist die Tüchtigkeit, vermittelt des Wortes Gottes Sünder zur Seligkeit zu führen. („L. u. W.“ 34, 129.)

7. *Theologia a Deo docetur, Deum docet et ad Deum ducit.* Die Theologie wird gelehrt von Gott, lehrt Gott und führt zu Gott. (Thomas Aquinas. Citirt in „L. u. W.“ 14, 274.)

Bemerkung. „Das sind die zwei Erkenntniß, damit die Theologie und die heilige Schrift zu thun hat, welche David uns in diesem Psalm (51) lehrt; daß also der Inhalt und Summarium des Psalms ist, daß der Mensch sich selbst lerne erkennen nach der Theologie und heiligen Schrift. Item, auf dieselbige Weise, nach der heiligen Schrift, Gott auch lerne erkennen und ansehen: nicht in seiner Majestät, daß er ewig und allmächtig ist; denn solch Erkenntniß ist einem armen Sünder schrecklich, nicht tröstlich: daß man auch nicht von dem Menschen auf die Weise, wie die Juristen, was die Besizung und Herrschaft der zeitlichen Güter belanget, gedenke oder rede; oder wie die Aerzte von des Menschen Gesundheit oder Krankheit: sondern also von ihm rede, wie die Schrift pflegt, nämlich, daß er ein Sünder und verdammt ist. Von Gott redet sie aber also, daß er die Sünder fromm, gerecht und selig machen wolle. Das ist die Summa der ganzen heiligen Schrift: wer auf eine andere Weise von Gott und dem Menschen redet, denkt, oder lehret, der irret. Denn damit gehet die ganze heilige Schrift um, daß sie uns die Güte und Gnade Gottes vorhalte, der durch seinen lieben Sohn die elende menschliche Natur, welche in Sünde und Verdammniß gefallen, wiederum zur Gerechtigkeit und Leben bringe. Da wird nichts vom äußerlichen Leben und Wandel gehandelt, wie von Essen, Trinken, Kleider, was man vor Werke thun, wie man das Gefinde, Land und Leute regieren, das Feld bauen zc. soll; das hat Gott alles vor dem Menschen im Paradies geschaffen, und dem Menschen geschenkt und überantwortet, da er

spricht: Herrschet über Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, 1 Mos. 1, 28., sondern man handelt hier von dem zukünftigen ewigen Leben, von Gott, der da fromm und gerecht macht, der dasjenige so verloren und gestorben, herwieder bringet, lebendig und selig macht. Darnach auch von dem Menschen, der da von der Gerechtigkeit und Leben in Sünde und ewigen Tod gefallen ist. Wer auf dies Summarium und Inhalt der heiligen Schrift Achtung gibt, der wird mit Nutzen die heilige Schrift lesen und studiren.“ (Luther, Ausleg. d. 51. Ps., V, 692 f.)

8. *Oratio, meditatio, tentatio faciunt theologum.* Gebet, Betrachtung und Anfechtung machen einen Theologen. (Luther XIV, 423.)

Bemerkung. „Es ist Ihnen das große Wort Luthers bekannt: *Oratio, meditatio, tentatio faciunt theologum.* In diesem Worte ist unterm andern die ganze theologische Methodologie enthalten. Es ist hier nichts hinzuzufügen und nichts hinwegzunehmen, wie bei einem jeden vom Geiste Gottes versiegelten Gedanken.“ (Dr. A. G. Rudelbach. Citirt von Dr. Walthers seiner „Pastoralth.“, S. 9.)

„Daß dies die allein richtige theologische ‚Methodologie‘ sei, haben nicht nur unsere alten Theologen wohl erkannt und daher die von Luther aufgestellten Canones ihren Methodologien zu Grunde gelegt, auch neueren haben dies erkannt.“ (Dr. Walthers, „L. u. W.“ 14, 149.)

„Walthers will an dieser ‚Methodologie‘ festhalten, obwohl er sich wohl weiß, daß man jetzt vielfach über dieselbe als eine für unsere Zeit ungenügende lächelt.“ („L. u. W.“ 34, 130.)

9. Der wahre Theologe bildet sich durch die **Zucht in der Gnade, das Wort der Gnade** und des Lebens, **den Ruf um Gnade** (Dr. A. G. Rudelbach. Citirt von Dr. Walthers, „L. u. W.“ 14, 149.)

10. Die Theologie ist im Grunde nichts anderes, als die **Schrift selbst.** (Nach August Pfeiffer.)

Bemerkung. „Die wahre Theologie ist durchaus an die Schrift gebunden, und hat nicht mehr und nicht weniger vorzulegen, als was in der Schrift steht.“ (Dr. Walthers, „L. u. W.“ 34, 99.)

11. *Verbum Dei condatur articulos fidei et praeterea nemo, ne angelus quidem.* Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sein, niemand, auch kein Engel. (Art. Smal. P. II. Art. 2.)

Bemerkung. „Daß sie sagen, sie wollen warten, bis es von der Kirche beschloffen werde, da harre der Teufel auf; ich will so lange nicht warten. Denn die christliche Kirche hat schon alles beschloffen.“ (Luther VII, 234.)

„Die christliche Kirche hat keine Macht, einigen Artikel des Glaubens zu setzen, hat's auch nie gethan, wird's auch nimmermehr thun. Alle Artikel des Glaubens sind genugsam in der heiligen Schrift gesetzt, daß man keinen mehr setzen darf.“ (Luther XIX, 1190.)

„Hier ist ‚das *primum principium*‘, auf welchem die lutherische Kirche steht und wodurch sie die Kirche der Reformation geworden ist.“ („*L. u. W.*“ 29, 2.)

12. „*In ecclesia non valet: hoc ego dico, hoc tu dicis, hoc ille dicit, sed haec dicit Dominus.* In der Kirche gilt nicht: Dies sage ich, dies sagst du, dies sagt jener, sondern: so spricht der Herr!“

13. Eine Lehre muß das ausdrückliche Schriftwort für sich haben.

14. Die Kirche hat nichts zu beschließen; es ist schon alles in Gottes Wort beschlossen. (Synodalbericht, N. 22, 23.) Vgl. auch Luther VII, 2341—2347.

Bemerkung. „Gott kann und will in göttlichen Sachen keinen Beimeister noch Nebenlehrer leiden, er will selbst das Licht und Meister sein, auf daß der Glaube ja lauter und rein bleibe in göttlichen Sachen.“ (Luther XII, 191.)

15. *Tene rem, et verba sequentur.* Halte die Sache fest und die Worte werden folgen.

Bemerkung. Das war das Lösungswort der alten Dogmatiker. Mit unverbrüchlicher Strenge und Treue hielten sie fest an dem Inhalte der Offenbarung.

16. Gott hat nicht bloß einige Sätze, sondern eine ganze heilige Schrift als seine Offenbarung gegeben. („*L. u. W.*“ 27, 6.)

17. So viele Sprüche in der Schrift, so viele Principien gibt es. (Dr. Walthers, Synodalb. W. 15, 42.)

18. Wir haben so viel Principien, als wir klare Aussprüche der heiligen Schrift haben. (Synodalb. A. 19, 178.)

Bemerkung. „Denn klare und gewisse Sprüche wollen auslegen durch Vergleich anderer Sprüche, ist böslisch und betrüglich die Wahrheit verspotten und das helle Licht verdunkeln. Desgleichen, so man alle Orte der Schrift durch Vergleich anderer Orte wollte auslegen, wäre es nichts anderes, denn die ganze Schrift in einen unendlichen und ungewissen Klumpen oder Haufen stoßen und mengen.“ (Luther XX, 429 ff.)

„So wahr das ist, daß Schrift aus Schrift erklärt werden muß, nämlich die dunklen Stellen aus den klaren, so falsch ist es, wenn man nun auch die klaren Stellen wie dunkle behandeln und aus anderen klaren Stellen erklären und aufhellen will. Das heißt dann nicht Schrift aus Schrift auslegen, sondern Schrift aus Schrift corrigiren wollen.“ (Dr. Walthers, „*L. u. W.*“ 29, 313.)

„Die einzelnen Schriftlehren sind allein aus den *sedes doctrinae* zu entnehmen und zu beurtheilen. Nur bei diesem Verfahren bleibt wirklich



die Schrift Quelle und Norm der Glaubensartikel. Gott hat uns nicht eine Bibel, die bloß einige allgemeine Grundsätze enthielte, gegeben, sondern eine solche, die alle einzelnen Lehren in ihrem ganzen Umfange an bestimmten Stellen offenbart. Wirkliche Construction der Lehren ist sachlich immer eine Destruction derselben. Wir leugnen keineswegs den inneren nothwendigen Zusammenhang aller christlichen Lehren. Dieser Zusammenhang ist da. Wenn St. Paulus die Summa seiner Lehre auf Christum, den Gekreuzigten, zurückführt (1 Cor. 1, 23.), so stellt er die Lehre von Christi Person und Werk als Centrum in die Mitte, von wo alle Lehren ausgehen. Aber darum kann noch kein Mensch von hier aus die einzelnen Lehren construiren. Er bedarf über jede Lehre der speciellen Offenbarung in Gottes Wort, er kann die Lehren nicht von allgemeinen Grundsätzen aus selbständig finden. Aller Zusammenhang zwischen den einzelnen Lehrartikeln wird nämlich a posteriori, nicht a priori erkannt.“ („L. u. W.“ 29, 356 f.)

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt von P. Hübenner in Kolberg.)

### Ein Beispiel vom Pelagianismus in der modernen „lutherischen“ Theologie.

Es ist noch gar nicht lange her, daß der iowaische P. Georg Fritschel seine „Geschichte der lutherischen Kirche in America“ herausgab. Wie da über Missouri würde geurtheilt werden, konnte man vorher wissen und durfte sich über die „Geschichte“ nicht wundern. Wir lassen das jetzt, sehen uns aber veranlaßt, auf eine Bemerkung in dem „Vorworte“ des genannten Buches zurückzukommen, in welchem zu den „hervorragendsten“ Theologen der Gegenwart, welche verketzert zu haben die „Missourier“ beschuldigt werden, u. a. auch Bard gerechnet wird. Was ist das für ein Mann? Die meisten Leser dieser Blätter werden von diesem „hervorragenden“ Theologen wenig oder gar nichts gehört haben. Der „Missourier“, welcher sich einer Verketzerung desselben schuldig gemacht haben soll, wird ohne Zweifel der Schreiber dieser Zeilen sein, weil derselbe des Desteren gelegentlich auf jenen Mann als einen Erzpelagianer hingewiesen hat. Der Pelagianismus desselben ist auch wirklich der Art, daß es sich verlohnt, zur Characterisirung der modernen „lutherischen“ Theologie und als Unterlage für eine rechte Beurtheilung der Geschichte des Kampfes zwischen Missouri und der „gläubig“ und „lutherisch“ sein wollenden Richtung der Gegenwart eine Probe davon mitzutheilen und zu den Acten zu nehmen. Zwar hätte solches eigentlich schon längst, nämlich vor zwanzig Jahren geschehen sollen. Allein der richtige Zeitpunkt wurde damals verpaßt. Und das ging so zu.

Der genannte „hervorragende“, für lutherisch sich haltende und von andern gehaltene Theologe Namens **Barb** ist mecklenburgischer Oberkirchenrath. Es war im Jahre 1878, als derselbe, eben Superintendent geworden, durch eine apologetisch sein sollende Schrift in die Oeffentlichkeit trat, mit dem Titel: „Ist die Bibel Gottes Wort oder nicht? Eine Handreichung zur Stärkung erschütterten Glaubens, dargeboten von **P. Barb**, Superintendenten zu Schwerin. Stavenhagen. Druck und Verlag von **C. Beholz**. 1878.“ Das eigentliche Thema dieser Schrift und dessen Behandlung belangend, bemerken wir hier nur, daß von einer Erweisung der Bibel als Gottes Wort im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein kann. Es ist alles in der feichten, oberflächlichen Weise z. B. eines **Luthardt** gehalten, wie auch eine ziemliche Anzahl später von demselben Verfasser herausgegebener Predigten Zeugniß davon gibt, daß er zu der Klasse derjenigen „Theologen“ gehört, welche **Wilmar** seiner Zeit mit Recht als „Rhetoriker“ bezeichnet. Diese Schrift nun, und besonders ein ihr beigegebener Anhang: „Andeutungen der Schrift über das Geschick der Heiden nach dem Tode“, enthält einen so crassen (auch in den nachfolgenden Predigten immer wiederkehrenden) Pelagianismus, daß Schreiber dieses, damals noch Glied der mecklenburgischen Landeskirche, aber bereits durch Gottes Gnade und den Dienst **Missouris** zur Erkenntniß des Evangeliums gekommen, darob in seinem Gewissen ernstlich beunruhigt wurde. Weil ich aber damals noch ein junger Theolog war und vermeinte, älteren, würdigeren und berufeneren Leuten den Vortritt lassen zu sollen, in der bestimmten Erwartung, die zu der Zeit noch von mir für lutherisch gehaltene mecklenburgische Landeskirche werde zu einer so groben, das Herz des Christenthums und Lutherthums angreifenden Irrlehre nicht stille schweigen, so schwieg ich auch,<sup>1)</sup> und nur gelegentlich, wie gesagt, glaubte ich auf den crassen Pelagianismus eines **Barb** hinweisen zu sollen. Als nun vor etlichen Jahren jene **Fritschelsche** Schrift mit der in ihrem Vorworte oben angedeuteten Bemerkung erschienen war, trug ich mich mit der Absicht, das längst Versäumte nachzuholen, kam aber, durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, nicht dazu. Jetzt aber sehe ich mich aufs Neue veranlaßt, auf meinen Vorsatz zurückzukommen dadurch, daß neuerdings im „Mecklenburgischen Kirchen- und Zeitblatte“ ein im vorigen Jahre auf der „theologischen Lehrconferenz“ in **Möln** i. L. gehaltener Vortrag des gleichfalls mecklenburgischen Oberkirchenrathes **Haack** über „die Prädestinationslehre der lutherischen Kirche“ veröffentlicht wird, in welchem

1) Selbst der treffliche **Brauer** fühlte sich damals nicht veranlaßt, gegen **Barb** öffentlich aufzutreten. In der Landeskirche alt und grau geworden, hatte er sich an allerlei Irrlehren in derselben schon zu sehr gewöhnt, bis er schließlich noch vom Geiste Gottes zu seinen herrlichen Zeugnissen mit Wort und That getrieben wurde. Nur in einem Privatbriefe an **Kliesoth** nahm er gelegentlich auf **Barb**s Irrlehren Bezug, weswegen er, wie **Kliesoth** sich ausdrückt, am jüngsten Tage werde Rechenschaft zu geben haben.

es an den obligaten Berunglimpfungen *Missouris* natürlich nicht fehlt. Es dürfte mir vielleicht nach beendigter Mittheilung desselben Vortrages eine Beleuchtung desselben in diesem Blatte gestattet sein. Bevor ich aber dazu komme, scheint es mir an der Zeit, auf die Irrlehre hinzuweisen, die *Haack*, wenn er doch einmal ein Lutheraner sein will, an seinem nächsten Collegen im Oberkirchenrathe bekämpfen sollte, anstatt auf die *Missourier* loszuschlagen, deren Kampf um die christlutherische Schriftlehre von der Gnadenwahl eigentlich gegen den allenthalben herrschenden Pelagianismus gerichtet ist.

Soviel zur Rechtfertigung des Umstandes, daß ich, gegenüber dem ernstern Versuche, die Schuld des vor zwanzig Jahren geführten Gnadenwahlstreites auf die *Missourier* zu wälzen, es unternehme, eine ungefähr um dieselbe Zeit erschienene, theils vergessene, theils überhaupt unbekannt, bis daher aber nicht widerrufene Schrift an das Licht zu ziehen.

Es ist aber, wie sich die Leser bald überzeugen werden, der Pelagianismus des Oberkirchenrathes *Ward* ein dergestalt in die Augen fallender, daß ich mich der Mühe überheben zu dürfen glaube, eine Widerlegung dagegen zu schreiben und mich darauf beschränke, die betreffenden Auslassungen einfach tiefer zu hängen, in der Gewißheit, daß alle unsere Glaubensgenossen, welche dieses lesen, daraus mehr und deutlicher denn je erkennen werden, was für ein Geist es ist, gegen welchen wir sogenannten „*Missourier*“ bisher gekämpft haben und mit Gottes Hülfe ferner zu kämpfen gedenken, auch welche unaussprechliche Gnade Gottes es ist, welche uns von demselben errettet, resp. uns vor demselben bewahrt hat.

Wir notiren zunächst folgende einzelne Sätze aus der Schrift: „Ist die Bibel Gottes Wort oder nicht?“: „Wenn die Schrift den Beruf des Menschen in die durch kein materielles oder ideelles Gut dieser Welt zu ersetzende Liebes-Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott setzt, sagt nicht jedes klopfende Menschenherz mit seinem Schrei nach Gott tausendstimmig ‚Ja‘ dazu?“<sup>1)</sup> (S. 15.) Ferner: „Den“ (nämlich Gott) „meint das Menschenherz mit all seinem Suchen.“<sup>2)</sup> Es ist ein unerschütterlich wahres Wort, das viel genannte Bekenntniß Augustins: „Unser Herz ist unruhig in uns, bis es ruht in Dir.“<sup>3)</sup> Wie der Wanderer nach der Heimath, wie der Vogel nach dem Nest, wie das Kind nach der Mutter — so schreit das Menschenherz nach Gott.<sup>1)</sup> . . . Das ist die Meinung des Wortes, welches in jeder Menschenbrust irgend welchen Wiederhall findet,<sup>1)</sup> des Psalm-

1) Von uns unterstrichen. H—r.

2) Freilich ist Augustins Wort wahr, daß das Menschenherz unruhig ist, bis es in Gott ruht, aber Augustin war weder Pelagianer noch Semipelagianer, daß er geglaubt hätte (er sagt's auch nicht), daß das natürliche Menschenherz dies wisse und wirklich nach Gott verlange. H—r.

wortes: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“ (S. 35.) Ferner: „Unleugbar wohnt im Herzen ein Streben nach dem wahren Guten, nach sittlicher Freiheit. . . . Das Bekenntniß des Apostels: ‚Ich thue nicht, was ich will, sondern was ich nicht will, das thue ich‘, kommt schon in dem Wort des römischen Dichters: ‚Wir streben stets nach dem Verbotenen und begehren Verbotenes‘ zum klagenden Ausdruck.“ (S. 46.) Ferner: „. . . Darum theilt sich die Welt, schon ehe das Evangelium sie aufsucht, schon die natürliche Menschheit in zwei Lager: die einen fühlen sich in dem Zustande, in welchem sie sich vorfinden, behaglich, die anderen unbehaglich, die einen sind mit sich zufrieden, die anderen unzufrieden, die einen haben Heimweh nach dem verlorne Vaterhause, die anderen haben sich die Fremde zur Heimath gemacht. Diese zwei Menschenklassen finden sich zu allen Zeiten und an allen Orten. Und je nachdem ein Mensch zu der einen oder der andern dieser beiden Menschenklassen gehört, wird seine Entscheidung ausfallen dem Herrn Jesus gegenüber und dem Worte der Schrift gegenüber. So bringt das Schriftwort ans Licht, macht offenbar der Herzen Gedanken, ob sie sündentraurig oder sündenzufrieden sind; <sup>1)</sup> es vervollständigt, verschärft und enthüllt die schon vorhandene Stellung zu Gott. . . . So offenbart das Evangelium der Herzen Gedanken, ob nämlich Demuth vor Gott und Traurigkeit um die Sünde oder Troß wider Gott und Behaglichkeit trotz und in der Sünde drin waltet. . . . Das sind die sittlichen Voraussetzungen der Glaubenswirkung des Evangeliums. ‚Arges thun‘, das heißt, mit Lust die Sünde thun, ist die Ursache des Hasses wider das Licht. . . ; ‚die Wahrheit thun‘, das heißt, der Wahrheit des Gewissens die Ehre geben, sich so anerkennen, wie man ist, das ist die Bedingung, zum Glauben zu kommen. . . . So scheidet also auch die Schrift die äußere christliche Menschheit in die beiden Theile, solche, die von Gott, aus der Wahrheit, Gott fürchtende und recht Thunende, in Sündentrauer am Boden Liegende und solche, die nicht von Gott. . . sind.“ (S. 63 ff.)

Doch nun zur Hauptsache, nämlich dem Anhange genannter Schrift: „Andeutungen der Schrift über das Geschick der Heiden nach dem Tode.“ Zunächst bekämpft und verwirft da Bard „die Lehre der alten Dogmatiker von der Universalität der Berufung“, dann (allerdings mit Recht) die Lehre von einer Gnadenzeit nach dem Tode, um dann auf sein Thema zu kommen, indem er erst den Satz aufstellt, die Menschen würden von Gott gerichtet „nach ihrem Verhalten zum Evangelium“, dann den Einwurf erhebt, daß ja doch einem Heiden, dem das Evangelium nicht geboten sei, dies „Doppelverhalten nicht möglich“ sei, und nun wörtlich also fortfährt:

1) Von B. selbst unterstrichen.

„Oder gibt es eine Prädisposition des Herzens zum Glauben und Unglauben? Das heißt: Ist der Glaube, der beim Hören des Evangeliums eintritt, die Consequenz eines bestimmten Verhaltens des Menschen vor dem Evangelium und ebenso der Unglaube nur die Frucht einer schon vorher im Menschen vorhandenen ethischen Beschaffenheit? Gibt's einen Unterschied sittlichen Verhaltens und daraus folgender sittlicher Beschaffenheit auch im Boden des natürlichen Menschenherzens, der, für den Fall der Predigt des Evangeliums, bei dem einen zum Glauben, bei dem andern zum Unglauben sich gestaltet? Ist der Eintritt des Glaubens oder Unglaubens bedingt durch eine schon vorher im Herzen statthabende Gesinnung? Es leuchtet ein, daß, wenn wir auf diese Frage ein klares, schriftgemäßes, ‚Ja‘ hätten, die Voraussetzung zur Lösung des in Rede stehenden Problems gefunden wäre. Es würde dann dies verschiedene sittliche Verhalten das über das Geschick der einzelnen Heiden Entscheidende sein. Wir sind nun allerdings der im Abschnitt von den Ursachen des Unglaubens schon begründeten Meinung, daß man jene Frage bejahen darf und zwar nicht als eine Erfindung menschlicher Speculation, sondern als eine in der Schrift wohlbegründete Lehre, mindestens als eine nothwendige Consequenz klarer Schriftauslagen.

„Werfen wir in diesem Interesse einen Blick in die Schrift, so begegnen uns eine Reihe Ausagen, welche auch bei den außerhalb der Heilsökonomie stehenden Menschen eine Verschiedenheit sittlicher Qualität<sup>1)</sup> statuiren. Nicht zwar in der Weise einer Verschiedenheit, als ob auch nur ein einziges Individuum von der Regel: ‚Wir sind allzumal Sünder‘, eine Ausnahme machte; das verneint sie vielmehr aufs entschiedenste, ‚auch nicht Einer‘.<sup>2)</sup> Die Sündigkeit, und damit die natürliche Verdammungswürdigkeit, attribuiert die Schrift ausnahmslos allen Menschen. Aber innerhalb dieser gleichen Beschaffenheit statuirt sie die Möglichkeit verschiedenen sittlichen Verhaltens und die Realität verschiedener ethischer Qualität der Einzelnen. Und diese verschiedene ethische Qualität läßt sie bestimmend sein für das Verhalten dem Evangelium gegenüber. Daß die Einen durch das Evangelium zum Glauben kommen, gründet nach der Schrift darin, daß sie schon vor dem Hören des Evangeliums in einer bestimmten sittlichen Verfassung stehen, hinwiederum liegt, auch nach der Schrift, die Ursach des Unglaubens wider das Evangelium in dem Mangel jener bestimmten sittlichen Verfassung. Freilich, auch jene bestimmte, sittliche Herzensdisposition, welche die Voraussetzung des Glaubens ist, ist ebenfowenig ein verdienstliches,<sup>3)</sup> des Lohnes werthes, mit der

1) Hier wie im Folgenden stets von B. selbst unterstrichen. Wir enthalten uns jeglicher Unterstreichung, weil deren zu viel würden und wir auch unsere Leser zu beleidigen fürchten müßten. H — r.

2) Das hat auch Pelagius erst gelehnet. H — r.

3) Dies hatte zwar Pelagius Anfangs behauptet, später aber zurückgenommen. S. Augustins Schrift „de bono perseverantiae“, cap. 21.

höchsten Norm der Sittlichkeit bestehendes Verhalten wie ein Eigenproduct des Menschen. Vielmehr ist es einerseits das Product einer Wirkung Gottes auf den sündigen Menschen, andererseits ein im höchsten Grade relativ sittliches Verhalten, welches nicht sowohl des Heiles würdig, als vielmehr nur für das Heil empfänglich macht. Immerhin aber macht auch die Schrift diejenigen, welche dies Verhalten nicht leisten, die Qualität nicht haben, dafür verantwortlich, um deswillen, daß sie die Wirkung Gottes nicht an sich thun lassen. Entscheidet über Seligkeit und Verdammniß eines Menschen Glaube oder Unglaube, so entscheidet darüber, ob ein Mensch zum Glauben oder Unglauben dem Evangelium gegenüber gelangt, seine relative sittliche Qualität; endlich, ob er diese hat oder nicht, ist bedingt dadurch, ob er sich jener Wirkung Gottes, die in der geheimsten Werkstatt des Menschenherzens sich stetig vollzieht, untergibt oder widersetzt. Diese Wirkung Gottes auf jeden Menschen (vgl. S. 67 ff.) vollzieht sich durch sein Gewissen, dem die Führung durch Leid und Freude des Lebens zu Hülfe kommt. Im Gewissen sitzt Gott der Herr zu Gericht über die Qualität des Menschen, spricht das Urtheil seiner Sündigkeit aus und fordert Sühne: ‚Bezahle mir, was du mir schuldig bist!‘ Die trotzdem erfahrene Freundlichkeit Gottes, weil sie unverdient ist, und die Erfahrung seines Zornes in der mannigfachen Noth des Lebens und dem stetig drohenden Tode bestätigt und schärft das Zeugniß des Gewissens über die sündige Beschaffenheit und seine Forderung der Sühne. Es erhellt nun, wie dieser bei allen gleichen Wirkung Gottes auf das natürliche Menschenherz seitens dieses Menschenherzens auf zwiefache Weise begegnet werden kann: mit Anerkennung des vom Gewissen bezeugten Thatbestandes der Sünde oder mit seiner Ablehnung; folgeweise mit seiner Beklagung oder mit trotzdem festgehaltener Selbstzufriedenheit, mit dem Versuch, der Forderung Gottes zu entsprechen, die Sühne zu beschaffen, das Verhalten zu leisten oder mit sittlichem Indifferentismus; mit der Sehnsucht nach Sühne der Schuld und sittlicher Kraft zur Befriedigung der sittlichen Forderung oder mit ungestörter Fortsetzung behaglichen Sündendienstes. Das Doppelverhalten ist möglich: Anerkennung sündlicher Beschaffenheit, Trauer um sie, das Bestreben, der Doppelforderung des Gewissens nach Sühne und Rechtsverhalten nachzukommen, Erkenntniß der Unfähigkeit zu beiden, Sehnsucht nach Versöhnung und sittlicher Tüchtigkeit oder Leugnung der Sünde, Gleichgültigkeit über sie, ungestörter Sündendienst. Und je nach diesem Verhalten zu der allerinnersten Wirkung Gottes im natürlichen Menschenherzen bestimmt sich der verschiedene sittliche Werth des natürlichen Menschen. Des natürlichen Menschen höchste Tugend — wenn man so sagen will — steht in der trauernden Anerkennung seines Mangels an Tugend und im Verlangen nach ihr; des natürlichen Menschen schwerste Sünde steht in der Leugnung seiner Sündhaftigkeit und in der Weigerung der Trauer um sie. Und.

je nachdem ein Mensch so oder so steht, wird das Evangelium bei ihm Glauben oder Unglauben wirken. Es versteht sich, daß, wie die Erkenntniß der Schuld, so die Klage um sie beim natürlichen Menschen nicht entfernt die Klarheit und Tiefe gewinnen kann, wie das Gesetz und gar erst das Evangelium sie zuwege bringt — das Gewissen wird eben in seiner Wirkung gehemmt und getrübt durch die neben ihm im Herzen wohnende Sünde, während das Gesetz als der objectiv uns gegenüberstehende Gotteswille solche Trübung unmöglich macht, das Evangelium aber als das eigentliche Wesen der Sünde die Feindschaft wider Gott enthüllt — die rechte Buße ist erst die Wirkung der Predigt des Wortes Gottes, das ist, des Gesetzes und des Evangeliums. Aber die ersten Elemente der Buße — daß wir so sagen — sollen und können das Product der Wirkung Gottes durch das Gewissen sein. Wo das der Fall ist, da wird das hinzukommende Gesetz die Erkenntniß der Sünde vertiefen und specialisiren, die Trauer zur bewußten Klage um sie steigern, das Evangelium aber Glauben wirken.<sup>1)</sup> Wo das nicht der Fall ist, da wird man sich gleicherweise gegen die beschuldigende Stimme des Gesetzes wenden, wie man vorher im Widerspruch mit der verklagenden Stimme des Gewissens stand, für die selige Botschaft von der Sündenvergebung ebensowenig Verständniß und Ohr haben, daß man sie mit Grimm verwirft. So gewinnen wir ethische Voraussetzungen des Glaubens und Unglaubens. Damit aber — dünkt uns — ist die Lösung des Problems, nach welchen Normen das Gericht über diejenigen sich vollzieht, die während ihres irdischen Lebens das Evangelium nicht hörten, indicirt. Wer das Evangelium vor seinem Tode hört, wird nach seiner Stellung zu ihm, nach Glauben oder Unglauben gerichtet; wem es hier nicht nahe gebracht wird, bei dem wird das Vorhandensein oder Fehlen der ethischen Voraussetzungen des Glaubens das Kriterium seiner Seligsprechung oder Verdammung bilden. So werden Beide mit gleichem Maße gemessen.“ (Schluß folgt.)

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Daß das Statistische Jahrbuch der Missouri-Synode für das Jahr 1898 erst im Februar 1899 erscheint, scheint die "Lutheran World" tabeln zu wollen. Sie schreibt: „F. B. erinnert in ‚Lehre und Wehre‘ daran, daß bis jetzt Niemand im Stande war, anzugeben, um wie viel Glieder die lutherische Kirche im Jahre 1898 zugenommen habe. Als Grund gibt er an, daß die Statistik der Missouri-Synode für das Jahr 1898 erst im Februar (1899) veröffentlicht werde. Man kann es dauern, daß uns auf diese Weise durch das Zögern (delay) des größten lutherischen Kirchenkörpers nicht die rechten Zahlen zugeschrieben werden.“ Hierzu möchten wir

1) Wie z. B. beim Judas? H — r.

ein Doppeltes bemerken: 1. Unser Jahrbuch für das Jahr 1898 deckt wirklich das ganze Jahr, das heißt, es bringt vollständige Parochialberichte, die bis zum 31. December 1898 reichen. Es kann also mit der Ordnung, dem Satz und Druck dieser großen Menge Zahlen erst im Januar 1899 begonnen werden. Da ist das Erscheinen des Jahrbuchs im Februar schon eine bedeutende editorielle und typographische Leistung. 2. Wir sind so ziemlich überzeugt, daß die ganze kirchliche Statistik, die man sogleich in den ersten Tagen des Januar 1899 über das Jahr 1898 veröffentlichte, sich nur theilweise auf Zahlen, die wirklich dem Jahre 1898 angehören, gründete. Wahrscheinlich sind viele Zahlen, die sich auf das Jahr 1897 beziehen, verwendet worden. Es war für jeden Statistiker, auch den des "Independent", einfach unmöglich, schon Anfangs Januar die Zahlen für das Jahr 1898 zur Hand zu haben. Doch die Sache ist es kaum werth, daß man darüber so viel Worte verliert. Nur muß man sich hüten, aus den Zahlenangaben für ein einzelnes Jahr voreilige Schlüsse zu ziehen, wie das vor einem Jahre einem englisch-lutherischen Kirchenblatt passirte. Dasselbe meinte nämlich, die Zeit des bedeutenden Wachsthum's der deutsch-lutherischen Kirchenkörper in America sei vorbei, denn die zumeist deutsche Synodalconferenz habe im letzten Jahre weniger Glieder gewonnen, als englische Gemeinschaften. Wir bemerkten damals sofort, daß die Zahlen des nächsten Jahres sich vielleicht schon ganz anders ausnehmen würden. So ist es nun auch gekommen. Dieses Jahr wurde der Synodalconferenz wieder die größte Zunahme, nämlich 4 Procent, zugeschrieben. Hüten wir uns also vor voreiligen Schlüssen aus den Zahlen eines Jahres. Seien wir aber allezeit bestrebt, durch das Medium der deutschen und der englischen Sprache unsere Schuldigkeit zu thun. F. P.

Ueber die „Schwäche“ der lutherischen Colleges findet sich in englisch-lutherischen Zeitschriften ein längerer Artikel aus der Feder Prof. Dreher's, des Präsidenten des Roanoke College. Als Gradmesser der Stärke einer höheren Lehranstalt wird hier auch besonders der Betrag des Fundirungscapitals (endowment) verwendet. Prof. Dreher berechnet, daß die Summe des "endowment" der lutherischen Colleges, wenn diese den Colleges der andern protestantischen Kirchen gleichstehen sollten, \$3,617,927 betragen müßte, während in Wirklichkeit die Summe des Fundirungscapitals der lutherischen Anstalten nur die Höhe von \$914,527 erreicht. Diese statistische Angabe ist deshalb irreführend, weil sämtliche Colleges der Synodalconferenz gar nicht nach dem endowment-Plan verwaltet werden. Zwar rührt Prof. Dreher diesen Punkt an, wenn er sagt: „Weil einige unserer Colleges hauptsächlich durch jährliche Collecten der Gemeinden erhalten werden, so stellt die Totalsumme \$914,527 nicht die ganze Stärke unserer Anstalten dar.“ Aber hierbei ist, wie gesagt, außer Acht gelassen, daß die ganze Synodalconferenz ihre Anstalten ohne "endowment" unterhält. Sollte das, was innerhalb der Synodalconferenz jährlich für die Anstalten verausgabt wird, als Ertrag aus angelegtem Capital sich ergeben, so würde das ein Capital von mindestens zwei Millionen Dollars erfordern. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Unterhalt der Anstalten der Synodalconferenz viel weniger kostet, als der Unterhalt der entsprechenden Anstalten bei den Episcopalen, Presbyterianern, Congregationalisten &c. Es ist dies schon deshalb der Fall, weil unsere Anstaltslehrer einen viel geringeren Gehalt beziehen, als ihre Berufsgenossen unter den Episcopalen, Presbyterianern &c. Aber daß unsere Anstaltslehrer durchschnittlich einen geringeren Gehalt, sagen wir von etwa tausend Dollars jährlich, beziehen, während die correspondirenden Lehrerstellen unter den andern Gemeinschaften mit einem Jahresgehalt von etwa drei tausend Dollars dotirt sind, das macht unsere Anstalten noch nicht „schwächer“. Unsere Anstaltslehrer sind trotz der geringen Be-



solbung durchschnittlich besser ausgebildet und tüchtiger als ihre besser besoldeten Berufsgenossen in den genannten Gemeinschaften. Endlich ist es überhaupt fraglich, ob die Dotirung der Anstalten dem Unterhalt durch die fortlaufenden Beiträge der Gemeinden und einzelner Personen vorzuziehen sei. Wir, für unsere Person, halten es für ein sehr gutes "endowment" der Anstalten, wenn diese gläubens- und werktätige Gemeinden hinter sich haben. Das fortwährende allgemeine Geben für die Anstalten hält das allgemeine Interesse für die Anstalten wach, veranlaßt fortwährend Tausende von Fürbitten für dieselben zc. Anstalten leben nicht von "endowments" allein, sondern noch von einigen andern Dingen. In den reichen "endowments", die die Anstalten von der jeweiligen Kirche ziemlich unabhängig machen, liegt auch eine Gefahr. Die Gefahr nämlich, daß die Anstalten dann auch von der Kirche ziemlich vergessen werden. Gewiß soll die Kirche große Gaben einzelner reicher Glieder für ihre höheren Lehranstalten nicht zurückweisen, sondern zu solchen Gaben vielmehr ermuntern. Es gibt kaum einen besseren Gebrauch des Reichthums, als wenn er zur Förderung unserer höheren christlichen Lehranstalten verwendet wird. Aber man verachte uns die Lehranstalten nicht, und nenne die Lehranstalten nicht „schwach“, die nicht viele Güter im Vorrath haben, weil ihnen Gott noch nicht einzelne reiche Gönner erweckt hat, sondern die, so zu sagen, von der Hand in den Mund leben. Auch Anstalten können erfolgreich nach der vierten Bitte: „Unser täglich Brod gib uns heute“ in Thätigkeit erhalten werden. Gott gibt der Kirche jeder Zeit so viel irdisches Gut als sie zur Ausrichtung ihres Berufs in der Welt bedarf. Das ist gewißlich wahr! Es kommt nur darauf an, daß wir durch unaufhörliche Belehrung und herzliche Ermahnung „durch die Barmherzigkeit Gottes“ (Röm. 12, 1.) unsere Gemeinden und einzelne Christen bei beständigem Geben erhalten.

F. P.

**Das Predigen in deutscher und englischer Sprache.** Das deutsche Predigerseminar der Generalsynode, welches sich bisher in Chicago befand (Dr. Severinghaus), ist bekanntlich aufgehoben und dafür der theologischen Anstalt in Atchison, Kansas, eine „deutsche Abtheilung“ eingefügt worden, die nur einen Lehrer (Prof. Nevin) hat. Die „Theologische Zeitschrift“ meint darüber: „Die deutsche Sprache soll sobald als möglich verschwinden. Das wird aber viel besser und schneller erreicht dadurch, daß man die Pastoren für die Deutschen in einem sogenannten deutschen Departement einer englischen Lehranstalt ausbilden läßt. Das hat, wenn es richtig angefangen wird, eine ausgezeichnete Wirkung. Es wird den Leuten in viel kürzerer Zeit als dies in einer deutschen Lehranstalt möglich wäre, der Aberglaube beigebracht, daß sie deutsch predigen können, und nun müssen ihre Zuhörer deutsche Predigten anhören, die allerdings pathologisch interessant sind. Der Schreiber dieses hat selber schon solche Predigten gehört. Einmal aber wurde von einem solchen ‚deutschen Prediger‘ Aussprache, Formenlehre, Wörterbuch und Syntax mit einem solchen Bewußtsein von Gelehrsamkeit mißhandelt, daß der Nachbar des Schreibers, der sonst viel mehr auf den Inhalt als die Form der Predigt zu achten pflegte, sich nicht länger beherrschen konnte und ziemlich halbblau den sehnlichen Wunsch äußerte: „Wenn nur der einmal aufhörte.“ — Hierzu möchten wir bemerken: So lange man den Anspruch erhebt, für deutsch redende Gemeinden Prediger ausbilden zu wollen, muß man auch dafür sorgen, daß die Candidaten ein reines, fehlerfreies Deutsch sprechen. Es gereicht dem Predigtamt und dem Worte Gottes zur Unehre, wenn deutsch predigen wollende Pastoren das Deutsche nur radebrechen. Die Ungläubigen werden dadurch zum Spott gereizt und auch die Christen in der Erbauung fortwährend gestört. Es ist eine Unverschämtheit, einer deutschen Gemeinde einen Candidaten zu präsentiren, der nicht ordentlich Deutsch

kann. So wünschenswerth, ja, relativ nothwendig es ist, daß der deutsche Pastor nebenbei auch Englisch kann — in der Synodalconferenz ist dies schon der Gemeindefchule wegen nöthig, die die jungen Pastoren meistens zu versorgen haben —: so absolut nothwendig ist dem Pastor, der deutsche Gemeinden bedienen will, die sichere Kenntniß der deutschen Sprache. Wir dürfen uns durch die Aussicht, daß alle unsere Gemeinden, wenn die Welt noch länger steht, voraussichtlich einmal englisch werden, nicht zur Vernachlässigung der Ausbildung in der deutschen Sprache verführen lassen. Innerhalb der Synodalconferenz steht es gegenwärtig noch so, daß sicherlich 95 Procent der Candidaten an deutschen Gemeinden arbeiten werden. Für diese 95 Procent ist also eine sichere Kenntniß der deutschen Sprache absolut nothwendig. Uns fällt damit die Aufgabe zu, Predigtamtsandidaten auszubilden, die zwei Sprachen vollkommen beherrschen. Wie schwierig diese Aufgabe sei und welche intensive Arbeit seitens der Lehrer und der Studirenden dies erfordere, davon haben nur die eine lebendige Vorstellung, denen diese Arbeit obliegt. Es kann dies für uns vielleicht eine Veranlassung werden, entweder den Gymnasialcursus oder den theologischen Cursus oder gar beide auszudehnen. F. P.

**Selbsteinschätzung des Methodismus.** Die „Theol. Zeitschrift“ theilt aus dem „Apologeten“ mit: „Die größte religiöse Bewegung der Neuzeit ist ohne Zweifel der Methodismus. Er darf mit Recht als die zweite Reformation angesehen werden. Hat Luther die Gewissensfreiheit, das Wort Gottes als die alleinige Richtschnur unseres Glaubens und Lebens und die Rechtfertigung durch den Glauben allein wieder auf den Leuchter gestellt, so haben den Geist Wesleys die folgenden drei Wahrheiten erfüllt. Die Freiheit des menschlichen Willens in Sachen des persönlichen Heils, die Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein der Gläubigen und die Macht des Veröhnungsblutes Christi in der Reinigung von aller Sünde. Kurz, Willensfreiheit, das Zeugniß des heiligen Geistes und gänzliche Heiligung. Wesleys Predigt umfaßte die ganze christliche Heilserfahrung von dem ersten Verlangen an, das sich im erweckten Menschen offenbart, der dem zukünftigen Zorn entfliehen will, bis er sich zur Freiheit der Gotteskindschaft durchringt und endlich erfährt, daß Gott selig machen kann aufs völligste. Wesleys Lehre von der christlichen Vollkommenheit ist die unterscheidende Lehre des Methodismus. Das ist die Quelle seiner Kraft und das bleibt sein Ruhm. Der Methodismus hat alle Mittel, welche Gott zur Evangelisation der Welt darreichte, in Händen. Wehe ihm, wenn er zum dummen Salz werden sollte.“ Dazu bemerkt die „Zeitschrift“ unter Anderem: „Wir möchten nur auf die drei Punkte, in denen der ‚Apologete‘ den Grund der Größe des Methodismus findet, hinweisen. Zunächst darauf, daß die Aussagen etwas unbestimmt gehalten sind. Man ist sofort veranlaßt, zu fragen: Was ist das? Von der Freiheit des menschlichen Willens in Sachen des Heils hat z. B. Paulus im Galaterbrief geredet. Ob im Sinne Wesleys oder des heutigen Methodismus, das ist zunächst die Frage.“ (Paulus redet im Galaterbrief von der christlichen Freiheit, das heißt, davon, daß die, welche durch den Glauben an das Evangelium Christen geworden sind, von allen Menschenansagen frei seien. Daß der menschliche Wille „in Sachen des Heils“ frei sei, das heißt, mitwirken könne, sagt der Apostel nicht, sondern das Gegentheil, wenn er schreibt: „Habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben?“ Gal. 3, 2. ff. 4, 21. ff. „L. u. W.“) „Sodann ist die Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein des Gläubigen wieder sehr verschiedener Auffassung fähig. Die altprotestantischen Dogmatiker haben das testimonium spiritus sancti sehr stark betont. In ihrem Sinne wird wohl der heutige Methodismus die Sache nicht auffassen, sonst könnte es keiner der Punkte sein, wodurch der Methodismus als eine

zweite Reformation über die erste hinausgegangen ist. Dazu kommt noch die schwerwiegende Frage: Ist die Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein des Gläubigen das Maßgebende, oder die Offenbarung Gottes, wie sie in der Schrift bezeugt ist? Was endlich die vollkommene Heiligung betrifft, so kann sie auch wieder verschieden gefaßt werden. Ist die vollkommene Heiligung wirklich Sündlosigkeit, dann ist sie allerdings vollkommen, ist sie es aber nicht" (wie bei den Methodisten. „L. u. B.“), „dann ist diese Vollkommenheit doch nur etwas sehr Relatives und es verhält sich damit ganz ähnlich, wie mit den überschüssigen Verdiensten der römischen Heiligen.“  
F. P.

## II. Ausland.

Ein treffendes Urtheil eines Staatsmannes über Wesen und Tendenz der römischen Kirche. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ hat Fürst Bismarck sich auch sehr eingehend über die Entstehung und die wahren Gründe des Kulturkampfes ausgesprochen. Die Veranlassung dazu, daß der Ultramontanismus gegen das Deutsche Reich mobil machte, gab nach der von dem Erzbischof Ledochowski vergeblich in Versailles nachgesuchten Intervention zu Gunsten des Kirchenstaates die Weigerung Bismarcks gegenüber dem Bischof Ketteler von Mainz, die später aufgehobenen preußischen Verfassungsartikel, die das Verhältniß der katholischen und evangelischen Kirche zum Staate betrafen, in die deutsche Reichsverfassung aufzunehmen. Diese Artikel hatten es der katholischen Kirche möglich gemacht, sich im preußischen Staate einer Unabhängigkeit und Freiheit zu bedienen, welche, mit der unveräußerlichen Staatshoheit unvereinbar, die staatliche Gewalt zu einem Werkzeug der Hierarchie machte und die Kirche zur Herrin des Staates erhob. Bismarck begleitet in seinen Erinnerungen die ablehnende Haltung gegen Ketteler mit folgenden, seine staatsmännische Ueberlegenheit ebenso wie die weltlichen Zwecke der katholischen Hierarchie trefflich kennzeichnenden Worten: „Für mich war die Richtung unserer Politik nicht durch ein confessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Bestreben, die auf dem Schlachtfelde gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu festigen. Ich bin in confessioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, welche das Zusammenleben verschiedener Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Kirche, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen.“ Am Schluß dieser Auseinandersetzungen erhält die römische Kirche noch einmal das scharfe Urtheil: „Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und eine evangelische Kirche als eine Ungerechtigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche sei. Ein ewiger Friede mit der römischen Curie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. . . Die römische Curie ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umfassen gehört, der unseren französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Concordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr.“ (A. G. L. R.)

Aus der südaustralischen Synode. Aus den Kreisen unserer südaustralischen Schwester-synode wird im „Luth. Kirchenboten“ Folgendes berichtet: Den beiden

von unserem Synodalverbande ausgeschiedenen und nun allein stehenden Pastoren Höfner und Hofsfeld in Südastralien ist in der Person des Hermannsburger Missionszöglings Philipp Scherer ein Hülfsprediger von Hermannsburg aus zugefandt worden. Das „Missionsblatt“ vom October berichtet darüber wie folgt: „Scherer ist am 25. Juli nach Südastralien abgereist. Dort hatten die Pastoren Höfner und Hofsfeld bringend Hülfe nöthig und hatten mehrfach um solche gebeten. Nachdem die übrigen Pastoren der südaustralischen lutherischen Synode leider die Verbindung mit unserer Mission abgebrochen hatten, standen jene beiden, die derselben treu geblieben waren, isolirt. Sie hatten eine schwierige Stellung und waren zeitweise dem Verzagen nahe. Aber sie arbeiteten treulich und unverdrossen weiter. Und der Herr segnete sie und ließ es Br. Höfner gelingen, sein Arbeitsfeld weithin auszudehnen, so daß er fünfzehn kleine Gemeinden sammeln konnte. Dafür bedurfte er Beistand, den wir ihm so gerne leisten wollten. Die Nothlage ging uns zu Herzen und doch konnten wir, da es sich nicht um Heidenmission handelte, von unserer Einnahme keine Mittel dazu verwenden. Da ist der lutherische Gotteskasten in Hannover liebreich für uns eingetreten und hat durch einen besonderen Aufruf die Mittel dazu beschafft, und da Br. Philipp Scherer einen Ruf des Herrn in meinem Vorschlage erkannte, ist er willig und getroßt allein hinausgefahren und mit großer Freude und Dankbarkeit dort empfangen worden.“ — Was für eine grenzenlose Gleichgültigkeit hinsichtlich der Lehre und des Bekenntnisses drücken doch diese wenigen Zeilen aus! Die beiden Pastoren Höfner und Hofsfeld sind Hermannsburg treu geblieben. Das ist schon an sich entscheidend und schließt in sich, daß sie auch recht in der Lehre stehen müssen, darum wird von der Lehre erst gar nicht einmal geredet, man hält's nicht der Mühe werth, über die Lehrstellung auch nur ein Wort zu verlieren. Echt papistisch! Wer Rom treu bleibt, bleibt der Kirche treu; nach der Lehre braucht man weiter nicht zu fragen. — Auf der andern Seite wird unsere Synode, die mit Hermannsburg gebrochen hat, als eine lutherische bezeichnet und anerkannt; sie hat also durch ihre Trennung von Hermannsburg in den Augen Hermannsburgs nicht aufgehört, eine lutherische Synode zu sein. Beide sind lutherisch: Hermannsburg und unsere Synode. Echt unirt! In der Lehre kann Verschiedenheit herrschen; die Hauptsache ist äußere Einigkeit. Endlich rühmt man die unverdrossene Arbeit des Pastor Höfner und schreibt es dem Segen des Herrn zu, daß er sein Arbeitsfeld „weithin auszudehnen“ und „fünfzehn kleine Gemeinden“ nicht etwa aus den Heiden, sondern aus andern christlichen Gemeinden „sammeln konnte“. Uns ist nun freilich nichts von einer so „segensreichen“ Arbeit bekannt; jedoch die ausgesprochene Freude über solch „Gelingen“ drückt wiederum die Stellung Hermannsburgs klar aus. Das ist echt sectirerisch! Auf die Ausbreitung der reinen Lehre kommt's nicht an, sondern nur auf das Gelingen, den eigenen Anhang zu vergrößern; fünfzehn kleine „lutherische“ Gemeinden können auf Kosten anderer gesammelt werden, indem vielleicht fünfzehn größere „lutherische“ Gemeinden dadurch zerplittert werden: dennoch ist's der Segen des Herrn, der solche Arbeit „gelingen“ ließ. Welch eine entsetzliche Zerfahrenheit!

Die Berliner Anarchistenblätter „Sozialist“ und „Armer Konrad“ können wegen Geldmangels nicht erscheinen. Es ist ein Circular an die Abnehmer und Abonnenten gesandt worden, in welchem der Verlag erklärt: „Wir haben uns genöthigt gesehen, die heutige Nummer unserer Blätter ausfallen zu lassen. Die Gelder sind in letzter Zeit wieder unerhört spärlich eingegangen, und so können wir in diesem Jahre, das 63 Nummern unserer Blätter erfordert, nicht die Kosten für eine, den üblichen Jahrgang von 52 Nummern überschreitende Nummer erschwingen. Unsere finanzielle Lage ist eine äußerst kritische.“ (A. C. L. R.)

## Eingefandte Literatur.

Von der A. Deichert'schen Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme), Leipzig.

**Frank, Fr. S. R. v.,** Geheimrath und Professor der Theologie in Erlangen, Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von B. Schaarschmidt, Pastor in Jeschwitz bei Leipzig. Dritte revid., mit e. Beitrag über die Frank'sche Theologie von Prof. D. Seeberg vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. 369 Seiten. Preis: Mf. 5.80.

**Seeberg, Dr. Reinhold,** ord. Professor der systematischen Theologie in Erlangen, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Zweite Hälfte: Die Dogmengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. 472 Seiten. Preis: Mf. 8.

**Sellin, Lic. Dr. Ernst, a. o. Professor** der evangelischen Theologie in Wien, Serubabel. Ein Beitrag zur Geschichte der messianischen Erwartung und der Entstehung des Judenthums. 218 Seiten. Preis: Mf. 4.50.

**Einsame Wege.** Zweite erweiterte Auflage. 468 Seiten. Preis: Mf. 5.

**Einsame Wege.** Neue Folge. 452 Seiten. Preis: Mf. 5.

**Jahn, Theodor, D. und Prof. der Theologie** in Erlangen. Skizzen aus dem Leben der Alten Kirche. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 392 Seiten. Preis: Mf. 5.25.

**Hardeband, Th.,** Pastor in Lüneburg, Die Evangelisation mit besonderer Rücksicht auf die Heiligungsbewegung. 55 Seiten. Preis: Mf. .60.

**Wahle, Lic. Dr. Gustav Jr.,** Pastor in Böhule bei Treuenbriegen, Die vier ersten biblischen Briefe des Apostels Paulus ihrem Inhalt und Plan nach. 106 Seiten. Preis: Mf. 1.60.

**Niedel, Lic. Wilhelm,** Privatdocent der Theologie in Kiel, Die Auslegung des Hohenliedes in der jüdischen Gemeinde und der griechischen Kirche. 120 Seiten. Preis: Mf. 2.40.

**Wohlenberg, Gustav, Lic. theol.,** 2. Compastor an der St. Johannis-Gemeinde in Altona, Vaterunser und Segen. Elf Predigten, zehn über das Vaterunser und eine über den Segen. 110 Seiten. Preis: Mf. 1.60.

**Frey, Mag. theol. Johannes,** Privatdocent an der Universität zu Dorpat, Tod, Seelenglaube und Seelenkult im alten Israel. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung. 244 Seiten. Preis: Mf. 3.75.

**Gang, Karl,** Pfarrer, Die Frömmigkeit des Menschengeschlechts im Lichte des Christenthums. Eine religionswissenschaftliche Untersuchung. 336 Seiten. Preis: Mf. 4.50.

**Böhmer, Lic. Dr. Julius,** Pfarrer in Raben, Reich Gottes und Menschensohn im Buche Daniel. Ein Beitrag zum Verständniß seines Grundgedankens. 216 Seiten. Preis: Mf. 3.60.

**Bowinkel, Dr. Ernst,** Geschichte und Dogmatik. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung. 111 Seiten. Preis: Mf. 1.60.

**Bachmann, Ph.,** Gymnasialprofessor in Nürnberg, Die persönliche Heilserfahrung des Christen und ihre Bedeutung für den Glauben nach dem Zeugnisse der Apostel. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Theologie. 246 Seiten. Preis: Mf. 3.60.

**Ewald, D. Paul,** Professor in Erlangen, Religion und Christenthum. Ein Vortrag. 39 Seiten. Preis: Mf. 75.

**Jahn, D. Theodor,** Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. Vortrag auf der lutherischen Pastoralconferenz zu Leipzig am 2. Juni 1898 gehalten. 61 Seiten. Preis: Mf. 90.

**Jäger, Dr. Johannes,** kgl. Pfarrer und Strafanstaltsgeistlicher, Zunahme der Verbrechen und Abhilfe. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. 181 Seiten. Preis: Mf. 1.80.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

März 1899.

No. 3.

Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?

## II.

Die geistliche Erkenntniß unterscheidet sich von der natürlichen durch ihren Gegenstand und nicht etwa bloß durch größere Vollständigkeit und Vollkommenheit der Erkenntniß mit Bezug auf denselben Gegenstand. Darin besteht der Unterschied nicht, daß die natürliche Erkenntniß an der Oberfläche der Dinge haften bliebe, die geistliche aber bis ins Innere derselben vordringe. Die geistliche Erkenntniß ist nicht etwa bloß der Art und dem Grade nach klarer, deutlicher, vollständiger, allseitiger, tiefer und vollkommener als die natürliche. Die geistliche Erkenntniß verhält sich zur natürlichen nicht wie die Erkenntniß eines Fachmannes zur Erkenntniß eines Laien. Wer die christliche Erkenntniß gleichsam nur als die Blüthe der natürlichen betrachtet, hat eine rechte Vorstellung weder von der natürlichen noch von der geistlichen Erkenntniß. Das Christenthum bezeichnet nicht, wie man oft sagt, die höchste Stufe geistiger, natürlicher Entwicklung des Menschengeschlechts. Somit faselte: Die religiös-poetische Weltanschauung (der auch das Christenthum angehöre) bezeichne die erste und unterste, die abstract-philosophische oder metaphysische die zweite und die positiv-wissenschaftliche die letzte und höchste Stufe in dem Entwicklungsgange der menschlichen Erkenntniß. Wir lehren das nun nicht etwa um und verändern nicht bloß die Ordnung, so daß uns als letzte und höchste Entwicklungsstufe des menschlichen Erkennens das Christenthum zu stehen käme. Uns ist die geistliche Erkenntniß ebensowenig Evolution der natürlichen, als uns die natürliche Erkenntniß Devolution der geistlichen ist. Aehnlich müßte sich freilich die Sache verhalten, wenn der Christianismus mit dem „Naturalismus“ die Erkenntnißgegenstände gemeinsam hätte. Denn ist der Gegenstand derselbe, so kann nur noch die Dualität und Quantität des Erkennens einen Unterschied begründen, und die geistliche Erkenntniß

kann sich von der natürlichen nur noch unterscheiden durch größere Vollständigkeit und Vollkommenheit. Die Erkenntniß natürlicher Wahrheiten, wie sie sich in den Schriften gefeierter Philosophen und der Männer der Wissenschaften spiegelt, ist ohne Zweifel die reine Stümperei gegen die Erkenntniß, welche Adam und Eva im Paradiese hatten. Und doch enthielt die Erkenntniß Adams im Stande der Unschuld kein Jota von der eigentlichen geistlichen oder christlichen Erkenntniß, weder *explicite* noch *implicit*. Warum? Weil die der geistlichen Erkenntniß zu Grunde liegenden Thatsachen weder *actu* noch *potentia* enthalten waren in dem Adam gegebenen Erkenntnißgegenstände. Dasselbe gilt auch von der geschwächten, verderbten, aber nach 1 Mos. 3, 22. um ein trauriges Stück, um das Sündenbewußtsein, vermehrten Erkenntniß des gefallenen Menschen. Denn daraus, daß er gefallen ist, folgt für den Menschen nur, daß er verloren ist, und nie und nimmer, daß Gott sich seiner erbarmen müsse oder werde. Die natürliche Erkenntniß verhält sich zur geistlichen weder wie der Theil zum Ganzen, noch wie die erste Stufe einer Entwicklung zur letzten, noch auch wie der Grund zur Folge, oder wie die Prämissen zum Schluß. Geistliche und natürliche Erkenntniß sind nicht Sprossen derselben Leiter, nicht Potenzen derselben Kraft, nicht Erkenntnißmodi derselben Thätigkeit mit Bezug auf dieselben Gegenstände. Ebenso wenig wie die *Kunst* eine potenzierte Optik ist, ist die christliche Erkenntniß eine bloße Verstärkung der natürlichen und die natürliche Erkenntniß eine bloße Abschwächung der geistlichen. Es handelt sich hier eben um ganz verschiedene Erkenntnißgebiete und nicht bloß um verschiedene Stufen der Erkenntniß auf demselben Gebiet. Wie innerhalb der natürlichen Erkenntniß z. B. die Psychologie es mit ganz anderen Gegenständen zu thun hat als die Chemie, so hat auch die geistliche Erkenntniß Gegenstände, von welchen das gesammte natürliche Gebiet platterdings nichts weiß. Demgemäß reden wir auch nicht bloß von dem Unterschied zwischen dem natürlichen und geistlichen Erkenntnißmodus, sondern von unterschiedenen Erkenntnißgebieten. Die geistliche Erkenntniß hat es mit ganz anderen Thatsachen zu thun, als die natürliche, und nicht etwa bloß mit einer größeren Fülle oder Tiefe der Erkenntniß mit Bezug auf dieselben Gegenstände und Wirklichkeiten. Auf beiden Gebieten gibt es allerdings verschiedene Grade der Vollständigkeit und Vollkommenheit der Erkenntniß; aber auch die vollständigste und vollkommenste natürliche Erkenntniß birgt von der eigentlichen geistlichen oder christlichen Erkenntniß rein gar nichts.

Fragen wir nun zunächst, welches auf natürlichem Gebiete der Gegenstand der Erkenntniß sei, so lautet die Antwort allgemein: Alle Wirklichkeiten und Wahrheiten, welche mit der Schöpfung gesetzt und gegeben sind. Alle Wahrheiten, die in dieser Sphäre liegen, sind natürliche Wahrheiten, und alle Vorstellungen im Geiste des Menschen, denen auf diesem Gebiete etwas entspricht, sind natürliche Erkenntnisse. Alle Wahr-

heiten, die Gott durch die Schöpfung von sich, seinem Wesen und seinen Eigenschaften kund gethan, alle Wahrheiten ferner, die Gott in der uns umgebenden Natur niedergelegt hat, und alle Wahrheiten, die insonderheit mit der Schöpfung des Menschen gegeben sind, das sind natürliche Wahrheiten und somit, sofern sie überhaupt Gegenstand der Erkenntniß werden, Gegenstand natürlicher Erkenntniß. So war auch die Adam und Eva anerschaffene Erkenntniß von Gott, von der Welt und ihrem Ursprung, von ihnen selber und von ihrem Verhältniß zu Gott und zur Welt Erkenntniß auf natürlichem Gebiet. Und auch nach dem Fall ist dies der Gegenstand natürlicher Erkenntniß geblieben, obwohl das Erkennen selber durch die Sünde geschwächt und verderbt ist. Insonderheit ist es der Mensch selber, weniger freilich nach seiner psychologischen als nach seiner physiologischen Seite, und die ihn umgebende Natur mit ihren Erscheinungen, die der Geist des gefallenen Menschen, meist im materialistischen Interesse, zum Hauptgegenstand seines Denkens gemacht und mit Bezug auf welchen er sich auch gar manche Erkenntniß erworben hat. Vornehmlich die Thatsachen der anorganischen, vegetabilischen, animalischen und geistigen Welt, oder, wie man sich auch früher auszudrücken pflegte: lapis, surculus, animal und anima, hat der Mensch im Laufe der Jahrhunderte zu erkennen gesucht. Die Natur mit ihren Stoffen und Kräften, mit ihrer Flora und Fauna, die organischen Bildungen, das Leben mit seinen Erscheinungen, den Geist mit seinen Vermögen, die mechanischen, dynamischen, vegetabilischen, animalischen und geistigen Phänomene hat der Mensch zum Gegenstand seines Forschens gemacht. Mit Bezug auf diese Erscheinungen haben Philosophen und Scientisten gefragt: Was? Wie? Wodurch? Warum? Wozu? Und gar manche in diesen Gegenständen enthaltene Wahrheiten hat auch der Geist des Menschen gehoben und zur Erkenntniß erhoben. Und was er noch nicht erkannt hat, ist ihm Problem, an dessen Lösung er eifrig weiter arbeitet. Im Laufe der Jahrhunderte ist ein ganzes Heer von Wissenschaften entstanden, welche sich die Erforschung dieser Gegenstände zur Aufgabe gemacht haben. Wie die verschiedenen Fürsten und Völker sich getheilt haben in die verschiedenen Ländergebiete der Erde, so haben sich auch die einzelnen Wissenschaften getheilt in das große Gebiet natürlicher Thatsachen und Wahrheiten. Jede hat sich einen bestimmten Kreis von Thatsachen gewählt, um durch Forschung auf demselben der Wirklichkeit entsprechende Vorstellungen zu erzeugen und so die in demselben liegenden Wahrheiten zu erkennen. Immer neue Theilungen werden gemacht, immer enger wird der Kreis gezogen, um als Specialisten in das Detail der Thatsachen und Wahrheiten einzubringen. Und damit hat sich der Geist des Menschen auch nicht auf ein fremdes, verbotenes und a priori unmögliches Gebiet begeben. Denn die Natur, der Mensch, der Schöpfer und das Verhältniß des Menschen zu beiden, wie es sein sollte und in der Wirklichkeit ist, das ist legitimer Gegenstand des natürlichen Denkens und Erkennens. Wenn



wir daher von der Erkenntniß auf „natürlichem“ Gebiete reden, so wollen wir mit diesem Ausdruck die natürliche Erkenntniß nicht etwa beschränken auf das Reich der Natur mit Ausschluß Gottes und seines Verhältnisses zum Menschen als solchem. Wahrheit auf natürlichem Gebiet ist uns nicht bloß alles, was der natürliche Mensch mit seinen natürlichen Kräften wirklich erkennt, oder doch erkennen kann, sondern alles, was Gott mit der Schöpfung gesetzt und gegeben hat, wenn gleich die Kraft des Menschen zur Erkenntniß desselben nicht hinreicht.

Zu den Wahrheiten, welche mit der Schöpfung gegeben sind, und die der Mensch mit seinen natürlichen Kräften auch einigermaßen zu erkennen vermag, gehören sonach in erster Reihe die Lehren von Gott, dem Schöpfer. Die ganze Welt, die großen Reiche in der Natur, die Organismen, das Leben, der Geist des Menschen mit seinem Inhalt sind lauter Thatbeweise für die Wirklichkeit Gottes, wie die Erfahrung lehrt und die Schrift bezeugt, z. B. Röm. 1, 19—21. Apost. 14, 15—17. 17, 22—29. Hebr. 3, 4. Freilich nicht in jeder, sondern nur in gewissen Beziehungen ist Gott Gegenstand der natürlichen Erkenntniß; nur insofern nämlich, als sich Gott durch die Schöpfung der Welt und des Menschen geoffenbart hat. Außer dem Dasein Gottes ist es nun insonderheit seine Macht, Weisheit, Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Gott in der Schöpfung verherrlicht hat und die der Mensch darum auch einigermaßen zu erkennen vermag und auch wirklich erkennt. Das wird nun freilich von denen, welche sich vor andern als die Männer der Wissenschaft aufzuspielen pflegen, gelehrt. So behauptet das Gros der modernen Scientisten mit zahlreichen Philosophen aus alter und neuer Zeit, daß Gott nicht Gegenstand der natürlichen Erkenntniß sei und auch nicht sein könne. In welchem Umfange diese Ansicht bei den Wissenschaftlern Eingang gefunden hat, geht hervor aus dem sprüchwörtlich gewordenen „Tres physici, duo athei“. Diese „ausgemachte Wahrheit“ nun, daß Gott nicht Gegenstand der natürlichen Erkenntniß sein könne, gründen die ungläubigen Mediciner, Physiker und Astronomen auf den unsinnigen Vordersatz: Was nicht den Sinnen gegeben ist und mittelst der Sinne erkannt wird, das ist überhaupt nicht gegeben und kann nicht erkannt werden. Daraus aber, daß z. B. Laplace Gott nicht finden konnte mit seinem Fernrohr, folgt nicht, daß er ihn nicht finden konnte mit seiner Vernunft. Hätte doch auch Laplace die Planeten, Sterne und selbst die Sonne nicht gefunden, wenn er, statt die Augen, seine langen Ohren ans Fernrohr gelegt hätte. Mit den Sinnen nehmen wir die *sensilia* wahr, die *intelligibilia* aber nur mit der Vernunft. Wenn darum die Atheisten, Pantheisten und Materialisten leugnen, daß es einen persönlichen Gott gebe, der die Welt mit dem Menschen an der Spitze derselben geschaffen habe, so leugnen sie damit nicht etwa ein Stück der geistlichen, sondern das wichtigste Stück der natürlichen Erkenntniß. Und wenn die Agnostiker mit Herbert Spencer lehren, daß der Mensch das Dasein Gottes zwar nicht geradezu

leugnen solle, daß er andererseits aber doch auch nicht wissen könne, ob es einen Gott gebe oder nicht, so behaupten auch sie damit, daß Gott nicht Gegenstand menschlicher Erkenntniß sei. Und damit leugnen die Atheisten und Agnostiker auch nicht etwa Wahrheiten des Glaubens, sondern der Vernunft, nicht bloß Meinungen und willkürliche Ansichten, sondern Wirklichkeiten und Wahrheiten, die jedem vernünftigen Wesen eben damit gegeben sind, daß es vernünftig ist. Ja, im Grunde leugnen sie damit ihre eigene Vernunft, denn ohne zugleich Gott zu denken, kann sich der Mensch weder sich selber, noch die Natur vorstellen. Wer leugnet, daß Gott Gegenstand der natürlichen Erkenntniß sei, macht sich damit nicht etwa bloß zu einem Unchristen, sondern, so viel an ihm ist, zu einem Thoren, der seine Vernunft verloren hat, ja, zu einer unvernünftigen Creatur, der mit der Vernunft auch der Sinn für Gott und die intelligibilia abgeht, wie dem Blinden mit dem Augenlicht der Sinn für das Licht der Sonne. Da nun aber der Mensch in der Wirklichkeit dies nicht vermag, da er ein vernünftiges Wesen bleibt, ob er gleich ein Thier sein will, so kann er auch in der Wirklichkeit diese Erkenntniß nicht austrotten. Gottesleugner gibt es wohl in Worten und mehr noch in Werken, aber nicht in der Ueberzeugung. Es gibt keine „ehrlichen“ Atheisten, das heißt, es gibt wohl Leute, die in ihrem Herzen und mit ihrem Munde und Wandel sprechen: „Es ist kein Gott“, aber niemand, der das auch wirklich selber von Herzen glaubte, was er sich und andern vorspricht. So lange der Mensch überhaupt denkt, denkt er und muß er auch Gott denken. Gott ist Gegenstand der natürlichen Erkenntniß.

Daselbe gilt auch von dem Verhältniß des Menschen zu Gott, wie es beschaffen sein sollte und durch die Sünde geworden ist. Gott ist der Schöpfer und der Mensch ist das Geschöpf Gottes. Und Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben, damit er dies sein Verhältniß zu Gott und die in demselben beschlossenen Forderungen Gottes an den Menschen als seine Pflichten gegen Gott erkenne. Diese Forderungen Gottes an die vernünftige Creatur sind im Wesen Gottes begründet. Es sind mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes gegebene Wahrheiten. Und das Moralgesetz mit seinem zehnfachen „Du sollst“ ist nur der sprachliche Ausdruck dieser realen Forderungen. Die Vorstellungen von Recht und Unrecht, welche den zehn Geboten entsprechen, sind darum auch keine nichtigen psychologischen Gebilde, sondern Erkenntnisse, denen in der Wirklichkeit, und zwar im Wesen Gottes selber, etwas entspricht. Dem „Soll“ des Gesetzes und Gewissens entspricht ein Sein in Gott. Gott ist heilig, darum soll der Mensch heilig sein. Das Gesetz Gottes bringt Wahrheiten, unabänderliche Wahrheiten zum Ausdruck. Die moralischen Forderungen sind keine bloßen blaffen, menschlich gemachten Ideale, keine Schöpfungen der menschlichen Phantasie, keine durch Induction aus der Erfahrung gewonnenen Klugheits- und Nützlichkeitsregeln, keine Creaturen der Sitte und Mode, keine Erfindungen der Fürsten und Priester, sondern ebenso reale Gesetze wie die

der Physik, Chemie, Optik und Akustik, ja, unendlich realere, denn wie dem Gesetz der Schwere etwas entspricht in *rerum natura*, so entspricht dem „Du sollst“ der Gebote etwas in dem Wesen Gottes selber. Wer darum in Widerspruch tritt mit den Forderungen des Moralgesetzes, der geräth damit in Conflict nicht etwa bloß mit einem abstracten Gesetze oder mit lustigen, flüchtigen Idealen, sondern mit der realen Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes selber, von der das Gesetz nur die Abschrift ist. Freilich, gäbe es keinen Gott, gäbe es niemand, der dem Menschen Forderungen stellen könnte, so könnte es auch keine Ethik, keine Pflichtenlehre geben, und unsere Vorstellungen von Recht und Unrecht wären Fiktionen ohne entsprechende Wahrheit. Dann könnte man wohl noch unterscheiden zwischen Nützlichem und Schädlichem, Zweckmäßigem und Unzweckmäßigem, Angenehmem und Unangenehmem, aber nicht zwischen Gutem und Bösem. Dann gäbe es wohl noch Beziehungen der Dinge zu uns, aber nicht mehr Beziehungen des Menschen zu Gott, und von Pflichten, heiligen Pflichten könnte nicht mehr die Rede sein. Die Ethik ist wesentlich theistisch, das heißt, sie setzt das Dasein Gottes voraus und gründet sich auf dasselbe. Eine atheistische Ethik, oder, wie man sich auch auszudrücken pflegt, eine „undogmatische“ oder „nichttheologische“ Ethik ist ein *αιθηρηζυλιον*, eine *contradictio in adjecto*. Sie lehrt Pflichten, zu denen niemand verpflichtet, Forderungen, von welchen sie ipso termino sagt, daß niemand vorhanden ist, der sie stellt, oder stellen könnte. Sie behauptet das Vorhandensein moralischer Erkenntniß ohne entsprechende objective Wirklichkeit und gibt sich somit selber als pure menschliche Erfindung, als Wahn ohne objective Wahrheit. Eine atheistische Ethik läßt sich ebensowenig schreiben, als sich ein rundes Dreieck malen läßt. Moralische Wahrheiten gibt es und kann es auch nur geben, weil es einen Gott gibt, dessen Geschöpf der Mensch ist. Recht ist ein Verhalten nur darum, weil es von der Heiligkeit Gottes, der es entspricht, gefordert wird. Und unrecht ist ein Verhalten nur darum, weil es der Heiligkeit Gottes widerspricht und von ihr verworfen wird. So ist das Gesetz mit seinen Geboten und Verbotten nur die Abschrift und der Ausdruck der im heiligen Wesen Gottes selber liegenden Wahrheiten. Und zwar sind auch dies Wahrheiten des natürlichen Gebietes, denn sie sind gegeben mit der Schöpfung der vernünftigen Creatur. Auch reicht das Vermögen des gefallen Menschen immer noch hin, diese moralischen Wahrheiten wenigstens aliquo modo zu erkennen. Von den Heiden, welche vom geoffenbarten Gesetz nichts wußten, sagt Paulus Röm. 2, 14. 15., daß sie von Natur thun des Gesetzes Werk, daß sie ihnen selbst ein Gesetz sind, daß des Gesetzes Werk beschrieben sei in ihrem Herzen, und daß davon ihr Gewissen und die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen, Zeugniß ablegen. Das stimmt mit der Erfahrung nicht bloß ethischer, sondern aller vernünftigen Menschen aller Zeiten überein. Eben damit, daß Gott den Menschen als vernünftiges Wesen geschaffen hat, hat

er ihn auch zu sich in ein moralisches Verhältniß gesetzt, damit hat er ihm auch die Erkenntniß gegeben, nicht bloß, daß ein Gott ist, sondern auch, daß Gott von ihm Gehorsam fordert, daß er schuldig ist, diesen Gehorsam zu leisten, und worin dieser Gehorsam besteht. Jeder vernünftige Mensch, auch der Atheist, macht einen Unterschied zwischen Gut und Böse, und er weiß auch, daß er gar nicht anders kann, selbst dann nicht, wenn er im eigenen Interesse gerne möchte, Röm. 1, 32. Er fühlt, daß er es in seinen ethischen Anschauungen nicht mit rein psychologischen Fiktionen, die er willkürlich ändern könnte, zu thun hat, sondern mit Thatfachen, die er ebenso wenig leugnen kann als die Sonne am Himmel, mit Wahrheiten, an die er gebunden ist wie an die Axiome der Logik und Mathematik, mit Gesetzen, die er ebenso wenig aufheben kann wie die Gesetze der Natur. Mit der Vernunft ist dem Menschen das Wissen um Recht und Unrecht gegeben, und so lange er ein vernünftiges Wesen bleibt, macht und muß er auch diesen Unterschied machen. Wie das Auge, so lange es wirklich ein Auge ist, seiner Natur nach das einströmende Licht wahrnimmt; so ist auch die Vernunft ihrer Natur nach ein Organ, das um Gott und seinen Willen weiß. So lange darum Gott der Schöpfer und der Mensch seine Creatur bleibt, so lange bleibt das Moralgesetz Wahrheit, das heißt, Ausdruck der Wirklichkeit. Und so lange der Mensch eine vernünftige Creatur bleibt, so lange kann er sich dieser Wahrheit auch nicht völlig verschließen. Da nun aber der Mensch das Verhältniß zwischen ihm und seinem Schöpfer nicht umzukehren und auch seine eigene vernünftige Natur nicht zu zerstören vermag, so bleibt auch das moralische Verhältniß stehen, und der Mensch muß ihm seine Zustimmung geben, ob er will oder nicht. An Menschen, welche praktisch, insonderheit in ihren Worten und Werken, wie das Dasein Gottes, so auch die Verbindlichkeit des Moralgesetzes leugnen, fehlt es freilich nicht. Leugner der Verbindlichkeit des Moralgesetzes aber, welche ehrlich und aufrichtig auch im Herzen glauben, was sie sich und andern vorreden, gibt es nicht. Die Feinde der theologischen Ethik, wie der Ethik überhaupt, leugnen darum auch nicht etwa ein Stück des geistlichen, sondern des natürlichen Erkenntnißgebietes. Sie leugnen nicht Wahrheiten des Glaubens, sondern der Vernunft. Mit ihrer Leugnung der moralischen Wahrheiten machen sie sich auch nicht etwa bloß zu Unchristen, sondern stellen sich tief unter die Heiden,<sup>1)</sup> ja, so viel an ihnen ist, auf gleiche Stufe mit den unvernünftigen Thieren, die allerdings auch diese Wahrheiten nicht erkennen, weil Gott ihnen die Vernunft ver sagt hat. Sie emancipiren sich mit ihrer Leugnung nicht bloß von der Offenbarung in der heiligen Schrift, sondern gerade auch vom eigenen Verstande.<sup>2)</sup>

1) Siehe Apologie 89, 14.

2) Fast alle Philosophen haben sich bemüht, eine Ethik ohne theologische Basis zu construiren. Natürlich ist ihnen das Unmögliche nicht gelungen. Ihre Ethiken

Wie nun der Mensch, auch der gefallene, weiß um Gott und das Verhältnis, in dem er zu Gott stehen sollte, so kann ihm auch nicht verborgen bleiben, daß es mit ihm in der Wirklichkeit nicht steht, wie es stehen sollte. Vielmehr weiß er, daß er zu Gott in eine unmoralische, sündliche Stellung gerathen ist. Er weiß, daß er mit seinem Willen und Thun im Widerspruch steht mit der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit. Er weiß, daß das „Soll“ des Gesetzes bei ihm nicht Sein geworden ist und daß den göttlichen Forderungen in ihm keinerlei Wirklichkeit entspricht. Er weiß, daß Gott ihm seiner Sünden wegen feind ist, ihm zürnt und flucht und ihn straft. Er weiß, daß er Gott beleidigt und bei ihm etwas gut zu machen hat; aber auch, daß er mit allem, was er thut, leidet und büßt, Gott und sein Gewissen nicht befriedigen kann. Diese Wahrheiten sind jedem vernünftigen Menschen gegeben in seinem Gewissen, das nicht abläßt, ihn zu verklagen und zu verdammen. Und jeder vernünftige Mensch fühlt auch, daß er es in diesen Urtheilen seines Gewissens mit wirklichen Erkenntnissen zu thun hat und nicht mit bloßen Einbildungen einer kranken Phantasie oder mit bloßen abnormen Gehirnzuständen. Selbst der Atheist muß zugeben, daß er das Bewußtsein der Sünde und Schuld nicht nur hat, sondern auch nicht loszuwerden vermag. Allen Theorien und Sophistereien, mit welchen die Ungläubigen die Gedanken, welche sich unter einander verklagen oder entschuldigen, als Trug und Täuschung zu erweisen suchen, zum Trotz fährt das Gewissen fort, den Menschen für sein Thun und Lassen verantwortlich zu machen und zu verurtheilen. Nach Röm. 1, 32. wissen auch die vollkommensten Sünder, daß ihre Werke böse und des Todes würdig sind. Das Gewissen ist eben eine Wirklichkeit und keine Einbildung, Factum und keine Fiction. Täuschung schwindet, sobald man sie als solche erkannt hat.

---

sind Tugend- und Pflichtenlehren ohne jegliche feste Grundlagen. Auch die als kirchliche Gemeinschaft öfters aufgeführte Society for Ethical Culture vertritt denselben Standpunkt, daß dem Moralgesetze auch Gültigkeit zukomme, wenn es keinen Gott gebe. Im Jahre 1876 wurde die Ethische Gesellschaft in New York von Felix Adler gegründet als „the new religion of morality, whose God is The Good, whose church is the universe, whose heaven is here on earth, and not in the clouds“. Die christliche Lehre von den guten Werken unterscheidet sich darum auch von der natürlichen Ethik nicht etwa dadurch, daß die „christliche Ethik“ sich auf das Dasein Gottes gründe und die natürliche nicht, sondern vornehmlich durch folgende Punkte: 1. Daß sie nicht bloß etliche, sondern alle Pflichten kennt und mit unfehlbarer Sicherheit dem Worte Gottes entnimmt; 2. daß sie auch die Pflichten kennt, welche das Christenthum mit sich führt; 3. daß sie Christum, von dem die natürliche Ethik nichts weiß, hinstellt als den, in welchem wir Gott dienen und ehren sollen; 4. daß sie das für den gefallenen Menschen allein sittliche und kräftige Motiv des gottgefälligen Handelns aufweist, das ja nicht besteht in der Furcht vor der Strafe, nicht in dem bloßen Gefühl der Pflicht, nicht in der Lohnsucht, sondern im letzten Grunde immer in der Dankbarkeit für die in Christo erlangte Gnade und Seligkeit.

F. B.

Thatsachen und Wahrheiten aber lassen sich nicht weglügen und leugnen, nicht wegdisputiren und mit keinen Argumenten aus dem Wege schaffen. Eben das ist das Kriterion aller Wirklichkeiten und Wahrheiten, daß sie bleiben, was sie sind, ob der Mensch sie erkennt oder nicht, leugnet oder nicht, anerkennt oder nicht, bekämpft und verwirft oder nicht. Und eine solche Thatsache ist das Gewissen mit seinem Sündenbewußtsein. Und wer diese Thatsache leugnet, verwirft damit eine millionenfach in der Welt, innerhalb und außerhalb der Christenheit, bestätigte Wahrheit. Er leugnet damit auch nicht etwa Wahrheiten des geistlichen, sondern des natürlichen Gebietes, nicht einen Artikel des christlichen Glaubens, sondern ein Stück natürlicher Erkenntniß, ja, seine Vernunft selber, die im gefallenem Menschen nicht ist und nicht sein kann ohne das Sündenbewußtsein.

So ist denn die Natur, der Mensch, Gott und das Verhältniß des Menschen zu Gott, wie es sein sollte und durch die Sünde geworden ist, der Gegenstand natürlicher Erkenntniß. Alle in diesen Thatsachen liegenden Wahrheiten sind natürliche Wahrheiten. Und alle Vorstellungen, denen etwas auf diesem Gebiete entspricht, sind natürliche Erkenntnisse. Und wer auf diesem Gebiete nur die sinnlichen Dinge als Gegenstände der Erkenntniß gelten lassen will, der streicht eben Thatsachen, denen sich kein vernünftiger Mensch entziehen kann, und Wahrheiten, die dem Menschen eben damit gegeben sind, daß er ein vernünftiges Wesen ist. Ja, wer behauptet, daß nur die *sensilia* und nicht auch die *intelligibilia* Gegenstand natürlicher Erkenntniß sind, muß folgerichtig das Vorhandensein von Gedanken überhaupt und erst recht von Gedanken, welchen objective Wirklichkeiten entsprechen, bestreiten. Denn gibt es keinen Gott und ist der Mensch nichts als ein Organismus von Stoffen, so gibt es auch nichts als Wirkungen von Stoffen, von welchen kein vernünftiger Mensch sich vorstellen, geschweige denn begreifen kann, wie solche bloßen Wirkungen von Stoffen Gedanken sein können, und gar noch Gedanken, denen in der objectiven Welt etwas entspreche. Wir gehören somit nicht zu den „Beschränkten“, welche das Gebiet natürlicher Erkenntniß ungebührlich einzuengen trachten, was man von denen, die sich gerne als die Vertreter der Wissenschaft aufspielen und mit Vorliebe den Theologen „Beschränktheit“ zum Vorwurf machen, nicht gleichermaßen nachrühmen kann. Wieso? Weil nicht wir, sondern gerade die ungläubigen Philosophen und Scientisten es sind, welche nicht bloß das ganze große Gebiet der christlichen Thatsachen schlechtweg leugnen, sondern auch auf natürlichem Gebiet die wichtigsten, allen vernünftigen Menschen gegebenen Wahrheiten: Gott, die Substantialität des menschlichen Geistes und das Verhältniß beider zu einander, streichen und so allerdings auch das natürliche Gebiet unvernünftig einengen und willkürlich beschränken.

F. B.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Capiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?

(Schluß.)

Doch ein Stück in dem Bericht des Lucas hat man neuerdings wieder sehr in den Vordergrund gestellt und als ungeschichtlich urgirt, nämlich das sogenannte Aposteldecree, jenes Schreiben, welches die Gemeinde in Jerusalem an die Christen in Antiochien, Syrien und Cilicien sandte. Mancherlei Gründe führt man zum Beweise dieser Behauptung an. Es sei, so sagt man, in den Briefen des Apostels Paulus keine Spur davon zu finden, daß er jemals diesen Beschluß der Gemeinde zu Jerusalem seinen Gemeinden mitgetheilt und diese Dinge den Heidenchristen als nöthig zu halten aufgelegt habe. So habe z. B. die Gemeinde zu Corinth augenscheinlich von einem solchen Beschluß nichts gewußt, da sie den Apostel wegen des Essens des Höhenopferfleisches um Rath gefragt habe.<sup>1)</sup> Paulus sage ferner ganz ausdrücklich im Galaterbrief, daß ihm in Jerusalem nichts aufgelegt sei, daß man nichts seinem Evangelium an die Heiden hinzugefügt habe, als nur dies Eine, daß sie der Armen gedenken sollten, und mit diesen Worten ließe ein solcher Beschluß der Gemeinde sich doch nicht in Einklang bringen. Der Hauptgrund aber, den die Gegner angeben, ist dieser: Es sei ganz undenkbar, daß Paulus einem solchen Beschluß hätte zustimmen können, ja, selbst die Hand dazu hätte bieten sollen, ihn auszuführen. Man sieht jenes Schreiben als eine Art Compromiß an. Die Christen in Jerusalem hätten allerdings, durch Paulus überzeugt, erkannt, daß es unbillig sei, von den Heidenchristen noch die Beschneidung und damit die Beobachtung des ganzen Gesetzes zu fordern, aber sie seien auch auf der andern Seite nicht gewillt gewesen, die Heiden vom jüdischen Gesetz ganz und gar loszusprechen, und so hätten sie denn wenigstens jene vier Stücke als nöthig zu ihrer Anerkennung von Seiten der Judenchristen ihnen aufgelegt. So sagt z. B. McGiffert: "But according to Acts xv, 28, the Gentiles were not simply requested, but required by the action of the apostles and elders in Jerusalem, to abstain from the four things enumerated in the decree. The latter refrain from laying upon the converts from the heathen the burden of the whole law, but abstinence from these four things they regard as 'necessary.' For Paul, therefore, to acquiesce in this action and to carry the decree to the Antiochian church would have been to lay a burden upon the Gentiles, not as great, to be sure, as the Judaizers would have liked, but none the less a burden, and none the less opposed to his principle of complete liberty."<sup>2)</sup> Ja, man behauptet sogar, daß durch ein Verbot gerade

1) 1 Cor. 8, 1. ff.

2) A History of Christ. in the Apost. Age, S. 211.

dieser Dinge die Heidenchristen in eine ähnliche Stellung würden gebracht worden sein, wie sie die Proselyten jener Zeit den Juden gegenüber einnahmen. Wenn die Heidenchristen sich dieser Dinge enthalten würden, so hätte man sie zwar als Christen, aber doch nur gleichsam als Christen zweiten Ranges anerkennen wollen. So kommt McGiffert endlich zu dem Schluß: "In view of all that has been said, we are forced to conclude either that the decree was never adopted and promulgated by the church of Jerusalem, or if it was, that it was done without Paul's knowledge and consent, and hence not under the circumstances recorded in Acts xv." 1)

Und es ist allerdings wahr, wenn der Beschluß der jerusalemischen Gemeinde etwas Derartiges besagen würde, wie die Gegner behaupten, daß dadurch den Heidenchristen etwas vom Gesetz, es sei viel oder wenig, als nöthig zur Seligkeit aufgelegt werden sollte, dann wäre allerdings dadurch das Evangelium zerstört, die Freiheit, die Christus uns erworben hat, geraubt worden, und zu einem solchen Beschluß hätte allerdings Paulus nimmermehr seine Zustimmung gegeben, sondern ihn als ein „ander Evangelium“ verflucht. Ebenso wenig hätte Paulus es zugegeben, wenn die Gemeinde in Jerusalem durch Annahme dieses Beschlusses die Heidenchristen zu einer Art von Proselyten hätte machen wollen, ja, jene Gemeinde hätte sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch gesetzt und hätte alles, was sie vorher gegen die falschen Brüder gesagt und gethan hatte, wieder aufgehoben. Dann hätten die Judaisten vollständig den Sieg davongetragen. Hätte jener Beschluß einen solchen Sinn, dann wäre eben dadurch anerkannt worden, daß doch die Beschneidung und das Halten des ganzen jüdischen Gesetzes nöthig sei zum vollen Heil, zur vollen Aufnahme in das Reich Jesu Christi. Aber von alle diesem, was die Gegner hineinlegen, steht in dem Beschluß jener Gemeinde, in ihrem Schreiben an die Heidenchristen nichts zu lesen. Sehen wir es uns etwas genauer an.

Das Schreiben der jerusalemischen Gemeinde hatte seinen Ursprung in dem Vorschlag, den der Apostel Jacobus in der Gemeindeversammlung gemacht hatte. 2) Jacobus hatte darauf hingewiesen, daß der Eingang der Heiden in die Kirche des neuen Testaments schon durch die Propheten geweissagt sei und daraus geschlossen, daß man den Heiden, die sich zu Gott bekehren, keine Unruhe machen, ihnen keinerlei Beschwerden auflegen solle. Man möge ihnen nur schreiben, sich zu enthalten von dem Greuel der Götzbilder, der Hurerei, des Erstickens und des Blutes. Und dann setzt er noch hinzu: „Denn Moses hat von langen Zeiten her in allen Städten, die ihn predigen, und wird alle Sabbathertage in den Schulen gelesen.“ Mit diesen Worten will Jacobus offenbar begründen, warum er es für wünschenswerth und nöthig halte, daß man die Enthaltung von diesen vier Stücken

1) A. a. O. S. 212.

2) Apost. 15, 19—21.



den Heidenchristen einschärfe. Hin und her, in allen Städten des Reiches gibt es jüdische Colonien, die mit dem Gesetze Moses wohl bekannt sind, die es immer wieder hören. Und überall werden auch wohl neben Heiden etliche von diesen Juden sich zu Christo bekehren, überall fast werden also wohl Heiden- und Judenthristen mit einander, zu einer Gemeinde vereinigt, brüderlich zu verkehren haben. Sollte das aber geschehen, so müßten die Heidenchristen besonders sorgfältig sein in diesen vier Stücken, damit sie den Judenthristen keinen Anstoß gäben.

Auf Grund dieses Vorschlags, der den Aposteln und den Ältesten sammt der ganzen Gemeinde wohlgefiel, setzte man dieses Schreiben auf, und nach diesem Vorschlag ist es zu verstehen. In diesem Briefe sagt die Gemeinde zunächst sich ausdrücklich los von den falschen Brüdern, die von ihr ausgegangen waren, sie stellt sie als Irrlehrer hin, deren Lehre seelenzerrütend und seelengefährlich sei. Sie zeigt den Brüdern an, daß es ihr gut gedäucht habe, zwei Männer zu wählen und dieselben mit Paulus und Barnabas zu ihnen zu senden, und gibt diesen letzteren das Lob, daß sie rechte Apostel, daß sie Männer seien, die ihr Leben dargegeben hätten für den Namen des Herrn Jesu bei ihrer Predigt des Evangeliums. Und nun folgt der eigentliche Beschluß: „Denn es gefällt dem Heiligen Geiste und uns, euch keine Beschwerung mehr aufzulegen, denn nur diese nöthigen Stücke, daß ihr euch enthaltet vom Götzenopfer, und vom Blut, und vom Erstickten, und von Hurerei.“<sup>1)</sup> Die Gemeinde nennt diese Stücke die „nöthigen Stücke“,<sup>2)</sup> damit aber will sie dieselben nicht als solche Dinge hinstellen, durch deren Vermeidung man selig würde, sondern als Dinge, die gerade zu der Zeit von den Heidenchristen nothwendiger Weise verlangt werden müßten. Die Christen in Jerusalem wollen gleichsam sagen: Wohl ist es wahr, daß der Mensch allein durch den Glauben an Christum und nicht durch des Gesetzes Werk selig wird, und daß daher euch, die ihr von den Heiden abstammt, keine Beschneidung und kein Gesetz als nöthig zur Seligkeit auferlegt werden darf, aber dennoch sehen wir uns genöthigt, euch auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die nothwendig sind dazu, daß ihr als Christen lebt und wandelt, und die besonders jetzt nöthig sind, damit ihr eure Brüder aus dem Judenthum durch euren Wandel nicht ärgert. Das Enthalten von den Götzenmahlzeiten und von Hurerei ist ja schlechthin für jeden Christen nöthig. Damit wurde den Heidenchristen nichts Besonderes aufgelegt, was nicht schon das neue Leben im Lichte des Evangeliums von ihnen forderte. Aber die Versammlung in Jerusalem achtete für nöthig, ihre Brüder aus der Heidenwelt auf diese beiden Stücke besonders aufmerksam zu machen, da gerade die Heidenchristen leicht dazu verführt werden konnten, wieder an den Götzenmahlzeiten theilzunehmen und in Hurerei zu fallen, welche ja bei den Heiden der damaligen Zeit als gar keine, oder doch nur als

1) Apost. 15, 28—29.

2) τῶν ἐπιταγῶν τοῦτων.

ganz geringe Sünde galt. Die Versammlung erwies den heidenschristlichen Brüdern nur einen Dienst der Liebe, daß sie dieselben auf diese zwei nöthigen Stücke, die nöthig sind zu einem christlichen Leben, hinwies. Allerdings die Enthaltung vom Erstickten, das heißt, vom Genuß solcher Thiere, die in ihrem Blut erwürgt sind, und vom Blutgenuß überhaupt gehört nicht schlechthin zu einem christlichen Leben. Das sind Dinge, die Gott den Juden insonderheit verboten hatte. Aber sie waren nöthig für jene Zeit. Der Genuß von Ersticktem und von Blut war den Juden ganz besonders widerlich, galt ihnen ganz besonders als ein Greuel. Und so achtete die Versammlung es für gut, von den Heidenchristen, wenigstens für eine Zeitlang, auch die Enthaltung von diesen beiden Dingen zu fordern, nicht als sei solches nöthig zur Seligkeit oder auch nur nöthig zu einem christlichen Leben, sondern weil es nöthig war, damit Juden- und Heidenchristen in Friede und Eintracht mit einander leben könnten in Einer Gemeinde. Daß dieses der Sinn des Briefes ist, zeigt auch der letzte Satz desselben. „Von welchen, so ihr euch enthaltet, thut ihr wohl“, oder wie es genauer heißt: „so wird es euch wohl gehen“. Wenn ihr diesem unserm Vorschlage nachkommt, dann werdet ihr euch wohl befinden, dann wird in eurer Gemeinde Ruhe, Friede und Eintracht herrschen, und ihr könnt euch erbauen auf unsern gemeinsamen Glauben an Jesum Christum. So wurde durch diesen Beschluß die Freiheit der Christen vom Gesetz voll und ganz gewahrt, es wurde den Christen nichts auferlegt als nöthig zur Seligkeit, dem Evangelium nichts hinzugefügt. Mit Freuden wird Paulus diesem Beschluß der Gemeinde beigestimmt, mit Freuden diesen Brief der Gemeinde zu Antiochia mit überbracht haben, wie wir denn auch lesen,<sup>1)</sup> daß die Christen aus der Heidenwelt, da sie diesen Brief lasen, des Trostes froh wurden.

Und auch mit der Darstellung des Apostels im Galaterbrief steht dieser Beschluß, dieses Schreiben der Gemeinde keineswegs in Widerspruch. Der Apostel redet ja von einer ganz andern Sache. Er redet davon, was zwischen ihm und den andern Aposteln, wahrscheinlich in jener Privatversammlung,<sup>2)</sup> sich zugetragen hatte, daß sie ihm um der falschen Brüder willen die Hand der Gemeinschaft gaben und mit ihm eins wurden, daß er hauptsächlich unter den Heiden und sie unter der Beschneidung das Evangelium predigen sollten, nur daß er dabei der Armen auch unter den Juden gedenken solle. Bei Lucas dagegen handelt es sich um den Beschluß, den die ganze Versammlung faßte, und als Antwort sandte auf die Frage der Gemeinde zu Antiochia. So kann beides sehr wohl mit einander bestehen.

Doch man sagt, wie kommt es aber, daß wir so gar keine Erwähnung finden in den Briefen des Apostels von diesem Beschluß, der doch für die Heidenchristen von solcher Wichtigkeit war? Woher kommt es, daß Paulus diesen Beschluß seinen Gemeinden nie mitgetheilt hat? Darauf wäre zu

1) Apost. 15, 31.

2) Gal. 2, 2.

antworten: Daraus, daß dieses Beschlusses nicht Erwähnung geschieht, folgt doch noch nicht, daß Paulus ihn seinen Gemeinden nicht mitgeteilt hat. Im Gegenteil, wir haben guten Grund, anzunehmen, daß Paulus, wenn er auch vielleicht nicht immer mit eben denselben Worten diesen Brief ihnen überlieferte, so doch in diesem Sinne seine Gemeinden unterrichtet hat. Aber, so wirft man weiter ein, gerade bei jener Anfrage, welche einst die Christen von Corinth in Bezug auf das Essen von Götzenopferfleisch an ihn richteten, die er ausführlich beantwortete,<sup>1)</sup> hätte er doch eine gute Gelegenheit gehabt, die Christen auf dieses Schreiben der jerusalemischen Gemeinde hinzuweisen und doch hat er es nicht gethan. Darauf antworten wir: Wenn man den Anfang jener Auseinandersetzung des Apostels recht erwägt, so gewinnt es ganz den Anschein, als habe Paulus mit der Gemeinde schon vorher über diese Sache geredet, aber manche der dortigen Christen wollten die Belehrung nicht annehmen, sie meinten selbst das „Wissen“ zu haben und klug zu sein, und gaben vor, daß ein Götz nichts sei, und man daher ganz getrost Opferfleisch essen könne. Und so konnte Paulus nicht einfach auf diesen Beschluß hinweisen, sondern mußte die Sache aus ihren Principien erörtern.

Also auch bei diesem Punkt ergibt es sich, daß der Bericht der Apostelgeschichte treu und zuverlässig ist, wie es ja nicht anders sein kann, denn auch Lucas hat geschrieben, getrieben von dem Heiligen Geist.

Es ist nun noch der letzte Abschnitt in dem zweiten Capitel des Galaterbrieves übrig, das letzte Glied in der Beweisführung des Apostels, daß er den Galatern das Evangelium nicht menschlicher Weise gepredigt habe, sondern als ein von Gott unmittelbar berufener Apostel. Er beweist es daraus, daß er dem Petrus öffentlich entgegengetreten sei, da derselbe in Bezug auf das Evangelium nicht richtig gewandelt habe. Von diesem ganzen Vorgang, der in Antiochien stattfand, berichtet uns die Apostelgeschichte nichts, und es scheint daher auf den ersten Blick unmöglich zu sein, von hier aus Schlüsse zu machen auf die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit derselben, aber doch haben die Gegner auch diesen Abschnitt benutzt, die geschichtlichen Angaben des Lucas in Zweifel zu stellen. Man behauptet, dieser Vorfall in Antiochien zwischen Petrus und Paulus mache es klar, daß die Verhandlungen in Jerusalem keinen solchen Verlauf genommen hätten, wie Lucas berichtet, daß man sich besonders nicht auf jenen Beschluß geeinigt habe, sonst hätten ja Petrus und die Judenchristen in Antiochien jene Abmachungen aufs gröblichste verletzt durch ihr Verhalten, es sei denn, daß man annehme, die Gemeinde in Jerusalem sei nach dem Weggange des Paulus und Barnabas wieder anderer Meinung geworden, habe jenen Beschluß umgestoßen, und die Abgesandten, von denen Paulus hier rede, seien von Jacobus gerade zu dem Zweck geschickt, diese veränderte Stim-

1) 1 Cor. Cap. 8. 9 und 10.

mung der Gemeinde den Brüdern in Antiochien anzuzeigen. Dadurch sei dann auch Petrus bewogen, seine Stellung zu ändern. Jedenfalls, so sagt man, zeige dieser Vorfall, daß sich damals in Antiochien eine wesentliche Differenz in der Lehre zwischen Petrus und Paulus herausgestellt habe, daß es zum offenen Bruch zwischen Juden- und Heidenchristen gekommen sei.<sup>1)</sup>

Wie verhält es sich nun mit diesen Vorgängen in Antiochien? Der Apostel beginnt seine Erzählung also: „Da aber Petrus gen Antiochien kam, widerstund ich ihm unter Augen; denn es war Klage über ihn kommen.“<sup>2)</sup> Petrus war nach Antiochien gekommen. Die Zeit, wann dies geschah, gibt uns der Apostel nicht an. Doch gerade daraus können wir wohl nicht mit Unrecht schließen, daß es nicht lange nach jenen Verhandlungen in Jerusalem war, an deren Bericht er diese Erzählung anschließt. Wir wissen aus der Apostelgeschichte,<sup>3)</sup> daß Paulus und Barnabas, nachdem sie aus Jerusalem zurückgekehrt waren, sich noch einige Zeit in Antiochien aufhielten, ehe sie ihre zweite größere Missionsreise antraten. Es ist wahrscheinlich, daß in dieser Zeit der Besuch des Apostels Petrus in Antiochien stattfand. Ueber den Zweck, den Petrus bei dieser Reise etwa hatte, schweigt der Apostel gleichfalls, und es ist daher ganz nutzlos und vergeblich, hier allerlei Muthmaßungen anzustellen. Während Petrus in Antiochien war, sah Paulus sich genöthigt, ihm entgegenzutreten, ihn zu strafen, nicht hinter seinem Rücken, sondern ins Angesicht. Der Apostel sah sich dazu veranlaßt, weil Klage über Petrus gekommen, und also eine ernste, brüderliche Zurechtweisung nöthig war. Und nun gibt Paulus in kurzen Worten die Schuld des Petrus an: „Denn zuvor, ehe etliche von Jacobo kamen, aß er mit den Heiden; da sie aber kamen, entzog er sich, und sonderte sich, darum, daß er die von der Beschneidung fürchtete.“<sup>4)</sup> Als Petrus nach Antiochien kam, fand er die Gemeinde daselbst, die aus Heiden- und Judenchristen bestand, in herzlichster Gemeinschaft und brüderlichem Verkehr mit einander, was sich besonders auch dadurch kund that, daß Juden und Heiden auch im bürgerlichen, socialen Leben mit einander ganz ungeschweht verkehrten und Tischgemeinschaft hielten. Auch die Judenchristen dieser Gemeinde hatten sich schon von manchen Bestimmungen des mosaischen Gesetzes losgemacht um ihrer Brüder willen. Sie hielten sich nicht mehr so streng nach dem jüdischen Gesetz, wie es die Gemeinde in Jerusalem noch that. Petrus hatte sich dieser freieren Sitte mit Freuden angeschlossen. Auch er aß mit den Heiden, er wußte ja, wie alle Christen, daß ein Mensch nicht selig wird durch des Gesetzes Werk, daß Christus uns befreit hat vom Fluch und Zwang des Gesetzes, er war noch insonderheit einst durch das göttliche Gesicht vor der Bekehrung des Cornelius ermahnt worden, daß, was Gott gereinigt habe,

1) "The Antiochian episode . . . revealed a fundamental difference of principle between Paul and the Christians of Jerusalem." So sagt McGiffert, *Apostolic Age*, S. 207.

2) Gal. 2, 11.

3) Cap. 15, 35. 36.

4) Gal. 2, 12.

nicht gemein zu halten.<sup>1)</sup> Da kamen etliche von Jacobus, Boten, von dem Apostel Jacobus gesandt an die Gemeinde zu Antiochien, Leute aus der Beschneidung, wie Paulus sie nennt, also Judenchristen und jedenfalls solche, die noch streng nach dem väterlichen Gesetz lebten. Warum Jacobus diese Gesandtschaft schickte, deutet der Apostel mit keinem Worte an. Wenn die Gegner behaupten, daß diese Boten von Jacobus abgesandt seien, entweder um der antiochenischen Gemeinde zu verkündigen, daß man nun in Jerusalem anderes Sinnes geworden sei und nun doch von den Heidenchristen fordern müsse, etwas vom Gesetz zu halten, oder weil man in Jerusalem etwas von dem freieren Verhalten des Petrus in Antiochien gehört und daher diese Männer gesandt habe, um ihn darüber zur Rede zu stellen, so sind das reine Erfindungen, welche die Gegner in den Text hineinlegen. Gerade aus dem Stillschweigen des Apostels schließen wir wohl mit Recht, daß der Zweck dieser Gesandtschaft in keinerlei Beziehung stand mit den nun folgenden Vorgängen in Antiochien. Diese jerusalemitischen Christen hielten sich nun auch in Antiochien streng nach dem Gesetz Moses. Sie mieden ängstlich alle Tischgemeinschaft, allen geselligen Verkehr mit den Heidenchristen. Und als Petrus das sah, da zog er sich auch seinerseits von den heidnischen Brüdern zurück, mit denen er schon in innigem Verkehr gestanden hatte und sonderte sich von ihnen ab.

Aber, so fragt man wohl, wie war es denn nur möglich, daß Petrus, daß jene Männer so handeln konnten, da doch eben erst die Christen aus der Heidenwelt ganz ausdrücklich als Brüder anerkannt waren ohne Gesetz und ohne Beschneidung? Handelten sie nicht ausdrücklich gegen jene Vereinbarung? Ist nicht ihr ganzes Verhalten undenkbar, wenn jene Verhandlungen in Jerusalem wirklich solchen Abschluß gefunden haben, wie Lucas uns berichtet? Keineswegs. Es handelt sich hier eben um eine ganz andere Frage, nicht um die Stellung der Heidenchristen, sondern um die Stellung der Judenchristen zum Gesetz. Das war auf jener Versammlung klar ausgesprochen, daß den Heiden keinerlei Gesetz aufgelegt werden sollte, das war auch klar ausgesprochen, daß das Gesetz überhaupt nicht nöthig sei zur Seligkeit, weder für Juden noch für Heiden. Aber dabei hatte man doch stillschweigend zugestanden, daß es den Judenchristen freistehe, die Forderungen des jüdischen Gesetzes zu beobachten, nicht um dadurch vor Gott gerecht und selig zu werden, sondern als eine liebgewordene Sitte. Ja, es ist auch möglich, daß es in jener Zeit noch manche unter den Judenchristen gab, die da denken mochten, das Gesetz solle nach Gottes Willen für die Bekehrten aus dem Judenthum wenigstens noch eine Lebensnorm bleiben, nach der sie zu wandeln hätten. Der Heilige Geist erleuchtet eben die Gläubigen nicht auf einmal, sondern führt sie allmählich immer tiefer in die Wahrheit ein. So hielten nun auch jene Boten aus Jerusalem sich

1) Apsl. 10, 15.

streng nach dem jüdischen Gesetz. Sie wollten ohne Zweifel dadurch ihren Brüdern aus der Heidenwelt die brüderliche Gemeinschaft nicht aussagen, oder sie gar nöthigen, auch ihrerseits das Gesetz zu halten, sondern für ihre Person wollten sie in den Satzungen ihrer Väter einhergehen und sonderten sich daher im gesellschaftlichen Leben von den Heidenchristen ab. Paulus straft auch diese Männer nicht, aber er straft das Verhalten des Petrus und der antiochenischen Judenchristen, denn ihr Verhalten war ein wesentlich anderes. Petrus hatte durch sein freieres Leben bewiesen, daß er, wie es ja auch gar nicht anders sein konnte, auch in diesem Stück die rechte Erkenntniß besaß, daß er in keinem Sinn sich mehr durch das jüdische Gesetz gebunden erachtete, daß er sehr wohl mit den Heidenchristen „heidnisch“ leben könne. Als er sich nun später absonderte, was that er da anders, als daß er das Gesetz durch seine That wieder aufbaute, das er vorher niedergerissen hatte? Was konnten die Christen anders schließen, als daß er durch die That bekenne, daß sein erstes Verhalten ein falsches, sündliches gewesen, daß er dadurch ein Uebertreter des Gesetzes geworden sei? Was konnten sie anders schließen, als daß doch das Gesetz noch für alle Christen nothwendig und bindend sei? So wurden durch das schwankende Verhalten des Petrus die Gewissen der Heidenchristen verwirrt, und sie gleichsam gezwungen, nun auch „jüdisch“ zu leben. Dadurch wurde die Freiheit des Evangeliums gefährdet, ja aufgehoben. Und was noch schlimmer war, durch das große Ansehen des Petrus ließen auch die Judenchristen von Antiochien sich bewegen, sich von ihren Brüdern abzusondern und mit Petrus zu heucheln, ja, endlich wurde auch Barnabas mit verführt zu gleichem Verfahren durch ihre Heuchelei.<sup>1)</sup>

Heuchelei nennt der Apostel die Sünde des Petrus und der Judenchristen. Petrus war ein inspirirter Apostel. Nicht an rechter Erkenntniß des Evangeliums, der göttlichen Wahrheit fehlte es ihm. Aber er wandelte nicht der Wahrheit des Evangeliums gemäß. Nicht in der Lehre des Petrus lag ein Mangel vor, sondern in seinem Leben. Und was sein Leben anbetraf, war Petrus ein sündiger Mensch, wie wir alle. Petrus war zu dieser Heuchelei gekommen, weil „er die von der Beschneidung fürchtete“, wie Paulus sagt. Wir lesen nichts davon, daß diese Abgesandten dem Petrus etwa Vorstellungen gemacht hätten über seinen Verkehr mit den Heidenchristen, aber Petrus fürchtete ohne Zweifel, sie möchten in Jerusalem von seinem „heidnischen“ Leben erzählen und viele Glieder der dortigen Gemeinde möchten Anstoß daran nehmen. Diese Furcht des Petrus ist wohl erklärlich. Als manche Jahre nach diesem Ereigniß Paulus zum letzten Male in Jerusalem einkehrte, und die Brüder ihn mit Freuden aufnahmen, da sprachen die Ältesten zu ihm: „Bruder, du siehest, wie viel tausend Juden sind, die gläubig worden sind, und sind alle Eiferer über

1) Gal. 2, 13.

dem Gesetz; sie sind aber berichtet worden wider dich, daß du lehrest von Mose abfallen alle Juden, die unter den Heiden sind, und sagest, sie sollen ihre Kinder nicht beschneiden, auch nicht nach desselbigen Weise wandeln.“<sup>1)</sup> Auch damals war die Gemeinde noch eifrig in der Beobachtung des Gesetzes Moses, sie hielten noch fest daran als an einer guten, löblichen Sitte, die den Judenchristen gebühre. Sie hatten Anstoß daran genommen, als das falsche Gerücht zu ihnen gekommen war, daß Paulus die Judenchristen lehre, nicht mehr nach der Weise des Gesetzes zu wandeln, so daß die Ältesten es für nöthig hielten, daß Paulus es durch die That beweise, daß er nichts dagegen habe, wenn die Judenchristen noch nach dem Gesetze Moses lebten. Etwas Aehnliches, wie hier dem Paulus widersuhr ohne seine Schuld, mochte auch Petrus damals fürchten, und darum zog er sich von seinen heidnischen Brüdern zurück. Einst hatte Petrus im Palast des Hohenpriesters seinen Heiland mit Worten verleugnet aus unbegründeter Furcht für sein Leben, nun verleugnete er mit der That die Wahrheit des Evangeliums aus falscher Besorgniß um seinen Ruf, um seinen guten Namen.

Durch dieses Verhalten des Petrus und derer, die mit ihm heuchelten, war die christliche Freiheit vom Gesetz aufs höchste bedroht, und Paulus konnte dazu nicht stillschweigen. Wohl wird es ihm nicht leicht geworden sein, gegen den, dem er in herzlichster Liebe zugethan war, und der ein so großes Ansehn besaß, öffentlich aufzutreten, aber die Wahrheit des Evangeliums stand auf dem Spiel. „Aber da ich sahe, daß sie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangelii, sprach ich zu Petro vor allen öffentlich.“<sup>2)</sup> Wie Petrus öffentlich gesündigt hatte, so strafte nun auch Paulus ihn öffentlich, wohl in einer Versammlung der ganzen Gemeinde, die vielleicht gerade zu diesem Zwecke zusammengerufen war, damit dieses schwere Aergerniß abgethan würde. In dieser seiner Ermahnung weist der Apostel mit gewaltigen und überzeugenden Worten dem Petrus nach, wie wenig sein Thun im Einklang stehe mit seiner Lehre, welche schreckliche Folgen sein Handeln nach sich ziehe. So etwa verläuft die Beweisführung des Paulus: Du bist zwar ein Jude, aber du hast durch die That bewiesen, daß du auf heidnische Weise leben kannst, daß dein Gewissen in keinerlei Weise mehr an das jüdische Gesetz gebunden ist, und doch zwingst du die Heiden durch dein jetziges Verhalten, auf jüdische Weise zu leben, stellst es durch dein Zurückziehen von der Tischgemeinschaft mit den Heiden so dar, als ob doch noch das Gesetz Moses in irgend einer Weise nothwendig wäre zur Seligkeit. Wir sind zwar Juden und nicht Sünder aus der Heidenwelt, und doch, da wir erkannt haben, daß wir nicht aus den Werken des Gesetzes vor Gott gerecht werden, sondern allein durch den Glauben, so sind auch wir an Christum Jesum gläubig geworden, damit wir so vor Gott gerecht würden. Wie steht es denn nun? Sind wir dadurch, daß wir durch den Glauben vor Gott gerecht zu werden suchten, als Sünder

1) Apost. 21, 20. 21.

2) Gal. 2, 14.

erfunden worden? Haben wir gegen das Gesetz gesündigt, da wir ohne Gesetz allein durch den Glauben vor Gott die Gerechtigkeit zu erlangen trachteten? Gewißlich nicht. Dann wäre ja Christus ein Sündendiener, ein Beförderer der Sünde, der uns zur Sünde verführt hätte. Und das kann ja nicht sein, ein solch schrecklicher Gedanke sei ferne. Aber durch dein jetziges Verhalten stellst du dich dar als einen Uebertreter des Gesetzes, stellst es so dar, als ob du durch den Glauben an Christus das Gesetz übertreten und gesündigt hättest. Du bauest das Gesetz wieder auf, erklärst es durch dein Thun wieder für nothwendig zur Seligkeit, das Gesetz, welches du durch deine Lehre niedergedrückt hast. Nein, wir Christen sind dem Gesetz gestorben, und zwar durchs Gesetz selbst. Dem Gesetz ist kein Unrecht geschehen. Christus ist gestorben und hat durch sein Leben und Leiden das Gesetz erfüllt und die Strafe der Sünde getragen, und zwar stellvertretend, an unserer Statt. Wir sind mit Christo gekreuzigt. Sein Thun und sein Verdienst ist unser Thun und Verdienst. In ihm haben wir das Gesetz erfüllt und ihm ein Genüge gethan. So sind wir durchs Gesetz dem Gesetz gestorben, das Gesetz kann uns nicht mehr verbinden, es hat kein Recht mehr an uns. Ich, der Christ, lebe nun eigentlich nicht mehr in Bezug auf das Gesetz, ich bin mit Christo gekreuzigt und also dem Gesetz gestorben, mein früheres Ich, das dem Gesetz verpflichtet war, ist todt, in mir lebt ein anderes Ich, Christus, der das Gesetz erfüllt, an den das Gesetz kein Recht mehr hat. Mein ganzes Leben hier auf Erden ist nun nicht mehr ein Leben unter dem Gesetz, sondern ein Leben im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben hat. Wenn du nun doch so lebst, als ob das Gesetz noch nothwendig sei zur Gerechtigkeit, so wirfst du die Gnade Gottes fort, stellst die Gerechtigkeit des Gesetzes wieder her, und dann ist Christus vergeblich gestorben.<sup>1)</sup> Das ist der Inhalt der Beweisführung des Apostels. Er verfolgt das Verhalten des Petrus bis in seine letzten Consequenzen, daß dadurch die Gnade Gottes ganz aufgehoben werde, und Christus vergeblich gestorben sei. Es handelt sich also hier nicht, wie die Gegner wollen, um eine Differenz in der Lehre. Die Unterredung macht nicht eine Kluft offenbar, die zwischen Paulus und Petrus in der Lehre bestanden hätte. Sie lehrten und glaubten beide, daß der Mensch ohne des Gesetzes Werk, allein aus Gottes Gnade in Christo, allein durch den Glauben an diesen Heiland gerecht und selig werde. Die ganze Argumentation des Paulus beruhte darauf, daß Petrus dieses alles sehr wohl wußte, glaubte und lehrte. Der Apostel hielt dem sündigenden Petrus vor, was dieser selbst glaubte und lehrte, was er sofort zugab, und zeigte ihm, wie durch seinen Wandel, durch seine Absonderung von den Heidenchristen, diese seine eigene Lehre, die Lehre des reinen Evangeliums, die Freiheit der Christen vom Gesetz vernichtet werde.

1) Gal. 2, 14—21.



Und welches war nun wohl der Erfolg dieser Unterredung? Paulus sagt kein Wort darüber. Aus seinem Stillschweigen hat man schließen wollen, daß der Ausgang dieses Handels ein ungünstiger gewesen sei. Hätte Petrus den Ermahnungen des Paulus sich gefügt, so argumentirt man, dann hätte der Apostel dieses ohne Zweifel den Galatern mitgetheilt, ja, es ihnen mittheilen müssen, wenn er nicht falsche Vorstellungen in ihnen hätte erwecken wollen. Durch diese Ereignisse in Antiochien sei es zum offenen Bruch zwischen Petrus und Paulus, zwischen Juden- und Heidenchristenthum gekommen, und wenigstens eine Zeitlang hätten sich in der ersten Christenheit diese zwei Parteien in offenem Zwiespalt einander gegenüber gestanden. Auch der Streit zwischen Paulus und Barnabas, von dem die Apostelgeschichte berichtet,<sup>1)</sup> sei eigentlich auf diese antiochenischen Mißthelligkeiten zurückzuführen.<sup>2)</sup> Doch das sind alles falsche Schlüsse und Erfindungen, die im Texte keinen Grund haben. Man kann sehr wohl annehmen, daß den Galatern dieser Vorgang in Antiochien schon vorher in seinem ganzen Verlauf bekannt war, daß sie wohl wußten, welchen Ausgang die Sache genommen habe, und also Paulus es ihnen nicht noch besonders zu sagen brauchte. Aber wie dem auch sein mag, die ganze Art und Weise, wie Paulus diesen Vorgang erzählt, zeigt klar und deutlich, daß derselbe keinen andern Ausgang gehabt haben kann als diesen, daß Petrus seine Sünde erkannte und wieder gut machte. Die ganze Argumentation des Apostels in diesen beiden Capiteln richtet sich gegen die falschen Propheten, welche die Galater von dem Evangelium abwenden und wieder unter das knechtische Joch des Gesetzes bringen wollten, die zu dem Zweck das Apostelamt Pauli und seine Lehre verdächtigen und sich dabei auch wohl auf die älteren Apostel und die Gemeinde in Jerusalem beriefen. Ihnen gegenüber zeigt Paulus den Galatern, daß er ein Apostel sei, unmittelbar vom Herrn berufen, wie die andern Apostel auch, daß seine Lehre und Predigt auch stets die Billigung der andern Apostel und der Gemeinde in Jerusalem gefunden habe, daß zwischen ihnen keine Differenz in der Lehre bestehe. In diese ganze Beweisführung würde diese Episode in Antiochien gar nicht passen, wenn sie einen ungünstigen Ausgang gehabt hätte. Wenn es damals offenbar geworden wäre, wie die Gegner sagen, daß Petrus und die Judenchristen eine andere Lehre führten als Paulus, so hätte dieser auch den Galatern gegenüber dem Petrus entgegentreten müssen. Er hätte ihnen ohne Zweifel gesagt, daß auch selbst Petrus hier anders lehre, aber daß derselbe eben damit von der Wahrheit des Evangeliums abgefallen sei. Petrus hätte dann in der That aufgehört, ein Apostel Jesu Christi zu sein. Nein, Petrus hat ohne Zweifel seine Sünde alsobald erkannt, und wie dort im Palaste des Hohenprieesters, sich seiner Heuchelei und seiner Menschenfurcht herzlich geschämt und wieder gut gemacht, was er gesündigt hatte. Er wird ohne Zweifel dem

1) Apost. 15, 37—39.

2) So urtheilt z. B. McGiffert, a. a. O., S. 208 und 215 ff.

Paulus herzlich gedankt haben für die ernste Zurechtweisung, und das innige Verhältniß zwischen diesen beiden großen Aposteln ist nicht gestört worden.

Und so kann es uns auch nicht wundern, daß Lucas in der Apostelgeschichte diesen Vorgang mit Stillschweigen übergeht. Die Scene in Antiochien war eben ohne weiterreichende Folgen für die Ausbreitung der christlichen Kirche, für die Predigt des Evangeliums in der damals bekannten Welt, deren Darstellung der Zweck der Apostelgeschichte ist. „Welchen Werth hätte wohl eine Erzählung dieses . . . Vorgangs, welche nur eine augenblickliche Schwachheit, eine vorübergehende, nichts weniger als grundsätzliche Anbequemung des Petrus und der durch ihn mißleiteten Judenchristen Antiochias zum Inhalt haben würde, für die Kenntniß des Ganges, den die Weltbekehrung genommen hat?“<sup>1)</sup>

So ist es denn klar, daß die geschichtlichen Angaben, die uns Paulus in seinem Brief an die Galater überliefert hat, keineswegs im Widerspruch stehen mit denen der Apostelgeschichte, daß sie sich keineswegs einander ausschließen. Beide Berichte, die von einander ganz unabhängig sind, stimmen doch aufs beste überein und ergänzen sich gegenseitig, so daß wir durch Vergleichung dieser beiden Quellen nur ein um so vollständigeres und klareres Bild von den betreffenden geschichtlichen Begebenheiten bekommen. Alle angeblichen Widersprüche beruhen auf einer falschen Exegese und vor allen Dingen auf falschen Schlüssen und willkürlichen Eintragungen von falschen, vorgefaßten Meinungen in den Text. Je genauer wir die Apostelgeschichte und überhaupt die ganze Schrift prüfen, auch gerade auf die Richtigkeit ihrer geschichtlichen Angaben, um so mehr erweist sie sich als das, was sie wirklich ist, als das völlig irrthumsfreie, durchaus glaubwürdige, wahrhaftige Gotteswort, welches bleibt, wenn auch Himmel und Erde vergehen, auf welches wir getrost unsern Glauben gründen können im Leben und Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

G. M.

(Eingesandt von P. Aug. Schüßler.)

## Theologische Sprüchwörter.

(Fortsetzung.)

19. Jeder Glaubensartikel muß seine Quelle in der Schrift haben. (Dr. Walther, „L. u. W.“ 27, 6.)

20. Wir können St. Paulo seinen Mund nicht stopfen. (Luther VIII, 1115.)

Bemerkung. „Sind doch diese Worte und Lehre nicht mein, wie du siehst; rede mit St. Paulo, ja, mit Christo und Gott darum, warum sie solch Stift und Wesen verstören.“ (Luther XII, 176.)

1) v. Hofmann. Die heilige Schrift neuen Testaments. I, S. 143.

21. Die Theologia soll Kaiserin sein, die Philosophia und andere gute Künste sollen derselben Dienerin sein. (Luther XXII, 369.)

Bemerkung. „Der Gebrauch der Philosophie in der Theologie ist ein dreifacher, organischer (als Werkzeug dienend), ein katastrophischer (zum Beweisen dienend) und ein anastrophischer (zum Widerlegen dienend).“ (Dr. Johann Gerhard, citirt von Dr. Walther im „Vorwort zu Jahrg. 1859“ der „L. u. W.“)

22. Der Philosophie ist in der Theologie nicht das Meistern, sondern das Dienen zuzuschreiben. (Dr. Johann Gerhard, „L. u. W.“ 5, 12.)

Bemerkung. „. . . Die Summa läuft darauf hinaus, daß der Philosophie in der Theologie nicht das Meistern, sondern das Dienen zuzuschreiben ist, was Philo in dem Buch von den Cherubim mit diesem Gleichniß erklärt: ‚Die Theologie soll gleichsam die Sarah in dem Hause des Herrn sein, die Philosophie als Magd zugelassen werden und das Amt der Hagar in Abrahams Hause versehen.‘ Luther pflegte die Philosophie mit der Eselin zu vergleichen, die Theologie mit Christo, der auf der Eselin sitzt. Die Eselin, sagt er, ist nicht auf Christum, sondern Christus auf die Eselin zu setzen.“ („L. u. W.“ 5, 12.)

„Ein Theologe hat historische, philologische, vielleicht auch philosophische Kenntnisse. . . . Aber all dieses Wissen gehört nicht in das Gebiet der christlichen Lehre selbst, sondern steht, recht verwendet, nur in einem dienenden Verhältnis zu der Lehre. . . . Die Kenntniß der philosophischen Systeme ist unter Umständen auch in der Kirche von großem Nutzen, aber durch diese Kenntniß kann die christliche Lehre nicht um einen einzigen Artikel bereichert, noch auch kann dadurch ein einziger Artikel der christlichen Lehre gestützt werden.“ (Vorwort zu Jahrg. 34 der „L. u. W.“, S. 4.)

(NB. Ueberaus fein ist in dem genannten Vorwort das Schlußwort über die abstract-philosophische Sprache der modernen Theologie. „Jedenfalls hat der Theologe, wenn er vor die Kirche“ [auch vor die Synodalversammlungen — füge ich erklärend und bemerkend hinzu] „hintritt und die Christen lehren will, eine den Christen verständliche Sprache zu reden.“) (S. 5.) Vide über „die ‚wissenschaftliche‘ Theologensprache“ „L. u. W.“ 34, 117. Ferner Dr. Walther, S. 49 der XI. Allg. Synode, über Theologensprache.

23. Göttliche Dinge aus der Philosophie verstehen wollen, heißt ein glühendes Eisen nicht mit der Zange, sondern mit den Fingern angreifen. (Chrysostomus, citirt in „L. u. W.“ 5, 11.)

24. Was aus der Vernunft kommt, kann auch mit der Vernunft bestritten werden. (Dr. Walther, Synodalc. 10, 49.)

Bemerkung. „Man kann nichts so Scharfsinniges vorbringen, welches nicht mit einer andern Scharfsinnigkeit widerlegt werden kann.“ (Luther IV, 267 d.)

25. *Humana ratio fingit contradictiones in articulis fidei, atque hic est fons omnium haeresium*, die menschliche Vernunft macht sich die Widersprüche in den Glaubensartikeln, und hier ist die Quelle aller Ketereien. (Gerhard.)

Bemerkung. „Wer da will in den Artikeln christlichen Glaubens handeln, der lasse sein Forschen und Klügeln, und frage nicht, wie es sich reime; sondern forsche nur, ob's Christus gesagt habe oder nicht. Hat er's gesagt, so bleibe er dabei, es klappe, laute oder klinge, wie es wolle. Denn ich lasse ihn klüger sein, denn meine Vernunft oder ich bin: gib ihm die Ehre, der da redet und laß ihn klüger sein, denn du bist.“ (Luther VII, 2016.)

26. Wenn es soll Reimens gelten, so werden wir keinen Artikel im Glauben behalten. (Luther.) Vgl. Luther zu Joh. 6, 41. 42. (VII, 2013 ff.)

Bemerkung. Dieses Wort Luthers kann man sich nicht zu oft und nicht zu fleißig mit großen Buchstaben vor die Augen halten und malen. Reimen wollen wir gerne. Das ist ein Stück unsers alten Adams. „Damit“, sagt unser Bekenntniß (Form. Conc., Sol. Decl.) „hat unser Fürwitz immer viel mehr Lust sich zu bekümmern als mit dem, das Gott uns in seinem Wort davon offenbart hat, weil wir's nicht zusammenreimen können, welches uns auch zu thun nicht befohlen ist.“ (Müller, S. 715.)

27. Es ist kein Artikel, den der Teufel nicht könne umwerfen, wenn er es dazu bringet, daß die Vernunft dreinfällt und klügeln will. (Luther IX, 450.)

Bemerkung. „Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen. Kannst du es nicht verstehen, so zeuch den Hut vor ihm ab. Es leidet keinen Schimpf, noch keiner menschlichen Deutung, sondern es ist lauter Ernst da, und will geehret und verhalten sein. Derohalben hüte dich beileibe, daß du nicht mit deinem Dünkel drein fällest. Denn kommst du mit deinem Dünkel drein, so wirfst du dich versteigen, wie unsere Kottengeister, und nicht wissen, ob du hinten drinnen bist. . . . Denn wenn einer in seinen Dünkel fällt, dem kann man nicht leichtlich wieder heraus helfen. Das macht alles, daß sie ihren Gutmünkel in die Schrift tragen.“ (VI, 1396.)

„Derohalben sollen wir Gottes Wort mit Furcht hören, und mit Demuth drinnen handeln, und nicht mit unserm Gutmünkel drein plumpen.“ (VI, 1395.)

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt von P. Hübener in Kolberg.)

## Ein Beispiel vom Pelagianismus in der modernen „lutherischen“ Theologie.

(Schluß.)

(Bard schreibt weiter:) Aber welches sind denn nun solche Schriftausagen, die solche Scheidung der natürlichen Menschenwelt in (so zu sagen) relativ Gläubige und Ungläubige lehren? — Darauf übrig noch die Antwort. Beschränken wir uns auf die vornehmsten Stellen!

Die meisten hierher gehörigen Ausagen liefert uns der Apostel Johannes in seinem Evangelium und seinem ersten Briefe; aber auch bei Lucas finden wir dieselbe Anschauung, in seinem Evangelium und der Apostelgeschichte.

Wir denken an Stellen wie Joh. 3, 19—21.; 6, 37—45.; 7, 17.; 8, 47.; 17, 2. 6. 9.; 18, 37.; 1 Joh. 4, 6. u. a. m. Beim Lucas etwa an 2, 34. 35.; 10, 5. 6.; Apost. 10, 35.

In Joh. 3, 19. wird als Ursache des Unglaubens angegeben: „Denn ihre Werke waren böse“, wie B. 20.: „Sie thun das Arge“, und B. 21. als Ursache des Glaubens: „Sie thun die Wahrheit.“ Ebenso bezeichnet der Herr vor Pilatus als sittliche Voraussetzung des Hörens auf ihn das „aus der Wahrheit sein“. (18, 37.)

Mit den „bösen Werken“ und dem „Arges thun“ kann nicht die allgemeine Sündhaftigkeit gemeint sein; der Begriff des „Arges thun“ kann sich nicht decken mit dem „das Dichten und Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf“. Dann könnte diese sittliche Beschaffenheit nicht als Erklärungsgrund des Unglaubens angegeben sein; vielmehr würde dann der Unglaube ebenso aller Verhalten sein müssen, wie die Sündhaftigkeit ausnahmslos aller gleiche sittliche Beschaffenheit ist. Vielmehr muß damit eine spezifische Steigerung der allgemeinen sündigen Beschaffenheit gemeint sein, das Gegentheil von dem „die Wahrheit thun“. So kennt auch der Herr eine doppelte Möglichkeit des Verhaltens beim sündigen Menschen. Und von diesem Verhalten und der daraus resultirenden sittlichen Qualität macht er es abhängig, ob ein Mensch zum Glauben kommt oder nicht. Die Predigt des Evangeliums bringt also den verschiedenen sittlichen Werth eines Menschen, ob er die „Wahrheit“ oder „das Arge thut“, ans Licht, indem er das beiderseitige Thun zur Consequenz entweder des Glaubens oder des Unglaubens treibt. Das Evangelium bringt zur Reife und ans Licht, was im Menschen ist.

Dies verschiedene Verhalten des natürlichen Menschen wird nun aber ermöglicht durch eine Wirkung Gottes auf jeden Menschen. Diese Wirkung im Inwendigsten jedes Menschen bezeichnet der Herr im sechsten Capitel mit dem „der Vater gibt es mir“, „der Vater zieht ihn“ (B. 37. 39. 44.).

Dies Ziehen des Vaters geschieht mittelst des Gewissens. Das ist die Hand des Vaters (cf. Ps. 32, 4.), damit er die Menschen dem Sohne gibt; das ist das Band, an dem der Vater die Menschen zum Sohne zieht (cf. Jer. 31, 3.). Aber es liegt in der Hand des Menschen, ob er sich diese Wirkung Gottes gefallen lassen will. Darum fährt der Herr fort: „Wer es nun höret vom Vater und lernt es, der kommt zu mir“ (V. 45.). Gelehrt sind sie alle von Gott durchs Gewissen über ihr Sünde. Aber die einen lassen sich's lehren, sie sagen „Ja“ dazu, sie anerkennen und beklagen die Sünde, die ändern nicht. Und je nach dieser Gelehrigkeit oder Ungelehrigkeit entscheidet sich ihr Verhalten zu Jesu Christo, ob sie „zu ihm kommen“ oder nicht. (Cf. auch das im siebzehnten Capitel stets sich wiederholende „die du mir gegeben hast“!) Wer nun dieser Wirkung Gottes im Gewissen sich untergibt, der ist Gottes Eigenthum, „sie waren dein“ (17, 6.), der ist „von Gott“ (Joh. 8, 47. 1 Joh. 4, 6.). Gott durch die Stimme seines Gewissens hat ihn zu dem gemacht, was er ist: ein sündentaurig Menschenkind.

Aber neben der Trauer um die Sünde wird dann die weitere Frucht dieser Gottesarbeit die sein, daß er mit allem Ernst dran ist, dem Willen Gottes nachzukommen, das Gesetz zu erfüllen. Darum stellt der Herr als weitere Bedingung des Kommens zum Glauben das Bestreben hin, Gottes Willen zu thun, Joh. 7, 17.: „So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selber rede.“ Denn um die Wirkung des Evangeliums zum Segen zu erfahren, ist ein sündentaurig Herz nöthig, das seine Schuld und sittliche Ohnmacht erkennt. Die Erkenntniß aber der sittlichen Ohnmacht ist die Frucht seiner Arbeit im Gesetze.

Wenn Lucas aber (2, 34. 35.) Jesum Christum als den charakterisirt, der zum Fall und Auferstehen vieler gesetzt ist, und hinzufügt, daß an ihm „vieler Herzen Gedanken offenbar werden“, so leuchtet ein, daß auch er von verschiedener Herzensstellung der Menschen auch schon vor der Predigt des Evangeliums weiß, die durch die Botschaft des Heils nicht erst hervorgerufen, sondern ans Licht gezogen wird.<sup>1)</sup> Ja, derselbe Lucas redet schon von „Kindern des Friedens“ auch unter den natürlichen Menschen (Luc. 10, 6.). Nur denen wird dann aus dem Evangelium der Friede zu Theil werden. Als Kinder des Friedens werden sie bezeichnet, nicht, weil sie den Frieden schon haben, sondern die Empfänglichkeit dafür, welche eine Bürgschaft seines Kommens ist; ähnlich wie der Herr die „geistlich Armen, die Leidtragenden, die Mühseligen, die nach der Gerechtigkeit Hungernben“ selig preist, nicht um ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern um der durch sie verbürgten Gewinnung des Himmelreichs willen, und wie er den Kindern das Himmelreich zuspricht nicht als solchen, die es haben, aber die mit der Empfänglichkeit dafür auch die Gewähr des künftigen Besizes haben.

1) B. kennt ja natürlich den Unterschied zwischen Israel und Heiden nicht, wie er überhaupt von der Schrift und vom Christenthum nichts versteht. H — r.

So charakterisirt endlich Lucas die Empfänglichkeit fürs Heil mit den Worten des Petrus über Cornelius (Apost. 10, 35.): „In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.“ Die Gottesfurcht, von welcher hier die Rede ist, ist nicht die Frucht, sondern die Voraussetzung des Glaubens, also aus dem Gewissenszeugniß gewonnene Scheu vor seinem Zorne; und das „Rechtthun“ ist gleicherweise nicht der „Wandel nach dem Geist“, die Heiligung, deren Wurzel der Glaube ist, sondern das Rechtthun des natürlichen Menschen, das „Wollen den Willen Gottes thun“, das Arbeiten im Gesetz mit Furcht und Zittern.

Also eine ganze Wolke von Zeugnissen aus der Schrift<sup>1)</sup> für den Unterschied in sittlicher Qualität auch unter den natürlichen Menschen und für das Entscheidende dieser unterschiedlichen Stellung und Beschaffenheit des natürlichen Menschen in seinem Verhalten zum Evangelium!

Wir haben also die Schrift für uns, wenn wir bei der Frage nach dem Geschick der, ohne das Evangelium gehört zu haben, dahinsterbenden Menschen, die beiden scheinbar einzigen Möglichkeiten, als ob sie entweder alle hoffnungslos dahinsterven oder drüben noch die Predigt des Evangeliums zur Ermöglichung eigener, persönlicher Entscheidung zu gewärtigen hätten, ablehnend sagen: „Das Urtheil auch über die, welche das Evangelium nicht hörten, wird gleich nach dem Tode gesprochen, und zwar danach, ob sie durch das Gewissen sich haben irgend welche Sündenkenntniß und Klage um sie wecken lassen oder nicht“; denn in jenem Falle wären sie, wenn das Evangelium ihnen geboten wäre, gläubig geworden, in diesem hätten sie des Glaubens sich geweigert. Nach der Stellung zum schuldigen Zeugniss des Gewissens entscheidet sich im letzten Grunde jedes Menschen, auch der Heiden ewiges Geschick. —

Soweit Bar d. Der Vorwurf, daß wir „aus dem Zusammenhange gerissen“ hätten, wird uns nicht gemacht werden können. Wir haben aber Vorstehendes so ausführlich mittheilen wollen (wie wir es längst beabsichtigt hatten), um dasselbe gewissermaßen als ein Document zu den Acten zu legen. Einer Widerlegung bedarf es in den Kreisen unserer lutherischen Kirche nicht, wenn auch fast jeder einzelne Satz ein Thema zur Behandlung einer höchst-wichtigen theologischen Frage darzubieten scheint. Der Pelagianismus und Rationalismus liegt auf der Hand. Ein Christ und Lutheraner sieht, daß der erste theologische Oberkirchenrath der mecklenburgischen Landeskirche weder von Sünde noch von Gnade, weder von Rechtfertigung noch von Heiligung, weder von Buße noch von Glauben, weder vom Gesetz noch vom Evangelium, weder vom Worte Gottes noch vom Christenthum überhaupt auch nur die geringste Ahnung hat, vom lutherischen Bekenntnisse ganz zu schweigen.

Und von diesem Boden aus wagt man es, wagte schon Dieck-

1) Dies ist zu bemerken, wenn behauptet werden sollte, wie schon vorgekommen, es sei das Ganze nichts als ein bloßer „Versuch“!

hoff es, wagt nun Saad es, gegen — „missourischen Prädestinarianismus“ zu kämpfen.

Man wende nicht ein, die Herren „Theologen“ in den Staatskirchen zc. (wir rechnen auch Iowa und Ohio mit ein, weil diese es mit ihnen halten) seien nicht solidarisch. Wir wissen zwar, daß bei den Synkretisten jeder seine eigene „Theologie“ hat. Das ist schlimm genug. Aber eben das ist es ja, daß, während man angeblich voll heiliger Entrüstung gegen „missourischen Prädestinarianismus“ streitet, man solchen greulichen Pelagianismus und Rationalismus, solche Zerstörung alles Evangeliums und Christenthums von Grund aus so wenig sieht, daß man sich mit einem solchen kezerischen Menschen sehr gut verträgt und ihn nicht allein in Amt und Würden beläßt, sondern noch dazu hoch ehrt. Denn nach Veröffentlichung dieser Schrift und zahlreicher, in demselben Ton und Geist gehaltener Predigten hat ihn die „besslutherische“ Landeskirche zum Oberkirchenrathe und die theologische Facultät zu Kofstock zum „Doctor der Theologie“ ernannt, unter ausdrücklicher Anerkennung auch der von ihm herausgegebenen Bücher.<sup>1)</sup> Ein Kliefoth schrieb an Brauer, daß werde er am jüngsten Tage zu verantworten haben, daß er es wagte, Bard der Irrlehre zu bezichtigen. Ein mecklenburgischer Pastor, welcher sich erkühnt hatte, im Kirchenblatte Bard's Orthodogie anzugreifen, sah sich genöthigt, mit einem Büdlinge vor dem „hochverehrten Herrn Oberkirchenrathe“ den Rückzug anzutreten. Polstorff zwar „protestirte“ in der „Lutherischen Kirchenzeitung“ auf Grund des 2. Artikels der Concordienformel. Aber das war auch alles. Dagegen ist der junge iowaische P. Fritschel voll sittlicher Entrüstung über die „Missourier“, welche durch ihren Standpunkt „natürlich jegliche Verbindung mit der lutherischen Kirche anderer Länder gelöst“ haben, und deren „stereotypes Urtheil über die hervorragenden<sup>2)</sup> Männer, wie Munkel, Harlek, Böhe, Delijsch, Kliefoth, Frank, Bard,<sup>2)</sup> lautet, über Gegner im eigenen Lande, „aber ein bekennnistreuer Lutheraner war er nicht.“ Es dürfte vielleicht manchem unserer americanischen Brüder interessant sein, aus vorstehenden Mittheilungen zu ersehen, wie jener Iowaer sich und die Seinen mit diesem Satze selbst eingeschätzt hat. Aber auch zum Beweise, auf welchem Boden die ganze Lehrstellung der Iowaer und Ohioer, wie diejenige ihrer Gesinnungsgenossen in Deutschland, erwachsen ist und wohin sie führt, dürfte, meinen wir, die Mittheilung vorstehenden Documentes nicht überflüssig sein. Vor allem aber sollten wir sogenannten „Missourier“, angesichts einer solchen „Theologie“ unter lutherischem Namen, voll herzlichster Dankbarkeit erkennen, welche Gnade uns zu Theil geworden und welches Licht uns anvertraut worden ist. Daß wir's nun auch zu schätzen, zu brauchen und zu bewahren wissen möchten! H—r.

1) In dem Elogium heißt es zum Schluß: „... libris denique editis christianae veritatis praeconem disertum et defensorem indefessum assidue se praebuit.“

2) Von uns unterstrichen. H—r.



## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

„Religiöse Freiheit für New York.“ Die Commission für die Revision der Gesetze des Staates New York hat einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, welcher auch den Unterricht in den Staatschulen neu und einheitlich regeln soll. Hiernach soll in den Staatschulen in englischer Sprache in folgenden Gegenständen Unterricht erteilt werden: „1. im Lesen, Schreiben zc., 2. in einer guten Moral, und zu diesem Zweck kann auch die Bibel gelesen werden entweder als Theil der „school exercises“ oder auf andere Weise. Solches Lesen kann aus irgend einer Uebersetzung geschehen, darf aber nicht von Bemerkungen oder Erklärungen begleitet sein.“ Hierzu bemerkt der „Lutheran Observer“, daß wenn dieser Gesetzentwurf die Billigung der Legislatur erhalte, das Jahr 1899 den Schulen New Yorks die religiöse Freiheit bringen werde. Wir sagen: Die Christen des Staates New York hatten längst die Freiheit, ihren Kindern die Bibel nicht nur vorlesen, sondern auch erklären zu lassen, wenn sie — christliche Schulen errichtet und erhalten hätten, wie es ihre Pflicht war. F. P.

Ein wunderliches Stück astronomischer Weisheit konnten wir kürzlich in St. Louis genießen. Es heißt in dem Bericht einer hiesigen Zeitung: „Dr. See, Professor der Mathematik am Flotten-Observatorium zu Washington, hielt gestern Abend in der Akademie der Wissenschaft vor einem gelehrten Auditorium, das alle Plätze füllte, einen physikalisch-mathematischen Vortrag über obiges Thema (Temperatur und Alter der Gestirne), das er durch seine neue Formel würzte: ‚Die Temperatur steht im Gegensatze zum Radius.‘ Seine Schlüsse, die er durch physikalisch-mathematische Beweis-Rechnung an der Tafel zu erhärten suchte, waren die folgenden: Das Temperaturgesetz der Gase ist ein fundamentales Naturgesetz — fast so allgemein wie das der Gravitation, und auf Sterne wie Nebelflecke anwendbar. Die Temperatur der Nebelflecke nähert sich dem absoluten Zero, — 273. Wenn Nebelflecke sich verdichten, steigt die Temperatur im umgekehrten Verhältnis zum Radius, wird daher enorm, wenn der Radius klein ist. Die Temperatur der Sonne war, als die Erde abgetrennt wurde, — 233 Grad Celsius, und ist jetzt 8000 Grad Celsius, und wird, wenn der Radius kleiner wird, viel größer sein. Die Sonne wird eventuell blau werden (o weh!) und ein Spectrum wie Sirius geben. Die gemischten Spectra von Solarsternen rühren von der Mischung aller Elemente ohne Rücksicht auf ihr atomisches Gewicht. Wenn der Radius kleiner wird, ist die Gravitation intensiver, sodas die leichteren Elemente nach oben entweichen. Die Sonne ist noch nicht durch das Sirianische Stadium gegangen; ihre Temperatur ist daher steigend, nicht fallend. Als die Erde von der Sonne sich trennte, war sie kalt; ihre innere Wärme entstand durch Einschrumpfen; da ihre Temperatur jetzt der von geschmolzener Lava ungefähr nahe ist, so beweist nichts, daß unsere Erdkugel jemals sehr heiß war. Ueber das Alter der Sterne sagte Dr. See: Die jüngsten Sterne sind die rothen, die ältesten die weißen; die gelben stehen im Alter zwischen diesen. Am Schlusse des Vortrages erläuterte Dr. See an Schattenbildern einige neue, durch die Fortschritte der Spectralanalyse, der Teleskopie und Spectroskopie gewonnene Theorien über die ‚Sternhaufen‘ und andere Nebelflecke.“ Nun ließ sich aber auch die andere Seite der Wissenschaft hören. Es heißt weiter in dem Bericht: „Nach dem Vortrage lud der Vorsitzer zur Discussion ein und Herr Professor Woodward erhob sich mit der Erklärung, daß er die neue Formel des Redners, den er sonst sehr hoch schätze, für falsch erklären müsse, und den Beweis, daß

Dr. Sees neues Geſetz unhaltbar ſei, ſofort erbringen wolle, wenn die Anweſenden es wünſchten; er habe, da er kürzlich in einer Fachzeitschrift von Dr. Sees dieſes bezüglicher Neuerung geſehen, deſſen Theorie gründlich geprüft und ſei zu dem entgegengeſetzten Reſultate gekommen. Auf Wuſch von Prof. Ripſer und Anderen trat Prof. Woodward an die Tafel und produzierte ſeine phyſikalisch-mathematiſchen Gegenargumente in halbſtündigem Lehrvortrage. Prof. Ripſer erklarte darauf, Dr. See habe ihn zwar noch nicht völlig überzeugt, aber er halte deſſen Theorie immerhin für möglich; man müſſe ihre weitere Ausarbeitung und Begründung durch den Gelehrten abwarten. Die 'Academy of Science' beſchloß hierauf, beide, Dr. See wie Prof. Woodward, um Einreichung ihrer Vorträge an das Council der Akademie zu erſuchen.“ Die beſte Beurtheilung dieſer und ähnlicher Beſtrebungen der Naturwiſſenſchaft finden wir bei Luther in der Auslegung des Ewangeliums des Epiphaniaſeſtes, St. Louiſer Ausgabe XI, 300 ff. Luther iſt ein großer Freund der „Naturkündigung“ (Naturwiſſenſchaft). Er hält aber feſt, daß es für den Menſchen nach dem Fall nur eine zweifache Quelle der Erkenntniß der Natur gibt: die „Erfahrung“ (Beobachtung) und die „göttliche Erleuchtung“ (die göttliche Offenbarung in der Schrift über die Entſtehung des Univerſums und der einzelnen Theile deſſelben; beſondere Offenbarungen, wie bei den Weiſen aus dem Morgenlande). Inſofern nun die Menſchen ſich auf dieſe Erkenntnißquellen nicht beſchränken, ſondern mit willkürlichen Hypotheſen operiren, machen ſie aus der „Naturkündigung“ ein „Affenspiel“. Und weil hier die Willkür herrſcht, ſo haben die „Naturkündigen“ ſich „getheilt in unzählige Stücke und Secten“ („wiſſenſchaftliche Schulen“ zc., ſagen wir heutzutage). „Etlche haben von der Erde, etliche von den Waſſern, etliche hievon, etliche davon geſchrieben, daß die Büchermachen und Studirens kein Maß gewesen iſt. Zulezt, da ſie ſich müde auf Erden ſtudirt haben, ſind ſie gen Himmel gefahren“ (durch die aſtronomiſche Wiſſenſchaft), „haben auch wiſſen wollen die Natur des Himmels und der Geſtirne, davon doch keine Erfahrung je gehabt werden mag; da haben ſie recht freie Macht überkommen zu dichten, lügen, trügen, und vom unſchuldigen Himmel ſagen, was ſie gewollt haben. Denn wie man ſpricht: Die von fernem Landen lügen, die lügen mit Gewalt, darum daß ſie mit der Erfahrung nicht zu beſtreiten ſind. Alſo auch, weil Niemand an den Himmel reichen mag und Erfahrung holen ihrer Lehre und Irrthums, lügen ſie mit voller und ſicherer Gewalt. . . Dieſe iſt die Kunſt der Hohen Schulen; wer das kann oder lernt, dem ſetzt man ein braun Barett auf und ſagt: Würdiger Herr Magiſter artium und philoſophiae.“ Das wiſſenſchaftliche Intereſſe des „gelehrten Auditoriums“ erklärt ſich Luther daraus, daß die Vernunft in ihrer Blindheit die größte Luſt hat an „groben, großen Lügen“ und „hübschen, unnützen Fabeln“, „denn die Wahrheit ſchmeckt ihr nicht alſo wohl, als die Fabeln und Lügen“.

F. P.

**Geologie und bibliſcher Schöpfungsbericht.** Eine hieſige Zeitung ſchreibt: „Die bibliſche Schöpfungsgeſchichte der Erde und die geologiſche Forſchung iſt das Thema eines anregend geſchriebenen Auffaſſes, den wir in der ſieben erſchienenen Nummer der Wochenſchrift ‚Die Umſchau‘ finden. Man ſieht daraus, daß bei gehöriger Interpretation der bibliſchen Geneſis ſich eine Schilderung der Entſtehung unſerer heutigen Zuſtände auf der Erde ergibt, welche mit den Vorſtellungen, welche wir aus den geologiſchen Forſchungen gewinnen, eine gewiſſe Uebereinstimmung zeigt.“ Dazu iſt zu ſagen: „Wir“, die Geologen eingekloſſen, haben auf Grund unſerer Forſchungen nicht die geringſte „Vorſtellung“ von der Entſtehung der Erde und was darinnen iſt. Daß die Welt von Gott erſchaffen iſt und erhalten wird, erkennt jeder vernünftige Menſch, auch die Geologen, wenn ſie — was freilich ſelten der

Fall ist — vernünftig sind. Ueber das Wie und namentlich die Zeitdauer der Schöpfung, weiß aber kein Mensch etwas, weil kein Mensch, auch kein Geologe, bei der Schöpfung Zuschauer war. Wer nun nicht des Schöpfers eigenen Bericht über die Schöpfung, den die Bibel darbietet, annimmt, der muß auf eine nähere Erkenntniß des Wie der Schöpfung verzichten. Die geologische Forschung ist hier vollständig ohnmächtig. Darauf weisen auch die einander widersprechenden „Resultate der geologischen Forschung“ sehr deutlich hin. Daher sind die Geologen und die Theologen, welche den biblischen Schöpfungsbericht nach „den Resultaten der geologischen Forschung“ auslegen wollen, Narren. J. P.

**Ueber die Gefahr der Verweltlichung der Kirche** in Folge der Anerkennung ihrer Bestrebungen seitens der Welt lesen wir „Magazin für Evang. Theologie und Kirche“ u. a. Folgendes: „Dieser Gefahr ist auch die Innere Mission in dem Sinn, wie sie in Deutschland gefaßt wird, nicht entgangen. In einer Versammlung des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins in Berlin soll Herr v. d. Holtz darauf hingewiesen haben, daß man bei Neuernennungen mehr auf den guten Willen zur Mitarbeit sehen solle. Das sei bisher nicht geschehen, man habe viel ‚Gewaltige, viel Edle‘ in alle die Vorstände berufen, ohne zu bedenken, was Paulus einst von solchen geschrieben habe. Auch Superintendent Fürer klagte auf der Berliner Pastoralconferenz: ‚Die Vereine für Innere Mission haben sich in demselben Maße verflacht, in dem sie entwickelt und ausgebaut wurden. Bei der Wahl der Vorstandsmitglieder wird mehr auf Stand und Reichthum gesehen als nach dem Glauben. In dem Maße, in dem sich die Innere Mission der Welt beliebt und unentbehrlich macht, hat sie sich dem Christenvolke im Großen und Ganzen mehr und mehr entfremdet. Die Frommen eignen sich allerdings nicht immer zu Committeegliedern.‘ An diesen Aeußerungen ist gewiß manches Wahre, aber auch ebenso sicher viel Unrichtiges. Wenn sich Fromme nicht immer zu Committeegliedern eignen, so liegt das nicht an ihrer Frömmigkeit, sondern daran, daß ihnen gerade für diese Art der Arbeit die Anlage fehlt. Wenn aber Fromme sich nicht immer zu Committeegliedern für die Arbeit der Innern Mission eignen, so eignen sich Nichtfromme niemals dafür. Nimmt man sie doch aus andern Rücksichten, so setzt man an die Stelle von Leuten, welche wohl ein Herz, aber keine genügende Begabung für eine solche Arbeit haben solche, die weder Herz noch Sinn dafür haben und darum diese Thätigkeit in solche Bahnen lenken, die in der Richtung ihres Sinnes liegen. . . . Wenn dann noch gesagt wird, die Innere Mission suche sich bei der Welt beliebt und unentbehrlich zu machen, so kann man nur sagen, daß es nur darauf ankommt, in welcher Weise und mit welchen Mitteln es versucht wird. Die Innere Mission hat doch oder soll wenigstens keinen andern Zweck haben, als diejenigen, welche entweder in Gefahr sind, dem Christenthum entfremdet zu werden oder ihm bereits entfremdet sind, wieder zu demselben zurückzuführen. Wenn sie diesen Zweck wirklich verfolgt, so wird sie sich der Welt viel mehr unentbehrlich machen, als wenn sie Dinge betreibt, welche die Welt selbst besorgen kann. Allerdings wird es auf dem ersteren Wege nur langsam und mühsam gehen. Schlägt man den zweiten Weg ein, so scheint es rascher zu gehen.“ Wir möchten zur Sache Folgendes bemerken: Wir werden das Christenthum als solches, das heißt, insofern es Glaube an Christum, den Sünderheiland, ist, nie bei der Welt „beliebt“ machen. So lange die Welt Welt bleibt, vermischt sie Christum, den Gekreuzigten. Wohl aber kann das geschehen, daß die Welt mit gewissen Wirkungen des Christenthums auf dem Gebiet des Familienlebens, des bürgerlichen Lebens zc. wohl zufrieden ist, und insofern mit Achtung und Anerkennung vom Christenthum rehet. Hat doch selbst Darwin das Christenthum als die bedeutendste Culturmacht gepriesen. Diese und

ähnliche Anerkennungen soll die christliche Kirche sicherlich nicht zurückweisen, sondern suchen. Hierher gehört, was der Apostel sagt: „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, auf daß die, so von euch afterreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehen und Gott preisen“ (1 Petr. 2, 12.). Verkehrt dagegen ist es, wenn die Kirche, anstatt durch die Bezeugung des Wortes Gottes und den ernstchristlichen Wandel auf die Welt einzuwirken, die Welt durch Nachlassen vom Wort und Wandel, also durch Liberalismus, für sich zu gewinnen sucht. Hier ist jeder Gewinn Verlust. Es gibt nur einen Weg in die christliche Kirche und den Himmel. Das ist der Weg der Buße und des Glaubens. Sämmtliche Kameele müssen durchs Nadelöhr. Wenn daher die Kirche sich so benimmt, daß sie bei der Welt den Eindruck erweckt, als ob man mit der Welt denken, reden und handeln und doch zugleich ein Christ sein könne, so ist dies für die Kirche und die Welt gleich verderblich. Die äußere Anerkennung, welche die Kirche auf diese Weise bei der Welt gewinnt, ist ein Zeichen innerer Schwäche und inneren Verfalls der Kirche. Was die Verwendung weltlich angesehener Personen in der Kirche betrifft, so ist Folgendes festzuhalten: Hat Gott der Kirche solche Personen zugeführt, so sollen diese durchaus nicht in den Hintergrund treten oder in den Hintergrund geschoben werden. Im Gegentheil: wie der Reiche mit seinem Reichthum, der Künstler mit seiner Kunst, so soll auch der weltlich Angesehene mit seinem Ansehen der Kirche dienen. Er soll bei jeder passenden Gelegenheit es bekennen und merken lassen: „Ich bin ein Christ.“ Aber durchaus verkehrt ist es, wenn die Kirche ihre Zuversicht, anstatt allein auf Gott und sein Wort, auf das Ansehen und den Reichthum ihrer Glieder setzt; wenn sie, anstatt mit Gottes Wort die Kirche auszubreiten, der Welt nur äußerlich durch das Ansehen ihrer Glieder imponiren will. F. P.

## II. Ausland.

Die mecklenburgische Landeskirche hat, wie bekannt, das „Es stehet geschrieben“, als maßgebend für die Kirche, in allen Instanzen abgethan. Trotzdem läßt sich dann und wann noch wieder eine Stimme hören, welche, wenigstens für ihre Person, dasselbe anzuerkennen scheint. So P. J. Penklin im diesjährigen Vorworte des „Meckl. Kirchenbl.“. Er sagt, daß „die Bibel nicht bloß Urkunde von einer früher einmal gefchehenen Gottesoffenbarung ist, in welcher Urkunde erst durch die Arbeit der theologischen Wissenschaft auszumitteln wäre, was offenbarungsmäßige und was nicht offenbarungsmäßige Bestandtheile sind, sondern daß sie das inspirirte und darum irrthumslose Wort der göttlichen Offenbarung selber ist“. Und: „Wir dagegen wollen in der Schrift wirklich das rechte, zuverlässige, von Gott selbst wirklich ausgegangene Zeugniß an uns erkennen und wollen die beiden Grundgedanken der alten Lehre festhalten: 1. Die Bibel ist das, weil inspirirte, darum irrthumslose Wort göttlicher Offenbarung an uns, und 2. die Bibel erweist sich dem Glauben als das, was sie ist, durch das sie begleitende Zeugniß des heiligen Geistes.“ Wir gestehen, daß wir aufrichtig erfreut waren, als wir dies lasen, und beabsichtigten, unsere Leser an dieser Freude theilnehmen zu lassen. Allein es sollte nicht lange dauern, als diese unsere Freude gründlich zu Schanden wurde. Das Bekenntniß F. P.'s war nur Schein. Denn unmittelbar auf die eben mitgetheilten Worte folgt dieses: „Halten wir diese Sätze fest, dann mögen wir vielleicht über die Grenzen der Irrthumslosigkeit noch verschieden denken, aber wir können getrost sein, daß wir doch in der Wahrheit bleiben, auch wenn wir mit unserem theuren Lehrer, dem seligen Diedhoff, die Irrthumslosigkeit zu begrenzen suchen. Immer bleibt uns das Ganze der göttlichen Offenbarung in heiliger Schrift etwas Gewisses und Zuverlässiges. Gott sei Dank, daß unsere Landesgeistlichkeit in der Einigkeit des

Schriftglaubens und zwar des bekenntnißmäßigen Schriftglaubens steht.“ Wer erklärt uns solchen schreienden Widerspruch eines „wissenschaftlichen“ Theologen: Die Bibel ist irrtumslos, doch nur in einem „begrenzten“ Sinne, das heißt, sie mag doch Irrthümer enthalten, und darin sind sie alle einig, nur nicht über das Maß und die Menge der Irrthümer? Es ist aber nichts leichter zu erklären als dies. In der Theorie der Wissenschaft würde man sich solchen schreienden Widerspruch vielleicht nicht gestatten, wenigstens ihn mehr zu verdecken suchen; in der kirchlichen Praxis aber liegt die Sache so: Man möchte doch nicht ganz mit dem biblischen Christenthum und seinem Grunde, der Bibel selbst, brechen. Daher das „Bekanntniß“. Aber nun kommt die Erwägung: Wie kann und darf man denn solche grundstürzende Irrlehren und Irrlehrer dulden und tragen? Denn, gleich einem „Missourier“ die Kirche verlassen, das kann und darf nicht sein. Also sind die Gedanken da, „welche sich entschuldigen“. Es sind aber bekanntlich die Gedanken, welche sich unter einander verklagen, mit denen, welche sich entschuldigen (Röm. 2, 15.), niemals einig, und so ist es die volle Wahrheit, wenn man von solchen Theologen sagt, daß, wo ihrer zwei zusammenkommen, drei verschiedene Meinungen vertreten seien. Zu den entschuldigenden Gedanken gehören auch die von der „bekenntnißmäßigen Einigkeit“ der Pastoren in der mecklenburgischen Landeskirche und daß bei ihnen „keine Lehrwillkür geduldet“ werde. So auch dieses: „Die oft todtgesagte Landeskirche und das oft zum Sterben verurtheilte landesherrliche Kirchenregiment sind immer noch da, und auch die neuerlich in Preußen von denen um Stöder dawider geführten Stöße sind machtlos abgeprallt, ja, wir leben in einer landeskirchlichen Aera, wie kaum je zuvor. . . . Man kann sich die Kirche kaum noch anders denn als Landeskirche denken.“ Nun kommen die anklagenden Gedanken: „Doch aber werden wir die der Kirche gegebenen Verheißungen nicht ohne Weiteres auf die Landeskirche beschränken dürfen. Letztere ist doch nur eine geschichtliche Erscheinungsform der Kirche, vielleicht eine von Segen triefende, aber eine solche, die auch ihre Zeit haben wird und einmal anderen Formen Platz machen wird.“ Als bald aber folgen die entschuldigenden Gedanken: „Vorläufig hat Gott auch uns in eine Landeskirche gestellt, und wir würden an diese ebensowenig selbst Hand anlegen dürfen, wie Israel hätte selbst seinen Tempel abbrechen dürfen.“ Mag das eine Entschuldigung sein! Das einzige, wahre, gottgestiftete Heiligtum der christlichen Kirche, die heilige Schrift, haben sie abgebrochen, die Staatskirche aber, welche dem Wort und Willen Gottes stracks zuwider ist, soll nun das Allerheiligste sein, das abzubrechen eine Tempelschändung wäre. In der That: Ein gutes Gewissen ist es nicht, dessen Gedanken sich auf solche Weise verklagen und entschuldigen.

(Freikirche.)

**Der Kampf gegen den römischen Ritualismus in der englischen Staatskirche** hat schließlich zu einer Adresse an die Königin geführt. In derselben wird die Aufmerksamkeit der Königin auf die Thatsache gelenkt, „daß im Lande eine weitverbreitete Unzufriedenheit und Unruhe bestehe“, weil ein großer Theil des Klerus „offen das Werk der Reformation junichte mache“. Unter der Adresse stehen die Namen von 31 Peers, 50 Parlamentsgliedern, 2000 Friedensrichtern und 1300 Pastoren. Die Königin ist natürlich völlig ohnmächtig, dem beklagten Uebel abzuhelpfen. Schäden in der Kirche können nur mit Gottes Wort geheilt werden. Daß man sich aber entschieden auf Gottes Wort stellen wolle, darauf weisen die Aussprüche derer, die „die römischen Tendenzen“ in der englischen Staatskirche bekämpfen wollen, durchaus nicht hin. Ueberhaupt hat die englische Staatskirche selbst zu viel römisches in sich, als daß sie erfolgreich „die römischen Tendenzen“ bekämpfen könnte.

J. P.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

April 1899.

No. 4.

(Eingefandt von P. W. Hübener, Kolberg, Deutschland.)

## Ein neuer Goliath.

Goliath, der bekannte, war längst todt. Der kleine David hatte ihn erlegt, nicht mit Schwert, Spieß und Schild, sondern im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes Israels, den jener gehöhnt hatte. Die Philister aber und andere Feinde des Herrn und seines Volkes fingen den Streit immer aufs neue wieder an. So geschah es auch, als David alt und müde geworden und vom Kampfplatze abzutreten genöthigt war. Da trat auch ein neuer Goliath auf, der von Elhanan erschlagen wurde, 2 Sam. 21, 19., und ein anderer „langer Mann, der hatte sechs Finger an seinen Händen“ 2c., „und da er Israel Hohn sprach, schlug ihn Jonathan, der Sohn Simeas, des Bruders David“, V. 21.

So geht es auch mit den Kezern und Irrgeistern aller Art. Immer neue Goliathe treten auf, nachdem die alten abgethan sind, und die Kirche Gottes hat die Aufgabe, sich ihrer zu erwehren und ihnen das Maul zu stopfen. Es sind auch wohl sechsfingerige dabei oder, während gewöhnliche Menschentinder nur fünf Sinne haben, solche, welche anscheinend deren sechs aufweisen können. Das sind besonders kluge Leute, die mit ihrem Extrafinger einen besonderen Griff nach dem klugmachenden Baum der Erkenntniß Gutes und Böses gethan haben, mit erstaunlichem Scharfsinn die schwierigsten „Probleme lösen“ und so zuversichtlich auftreten, daß man fast nicht mehr weiß, ob sie es sind oder der Gott Israels, der das Feld behält.

Auf keinem Gebiete der Theologie jedoch scheinen sich die Goliathe und sechsfingerigen Leute mehr versucht und getummelt zu haben als auf demjenigen der Lehre von Sünde und Gnade, insbesondere vom freien Willen und von der Bekehrung. Nachdem die alten geschlagen waren, sind immer neue aufgetreten. Wir nennen als die hauptächlichsten nur die Schriftgelehrten und Phariseer, die Philosophen in Athen, in deren Augen der kleine Paulus ein „Lotterbube“ war, Pelagius, Erasmus 2c., aus unsern

Tagen aber besonders Dieckhoff, von welchem wir glauben, daß er manche moderne Theologen an Größe überragte.

Als ein ganz neuer Goliath ist in diesen Tagen der medlenburgische Obergkirchenrath Haack, ein Schüler Dieckhoffs, auf den Kampfplatz getreten. Das ist so zugegangen. In der Meinung, das Zerstörungswerk der auf den deutschen Universitäten immer mehr um sich greifenden „negativen Theologie“ aufhalten zu wollen, in Wahrheit aber, weil der Auflösungsproceß nicht schnell genug vor sich zu gehen scheint, sind in den letzten Jahren hin und her bei uns in Deutschland sogenannte „Lehrconferenzen“ entstanden, auf denen vor einer Anzahl von Pastoren „wissenschaftlich-theologische“ Vorträge gehalten werden. So auch in Mölln im vormaligen Herzogthum Lauenburg. Da hat denn auch der medlenburgische Obergkirchenrath Haack, bekannt als Herausgeber des Neufelschen Handlexikons, ein Mann von hervorragenden Gaben und nicht geringem Ansehen, am 6. und 7. September des Jahres 1898 einen Vortrag über „die lutherische Prädestinationslehre“ gehalten, welcher nunmehr in No. 2—6 des „Medl. Kirchen- u. Zeitbl.“ gedruckt vorliegt, einen Vortrag, welcher die lutherische Prädestinationslehre angeblich vertheidigen sollte, in Wahrheit aber bekämpft hat. Es war das zwar nicht anders zu erwarten. Denn auch Haack will sein und ist ein im modernen Sinne „wissenschaftlicher Theolog“. Was das sagen will, wissen wir, sehen es aber hier aufs neue bestätigt. Wir meinen aber, weder seine Größe noch seine zwölf Finger sollen ihm etwas helfen.

Haack will „Lutheraner“ sein und sucht den Schein des Lutherthums zu wahren und die heilige Schrift wie die lutherischen Bekenntnisse, insonderheit die Concordienformel voll und ganz anzuerkennen. Für seine Kreise hätte er das eigentlich nicht mehr nöthig gehabt, nachdem die „Allgem. ev.-luth. Konferenz“, welche im Jahre 1882 in Schwerin gehalten wurde, eine uneingeschränkte Verpflichtung der „Vertreter der theologischen Wissenschaft“ auf die Symbole nicht mehr für nöthig gehalten und später auch die medlenburgische Landeskirche das „Es stehet geschrieben“ als maßgebend für die Kirche in allen Instanzen abgethan hat. Nichtsdestoweniger lieben es die Theologen conservativer Richtung immer noch, sich den Schein „bekenntnistreuer Lutheraner“ zu geben, und haben ein gewisses Interesse daran, mit allerlei Traditionen in Sachen der Kirchenverfassung und der Kirchenordnungen nicht nur das Zurechtbestehen der Bekenntnisverpflichtung, sondern auch ein gewisses Maß von Lehrtradition festzuhalten. Um aber Herrn Obergkirchenrath Haack nicht Unrecht zu thun, dürfen wir nicht verkennen, daß er zum Theil noch aus Philippis Schule stammt, daher in seiner Theologie etliche bessere Elemente sich finden, welche man bei manchen andern-modernen „Lutheranern“ vergeblich suchen dürfte. Um so größer aber ist auch die Gefahr seines Einflusses auf bessere Kreise, und um so nöthiger erscheint uns eine Beleuchtung dessen, was in seiner Lehre unlutherisch und schriftwidrig ist.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sich Haack der Lehre von der Gnadenwahl, wie sie in der Concordienformel vorliegt, zu entlebigem sucht, ohne scheinbar mit dieser zu brechen. Während nämlich schon oft behauptet worden ist und wohl noch behauptet wird, die Concordienformel sei für eine Bekenntnisschrift viel zu „theologisch“, meint Haack, sie habe nur „praktisches Interesse“. Das sei zwar richtig und gut, aber nicht ausreichend. Also, fragen wir, gibt es in der Kirche Gottes und für die Theologie noch ein anderes als das? Ei, freilich: das „wissenschaftliche“! Das wird auch wohl für diese Art von „Theologen“ das vornehmste sein.

Hier liegt das *πρωτων ψεδδους*, wie der modernen Theologie überhaupt, so auch der Haacksen. Die Concordienformel, deren Verfasser sonst doch auch wohl wissenschaftlich gebildete Theologen waren (und wer von uns wollte die Wissenschaft verachten, so lange sie als dienende Magd der Theologie sich ordentlich hält, in ihren bescheidenen Grenzen bleibt und nicht die Herrin spielen will?), lehnt ein sogenanntes „wissenschaftliches Interesse“ ebenso klar wie bestimmt und entschieden ab, wie für die Theologie überhaupt, so insbesondere gerade auch in Bezug auf die hier in Frage stehenden Lehren. So bekennet sie, und wir mit ihr, im 2. Artikel vom freien Willen: „Diese Erklärung und Hauptantwort auf die im Eingang dieses Artikels gesetzte Hauptfrage und *statum controversiae* bestätigen und bekräftigen folgende Gründe des göttlichen Wortes, welche, ob sie wohl der hoffärtigen Vernunft und Philosophie zuwider sind, so wissen sie doch, daß dieser verkehrten Welt Weisheit nur Thorheit vor Gott ist, und daß von den Artikeln des Glaubens allein aus Gottes Wort soll geurtheilt werden.“ (W. 589, 8.)<sup>1)</sup> Und im 11. Artikel: „Denn die Lehre von diesem Artikel, wann sie aus und nach dem Vorbilde des göttlichen Wortes geführt, man nicht kann noch soll für unnütz oder unnöthig, viel weniger für ärgerlich oder schädlich halten.“ (W. 704, 2.) Und: „Weil alle Schrift von Gott eingegeben, nicht zur Sicherheit und Unbußfertigkeit, sondern zur Strafe, Züchtigung und Besserung dienen soll, 2 Tim. 3; item, weil alles in Gottes Wort darum uns vorgeschrieben ist, nicht daß wir dadurch in Verzweiflung getrieben sollen werden, sondern daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben, so... So führet auch die Schrift diese Lehre nicht anders denn also, daß sie uns dadurch zum Wort weist, Eph. 1. 1 Cor. 1, zur Buß vermahnet,

1) Wenn wir hier und sonst aus Schrift und Bekenntniß einzelne Beweisstellen anführen, so lassen wir uns durch den steten Vorwurf unserer Gegner, sie seien „aus dem Zusammenhange gerissen“, wie ihn auch Haack wieder erneuert, nicht irre machen. Stehen sie selbst doch auch nicht ganz von einzelnen Citaten ab. Wenn sie aber gegen unsere in der Regel mit dem Zusammenhange gegebenen Citate solchen Vorwurf erheben, so müssen wir denselben als Ausflucht betrachten, so lange sie ihn nicht beweisen können.



2 Tim. 3, zur Gottseligkeit anhält, Eph. 1. Joh. 15, den Glauben stärkt und unserer Seligkeit uns vergewißert, Eph. 1. Joh. 10. 2 Theß. 2.“ (M. 707, 12.)<sup>1)</sup> Ferner: „Und hievon sollen wir nicht urtheilen nach unser Vernunft, auch nicht nach dem Gesetz, oder aus einigem äußerlichen Schein, auch sollen wir uns nicht unterstehen, den heimlichen, verborgenen Abgrund göttlicher Vorsehung zu forschen, sondern auf den geoffenbarten Willen Gottes Acht geben.“ (M. 704, 26.) Ferner: „Es muß aber mit sonderem Fleiß Unterschied gehalten werden zwischen dem, was in Gottes Wort ausdrücklich hiervon offenbaret oder nicht geoffenbaret ist. Dann über das, davon bisher gesaget, so hiervon in Christo offenbaret, hat Gott von diesem Geheimniß noch viel verschwiegen und verborgen, und allein seiner Weisheit und Erkenntniß vorbehalten, welches wir nicht erforschen, noch unsern Gedanken hierinnen folgen, schließen oder grübeln, sondern uns an das geoffenbarte Wort halten sollen. Welche Erinnerung zum höchsten vonnöthen. Denn damit hat unser Fürwitz immer viel mehr Lust sich zu bekümmern als mit dem, das Gott uns in seinem Wort davon offenbaret hat, weil wir's nicht zusammenreimen können, welches uns auch zu thun nicht befohlen ist.“ (715, 52. 53.) Ferner: „Denn daß wir in diesem Artikel nicht alles ausforschen und ausgründen können noch sollen, bezeuget der hohe Apostel Paulus, welcher, da er von diesem Artikel aus dem offenbarten Wort Gottes viel disputirt, so bald er dahin kommt, daß er anzeigt, was Gott von diesem Geheimniß seiner verborgenen Weisheit vorbehalten, drückt er's nieder und schneidet's ab<sup>2)</sup> mit nachfolgenden Worten: O welch eine Tiefe des

1) Wenn Haack, um die Berechtigung des sogenannten wissenschaftlichen Interesses zu erweisen, demselben wieder einen praktischen Zweck vindiciren will, indem er sagt, die wissenschaftliche Theorie sei erfunden, „um gefährliche falsche Consequenzen aus dem Erwählungsgebanten abzuschneiden und unschädlich zu machen, die ihn in Widerspruch mit den Principien der evangelischen Heilsordnung setzen“ (Abl., S. 122), so begeht er damit nicht allein einen logischen Fehler (denn das wissenschaftliche Interesse soll ja als ein höheres zu dem praktischen hinzukommen), sondern stellt eben damit sein wissenschaftliches, das ist, rationalistisches Princip über Gottes Wort, welches für jenen Zweck nicht ausreichen soll. Eben dies war auch schon der Fehler der mit den alten Dogmatikern im Kleinen beginnenden neueren Scholastik, daß sie zur Bekämpfung der calvinistischen Gnadenwahllehre die heilige Schrift nicht für ausreichend hielten, sondern die wissenschaftliche Theorie des „intuitu fidei“ für nothwendig erachteten.

2) Wie haben die Jowaeer über solch „Niederschlagen“ gespottet und Dieckhoff mit seinen Anhängern über solche „Ausflüchte“! Auch Haack sagt: „Als ob sich die weiter forschenden und fragenden Gedanken selbst der gläubigen Laien, welche sich mit Vorliebe dem Problem der göttlichen Erwählung zuwenden, durch Nachsprüche abweisen ließen.“ (S. 25.)

Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? nämlich außer und über dem, was er in seinem Wort uns offenbaret hat.“ (717, 64.) Endlich: „Demnach, welcher die Lehre von der gnädigen Wahl Gottes also führet, daß sich die betrübten Christen derselben nicht trösten können, sondern dadurch zur Verzweiflung verurthsacht,<sup>1)</sup> oder die Unbußfertigen in ihrem Muthwillen gestärket werden, so ist ungezweifelt gewiß und wahr, daß dieselbige Lehre nicht nach dem Wort und Willen Gottes, sondern nach der Vernunft und Anstiftung des leidigen Teufels getrieben werde. Denn, wie der Apostel zeuget, alles, was geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben. Da uns aber durch die Schrift solcher Trost und Hoffnung geschwächet oder gar genommen, so ist gewiß, daß sie wider des Heiligen Geistes Willen und Meinung verstanden und ausgelegt werde. Bei dieser einfältigen, richtigen, nützlichen Erklärung, die in Gottes offenbartem Willen beständig guten Grund hat, bleiben wir, fliehen und meiden alle hohe, spitziige Fragen und Disputationes, und was diesen einfältigen, nützlichen Erklärungen zuwider ist, das verwerfen und verdammen wir.“ (724, 91—93.) Aus diesem allen ist klar, daß unser Bekenntniß nicht etwa nur für einen gewissen Zweck auf ein „nur praktisches Interesse“ sich beschränkt, sondern überhaupt in der Theologie und Kirche kein anderes als nur ein solches kennt und einem sogenannten höheren „wissenschaftlichen Interesse“ keinerlei Berechtigung zugetheilt.

Und das ist durchaus schriftgemäß. Denn auch die heilige Schrift, das Wort unsers Gottes, weiß nichts von einem „wissenschaftlichen Interesse“ in geistlichen Sachen, verwirft es vielmehr. Denn also spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“ Matth. 11, 25. 26. Und der Apostel Paulus<sup>2)</sup> schreibt: „Nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz

1) So muß Schreiber dieses bekennen, daß ihn die moderne „lutherische“ Lehre mit allen ihren wissenschaftlichen Theorien und Fündlein zu keinem Frieden kommen ließ und fast in Verzweiflung getrieben hätte, weil er zu der geforderten „Selbstentscheidung“, das ist, dem pietistisch-methodistischen „Durchbruch“ nicht kommen konnte, bis ihm durch Gottes Gnade und durch den Dienst der „Missourier“ die Augen darüber aufgingen, daß der barmherzige Gott schon alles gethan und ihm in der heiligen Taufe schon alles gegeben hatte.

2) Der „Lotterbube“, wie die Professoren in Athen sagten. Wie ist es nur möglich, daß deren heutige Collegen über eines solchen „Lotterbuben“ Schriften allen Ernstes Vorlesungen halten und Commentare schreiben? Es würde solches ein unerklärliches Räthsel sein, wenn nicht inzwischen das Christenthum in der Welt Erfolg gehabt und demzufolge Ansehen gewonnen hätte.

Christi zu nichte werde. Denn das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft. Denn es stehet geschrieben: Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. Sintemal die Juden Zeichen fordern, und die Griechen nach Weisheit fragen. Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit. Denen aber, die berufen sind, beide Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Denn die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind; und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind. . . . Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft; auf daß euer Glaube bestehet nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft" 2c. 1 Cor. 1 und 2.

Und wie Schrift und Bekenntniß, so denken und reden auch alle rechten Schrifttheologen. Wie überwältigend tritt einem doch beim Lesen der Schriften eines Mannes wie Augustin, der doch wahrlich ein Mann von Geist und Gaben war, dessen kindliche Einfalt und Demuth entgegen, wenn man diesen Riesengeist, sobald er auf die höchste Spitze der Erörterung der Frage von der Ermählung gekommen ist und (menschlich zu reden) der Leser auf die Lösung des Problems gespannt ist, auf seine Kniee fallen sieht und in die Worte ausbrechen hört: „Wer bist du, Mensch, daß du mit Gott rechten willst?“ Röm. 9, 20., und: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!“ Röm. 11, 33.<sup>1)</sup> Unsere Alten, auch die Dogmatiker, ob zwar sie anfangen, einer gewissen scholastischen Weise in der Theologie unvermerkt Raum zu geben, standen doch fest darauf, daß dieselbe ein „habitus practicus θεολογικος“ sei. Und Luther, der doch auch wohl einige natürliche Gaben hatte und fürwahr kein Wissenschaftsverächter war? Wir führen hier nur ein einziges Wort von ihm an, welches er, gerade in Bezug auf den in Rede stehenden Handel, in seinem Buche de servo arbitrio gegen Erasmus am Schlusse gebraucht hat. Da schreibt er: „Siehe nicht an die Person. Ich bekenne es selber, du bist

1) Die modernen Theologen thäten wahrlich besser, von einem Manne wie Augustin zu lernen, anstatt ihn, der wohl irren konnte, aber kein Ketzer war, zu verlehren, dazu noch in Sachen, wo sie ihn gar nicht verstanden haben. Wie urtheilten da doch unsere alten lutherischen Theologen so ganz anders über ihn und seine Lehre!

ein theurer, hoher Mann und mit vielen theuren, edlen, köstlichen Gaben von Gott begnadiget. Denn, daß ich alles andere geschweige, so ist ja an dir Lehre, Erfahrung, Verstand, große Uebung und Bereitschaft aufs geschickteste und beste, sonst zu schreiben, zu reden, daß es billig für groß und eine hohe, sonderliche göttliche Gnade geachtet wird. Ich aber habe der keines und bin nichts, allein daß ich gar nahe mich rühmen muß, daß ich ein Christ bin. . . .<sup>1)</sup>

Aber unsere heutigen „Lutheraner“, die „wissenschaftlichen Theologen“, wissen und verstehen hiervon nichts. Sie kennen kein höheres „theologisches“ Interesse als das „wissenschaftliche“. Natürlich, denn die Theologie ist ihnen ja nichts anderes als eine „Wissenschaft“. Sie haben auf die Stimme dessen gehört, der da sagte: „Welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.“ Sie haben auf ihre besondere Weise vom Baum der Erkenntniß genascht. Anstatt aber meistens, wie doch Adam und Eva thaten, hinterher sich zu schämen, begehren sie mehr davon, ja, halten solches sogar für ihren eigentlichen Beruf. Ist das nicht auch ein guter Baum, von Gott geschaffen, und mit süßen, lieblichen Früchten? „Sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?“ Und wer hat denn ihnen, den „Vertretern der theologischen Wissenschaft“, etwas zu gebieten oder zu verbieten? „Wer ist der Herr, des Stimme ich gehorchen müsse?“ spricht die Stimme der Wissenschaft mit Pharaos. Gilt nicht für „wissenschaftliche Theologen“ als erstes und oberstes Postulat, daß die Wissenschaft „frei“ sei? Ist sie nicht autonome und souveräne Herrin aller Dinge? Hat sie nicht Recht und Macht, alle Dinge, Gott selbst nicht ausgenommen, vor ihren Richterstuhl zu fordern und ihre Existenz und Existenzberechtigung zc. zu untersuchen? Welche Religion und Moral sollte es für die Wissenschaft geben? Keine. Wirklich nicht? Aber die Theologie soll ja doch wohl gerade die Wissenschaft der Religion und Moral sein; wie sollte es denn für sie keine Religion und Moral geben? Ei, freilich gibt es die für sie, doch nicht in dem Sinne, wie wir meinen. Denn viel beschäftigt sie sich mit Religion und Moral, redet und schreibt und urtheilt sehr viel über sie. Aber das ist's, was wir sagen, daß die „Wissenschaft“ und die „Theologie“ als solche, keine Religion und Moral über sich und a priori anerkennen will, sondern nur so viel, als sie selbst untersucht, geprüft und genehmigt hat.

So fragen auch die streng „wissenschaftlichen Theologen“ nichts darnach, ob sie mit ihrer „Wissenschaft“ die Seelen zur Hölle führen oder wohin sonst (auch wenn die „Wissenschaft“ die Existenz einer Hölle anzuerkennen geruhen sollte). Wenn sie nur ihre „Probleme lösen“ können, und den

1) „Um nicht aus der Rolle eines nichtwissenschaftlichen Theologen zu fallen . . .“, so spottete Dieckhoff über Brauer.

Ruhm behalten, „wissenschaftliche Theologen“ zu sein.<sup>1)</sup> Von Gottesfurcht kann dabei natürlich nicht viel die Rede sein. „Wissenschaftliche Theologen“ haben eigentlich nur ein „wissenschaftliches Gewissen“.

Haac, der zwar, wie gesagt, das christliche Schriftprincip noch nicht ganz und gar aufgegeben hat und seine Herkunft aus Philippi's Schule nicht ganz verleugnen kann,<sup>2)</sup> ist dennoch ein „wissenschaftlicher“, nicht eigentlich ein Schrifttheolog. Denn, wie er sagt, daß die Concordienformel nur das praktische Interesse der Theologie im Auge habe, so gilt ihm das „wissenschaftliche“ als das Höhere und seine Berechtigung als selbstverständlich. Er kommt gar nicht auf den Gedanken, daß es anders sein könnte. Er redet von einem „dogmatischen Interesse lückenloser Geschlossenheit“ (S. 42), sagt: „Aber auch das wissenschaftliche Interesse der christlichen Gnosis und der erkenntnißmäßigen Durchbringung der göttlichen Heilsgedanken nöthigt zu solchem Rückgang“ („auf die Wurzeln des geschichtlichen Heils in der Ewigkeit“) „und zu dogmatischer Ausbildung der Erwählungslehre.“ (S. 23.) Ferner: „Die Thatfachen des religiösen Lebens wollen nun eben auch wissenschaftlich richtig gebeutet, zu einander in Beziehung gesetzt<sup>3)</sup> und scheinbare Widersprüche aufgelöst sein.“ (S. 24.) Ferner: „Schon um diese falschen Fassungen der Prädestinationslehre wirksam zu bekämpfen, mußte die lutherische Dogmatik auch ihrerseits in die wissenschaftliche Behandlung derselben eintreten und konnte nicht bei den einfachen

1) Wir sprechen aus Erfahrung, denn wir haben leider selbst zu ihren Füßen geessen und wären von ihretwegen zu Grunde gegangen. — Am Schlusse seiner Schrift: „Zur Lehre von der Bekehrung und Prädestination“, beschuldigt Dieckhoff, der das „Problem der Gnadenwahl“ in der Hauptsache gelöst zu haben meint, die „Missourier“. „Ihre prädestinarianische Bekämpfung des Synergismus wird nur zu einem weitern Hindernisse für die Lösung der Aufgabe, welche der lutherischen Theologie der Gegenwart in dieser Hinsicht gestellt ist.“

2) Leider war ja aber freilich gerade auch des theuren Philippi Fehler, daß er der Wissenschaft in der Theologie mehr Raum gewährte, als ihr gebührt. Wir alle kannten es ja früher gar nicht anders. Nun aber können wir es nicht unterlassen, folgenden bemerkenswerthen Ausspruch von R. Chemnitz hier zu notiren, da er von solchen spricht, „welche in den Schulen der Philosophen groß geworden, nachdem sie zum Christenthum bekehrt waren, die Lehre der Kirche den Lehrläsen und Meinungen der Philosophen anzubequemen suchten. Denn auf diese Weise schienen die allzu hart klingenden Sprüche des Wortes Gottes gemildert zu werden, so daß die Lehre der Kirche den Weisen dieser Welt annehmbarer gemacht wurde, und sie sich weniger dagegen sträubten“ („qui in scholis Philosophorum enutriti, postquam ad Christianismum conversi erant, conabantur doctrinam Ecclesiae accommodare ad dogmata et placita Philosophorum. Videbantur enim hac ratione ea, quae in verbo Dei horridius dicta videri possent, mitigari, ita ut sapientibus hujus mundi doctrina Ecclesiae redderetur gratior et acceptior et minus ab ea abhorrenter“). (Locus de disc. praec. et cons. Cap. IV.)

3) Zwar sind auch wir für ein geordnetes Denken, doch also, daß daselbe von vornherein und unbedingt dem Worte Gottes untergeordnet sei, selbst wenn dabei gewisse Dogmen der „Wissenschaft“ ins Wanken kommen sollten. H—r.

grundlegenden Sätzen des kirchlichen Bekenntnisses stehen bleiben, welche nur als Seezeichen das richtige Fahrwasser abgrenzen,<sup>1)</sup> das derjenige inne zu halten hat, welcher das Gebiet mit dem Schiff seines dogmatischen Denkens befahren will.“ (S. 25.)<sup>2)</sup> Ferner: „Aber eben um dies praktische Ziel war es der F. C. zu thun, nicht um eine Begriffsbestimmung der Prädestination im dogmatischen Interesse und von wissenschaftlicher Präcision. So konnte sie auch naturgemäß noch nicht ein Ende alles Habens machen“ 2c. (S. 48.) Als ob Letzteres die „Wissenschaft“ vermocht hätte oder noch vermöchte! Ferner: Es sei Thatsache, daß der Begriff der Prädestination und die Definition der Erwählten, bezw. der Erwählung von der F. C. „absichtlich in einer gewissen Allgemeinheit gehalten wird (?), in welcher die wissenschaftliche Theologie sie nicht lassen konnte“. (Das.) So sagt er denn auch zustimmend von den Dogmatikern: „In zwiefacher Hinsicht gehen diese über die F. C. hinaus und bilden die in ihr gegebenen Andeutungen systematisirend weiter, durch die bestimmte Unterscheidung der voluntas antecedens und consequens in Gott, welche es ermöglicht, den Universalismus des Gnadenwillens und den Particularismus der Gnadenwahl zugleich festzuhalten und mit einander zu vereinigen“ 2c. (S. 74.)<sup>3)</sup> Ferner: Durch jenen bekannten (den geheimnißvollen Glaubensartikel von der Gnadenwahl einfach aufhebenden und zerstörenden, weil auf die göttliche Allwissenheit beschränkenden) syllogismus praedestinatorius<sup>4)</sup> seien, so meint Haack, „die beiden von der F. C. noch in einer gewissen Unbestimmtheit gelassenen Fragen . . . zum wissenschaftlichen Abschluß gebracht . . . vermittelft der praevision fidei finalis, und zwar zum Abschluß gebracht von den Principien der recht verstandenen (?) geschichtlichen Heilsordnung

1) Es sind aber gerade die sogenannten „wissenschaftlichen Theologen“, welche diese Grenzen überschreiten, während die schriftgläubigen Theologen und mit ihnen die „Missourier“ sie innehalten. H—r.

2) Wenn Haack ebendasselbst unsere Berufung auf den Satz der F. C.: „es sei uns nicht befohlen, quaedam in hoc mysterio intricata et perplexa acumine ingenii nostri conciliare oder zusammenzureimen“, für eine missourische „Ausrede“ erklärt und behauptet, daß der Satz von der F. C. „nach einer andern Seite hin gemeint sei, als wohin Missouri ihn wendet“, so hätte er das beweisen müssen. Oder meint er, daß wir uns durch seine „Nachtprüche“ abweisen lassen?

3) Wir bemerken schon hier, daß wir beides wohl noch entschiedener festhalten und ohne wissenschaftliche und systematisirende Erklärung mit einander vereinigen, indem wir eben beide Schriftwahrheiten, ob sie gleich nach unserer blinden Vernunft einander noch so sehr zu widersprechen scheinen, einfüllig glauben.

4) Der „syllogismus praedestinatorius“ lautet bekanntlich so:  
**Obersatz** (Gott bestimmt): Jeder bis ans Ende im Glauben Beharrende wird selig werden und ist also auserwählt.

**Untersatz** (Gott weiß): Abraham, Petrus, Paulus 2c. waren nach Gottes Vorherwissen beharrlich Gläubige.

**Schluß** (Gott schließt): Also waren Abraham, Petrus, Paulus 2c. Auserwählte.

aus unter Entwicklung ihrer metaphysischen Voraussetzungen“, und also verhalte sich die Lehre der altlutherischen Dogmatik von der Gnadenwahl zu derjenigen der F. C. „nicht gegensätzlich“ (?), sondern . . . „das scheinbar Widersprechende ausgleichend, wie die wissenschaftlich-theologische Theorie zu einer simplex et salutaris declaratio“ (S. 121). Das heißt, die „Wissenschaft“ hat gerade das gethan, wovor die Concordienformel so ernstlich und eindringlich wie möglich gewarnt hatte! Haben wir nun nicht recht gesagt, daß die Haalsche Theologie im Gegensatz gegen die christgläubige Theologie eine „wissenschaftliche“, das ist, rationalisirende Theologie ist?

(Fortsetzung folgt.)

## Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?

(Fortsetzung.)

Alle mit der Schöpfung gegebenen Wirklichkeiten und Wahrheiten bilden den eigentlichen Gegenstand der natürlichen Erkenntniß. Das haben wir in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift dargelegt. Gott der Schöpfer, die Welt, der Mensch, das Gesetz Gottes und die Sünde, das sind die Hauptgegenstände des natürlichen Erkenntnißgebietes. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß der Mensch aus seinem natürlichen Vermögen alle auf diesem Gebiete liegenden Wahrheiten auch zu erkennen vermag, geschweige denn, daß er sie auch alle wirklich erkennt. Was denn? Einmal dies, daß alle menschlichen Vorstellungen und Gedanken, denen auf diesem Gebiete etwas entspricht, Erkenntnisse auf natürlichem und nicht auf geistlichem Gebiete sind. Sodann, daß sich das natürliche Erkenntnißvermögen des Menschen nur in dieser Sphäre bewegt und bewegen kann. Ueber diesen Kreis natürlicher Wahrheiten vermag der Geist des Menschen nirgends hinaus zu gelangen. Sein Erkennen ist beschränkt auf natürlich theologische, kosmologische, anthropologische, psychologische, ethische, logische und metaphysische Wahrheiten. Daraus folgt nun aber nicht, daß der Mensch alle auf diesem Gebiete liegenden Wahrheiten auch zu erkennen vermöchte. Ähnlich verhält sich ja auch die Sache, wenn wir lehren, daß die bürgerliche Ehrbarkeit Gegenstand des natürlichen Willens sei. Damit sagen wir auch weder, daß die bürgerliche Ehrbarkeit von jedem Menschen erreicht werde, noch daß jedem einzelnen Menschen in jeder Lage jede bürgerliche Tugend zu üben möglich sei, sondern nur, daß die bürgerliche Ehrbarkeit die Sphäre sei, in der sich das natürliche Vermögen bewegen kann, und daß sich in der Natur des gefallen Menschen als solchen nichts befinde, warum er diese bürgerlichen Tugenden nicht leisten könnte. Welche Tugenden und

Laster aber dem einzelnen Menschen näher oder ferner liegen und zu welchen Lastern der Gang zum Bösen ihn besonders hintreibt und welche besonderen Tugenden ihm erreichbar sind, das hängt ab von zahllosen Bedingungen und Verhältnissen, die der Mensch nicht einmal alle zu erkennen, geschweige denn herzustellen vermag. Aehnlich verhält es sich nun auch mit der Erkenntniß des Menschen auf natürlichem Gebiet. Der Eine erkennt dies, der Andere das; der Eine mehr, der Andere weniger. Der Eine geräth in diesen, der Andere in jenen Irrthum; der Eine irrt mehr, der Andere weniger. Und im Durchschnitt sind es wohl mehr Unwahrheiten als Wahrheiten, denen der Mensch auch auf natürlichem Gebiete ergeben ist. Es ist unmöglich, alle Wahrheiten einzeln aufzuzählen, die sich der Mensch auf natürlichem Gebiete angeeignet, zu Lehren formulirt und in Lehrbüchern und andern Schriften niedergelegt hat. Andererseits ist es aber auch unmöglich, alle Thorheiten, falschen Lehren, Axiome, Hypothesen und Theorien namhaft zu machen, welche der irrende Geist des Menschen im Laufe der Jahrhunderte aufgestellt und festgehalten hat und immer noch festhält und neu bildet. Die heidnischen Religionen, die zahllosen philosophischen Systeme, die Einzelwissenschaften, insonderheit die Astronomie, Geologie und Biologie, wimmeln von Vorstellungen und Gedanken, denen auf natürlichem Gebiete nichts entspricht, wohl aber alles widerspricht. Man denke nur an die Rebelhypothesen der Astronomen, an die Evolutionsperioden der Geologen, an die generatio aequivoca und die Protoplasmen der Biologen,<sup>1)</sup> an die Descendenztheorie der Darwinisten und an den Pantheismus und Materialismus der Philosophen! Jeder Terminus birgt ein ganzes Gewebe von Hirngespinnsten, ist ein Nest einer ganzen Brut, ein Schlupfloch einer ganzen Colonie von Lügen und Wahngedanken.

Und was von einzelnen Menschen gilt, das gilt auch von ganzen Völkern. Der Wilde steht auch in der Erkenntniß tiefer als der Barbar, der Barbar tiefer als der Halbcivilisirte und dieser wieder tiefer als der Civilisirte und Gebildete. Vollkommene Erkenntniß der natürlichen Wahrheiten findet sich aber nirgends, auch nicht bei dem Gelehrtesten unter den Gebildetsten. Dazu kommt, daß sich der Mensch diese unvollkommene und

1) Wundt sagt in seiner „Logik der Biologie“: „Die Entstehung lebenden Protoplasmas aus unorganischen Materien vermögen wir in der jetzigen Natur nirgends nachzuweisen; und wir müssen doch die Thatfache einer solchen Entstehung voraussetzen, da in früheren Zuständen unseres Planeten eiseisartige Körper nicht existiren konnten. Es bleibt also allein die Annahme übrig, daß die Bedingungen zum Eintritt jenes Ereignisses nur während einer gewissen Uebergangsperiode existirten, nach der sie wieder verschwunden sind, ähnlich wie ja auch die Bedingungen für die Bildung gewisser Gesteinsarten, wie Flußpat, Feldspat, Quarz etc., offenbar vorübergehender Art waren.“ (Logik II, 1, p. 578.) Obwohl also Wundt zugibt, daß die generatio aequivoca als Thatfache nie bewiesen worden ist, nie bewiesen werden wird und, wie die Dinge jetzt liegen, auch nicht bewiesen werden kann, so behauptet er sie doch. A fair sample moderner Wissenschaft das! J. B.



mit vielen Irrthümern behaftete Erkenntniß nur erwirbt mit vieler Mühe und Arbeit. Von den alten Philosophen sagt die Apologie, daß wenige ein der natürlichen Vernunft nach ehrbares äußerliches Leben geführt haben, „obwohl sie darnach heftig sich bemühet“, Müller 218, 71. Wie nun aber die äußerliche Ehrbarkeit auch dem Besten unter den Ehrbaren sauer wird, so erwirbt sich auch der Mensch die natürliche Erkenntniß nur im Schweiße seines Angesichtes. Adam erkannte im Paradiese ohne angestregtes Denken und ohne mühevolltes Beobachten und Experimentiren. Ein Blick genügte ihm, 1 Mos. 2, 19. 23. Das ist aber durch die Sünde anders geworden. Dem natürlichen Menschen wird auch auf natürlichem Gebiet das Erkennen sauer. Und bei aller Mühe und Arbeit geht er vielfach irre und in dem, was er erkennt, bringt sein Blick weder in die Weite noch in die Tiefe. Strebt der Mensch nach umfassendem Wissen, so geschieht es auf Kosten der Gründlichkeit. Und sucht er die Tiefe, so verengt sich sein Horizont auf wenig Gegenstände. In die Weite gelangt er nur auf Kosten der Tiefe und in die Tiefe nur auf Kosten der Weite. Er hat nur die Wahl zwischen Oberflächlichkeit und Beschränktheit. Und doch vermag er auch nicht einmal oberflächlich alles zu umspannen, und keinen einzigen Punkt vermag er wirklich zu ergründen, auch dann nicht, wenn er gleich sein ganzes Lebenlang das Denken auf denselben concentrirt. So bleibt der Mensch in der Enge befangen und an der Oberfläche haften und verliert sich dabei oben drein in tausend Irrthümer. Wir reden wohl von „reichen“ und „tiefen“ Geistern, aber auch der reichste Geist ist bettelarm im Vergleich zu der Menge der Wahrheiten, welche das natürliche Gebiet darreicht, und auch der tiefste Geist ist unfählich oberflächlich gegenüber den Geheimnissen und Räthseln, auf die er auf Schritt und Tritt stößt und vor denen er rathlos stehen bleibt. Verglichen mit dem, was der Mensch nicht weiß, nimmt sich das, was er weiß, aus, wie etliche Fezen gegen ein volles, faltenreiches Gewand. Und das auch dann, wenn man sich alle Weisheit aller Polyhistoren und Specialisten in einem Kopfe vereinigt denkt. Abgesehen von den zahllosen Irrthümern, denen der Mensch ergeben ist, weiß er wenig von dem Daß und noch viel weniger vom Was, Wie, Warum und Wozu der Dinge. Die Concordienformel sagt: „In natürlichen, äußerlichen Sachen, so der Vernunft unterworfen, hat der Mensch noch etlichermaßen Verstand, Kraft und Vermögen, wiewohl gar sehr geschwächet“, und was dem Menschen von natürlicher Einsicht und Erkenntniß geblieben ist, sind ihr nichts als „miseræ reliquiae et valde debiles“, 576, 11.

Freilich hofft man und die Wissenschaft verheißt auch zuversichtlich, daß der menschliche Geist in der Zukunft nicht bloß gar manchen Irrthum abstreifen und sich noch gar viele Stücke der Erkenntniß erwerben werde, sondern schließlich noch alles aufklären und alle Fragen beantworten werde. Aber was auch immer der Mensch von natürlichen Wahrheiten sich noch aneignen mag, — so viel ist a priori gewiß, daß es auch auf natürlichem Ge-

biete Grenzen gibt, die der Geist des Menschen mit seinen Kräften nie überschreiten wird. Es gibt eine Menge von natürlichen Wahrheiten, die dem Menschen — sofern sein Erkenntnißvermögen dabei in Betracht kommt — ein Geheimniß sind und auch bleiben werden. Vermag der Mensch in seinem Denken und Untersuchen nicht mehr zu zerlegen und zu scheiden, so hört eben auch sein Erkennen auf, so ist er an der Grenze seines Wißes angelangt. Daß es z. B. eine Sonne gibt, die uns mit ihrem Lichte umhüllt, weiß jeder. Wie aber das Licht zu uns gelangt, ob durch Undulation oder Emission oder in irgend einer andern Weise, hat noch niemand festgestellt. Und selbst wenn dies gelingen sollte, so bliebe doch die Frage, was denn eigentlich das Licht sei, immer noch offen. Dasselbe gilt von den Elementen der Chemie, von den Kräften der Natur, von dem vegetabilischen, animalischen und geistigen Leben, vom Wesen der Seele, von dem geheimnißvollen Zusammenhang derselben mit dem Leibe und der *interactio* zwischen Leib und Seele. Mit Bezug auf diese Dinge beobachtet der Mensch wohl allerlei Erscheinungen und er notirt sich ihre Gesetzmäßigkeit, was aber das eigentliche Wesen derselben ist, entzieht sich dem menschlichen Erkennen. Wie die Geologie in Wahrheit nur etliche Spatenstiche in die ungeheure Erdkruste gemacht hat, so bleibt im Grunde jede Wissenschaft an der Oberfläche haften. Vernünftige Forscher haben das auch je und je zugestanden und nur durch ihren Unglauben auch in natürlichen Dingen verblendete Dilettanten haben das geleugnet. Mit Bezug auf die Erscheinungen des Lebens und Geistes ruft z. B. Du Bois-Reymond aus: „Ignoramus! Ignorabimus!“<sup>1)</sup> Auch steht die Thatsache fest, insonderheit mit Bezug auf die Lehren von Gott, vom Gesetze Gottes, vom Ursprung der Welt, des Menschen und des Bösen, daß je mehr sich die Philosophen mit diesen Gegenständen beschäftigt haben, um tiefer in dieselben einzubringen und zur vernünftigen Erkenntniß derselben zu gelangen, desto mehr haben sie die Sache verhüllt und verdunkelt. Sie haben durch ihr Denken die natürliche Erkenntniß nicht etwa, wie sie sich schmeicheln, auf ihren Höhepunkt getrieben, sondern vielfach die noch vorhandene natürliche Erkenntniß verwirrt und mit einem Schutt von Irrthümern überhäuft. Wie sich darum die natürlich theologischen und moralischen Lehren nicht decken mit dem, was der gewöhnliche Mann dafür ausgibt, so erst recht nicht mit dem, was die Philosophen dafür

1) Sibben schreibt, *Inductive Logic*, p. 61: Mr. Barrett, a former assistant at the Royal Institution, said of Faraday: "I well remember one day when Mr. Faraday was by my side, I happened to be steadying, by means of a magnet, the motion of a magnetic needle under a glass shade. Mr. Faraday suddenly looked most impressively and earnestly, as he said: 'How wonderful and mysterious is that power you have there! The more I think over it, the less I seem to know.' And yet, he who said this knew more of it than any living man." Aehnlich sprechen sich Newton, Linnäus, Haller und andere aus.

ausgeben und ausgegeben haben. Die natürliche Theologie und Moral als solche ist nicht identisch mit der im gefallenen Menschen wirklich vorhandenen oder vorgeblichen Erkenntniß derselben. Man hat gesagt, daß die natürliche Erkenntniß die Voraussetzung der geistlichen oder christlichen bildet. Und das ist, recht verstanden, auch ganz richtig, denn das Evangelium setzt allerdings eine Erkenntniß von Gott, vom Menschen und von Recht und Unrecht voraus, eine Erkenntniß davon, wie es um den Menschen und um sein Verhältniß zu Gott, ohne Christum, steht. Diese Erkenntniß kann man sich aber nirgends in der Welt, auch nicht, wie man insonderheit scholastischerseits behauptet hat, bei Plato und Aristoteles holen. Denn gerade auch diese Philosophen haben die fraglichen natürlichen Wahrheiten nur sehr mangelhaft erkannt, dazu mit viel Schutt überhäuft und greulich entstellt. Die im gefallenen Menschen de facto noch vorhandene Erkenntniß von Gott und dem Verhältniß des Menschen zu Gott, abgesehen von Christo, reicht nicht aus, dem Evangelio den Boden zu bereiten, und sie kann darum auch nicht, wie man gesagt hat, „die natürliche Unterlage der christlichen Theologie“ abgeben.

Dieser dem Evangelio hinderlichen Unwissenheit des Menschen gerade auch auf natürlichem Gebiete ist nun Gott selber in der heiligen Schrift zur Hülfe gekommen. Er hat dafür gesorgt, daß sein Evangelium nicht „der nöthigen Unterlage“ ermangele. In der Schrift hat Gott auch dasjenige dargeboten, was das Evangelium voraussetzt. In der Schrift finden sich nämlich nicht bloß die eigentlichen Heilswahrheiten von Christo, sondern auch jene Stücke natürlicher Wahrheiten von Gott und dem durch die Sünde gewordenen Verhältniß des Menschen zu Gott, ohne welche das Evangelium nicht verstanden wird und auch nicht Fuß fassen und Wurzel schlagen kann. In der Schrift finden sich nicht bloß zahlreiche, nebenher eingestreute Bemerkungen über natürliche Dinge, sondern ex professo werden Wahrheiten, die auf natürlichem Gebiete liegen, vorgetragen. Und zwar enthalten dieselben theils eigentliche Offenbarungen, die der Mensch aus eigenem Vermögen nie, auch nicht unvollkommen, hätte erkennen können, theils Wiederholungen, Auffrischungen und Vertiefungen von Wahrheiten, die dem Menschen zwar nicht völlig verborgen sind, die er aber ohne göttliche Hülfe nicht rein und tief genug erfaßt und beherzigt hätte. Das gilt insonderheit von der Lehre von der Schöpfung, vom Gesetz und von der Sünde, von welcher der natürliche Mensch nur eine quasi Erkenntniß hat und welche zudem, wie bereits gesagt, von den Weisen in der Welt mit viel Schutt bedeckt und vielfach in eitel Finsterniß verwandelt worden ist, indem sie sich nicht von dem wirklichen Thatbestand der Dinge, sondern von ihrem bösen Herzen und von der trüben Flamme der Leidenschaft leiten ließen, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, und die Gedanken, welche sie verklagten, zum Schweigen zu bringen.

Gott hat dem Menschen Aufschluß gegeben über die Schöpfung. Daß die Welt nicht durch Zufall entstanden, oder durch Evolution geworden

ist, was sie ist, sondern ihren Ursprung in Gott hat, weiß freilich jeder Mensch von Natur. Wann, wie und wodurch aber Gott die Welt ins Dasein gerufen hat, bleibt ihm, sofern sein Erkenntnißvermögen dabei in Betracht kommt, verborgen. Daß Gott die Welt vor sechs-tausend Jahren, in sechs Tagen, aus nichts, durch sein bloßes Wort geschaffen, und in welcher Weise er die ersten Menschen gemacht hat, weiß und kann auch kein Mensch aus sich selber wissen.<sup>1)</sup> Wie unmöglich es dem Menschen ist, durch Rückschlüsse aus der Erfahrung und durch a priori Speculation diese Wahrheiten zu erheben, davon legen die phantastischen Kosmogonien und Kosmologien der alten Religionsstifter, Dichter und Philosophen und die unsinnigen Theorien der modernen Geologen, Astronomen und Biologen reichlich Zeugniß ab. Wie es bei der Schöpfung hergegangen ist, darüber kann uns nur der Schöpfer selber durch besondere Offenbarung Aufschluß geben. Soll der Mensch über die Art und Weise seines Ursprunges und des Ursprunges der Welt etwas erfahren, so muß Gott ihm dasselbe besonders mittheilen. Und das hat er gethan in der heiligen Schrift. Im ersten Buch Mose hat Gott in diesem Stück dem Menschen bekannt gegeben, was er hierüber wissen sollte und er selber sich doch nimmer erwerben konnte. Und daß es mit diesen Angaben der Schrift seine Richtigkeit hat, das merken wir nicht durch Schlüsse der Vernunft a priori oder a posteriori, sondern im letzten Grunde einzig und allein durch den Glauben an das unfehlbare Wort Gottes, Hebr. 11, 3.

Dasselbe gilt auch von den Wahrheiten, welche in der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes beschlossen und im Gesetze Gottes ausgesprochen sind. Zwar hat der natürliche Mensch noch eine gewisse Erkenntniß von Recht und Unrecht. Auch mit Bezug auf diese natürlichen Wahrheiten ist der Geist des Menschen nicht völlig tabula rasa. Und die Schrift in seinem Herzen vermag der Mensch auch nie ganz auszulöschen. Durch die Sünde ist aber diese Schrift verschüttet und verwischt. Die Folge davon ist die, daß der Mensch von der natürlichen Moral keine reine und vollständige Erkenntniß hat. Vieles hält er für recht und erlaubt, was doch wider die natürliche Moral ist. Umgekehrt hält er vieles für indifferent, was doch von der natürlichen Moral gefordert wird. Und es gibt auch Stüde, die viele Menschen für an sich verwerflich halten und die doch die natürliche Moral nicht verurtheilt. Und

---

1) Hofmann gegenüber, welcher schreibt: „Der Schöpfungsbericht ist der Ausdruck überlieferter Anschauung des Erstgeborenen“ sagt Dr. Köhler: „Auch das von der Sünde noch ungetrübte Auge des Erstgeschaffenen konnte nicht einen Rückschluß machen aus der gegenwärtigen Beschaffenheit der Welt auf die Weise ihrer Entstehung. Wie hätte denn der Mensch durch einen Rückschluß zu der Vorstellung gelangen können, daß es ein Licht gab, bevor der Erde die Sonne leuchtete, oder daß ein Pflanzenwuchs die Erde bedeckte, bevor ein Sonnenstrahl sie traf zc.! Der biblische Schöpfungsbericht muß daher auf directe göttliche Offenbarung zurückgeführt werden.“  
F. B.

die Bearbeitung der Ethik von Seiten der Philosophen hat im Durchschnitt auch mehr dazu beigetragen, die dem gefallen Menschen gebliebene quasi Erkenntniß von Recht und Unrecht zu verwirren, als aufzuklären. So genügt die thatsächlich noch in der Welt vorhandene Erkenntniß von Recht und Unrecht nicht, um den Menschen zur rechten Erkenntniß des heiligen Willens Gottes und seiner eigenen Sündhaftigkeit zu führen. Und doch ist gerade die rechte Erkenntniß dieser Wahrheiten unbedingt nöthig, wenn das Evangelium von dem Heil in Christo verstanden werden und Wurzel fassen soll. Von Sinai herab hat Gott darum seinen heiligen Willen kund gethan und die göttlichen Forderungen an die Menschen in klare Sätze und Gebote gebracht und für alle Zeiten in der unfehlbaren heiligen Schrift niedergelegt. Aus der Schrift kann nun der Mensch gerade auch den heiligen Willen Gottes sicher, rein und vollständig kennen lernen, was von keiner natürlich gewonnenen Ethik gesagt werden kann. Von der Ethik des Aristoteles rühmt unser Bekenntniß, ohne den Mund übervoll zu nehmen: „Denn von äußerlich ehrbarem Leben wird nicht leicht jemand's besser schreiben, denn Aristoteles, nam Aristoteles de moribus civilibus adeo scripsit erudite, nihil ut de his requirendum sit amplius“, Müller 89, 14. Wie aber die Worte selber zeigen, beschränkt die Apologie dies Urtheil auf das, was Aristoteles von den bürgerlichen Tugenden sagt. Wenn nun aber die Schrift sicheren und vollen Aufschluß gibt über Wahrheiten, die sich auch theilweise bei Aristoteles finden, so folgt daraus nicht, daß dies die evangelischen und eigentlich christlichen Wahrheiten sind. Das war freilich die Ansicht der Scholastiker im Mittelalter, welchen das Evangelium abhanden gekommen, das Christenthum die Blüthe des Heidenthums und die christliche Theologie nur die Vollendung der aristotelischen Philosophie war. Und wenn Luther von Anfang an Aristoteles bekämpft, so hat er es damit vornehmlich abgesehen auf diesen scholastischen Wahn, daß sich der Kern des Evangeliums schon bei Aristoteles vorfinde.

Gott selbst hat in der heiligen Schrift dafür gesorgt, daß die seligmachende Wahrheit von Christo nicht der nöthigen Unterlage entbehre. Das gilt ganz besonders von der Lehre von der ursprünglichen Sünde und dem erbsündlichen Verderben, das sie über die Menschen gebracht hat. Auch der natürliche Mensch weiß ja freilich, daß er ein Sünder ist, und wenn er das leugnen wollte, so wüßte er, daß er lügen müßte. Wie aber der Mensch zu Fall, wie die Sünde in die Welt und wie der Gang zum Bösen in die Natur des Menschen gekommen ist, davon weiß und kann auch der natürliche Mensch aus sich selber nichts wissen. Durch apriorische Speculation oder Rückschlüsse aus dem, was dem Menschen von seiner Sündhaftigkeit bekannt ist, läßt sich hierüber nichts feststellen. Und auch von der ganzen Größe des durch die erste Sünde auf den Menschen gekommenen erbsündlichen Verderbens vermag der Mensch sich keine adäquate Vorstellung zu machen. Der Mensch sieht eben, auch was seine eigene

Person betrifft, nur was vor Augen ist, das heißt, er sieht nur die inneren und äußeren tatsächlichen Vorgänge: seine Werke, Worte und etliche Gedanken. Seine Natur aber und sein eigenes innerstes Wesen sieht der Mensch nicht. Auch sich selber erblickt jeder Mensch nur in seinen Früchten. Und von den bösen Früchten, die er bei sich wahrnimmt, macht der Mensch auch einen Rückschluß auf seine Natur. So haben selbst die Heiden ein gewisses Verderben der menschlichen Natur erkannt und anerkannt. Aber der Schluß, welchen der Mensch von seinen inneren und äußeren Thaten auf seine Natur macht, fällt begreiflicher Weise immer zu seinen Gunsten aus.<sup>1)</sup> Das erbsündliche Verderben recht zu erkennen, ist dem Menschen aus eigenen Kräften unmöglich. Und doch kann ohne diese Erkenntniß weder das Werk Christi noch des Heiligen Geistes recht verstanden werden. Die Apologie sagt: „Dies Stück aber eigentlich und richtig zu lehren und was die Erbsünde sei oder nicht sei, ist gar hoch vonnöthen, und kann niemand sich nach Christo, nach dem unaussprechlichen Schatz göttlicher Hulde und Gnade, welche das Evangelium fürträgt, herzlich sehnen oder darnach Verlangen haben, der nicht sein Jammer und Seuche erkennt, wie Christus sagt Matth. 9, 12. Marc. 2, 17.: Die Gesunden dürfen des Arztes nicht.“ (Müller 83, 33; 574, 3.) Darum hat der allwissende Gott im Interesse seines Evangeliums auch über diesen Punkt dem Menschen in der Schrift Aufschluß gegeben und ihm geoffenbart, wie die Sünde in die Welt gekommen ist, und daß der Mensch durch die Erbsünde nicht bloß in seinen Accidentien, sondern in seinem Wesen völlig verderbt und unvermögend ist, Concordienformel 578, 21. Wir merken deshalb auch dieses Stück natürlicher Wahrheit nicht durch die Vernunft und ihre Schlüsse a priori oder a posteriori, sondern durch den Glauben an die betreffenden Worte der heiligen Schrift. Luther schreibt in den Schmalkaldischen Artikeln: „Solche Erbsünde ist so gar ein tief, böse Verderbung der Natur, daß sie keine Vernunft nicht kennt, sondern muß aus der Schrift Offenbarung gegläubet werden, Ps. 51. Röm. 5. Erod. 33. Genes. 3“, Müller 310, 3. Auch die Apologie bezeichnet die Erbsünde als „die angeborne Unreinigkeit inwendig der Herzen, welche niemand gewahr wird, denn allein durch das Wort

1) Wie wenig z. B. Socrates und Plato das erbsündliche Verderben des Menschen erkannt hatten, geht hervor aus ihrer Lehre, daß die Tugend Wissen sei. Sei die ethische Wahrheit klar erkannt, so folge die That von selber. Das Gute könne man nicht thun ohne Kenntniß desselben, aber auch mit Kenntniß desselben nicht unterlassen. Niemand thue wissend das Böse. Auch der Schurke würde anders handeln, sobald er erkannt habe, daß er mit seiner Schurkerei sich selber den größten Schaden zufüge. So reden die „Weisen“, welche beständig das Wort im Runde führen: Erkenne dich selber! Paulus beschreibt dagegen die Gottlosen als solche, „die Gottes Gerechtigkeit wissen (daß, die solches thun, des Todes würdig sind), thun sie es nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es thun“, Röm. 1, 32. Und was sagt die Erfahrung? Mit tausend Zungen bekennt sie sich zu dem Satz Pauli und macht die socratiche Lehre zu Schanden. F. B.

Gottes“, 80, 13. Die Concordienformel sagt: „Zum dritten, was dieser Erbschade sei, weiß und kennet keine Vernunft nicht, sondern es muß, wie die Schmalkaldische Artikel reden, aus der Schrift Offenbarung gelehret und gegläubet werden“, 575, 8. Und S. 586, 60 heißt es: „Wann aber weiter gefragt wird, was dann die Erbsünde für ein Accidens sei, das ist ein andere Frag, darauf kein Philosophus, kein Papist, kein Sophist, ja, keine menschliche Vernunft, wie scharf auch dieselbe immermehr sein mag, die rechte Erklärung geben kann, sondern aller Verstand und Erklärung muß allein aus heiliger Schrift genommen werden, welche bezeuget, daß die Erbsünde sei ein unaussprechlicher Schaden und ein solche Verderbung menschlicher Natur, daß an derselben und allen ihren innerlichen und äußerlichen Kräften nichts Reines noch Gutes geblieben, sondern alles zumal verderbet, daß der Mensch durch die Erbsünde wahrhaftig für Gott geistlich todt und zum Guten mit allen seinen Kräften erstorben sei.“

So gibt die Schrift Aufschluß über Wahrheiten, die auf dem natürlichen Gebiet liegen, die aber das natürliche Vermögen des Menschen entweder gar nicht, oder doch nur oberflächlich und mit allerlei Irrthümern vermischt zu erkennen vermag. Und daß diese Wahrheiten sich in der Schrift finden, macht sie wohl zu inspirirten und darum unfehlbaren Wahrheiten, aber nicht zu geistlichen oder seligmachenden Wahrheiten. Wer diese Wahrheiten erkennt, sei es (so weit dies möglich ist) aus der Vernunft, oder aus der Schrift, der hat eine Wahrheit auf natürlichem Gebiete erkannt. Und wer der Schrift nur diese Wahrheiten von der Schöpfung, dem Gesetz und der Sünde entnimmt, wie das z. B. bei Juden und Unitariern, freilich auch nur theilweise, der Fall ist, der hat nur Wahrheiten auf natürlichem Gebiete erkannt; von den Wahrheiten des geistlichen Gebietes aber weiß er nichts. Wie nun aber eine natürliche Wahrheit nicht dadurch den Character einer geistlichen, seligmachenden Wahrheit gewinnt, daß sie in der Schrift enthalten und der Schrift entnommen ist, so auch nicht dadurch, daß die Person, welche sie erkennt, ein Christ ist. Es bleibt eine Wahrheit auf natürlichem Gebiet, ob sie von Christen oder Ungläubigen erkannt wird. Die Erkenntniß auf natürlichem Gebiete ist dem Christen mit anderen Menschen gemeinsam. Was der Christ erkennt von Physik, Chemie, Astronomie, Geographie, Mathematik, Medicin, Jurisprudenz &c. ist nicht seinem Wesen nach verschieden von dem, was ein Unchrist auf diesem Gebiete — zwar nicht für Erkenntnisse ausgibt, sondern wirklich — erkennt. Wie der Christ Leib und Seele, Augen und Ohren, Verstand und Willen mit allen Menschen gemein hat: so auch allerlei Erkenntnisse auf natürlichem Gebiet. Was den Christen vom Heiden unterscheidet, ist die geistliche, seligmachende Erkenntniß. Und welches ihr besonderer Gegenstand ist, davon das nächste Mal.

F. B.

(Eingefandt von P. Aug. Schöffler.)

**Theologische Sprüchwörter.**

(Fortsetzung.)

28. Der Teufel ist unser Herr Gottes Affe: er hat neben dem gebahnten Wege und der Landstraße des göttlichen Wortes allezeit seine Holzwege und Fußsteige, dadurch er die Leute verführet. (III, 2460.)

Bemerkung. Bedient sich der Teufel nicht des Pabstes mit seinen „Decreta und Decretales auf dem Predigtstuhl“, so bedient er sich der Philosophie in den „Hochschulen zu Löwen und Paris“; und durch Pabst und Philosophie will er jedermann, ja, Gott selbst meistern.

29. Die Vernunft fähet allezeit oben am Dache an zu bauen, und nicht unten. (III, 1218.)

Bemerkung. „Wir aber sollen vor uns nehmen die Weise, welche Gott St. Paulo (1 Tim. 6, 19.) gegeben hat, und am Grunde anheben: das Dach wird sich dann wohl finden, laß Gott mit seinem heimlichen Rathe mit Frieden, und klettere nicht hinauf mit deiner Vernunft auf das Dach. Er will dich nicht also hinauf haben, sondern er kömmet zu dir, und hat eine Leiter, einen Weg und Brücke zu dir gemacht, und spricht: Ich steige vom Himmel zu dir herab, und werde Mensch in der Jungfrau Marien Leibe, liege in der Krippe zu Bethlehem, leide und sterbe für dich; da gläube an mich, und wage es auf mich, der ich für dich gekreuziget bin. Matth. 9, 21. 22.“ (A. a. O.)

30. Die Vernunft, wie schön und herrlich sie auch ist, so gehört sie doch in das Weltreich alleine, da hat sie ihre Herrschaft und Gebiet. (III, 1321.)

Bemerkung. „Sind weise und kluge Sprüche in der Vernunft, dieselbigen zeuch heraus in dies äußerliche Leben, da gehet es hin, daß einer mehr Vernunft und Verstand habe, denn der andere. — Die Weltweisheit kann und weiß nicht mehr, denn wie man mag Frieden auf Erden haben; aber Gott will haben, daß du ein Christe seiest, und wissest, wie du einen gnädigen Gott und das ewige Leben haben mögest; welches du aus der Vernunft nicht lernen wirst, sondern Gottes Wort lehret solches. Ich habe oft davon gesagt, und wollte es ja mächtig gerne, daß wir von einander scheideten die zwei Reiche. Denn die Vernunft, wie schön und herrlich sie auch ist, so gehört sie doch in das Weltreich alleine, da hat sie ihre Herrschaft und Gebiet.“ (III, 1320 f.)

31. Im Reiche Christi hat alleine Gottes Wort die Oberhand. (III, 1321.)



Bemerkung. „Gleichwohl will der Teufel immerdar mit der Vernunft in der Kirche regieren, die Hand im Sode haben, und mit heidnischen, schönen Sprüchen und Anschlägen herrschen.“ (A. a. D.)

32. *Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas.*  
(Lieb ist mir Plato, lieb ist mir Sokrates, aber lieber ist mir die Wahrheit.)  
(Aristoteles.)

Bemerkung. „Und hat Aristoteles recht und fein gesagt, es sei viel besser, der Wahrheit beifallen, denn gar zu feste an denen hängen, die uns lieb und unsere Freunde sein; und gebühre das sonderlich zu thun einem Philosopho: denn so uns beide lieb sein, die Wahrheit und der Freund, soll man die Wahrheit dem Freunde vorziehen und mehr achten. So nun ein Heide solches heißet thun in weltlichen Sachen, wie viel mehr ist es zu thun in den Sachen, welche öffentliche Zeugnisse der Schrift haben, daß wir nicht das Ansehen der Menschen der heiligen Schrift vorziehen sollen? Denn Menschen können fehlen, aber Gottes Wort ist die Weisheit Gottes selbst, und die allergewisseste Wahrheit.“ (I, 221.)

33. Das Licht der Natur vervollkommnet nicht das Licht der Gnade, sondern das Licht der Gnade vervollkommnet das Licht der Natur. (Joh. Gerhard, citirt in „L. u. W.“ 5, 8.)

Bemerkung. „Es hilft auch nicht, daß man zwischen einer für sich allein betrachteten und durch das Licht der Gnade erleuchteten Philosophie unterscheidet, weil eine durch das Licht der Gnade erleuchtete Philosophie nicht mehr aus ihren Principien, sondern aus Gottes Wort über die theologischen Fragen urtheilt und erkennt, daß sie daraus so urtheilen müsse. Und die Philosophie bedient sich nicht der Theologie als einer ihr untergeordneten Wissenschaft, sondern im Gegentheil ist vielmehr die Philosophie der Theologie untergeordnet und wird von derselben in Gehorsam genommen. Das Licht der Natur vervollkommnet nicht das Licht der Gnade, sondern das Licht der Gnade vervollkommnet das Licht der Natur.“ (A. a. D.)

34. Was wanket oder zweifelt, das kann nicht Wahrheit sein. (Luther XVII, 1680.)

Bemerkung. „Die heilige christliche Kirche stehet feste (spricht St. Paulus 2 Tim. 3, 15.), ist eine Grundfeste und fester Grund, dazu nicht ein falscher oder Lügengrund, sondern ein Grund der Wahrheit, leugt und trüget nicht, gehet nicht mit Lügen um. Was aber wanket oder zweifelt, das kann nicht Wahrheit sein. Und wozu wäre nuß oder noth eine Kirche Gottes, wenn sie wollte wanken und ungewiß sein in ihren Worten, oder alle Tage was Neues setzen, jetzt das geben, jetzt das nehmen. Ja, wozu wäre ein solcher Gott nütze, der uns also wollte wanken und zweifeln lehren? Wie der Papisten Theologia lehret, man müsse zweifeln an der Gnade; davon sonst genug ist geschrieben. Denn wo die Papisten in allen Sachen hätten

gewonnen, sind sie doch in diesem Hauptstück verloren, da sie lehren, daß man zweifeln müsse an Gottes Gnaden, wo wir nicht zuvor würdig genug sind durch unsere eigene Genugthuung oder Verdienst, und Fürbitte der Heiligen.“ (Aus Luthers Schrift: „Wider Hans Wurff.“)

35. *Τὸ ἀληθές ἐν, τὸ δὲ ψεῦδος πολυσχιδές.* (Gregor.) (Das Wahre ist eins, die Lüge aber vielgestaltig.)

Bemerkung. Wenn zwei Personen mit Voraussetzungen in der Schrift grübeln, oder gegrübelt haben, so sind sie nicht zu gleichen Resultaten gekommen, und haben so das alte Gregorsche Sprüchwort bestätigt.

36. Die Vernunft leuchtet dem Glauben, wie ein Dred in der Laterne. (Nach Luther.)

37. Wer ein Christ sein will, der grabe und steche seiner Vernunft die Augen aus. (V, 643.)

Bemerkung. Man beachte: Luther sagt: er „grabe“ — und er „steche“. Man beachte zum andern: Luther sagt nicht: Wenn es sich um Sachen des Glaubens handelt, dann gehe schön sanft mit der Vernunft um, wenn sie dir will drein reden; nein: Grabe und steche ihr die Augen aus! Doch hören wir die Erläuterung dieses Ausspruches bei Luther selbst. Er schreibt: „Was ist das für ein Glaube, welchen die Vernunft begreifen kann? Was ist es für eine große Kunst, daß man, solche Gedanken der tollen Vernunft zu bekräftigen, der heiligen Schrift so lästerlich mißbrauche? Darum sollt ihr das aufs erste wissen, daß die Artikel des Glaubens von solchen Sachen reden und uns lehren, welche kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, auch in keines Menschen Herz gestiegen sind, welche allein durch das Wort und den Heiligen Geist gelehrt und verstanden werden. Also, daß die Art und Natur aller Artikel des Glaubens ist, daß alle Vernunft einen Ekel und Grauen davor hat; wie wir an den Heiden und Juden sehen. Denn ohne den Heiligen Geist kann kein Mensch einigen Artikel verstehen; denn es sind die Tiefen göttlicher Weisheit, in welchen die Vernunft ganz erfäuft und zu Grunde gehet. Wer dero halben ein Christ sein will, der grabe und steche seiner Vernunft die Augen aus, und höre allein, was Gott sagt, gebe sich Gott gefangen, und spreche: Ob ich gleich nicht verstehen noch begreifen kann, was Gott redet, und in seinem Wort mir vorhält; doch, weil es Gott gesagt hat, und mit großen, gewaltigen Wunderzeichen bekräftigt, glaube ich es“ 2c. (Ausl. des 45. Psalms. Anno 1537.)

38. Ein Messer schneidet besser, denn das andere. (XXII, 268.)

Bemerkung. Auf die an Dr. Luther gerichtete Frage: „Ob auch die Sprachen und guten Künste und andere natürliche Gaben etwas nütze seien zur Theologia, und die heilige Schrift zu verstehen?“ antwortete er also: „Ein Messer schneidet besser, denn das andere; also kann auch

einer, der die Sprachen kann und gute Künste wohl gelernet hat, besser und deutlicher reden und lehren. Daß nun ihrer viel, wie Erasmus, wohl gelehret und erfahren sind in Künsten und Sprachen, und doch mit großem Schaden irren, das geschieht gleich also, wie der mehrere Theil der Waffen zu tödten und würgen, zu beschädigen und zu verwunden zubereitet und gemacht werden. Darum muß man die Dinge absondern und scheiden vom Mißbrauch, gleichwie Hiob unterscheidet, da er zu seinem Weibe sagt, da sie sein spottete: Du redest wie eine von närrischen Weibern, Hiob 2, 10., welcher Spruch mir allezeit wohlgefallen hat, darum, daß er die Creaturen vom Mißbrauch unterscheidet."

39. Die Kirche glaubet und meint nichts außer Christus Meinung und Ordnung. (XIX, 1496.)

40. Es ist unmöglich, auf rechter Bahn zu bleiben, wo das Wort nicht am höchsten geachtet, und der Glaube dran geübt wird. (XIX, 1597.)

Bemerkung. „Diemeil wir nun den Irrthum“ (aus der Schrift — dem Worte Gottes) „erkannt haben, so ziemet sich's nicht, daß wir weiter irren und die Messe für ein Opfer halten. Denn es wäre wider den ganzen Glauben und unser eigen Gewissen gesündigt. Sie könnte kein Glaube, kein Bekenntniß entschuldigen. Du kannst nicht sprechen: Ich will christlich irren. Ein christlicher Irrthum geschieht aus Unwissenheit. Die nun wissen und erkennen den Irrthum und ihm, gleich als ob's kein Irrthum wäre, noch anhangen, die folgen den Vätern nach, aber zu ihnen werden sie nicht kommen.“ (XIX, 1385. Aus Luthers Schrift: „Vom Mißbrauch der Messe.“ Anno 1522.)

41. *Si Deum in uno articulo negas, in omnibus negasti, quia Deus non dividitur in multos articulos, sed est omnia in singulis et unus in omnibus articulis.* (Aus der theologischen Meisterschrift Luthers: „Ausführliche Erklärung der Epistel an die Galater.“)

„(Darum habe deß keinen Zweifel,) wenn du Gott in einem Artikel verleugnest, so hast du ihn gewißlich in allen verleugnet. Denn Gott läßt sich nicht stückweis zertheilen in viel Artikel, sondern ist ganz und gar in einem jeden, und in allen zumal Ein Gott.“ (So von Justo Menno übersetzt worden.) (VIII, 2656.)

42. *Debet doctrina esse unus quidam perpetuus et rotundus aureus circulus, in quo nulla sit fissura; ea accedente vel minima circulus non est amplius integer.* (Luther.)

Darum soll die Lehre sein, gleichwie ein feiner, ganz goldener Ring, daran kein Rißlein noch Bruch sei; denn sobald solcher Ring ein Rißlein oder Bruch gewinnt, ist er nicht mehr ganz. (VIII, 2657.)

43. *Maledictus sit caritas, quae servatur cum jactura doctrinae fidei, cui omnia cedere debent, caritas, apostolus, angelus e coelo.* (Luther.)

„Verflucht sei die Liebe in Abgrund der Hölle, so erhalten wird mit Schaden und Nachtheil der Lehre vom Glauben, der billig alles zumal weichen soll, es sei Liebe, Apostel, Engel vom Himmel, und was es sein mag.“ (VIII, 2655.)

44. *Unum verbum Dei est omnia, omnia sunt unum; unus articulus est omnes, omnes sunt unus, et uno omisso omnes paulatim amittuntur; cohaerent enim et quodam communi vinculo continentur.* (Luther.)

„Ein Wort Gottes ist alle und wiederum alle Gottes Worte sind Eins; alle Artikel unsers christlichen Glaubens sind Einer, und wieder Einer ist alle, daß gewiß die andern allesammt mit der Zeit einzeln hinfallen; denn sie hängen alle an einander und gehören zusammen.“ (VIII, 2655, § 112.)

45. *Qui Christo non credit, multo minus credit in Christum.* (Selner.) Wer Christo nicht glaubt, glaubt viel weniger an Christum.

Bemerkung. „Denn daß man Christo, was er uns sagt und offenbart, glaube, das ist eben die Voraussetzung, daß man an Christum glauben könne. Nein, der ist sicher kein Christ, welcher nicht glaubt, daß die heilige Schrift das Wort Gottes, die Offenbarung der ewigen Geheimnisse seines Willens ist; denn ohne diesen Glauben schwebt sein Glaube wie in der Luft, er hat keinen Grund. Womit will er sich es beweisen, daß er durch den Glauben an Christum kann selig werden? Das können wir eben nur damit beweisen, daß Gott es uns offenbart hat in der Schrift. (Synodalb. des Jowak-Distr., 9, 41.)

46. *Moderati ingenii est, cum ecclesia non tantum sentire, sed et loqui.* (Wilh. Lyser, Syst. theol. exeget., p. 494.) Es ist ein Zeichen (oder Art) einer bescheidenen Gesinnung (oder Geistes), nicht nur mit der Kirche zu glauben, sondern auch zu reden.

47. *Nullum dogma in ecclesia novum et cum tota antiquitate pugnans esse recipiendum.* Kein Glaubenssatz sei anzunehmen, der in der Kirche neu ist und mit dem ganzen Alterthum streitet. (Cittirt von Rector G. Schid in „L. u. W.“, Octoberheft 1857, S. 298.)

Bemerkung. „Da in der christlichen Kirche von jeher der Grundsatz gegolten hat: *Nullum dogma in ecclesia novum et cum tota antiquitate pugnans esse recipiendum*, so haben auch von jeher nicht bloß die Vertheidiger der reinen Lehre sich auf die Aussprüche großer . . . Kirchenlehrer berufen. . . .“

„Denn was man ändern oder stürzen will, so von Alters her ist gebraucht, das soll und muß man beständiglich beweisen, daß wider Gottes Wort ist. Sonst, was nicht wider uns ist, das ist für uns (spricht Christus Marc. 6, 38. Luc. 9, 49.). Gleichwie wir Klöster und Messen und der Geistlichen Keuschheit auch gestoßen haben; aber also, daß wir die hellen gewissen Sprüche angezeigt, dawider sie sind. Denn wo wir dasselbige nicht gethan hätten, so müßten wir sie wahrlich lassen stehen, wie sie bisher sind gestanden.“ (Luther XVII, 2661. Aus: „Brief an zwei Pfarrherren, von der Wieder-Taufe. Anno 1528.“)

48. Die Tüchlein sind nichts anders, denn die heilige Schrift, darinnen die christliche Wahrheit gewickelt lieget, da findet man den Glauben beschrieben. (XI, 183.)

49. Der Heilige Geist läßt sich nicht trennen noch theilen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig, und das andere falsch lehren oder gläuben lassen. (XX, 2216.)

50. *Ut in philosophia modicus error in principio in fine est maximus, sic in theologia modicus error totam doctrinam evertit.* (Idem.)

„Gleichwie in der Philosophie, wenn man im Anfang ein wenig fehlet, am Ende ein sehr großer, unmäßiger Irrthum daraus wird: also gehet es in der Theologie auch zu, daß ein kleiner Irrthum die ganze christliche Lehre verderben und fälschen soll.“ (VIII, 2653.)

51. Die Kirche ist nicht zur Systembildung, sondern zur Verkündigung des Wortes Gottes in der Welt. („L. u. W.“ 44, 166.)

52. Wer an Gottes Wort Kritik übt, der ist ein Rationalist und Heide; wer bei menschlichen Schriften nicht Kritik üben will, der ist ein Papist. (Dr. Waltherr, Synodalconf. 10, 59.)

53. *Soli Deo Gloria!* Gott allein die Ehre!

Bemerkung. „Summa: laßt uns Ehre suchen und hochmüthig sein, wo wir mögen; in diesem Buch ist Gottes die Ehre allein, und heißt: *Deus superbis resistit, humilibus autem dat gratiam. Cui est gloria in secula seculorum. Amen.*“ (Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Welchem sei Ehre in Ewigkeit. Amen.) (Erl. Ausg. 63, 406.) Mit Emphase sei gesprochen und gelobt: Unser Lebensmotto soll sein: *Soli Deo Gloria!*

(Fortsetzung folgt.)

## Litteratur.

**Baieri Compendium Theologiae Positivae ed. Walther. Indices fecit Th. Buenger. Concordia Publishing House 1899.**  
132 Seiten 8°. Preis: geb. 75 Cts.

Wir wiederholen hier das, was wir schon im „Lutheraner“ über diesen Index gesagt haben. In diesem Index bietet Herr Director Theodor Büniger von unserem Concordia College zu St. Paul allen Besitzern der Waltherschen Baierausgabe das, was sie sich ohne Zweifel schon längst gewünscht haben, nämlich ein ausführliches und genaues Inhaltsverzeichnis. Es ist eine sehr fleißige und geschickte Arbeit. Die Hauptarbeit verursachte natürlich der Index rerum, nomenclatorum, S. 1—105. Die Gegenstände sind hier, wie es in einem ausführlichen Register sein soll, der Regel nach doppelt aufgeführt, einmal unter dem Namen des Autors und dann unter dem sachlichen Stichwort. Z. B.: Unter dem Titel „Chemnitzius“ ist auf alle Lehren und Lehrpunkte hingewiesen, über welche sich Chemnitz in den Baiern einverleibten Citaten ausspricht, z. B. de theologiae naturalis sine I, 9. — de lege naturalis 15. — de notitia naturalis 18. 2c. Dieselben Sachen sind aber auch unter dem Titel „theologia naturalis“ verzeichnet. Die im Register gebrauchten Ausdrücke schließen sich möglichst an die Ausdrücke der betreffenden Autoren an. Es ist also weniger auf Latinität, als auf die treue Wiedergabe des im Baiern Gebotenen gesehen. Ein vollständiger Index locorum scripturae explicatorum findet sich S. 106—112. Dann folgen S. 112—129 Axiomata et dicta praestantissima nonnulla, quae in compendio sive afferuntur sive explicantur, und zwar nach den einzelnen loci geordnet, also: de theologia, de scriptura 2c. Die theologischen Kunstausdrücke (termini) sind — was wir praktisch für das einzig Richtige halten — dem Sachregister einverleibt. Unter „Nonnulla Baieriana“ sind S. 130—132 solche Ausdrücke und Ansichten Baierns verzeichnet, welche Dr. Walther nicht billigte. Dies Verzeichniß macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist aber sehr dankenswerth, weil es nachdrücklich darauf hinweist, daß Dr. Walther dem Compendium Baierns je und je kritisch gegenüber gestanden hat. Wir sind überzeugt, daß alle Theologen, welche Walthers Baiern besitzen und gebrauchen, Herrn Director Büniger für den besorgten Index großen Dank wissen werden. F. P.

**Theologisches Leseblatt.** Herausgegeben von Prof. H. G. Stub. Decorah, Iowa. Lutheran Publishing House. 1899.

Eine neue theologische Vierteljahrschrift tritt unter obigem Titel in die Reihe der lutherischen Zeitschriften der rechtgläubigen Kirche unseres Landes. Der Redacteur ist unser lieber Freund und Bruder Prof. H. G. Stub in Decorah, Iowa. Derselbe gibt Zweck und Ziel des neuen Blattes an mit den Worten:

„Die Theologische Zeitschrift wird es als ihr Hauptziel ansehen, das Banner hochzuheben, welches allermeist in unserer Zeit hoch gehoben werden muß: „Es steht geschrieben.“<sup>1)</sup>

„Die Theologische Zeitschrift wird es als ihre Hauptaufgabe ansehen, klar zu Tage treten zu lassen, daß die heilige Schrift Gottes Wort ist, ein Buch, von dem nicht erst bewiesen werden soll, daß es Gottes Wort sei, sondern daß durch seine eigene innewohnende Kraft sich als Gottes Wort bewiesen hat und deshalb unbedingt und unabweislich unsere Unterwerfung fordert.“<sup>2)</sup>

„Daß die Theologische Zeitschrift ihre Kräfte um und für die heilige Schrift sammeln wird, folgt von selbst, wenn man bedenkt, daß die entgegengesetzte Geistesrichtung ihre Kräfte gegen dieselbe sammelt.“<sup>3)</sup>

„Darum wird die Theologische Zeitschrift Angriffen auf die Lehre unserer Kirche gegenüber in die Schranken treten für die Dogmen, d. h., für die feststehende, bestimmte, unverrückliche Wahrheit, welche, aus der Schrift fließend, als der Glaube der Kirche in ihren Bekenntnissen dahertritt.“<sup>4)</sup>

Damit ist der Standpunkt, welchen diese neue Zeitschrift einnimmt, klar und deutlich definiert, und in Anbetracht desselben begrüßen wir das vorliegende erste

1) S. 9.

2) S. 11.

3) S. 12.

4) S. 13.

fest mit inniger Freude und der frohen Hoffnung, daß Gott dem theuren Redacteur und seinen Mitarbeitern zu ihrer Arbeit Segen und zu ihrem Kampfe Sieg verleihen werde. Die Artikel, welche auf den 64 Seiten, die das Fest umfaßt, dargeboten werden, tragen folgende Ueberschriften: „Vorwort.“ S. 1—15. „Nicht zwei, sondern ein Schöpfungsbericht.“ S. 15—25. „Der dänische Pastor Erasmus Jensen der erste evangelisch-lutherische Prediger in America.“ S. 26—41. „Ein wichtiges Capitel in der Geschichte der Baptisten.“ S. 42—49. „Von welchem Jahr datirt sich Luthers öffentliche schriftstellerische Thätigkeit?“ S. 49—52. „Englische Hymnologie.“ S. 53—56. „Recensionen.“ S. 57—63. „Kirchliche Rundschau.“ S. 63 und 64.

Daß die Zeitschrift in norwegischer Sprache redet, schließt leider die meisten unserer deutschen und englischen Pastoren von ihrem Leserkreise aus. Doch werden sich in unsern deutschen und englischen Synoden immerhin etliche finden, welche so viel Norwegisch verstehen und so viel Zeit erübrigen können, daß sie die treffliche Vorraths- und Künftammer gesunder lutherischer Theologie, welche sich hier eröffnet, nicht werden unberuht lassen müssen. Besonders aber wird diese Theologische Zeitschrift in unserer norwegischen Schwester Synode und in anderen scandinavischen Kreisen unseres Landes und vielleicht auch des Auslandes durch ihr entschledenes Zeugniß für die alte Wahrheit viel reichen Segen stiften für Zeit und Ewigkeit. Der Preis des Jahrgangs von viermal 64 Seiten ist \$1.00, und die Bezugsquelle das Verlagshaus der norwegischen Synode, Lutheran Publishing House, Decorah, Iowa. A. G.

**Einsame Wege.** Zweite erweiterte Auflage. **Einsame Wege.** Neue Folge. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme). 1898. 458 und 452 Seiten. 7×5. Preis: je 5 Mark.

Der Verfasser dieser Autobiographie nennt sich nicht, doch geht aus jedem Capitel des zweibändigen Werkes hervor, daß es der bekannte Breslauer Kirchenrath D. R. Kocholl ist. Wir haben diese Lebensgeschichte mit Interesse gelesen. Denn wenn sie auch den Titel „Einsame Wege“ führt, so stellt sie doch ein gar bewegtes Leben dar und bietet in gewissem Sinne einen Beitrag zur deutschen Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts. Der Verfasser weiß interessant zu erzählen, und mit wem ist er nicht einmal in seinem Leben zusammengetroffen, und wo ist er nicht gewesen, und an welchen kirchlichen Ereignissen war er nicht mehr oder weniger theilhaft? „Einsame Wege“ nennt der Verfasser seine Biographie, weil er „mitten im bunten Wechsel und lauten Leben in der That innerlich sehr einsam stand“. Wir können auf Einzelheiten nicht eingehen, dürfen aber nicht verschweigen, was ja auch sonst von Kocholl bekannt ist, daß er verschiedenen Irrlehren immer und immer wieder Ausbruch gibt. In der Lehre von Kirche und Kirchenregiment romanisirt er, sein „Realismus“, auf den er sich dem „Spiritualismus“ gegenüber viel zu gute thut, ist unbiblisch, trotz seines Kampfes gegen die Union ist er nicht frei von unionistischer Gesinnung, von dem antichristlichen Charakter des Papstthums hat er keine Vorstellung und seine Theosophie, die er bei Franz von Baader und andern Schwärmern gelernt hat und die er so hoch rühmt, ist schriftwidrige Phantasterei und führt consequent zum — Pantheismus. Und doch gilt Kocholl vielen als ein Hort des Luthertums. L. F.

**Wilhelm Gesenius' Hebräische Grammatik** völlig umgearbeitet von E. Raugisch, Professor der Theologie an der Universität Halle-Wittenberg. Kleine Ausgabe der 26. vielfach verbesserten und vermehrten Auflage. Schrifttafel beigelegt von J. Guting. Leipzig. Verlag von F. C. W. Vogel. 1896. 284 Seiten. 9×6. Preis: 3.50 Mark.

Dieses uns zugesandte Werk ist, wie der Titel sagt, nicht ein Auszug, sondern die kleine Ausgabe der bekannten hebräischen Grammatik von Gesenius. Mehr als 80 Jahre ist dieselbe im Gebrauch, und über ihre Vortrefflichkeit gibt es nur Eine Stimme. Keine hebräische Grammatik hat eine solche Verbreitung gefunden, keine wird so häufig in Commentaren citirt wie diese. Aber allerdings ist sie namentlich seit der 25. Auflage ein großes und in Folge dessen auch etwas kostspieligeres (7 Mark) Buch von über 500 Seiten geworden. Deshalb ist diese nur

halb so theuere kleine Ausgabe veranstaltet worden, die alles Nöthige enthält, dieselbe Paragrapheneintheilung befolgt, wie die große Ausgabe, und doch nicht so stoffreich ist, wie diese. Zunächst ist sie für Anfänger im Hebräischen bestimmt, und wird jedenfalls auch mancherorts die für spätere Studien ungenügenden hebräischen Uebungsbücher verdrängen. Doch kann sie auch anderen, die beim Studium des alttestamentlichen Grundtextes eben von ihrem „hebräischen Uebungsbuch“ im Stich gelassen werden, sehr schätzenswerthe Dienste leisten. Und deshalb nennen wir sie hier auf Wunsch aus unsern Kreisen, bemerken jedoch, daß es für solche, die schon hebräisch lesen, gewiß noch vortheilhafter ist, sich gleich die große Ausgabe anzuschaffen, wie es ja auch der Wunsch des Bearbeiters, eines der ersten Hebräisten der Gegenwart, ist, „daß durch die kleine Ausgabe das Verlangen des Lesers nach der größeren gemildert werde“.

L. F.

**Novum Testamentum Graece cum apparato critico ex editionibus et libris manu scriptis collecto.** 660 Seiten 4×6.

**Das Neue Testament griechisch und deutsch.** Der griechische Text mit abweichenden Lesarten aus Handschriften und Ausgaben, der deutsche nach der durchgesehenen Ausgabe von Luthers Uebersetzung, verglichen mit Luthers letzter Ausgabe von 1545. 1320 Seiten 4×6. Stuttgart. Privilegirte Württembergische Bibelanstalt. 1898.

Dies sind zwei in mehrfacher Hinsicht ausgezeichnete Ausgaben des griechischen Neuen Testaments, besorgt von D. C. Nestle, einem tüchtigen und besonnenen Textkritiker. Der Text wird dargeboten nach den zur Zeit verbreitetsten und anerkanntesten Ausgaben, der deutschen von Tischendorf und der englischen von Westcott und Hort, wobei jedoch der Herausgeber durchweg sein selbständiges Urtheil gewahrt hat. Verglichen wurden außerdem Weymouths Resultant Greek Testament und B. Weiss' textkritische Arbeiten, wie auch eine Anzahl handschriftliche Lesarten, die sich in diesen Ausgaben nicht finden, namentlich aus dem neuerdings besonderes Interesse beanspruchenden Codex Bezae, so daß der dargebotene Text auf der Höhe der Zeit steht. Der kritische Apparat unter dem Text ist in Folge dessen für eine Taschenausgabe reichhaltig, ermöglicht das eigene Urtheil und ist für alle praktischen Zwecke ausreichend. Der Druck ist ganz trefflich, groß und klar; die Citate aus dem Alten Testament sind mit fetter Schrift gedruckt, die poetischen Stellen in strophischem Satz. Das Format ist handlich, der Einband gefällig. Und der Preis — fast ungläublich niedrig. Die griechische Ausgabe kostet broschirt 70 Pf., in Lederleinen gebunden 1 Mark, in Chagrinsleder gebunden 1.80 Mark, mit Goldschnitt 2.50 Mark, mit Schreibpapier durchschossen, je nach genanntem Einband: 1.30, 1.75, 2.70, 3.50 Mark. Die Ausgabe mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung, je nach dem verschiedenen Einband: 1.20, 1.60, 2.50, 3.20 Mark. In Bezug auf den deutschen Text darf nicht unerwähnt bleiben, daß es der revidirte ist; nur in den Anmerkungen wird der unerschälteste Luthertext dargeboten nach der letzten Ausgabe von Luthers Hand. Wir billigen selbstverständlich nicht jede von der neueren Textkritik angenommene und auch von Nestle aufgenommene Lesart, halten z. B. den hier dargebotenen Wortlaut von Apost. 4, 25: *ὁ τοῦ πατρὸς ἡμῶν διὰ πνεύματος ἁγίου στόματος Δαβὶδ παιδὸς σου εἰπῶν* für unwahrscheinlich und unrichtig und bleiben bei der Lesart des *textus receptus*: *ὁ διὰ στόματος Δαβὶδ παιδὸς σου εἰπῶν*. Die im Texte stehende Lesart, Luc. 3, 33: *τοῦ Ἀδμὲν τοῦ Ἀρριεῖ*, wo der *textus receptus* τοῦ Ἀράμ bietet, scheint uns eine sinnlose Verschreibung zu sein. Aber solche Einzelheiten zu besprechen würde hier zu weit führen und manche andere Fragen involviren. Wie man aber auch über die neuere neutestamentliche Textkritik und über den alten *textus receptus* denkt: unseres Erachtens sollte jeder, der sich mit dem griechischen Neuen Testament beschäftigt — und das sollte doch jeder Pastor, der das Griechische gelernt hat — und nur eine der weitverbreiteten Ausgaben des *textus receptus* hat, auch eine neuere textkritische Ausgabe zur Vergleichung besitzen. Und wir kennen keine, bei der sich die Billigkeit des Preises so mit der Trefflichkeit der Arbeit vereinigt, wie bei der besprochenen, die außerdem als Zugabe fünf kleine, saubere Karten enthält.

L. F.



## Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Um was es sich in den kirchlichen Kämpfen gehandelt habe, darüber spricht sich der "Lutheran Evangelist" von der General-Synode also aus: „Durch unsere ganze Geschichte hindurch, von den Tagen Luthers und Melancthons an bis auf unsere Zeit, hat es Streit und Trennung gegeben nicht wegen der großen Wahrheiten, die uns von der Welt und dem Reich der Finsterniß unterscheiden und scheiden, sondern dogmatischer Formulirungen und Glaubensbekenntnisse wegen, die in der Sage (!) und dem Unsinn (!) von einem Glauben der Kinder culminirten. . . Die ganze evangelische Kirche, welches Sonderbekenntniß sie auch haben mag, ergreift und predigt Jesum als die einzige Hoffnung der Welt. Die Dinge, die uns scheiden, sind speculativer Natur und haben nichts zu thun mit der Substanz des Glaubens, der die Seelen selig macht und die einzige Hoffnung der verlorenen Welt ist.“ Der Mann, der dieses theils gottlose, theils alberne Zeug schreibt, ist ein „Doctor der Theologie“ und nennt sich auch noch „lutherisch“! F. P.

**Luther-Liga und der kleine Katechismus Luthers.** Es wird berichtet, daß der „Jungmännerverein“ der St. Petri-Kirche in New York (P. Dr. Mohlbehnke) aus der Luther-Liga ausgetreten sei, weil der New Yorker Theil der Liga nicht neben der Augsburgischen Confession auch Luthers kleinen Katechismus zu seinem Bekenntniß machen wollte. Natürlich nimmt die Luther-Liga auch die Augsburgische Confession nicht an, sondern braucht dieses historische Bekenntniß nur als ein anständiges Aushängeschild. F. P.

**Anerkennungs- und Dankesbeschlüsse für einen abziehenden Prediger.** Es ist gewiß recht, wenn eine christliche Gemeinde beim Abzuge eines Predigers, der ihr mit dem Worte Gottes treu gedient hat, ihrer Dankbarkeit in passender Weise auch Ausdruck gibt. Es ist aber in americanischen Kirchenkreisen Sitte geworden, solche „Dankesbeschlüsse“ zu fassen und in weltlichen und kirchlichen Zeitungen zu veröffentlichen, die das Gepräge weltlicher Lobhudelei an der Stirne tragen und darum höchst anstößig sind. Hierüber schreibt treffend der „Zeuge der Wahrheit“: „Mögen die Gründe, die zur Auflösung des Bandes zwischen Pastor und Gemeinde führen, sein, welche sie wollen, der stereotype Abschiedsgruß lautet: „Wir scheiden mit tiefstem Bedauern. . .“ Darnach folgt ein Lob seines unermüdblichen Fleißes, seiner praktischen Predigten, seiner edlen Herzens- und Gemüths Eigenschaften, seiner außerordentlichen Beredtsamkeit, seiner generösen Opferwilligkeit und schließlich eine herzliche Empfehlung des genialen Mannes an seine zukünftige Gemeinde. So häufig diese Panegyrici in den Kirchenblättern erscheinen, enthalten sie doch selten das Zeugniß, welches vor allen andern ein Prediger haben soll: daß er treu erfunden sei, daß er recht theile das Wort der Wahrheit, Christi Lehre rein und lauter vortrage, und ob dem Worte halte, das gewiß ist und lehren kann, daß er mächtig sei zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher, daß er als Wächter über das Haus Israel die Menschen von Gottes wegen warne. Im Besiße so vieler andern glänzenden Eigenschaften werden auch wohl den meisten der so gepriesenen Prediger diese Erfordernisse, die obendrein den Weg zur Popularität versperrten, in bedauerlichem Maße abgehen. Sonst würde es wohl kaum geschehen, daß z. B. selbst die Logen einem „lutherischen“ Prediger bei seinem Abschied einen Ehrenbesuch machen und ihm gar ein goldenes Logenabzeichen als Andenken verehren. So geschehen, laut 'Luth. Observer', einem Pastor der Generalsynode in Buffalo, N. Y. Solche Ehre ist für einen Diener am Wort Schande.“ F. P.

## II. Ausland.

Ueber den Bestand der Hermannsbürger Mission entnehmen wir der „A. G. L. R.“ die folgenden Zahlen: Die Hermannsbürger Mission hat 62 Missionare in ihrer Arbeit. Im letzten Jahre sind 3321 Heidentaufen und 2536 Taufen von Christenkindern vorgenommen. Der Gemeindebestand betrug 41,751 Seelen, die Zahl der Schulen 100, diejenige der Schüler 6478. Die Zahl der Missionszöglinge beträgt 24 und drei Hospitaliten. — Unter den Sulus arbeiten 21 Missionare und 42 eingeborene Lehrer und Katecheten; die Zahl der Kirchen beträgt 15, die der Schulen 25 mit 730 Kindern. Auf den 21 Stationen und 27 Außenstationen haben 479 Taufen stattgefunden (darunter 276 Heidentaufen), im Taufunterricht besaßen sich 690 Heiden. Der Gemeindebestand betrug 3890 Seelen. Sonderlich in Nordfululand und Natal ist die Frucht der langen, schweren Arbeit zu spüren. — Weit blühender ist die Arbeit im Betschuanenlande. Dort arbeiten 27 Missionare und 86 eingeborene Lehrer und Katecheten auf 26 Stationen, ebenso vielen Außenstationen und 35 Predigtplätzen. Die Zahl der Kirchen beträgt 64, die der Schulen 54 mit 5099 Kindern. Der Gemeindebestand betrug 36,121; Taufen fanden 5318 statt (darunter 3038 Heidentaufen); Tauffschüler waren noch 690 vorhanden. In Indien arbeiten unter den Telugus zehn Missionare, 21 Katecheten und 39 eingeborene Lehrer auf neun Stationen, 16 Außenstationen und zwei Predigtplätzen. Die Zahl der Kirchen betrug zehn, die der Schulen 28 mit 649 Schülern, darunter 225 Heiden. Der Gemeindebestand betrug 1748, die Zahl der Taufen 60 (darunter sieben Heidentaufen); Tauffschüler waren noch 11 vorhanden. Die letzte Gesamteinnahme war 531,160 Rf. Auf der Mission lastet noch eine Gesamtschuld von 93,258 Rf.

**Aus der hannoverschen Landeskirche.** Ueber die letzte Osnabrücker Bezirks-synode berichtet die „Hannoversche Pastoral-Correspondenz“ traurige Dinge. Man berieth über die vom Kirchenregiment der Synode vorgelegten agendarischen Formulare. Referent war der P. Weingart, der Nachfolger jenes P. Spiegel, der seiner Zeit durch seine groben Irrlehren viel von sich reden machte. Weingart geht in den Fußtapfen seines Vorgängers. Er leugnet, wie aus seinem Referat hervorgeht, die Grundwahrheiten des Christenthums. So sagte er z. B.: „Was mögen sich wohl viele, viele unserer Gemeindeglieder dabei denken, wenn sie in der Beichte hören (p. 25),<sup>1)</sup> daß sie in Sünden empfangen und geboren sind“ u. s. Ferner: „Was mögen sich viele vorstellen, wenn es am Sarge heißt: ‚Lasset uns gedenken an den Tod und des Todes Ursach‘?“ Ausdrücke wie „himmlisches Bad“, „Heiligung des Herrn im Herzen und Leben“, „geistliche Wiebergeburt“ sind nach Meinung des P. W., allein für sich gebraucht, den meisten unverständlich und eine kirchliche Phrase! Religiös noch bedenkllicher ist es ihm, daß in der Vorlage der Kirchenregierung den Gemeinden unserer Zeit (!) im Gebet der Teufel so oft vor die Ohren gehalten wird. Er schließt seine Aeußerungen darüber mit den Worten: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sagt man scherzhaft. Ich sage sehr ernsthaft: Man soll ihn im feierlichen Moment der religiösen Erhebung nicht in den Mund nehmen! apage Satanas!<sup>2)</sup> Fort mit ihm, wo er hingehört, in den Abgrund, nämlich — der Vergangenheit!“ Hiernach kann man sich nicht wundern, wenn Weingart es für bedenklich hält, an die Person Christi Gebete zu richten, ja, wenn er geradezu sagt: „Die einzige Adresse meines Gebetes kann für mich nur Gott der Vater sein (!).“ Er will darum auch den Satz im Agenden-Entwurf:

1) Bezieht sich auf die Agenden-Vorlage.

2) Gebe dich weg, Satan!

„Unter deinem (nämlich Christi) allmächtigen Schutze fürchten wir kein Unglück“, nicht billigen. Ja, er rühmt sich noch seines Unglaubens, indem er sagt, die alleinige Anrufung des Vaters sei ein Stüd des lerngefunden Rationalismus, der sich erhalte trotz aller Bemühung, Gott und Christus gleichzusetzen! Daß unsere sterblichen Leiber von den Todten auferweckt und am jüngsten Tage mit der Seele wieder vereinigt werden sollen, erklärt dieser Rationalist für eine „unvollziehbare Vorstellung“, und weil er sich die Auferstehung der verwesten Leiber nicht vorstellen und dieselbe nicht begreifen kann, so ist sie für ihn natürlich auch nicht vorhanden, denn als ein Anhänger „des lerngefunden Rationalismus“ glaubt er natürlich nur das, was er sich vorstellen, was er begreifen kann. Die „Pastoral-Correspondenz“ schreibt am Schlusse ihres Berichtes: „Wir sind gespannt darauf, wie die Behörde sich jetzt zu den neuesten Kundgebungen des Referenten (nämlich des P. Weingart) stellen wird. Den anwesenden Herrn Generalsuperintendenten hat vieles darin, wie er gleich auf der Synode bezeugte, schmerzlich berührt. Er hat auf einiges auch gleich mit Zurückweisung geantwortet.“ . . . Nachschrift. Wie die Blätter melden, ist nunmehr doch vom Kgl. Consistorium das Disciplinarverfahren gegen P. Weingart eingeleitet worden. Darüber erheben natürlich alle liberalen Blätter des Landes ein großes Klage- und Behegeschrei. In der Bürgerschaft Osnabrücks wird eine Eingabe an das Consistorium vorbereitet, in welcher darauf hingewiesen werden soll, welche schweren kirchlichen Kämpfe die Durchführung der Untersuchung herbeiführen würde. Hoffentlich wird sich die Behörde durch solche Drohungen nicht einschüchtern lassen. — Uebrigens wird versichert, daß P. Weingart, als es sich vor 1½ Jahren um seine Anstellung als Ausländer in der hannoverschen Landeskirche handelte, im Kgl. Landesconsistorium seine Uebereinstimmung mit den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche und den biblischen Heilthatfachen in so unzweideutiger Weise erklärt habe, daß man seine Rechtgläubigkeit annehmen mußte. So habe man die schweren Bedenken zurückgestellt, welche schon damals, gerade in Osnabrück, in scharfer Weise gegen Weingart zum Ausdruck gekommen seien. Wie es scheint, hat sich das Consistorium durch eine rechtgläubig klingende Erklärung P. Weingarts täuschen lassen und darum eine gründliche Prüfung in Bezug auf seine Rechtgläubigkeit nicht für nöthig gehalten. Wenn nun schon damals in Osnabrück ernstliche Bedenken gegen seine Berufung laut geworden sind, so scheint in der Unterlassung jener gründlichen Prüfung jedenfalls eine schwere Versäumniß der Kirchenbehörde vorzuliegen.

(Freikirche.)

**Aus Oesterreich.** Zur Uebertrittsbewegung schreibt ein in katholischen Kleruskreisen stark verbreitetes Wochenblatt, die „Politischen Fragmente“ in Wien: „Die Reformation des XIX. An-siècle schreitet hier in Nordböhmen wie zu Martin Luthers Zeiten rüstig vorwärts, und fast täglich liest man in den verschiedenen Zeitungen von neuen Uebertritten, besser gleich Massenübertritten zum protestantischen Glauben. In Eger gibt es seit Kurzem mehr als 1100, sage elfshundert Convertiten; bei Dux im nördlichen Böhmen ist gleich ein ganzes Dorf mit Saß und Pad zum Protestantismus übergetreten und sollen daselbst auch bereits Tausen rite ref. von neugeborenen Katechumenen stattgefunden haben; kurz, es gibt in ganz Nordböhmen fast keine einzige deutsche Stadt mehr, wo nicht schon mehr oder weniger protestantische Proselyten zu verzeichnen wären. Nun dürfte es noch zu guter Letzt einigen Stadträthen da und dort einfallen, mit fliegenden Fahnen oder „in corpore“ überzugeben, so ist das Schicksal des katholischen Glaubensrestes vieler Orten besiegelt. . . .“ — Ein anderer Bericht desselben Blattes lautet: „Die religiöse Bewegung in Nordböhmen ist im steten Anwachsen begriffen, gleich einer gehenden Lawine, und wenn von kirchlicher und staatlicher Seite — vielleicht ist es auch schon

zu spät, doch hoffen wir es noch nicht — nicht augenblicklich geeignete Mittel dagegen ergriffen werden, dürfte schon binnen der nächsten Wochen ganz Nordböhmen von Eger bis Reichenberg und noch weiter hin zum Protestantismus übergetreten sein. Ich will hierüber nur einiges aus der hiesigen Umgegend berichten: Der Ort Pirkhammer bei Karlsbad ist entschlossen, demnächst ganz zum protestantischen Glauben überzutreten und gedenkt in dem Geschäftshaus Rieg & Co. hier ein protestantisches Bethaus zu errichten; desgleichen die weiteren sehr dicht bevölkerten und rings um Karlsbad gelegenen Ortschaften: Risch, Fischern und viele andere mehr. In Karlsbad selbst haben sich am letztvergangenen Sonntage nicht weniger als gleich eintausend zum Uebertritte angemeldet, und dies geht so in infinitum fort in allen deutschen Städten und Ortschaften Nordböhmens. Ja, das Malheur hat uns armen katholischen Weltgeistlichen und allen guten Katholiken hier die deutschfeindliche katholische Volkspartei mit ihrem unheilvollen Glaubens- und Nationalitätszwang und der tschechisch-feudalen Politik angethan; und unabsehbar ist das Elend, welches durch die fortdauernde religiöse Verwirrung allerorts in familiärer, socialer und geschäftlicher Beziehung entstehen müßte, wenn nicht augenblicklich Hülfe — so weit sie noch möglich ist — geschaffen wird. Hier kann aber nur eins noch helfen, ein gerechter Absolutismus bis zur Beruhigung aller erregten Gemüther, währenddem: Rücknahme aller die Deutschen Oesterreichs drangsalirenden politischen Verordnungen und Erlasse, insbesondere aller bereits erlassenen Sprachverordnungen, Trennung der Nationalitäten zur Verhütung neuer Bedrückungen; in erster Reihe Siftirung aller weiteren Uebertritte zum protestantischen Glauben durch zweckentsprechende Verbote an die Pastoren der betreffenden Gebiete und Aufklärung der Bevölkerung über die socialen und politischen Folgen weiterer Uebertritte zc., aber rasch, rasch!“ — Man sieht die Angst, die aus diesen katholischen Klagen spricht, aber ebenso läßt sich auch der römische Fuchs nicht verkennen. Man trägt absichtlich die stärksten Farben auf, die doch mit der Wirklichkeit nicht stimmen, zieht Vergleiche mit der Reformation zur Zeit Luthers, thut so, als ob demnächst das ganze Böhmen von Rom abfallen wollte, aber das alles nur um dem Staat mit dem Scheunenthor zu winken, daß er seine Gensdarmen aufmarschiren lasse und mit eiserner Hand die Bewegung niederhalte.

(E. L. K. 3.)

**Zur Uebertrittsbewegung in Oesterreich.** Der Verein der evangelischen Glaubensgenossen A. B. (augsburgischen Bekenntnisses) in Wien hat sich in einer öffentlichen Versammlung dahin ausgesprochen, daß die evangelische Kirche zwar jede äußerliche Profelytenmacherei verabscheue, aber jeden freudig aufnehme, der aus religiösem Bedürfnisse übertrete. Mit dem Erlaß des evangelischen Oberkirchenraths, den man im Verdacht zu haben scheint, daß er sich bei der österreichischen Regierung lieb Kind machen wolle, war die Versammlung nicht zufrieden. Es wurde der folgende Beschluß angenommen: „Der Verein der evangelischen Glaubensgenossen A. B. in Wien erblickt in der in Oesterreich in jüngster Zeit entstandenen religiösen Bewegung die Rückkehr zu den in unserm Vaterlande durch die Gegenreformation mit Gewalt unterdrückten Grundsätzen der Reformation und begrüßt diese Bewegung, welche, gestützt auf die von Sr. Majestät gewährleistete volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, eine Sühne für das den Evangelischen Oesterreichs in früheren Jahrhunderten zugefügte schwere Unrecht zu bieten verspricht, aufs wärmste. Derselbe bedauert, daß der evangelische Oberkirchenrath A. und H. B. durch seinen dieser religiösen Bewegung gegenüber herausgegebenen Erlaß vom 19. Januar 1899 Anlaß zu einer für die Evangelischen Oesterreichs in keiner Weise erfreulichen Kritik seitens des protestantischen Deutschlands gegeben hat. Derselbe spricht endlich sein tiefes Bedauern darüber aus, daß gegen diese religiöse Bewegung

in Oesterreich seitens des evangelischen Wiener Pfarrers Dr. Johann von der Kanzel herab im Namen der evangelischen Kirche Oesterreichs Stellung genommen wurde, und legt entschiedene Verwahrung dagegen ein, daß der genannte Pfarrer in derartigen Fragen im Namen der evangelischen Kirche Oesterreichs zu sprechen sich anmaßt.“

**Verdächtigungen des Patriotismus französischer Lutheraner.** Die A. G. L. R. berichtet: Die Schmähchrift des Abbé Tournier über den „lutherischen Patriotismus im Mömpelgarder Land“ hat nicht die Evangelischen allein, sondern auch Katholiken in große Aufregung versetzt. Evangelischerseits wird man es nicht bei einzelnen Protesten in der Presse bewenden lassen, Pfr. Biénot von Mömpelgard sammelt Material zu einer Gegenschrift, und der Gemeinderath der Stadt Mömpelgard hat in seiner Sitzung vom 25. Februar d. J. eine officiële „Berathung“ verfaßt, worin alle Mitglieder „ohne Unterschied der Meinungen und des Bekenntnisses“ energischen Protest gegen Tourniers Schrift erheben und u. a. gesagt ist: „Der Gemeinderath fordert den Abbé Tournier auf, diejenigen Personen zu nennen, die sich über das Unglück Frankreichs gefreut haben, und das Haus, das beleuchtet gewesen sein soll, genau zu bezeichnen. Wenn er diese Beweise nicht liefert, so wird der Gemeinderath als Dolmetscher der Gesinnung wohl aller Mömpelgarder sich berechtigt fühlen, den Abbé Tournier als einen Verleumder anzusehen; er überläßt es jetzt schon allen ehrlichen Leuten aller Parteien, solche Unterschiebungen in gebührender Weise zu würdigen. Die Versammlung faßt den Beschluß, den Präfecten der Haute-Saône und des Doubs die unqualificirbare Handlung des Abbé Tournier zur Anzeige zu bringen, dessen Buch ein wahres Handbuch zur Aufreizung des Hasses der Bürger gegen einander ist.“ Einen ähnlichen Beschluß hat der Gemeinderath von Vandoucourt gefaßt.

**Lebensalter der Missionare in Indien.** Ueber das Lebensalter der Missionare in Indien sind manche Vermuthungen aufgestellt worden. Die indische Zeitung „Indlan Witness“ bringt eine Liste von Missionaren, die eine lange Reihe von Jahren in Indien gearbeitet haben, nämlich 81 evangelische Missionare mit 30 bis 60 Dienstjahren (darunter elf mit 40 bis 45, acht mit 45 bis 50 und sieben mit 50 und mehr Dienstjahren etc.). Kürzlich starb in Indien der americanische Missionar D. theol. Fairbank, der 52 Jahre lang in der Marathi-Mission gearbeitet hat. Der americanische Missionar Brayton ist jetzt der älteste Missionar in Barma, vielleicht auch in Indien: 70 Jahre lang war er in Barma thätig und ist trotz seiner 90 Jahre immer noch frisch und thatkräftig, steht jeden Morgen um vier Uhr auf und erfüllt seine Amtspflichten. Er hat die ganze Bibel in die Sprache der Pwo-Karenen übersetzt. Wie das „Evangelisch-Lutherische Missionsblatt“ berichtet, hat die Leipziger Mission 1840—1860 19 Missionare nach Indien gesandt, von denen nur zwei frühzeitig im Missionsdienst gestorben sind, ein dritter verunglückte auf dem Meer, acht verließen Indien und haben in der Heimath und anderswo zum größten Theil noch lange Zeit gearbeitet; von den übrigen acht hatten zwei eine Dienstzeit von 40 Jahren und darüber und sechs eine Dienstzeit von 27 bis 35 Jahren.

(A. G. L. R.)

### Corrigenda.

Im Februarheft bitten wir folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 55, Abf. 1, Zeile 4 von unten muß es statt: äußere christliche heißen: außerchristlich.

S. 56, 2. Num. statt erst: nicht.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

Mai 1899.

No. 5.

## Wie unterscheidet sich die Erkenntniß auf natürlichem und geistlichem Gebiet?

(Fortsetzung.)

Die Erkenntniß auf geistlichem Gebiete unterscheidet sich von der Erkenntniß auf natürlichem Gebiete durch ihren besonderen Gegenstand. Die beiden Gebiete gleichen zwei Kreisen, die sich nicht decken, nicht in einander fallen, sich auch nicht schneiden, sondern aus einander fallen. Der Gegenstand der geistlichen Erkenntniß ist nicht auf natürlichem Gebiete zu suchen und der Gegenstand der natürlichen Erkenntniß nicht auf geistlichem Gebiete. Die geistliche Erkenntniß beschäftigt sich mit ganz anderen Thatsachen und Wahrheiten, als die natürliche, und umgekehrt. Den atheïstischen und agnostischen Scientisten gegenüber betonten wir im vorletzten Artikel, daß man das natürliche Erkenntnißgebiet nicht unvernünftig einengen und auf die sinnlichen Dinge beschränken dürfe. Jetzt müssen wir davor warnen, daß man nicht den Gegenstand der geistlichen Erkenntniß mit dem der natürlichen oder irgend einem Stück derselben verwechsle oder vermische. Wer das thut, leugnet damit das gesammte geistliche Gebiet und gibt das Wesen des Christenthums preis. Thatsache ist aber, daß diese verderblichste Verwechslung des geistlichen mit dem natürlichen Erkenntnißgebiete in der modernen Christenheit weit verbreitet ist. Oft hört und liest man die Klage, daß die Christenheit nicht mehr wisse, was Christenthum, was Evangelium und seligmachende Wahrheit sei. Und diese Klage ist nur zu wohl begründet. Die Wahrheiten, welche mit dem Christenthum in die Welt gekommen sind, weiß man in der That vielfach nicht mehr zu unterscheiden von natürlichen, auch den Heiden bekannten Lehren. Auf Lehr- und Predigtstühlen werden Wahrheiten von der Schöpfung, Erhaltung, Regierung, Moral, Tugend und Liebe als das eigentliche Wesen des Christenthums verkündigt und gepriesen. Freilich, das Wort „Evangelium“ ist noch in aller Mund. Der biblische Sinn dieses Wortes aber

ist vielen Kirchengemeinschaften völlig abhanden gekommen. "Gospel" steht ihnen für nichts als Sittlichkeit, Humanität, allgemeine Menschenliebe und Selbstaufopferung für andere. Das Christenthum bezeichnen sie schlechtweg als Ethik, Tugendlehre. Und den Kern des Christenthums fassen sie in die Worte zusammen: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, und alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Den Römischen, wie auch den meisten Secten ist Christus ein zweiter Gesetzgeber, der Moses darin übertrumpft habe, daß er uns den geistlichen Sinn des Gesetzes gelehrt. *Christianismus totus putabatur esse observatio certarum feriarum, rituum, jejuniorum, vestitus.* Das ist nach der Augustana die Anschauung der römischen Kirche vom Christenthum und Evangelium, Müller 55, 8.<sup>1)</sup> Wäre nun dieses richtig, wäre das Christenthum wesentlich Ethik, Tugendlehre, so gäbe es auch kein der geistlichen Erkenntniß eigenthümliches Gebiet. Der Gegenstand der christlichen Religion wäre dann im Grunde nur ein Stück des natürlichen Erkenntnißgebietes und die christliche Erkenntniß im besten Fall nur eine bessere und höhere Erkenntniß von natürlich bekannnten, allen Menschen gemeinsamen Wahrheiten.

Wäre das Christenthum wesentlich Ethik, so würde daraus auch folgen, daß wir alle andern Religionen der christlichen coordiniren müßten. Jede Religion böte dann im Grunde dieselbe Erkenntniß und die christliche könnte nichts Wesentliches für sich in Anspruch nehmen. Und der Kern dieser Erkenntniß ließe sich dann auch am besten so feststellen, daß man das, was allen Religionen gemeinsam, abstrahirte und das, worin sie nicht überein-

1) In der Apologie heißt es: „Und aus dem fährlichen Irrthum — daß wir heilig und fromm für Gott werden durch natürliche Vernunft und unser eigen gute Werte —, diemeil man solchen öffentlich in Schulen gelehret und auf den Predigtstühlen getrieben, ist es leider dahin gerathen, daß auch große Theologen zu Löwen, Paris 2c. von keiner andern christlichen Frommkeit oder Gerechtigkeit gewußt haben, denn von der Frommkeit, welche die Philosophie lehret. . . Ich habe selbst einen großen Prediger gehört, welcher Christi und des Evangeliums nicht gedacht und Aristotelis Ethicorum predigte; heißt das nicht kindisch, nährisch unter Christen gepredigt? Aber ist der Widersacher Lehre wahr, so ist das Ethicorum ein köstlich Predigtbuch und eine feine neue Bibel. Denn von äußerlich ehrbarem Leben wird nicht leicht jemand besser schreiben, denn Aristoteles. Wir sehen, daß etlich Hochgelahrten haben Bücher geschrieben, darinnen sie anzeigen, als stimmen die Wort Christi und die Sprüche Socratis und Zenonis sein zusammen, gleich als sei Christus kommen, daß er gute Gesetz und Gebot gebe, durch welche wir Vergebung der Sünden verdienen sollen, und nicht vielmehr Gnade und Friede Gottes zu verüßndigen und den Heiligen Geist auszuthemen durch sein Verdienst und Blut. Darum so wir der Widersacher Lehre annehmen, daß wir Vergebung der Sünden verdienen mögen aus Vermögen natürlicher Vernunft und unser Werte, so sind wir schon aristotelisch und nicht christlich, und ist kein Unterschied zwischen ehrbarem, heidnischem, zwischen pharisäischem und christlichem Leben, zwischen der Philosophie und dem Evangelio.“ Müller 89, 14—16. J. B.

stimmen, ausschiede. Die allen Religionen gemeinsamen Merkmale (*essentialia communia*) würden dann das Wesentliche aller religiösen Erkenntniß ausmachen und die Eigenthümlichkeiten oder *essentialia propria* nur verschiedene Typen oder Arten derselben Gattung begründen, Arten, die, mit einander verglichen, auf höherer oder niederer Stufe der Entwicklung stehen könnten. So macht man es ja auch, wenn man z. B. bestimmen will, was dem Menschen wesentlich ist. Vermitteltst der Abstraction wird das Gemeinsame als das Wesentliche festgehalten und das Individuelle des Geschlechts, der Hautfarbe, des Alters *zc.* als das Unwesentliche ausgeschieden. Bildet nun das Christenthum mit andern Religionen auch Eine Gattung, so können wir durch den Abstractionproceß das Wesen der wahren Religion bestimmen und den Kern religiöser Erkenntniß feststellen. An Denkern, welche diesen Weg der Abstraction eingeschlagen haben, um das Wesen der Religion zu finden, hat es denn auch nicht gefehlt. Wir finden sie auch nicht erst auf dem Religionscongreß in Chicago. Die angeblich neue, americanische Idee ist vielmehr eine uralte Thorheit, insonderheit den Philosophen aller Zeiten wohl bekannt.<sup>1)</sup> Diesen wieder haben sich die rationalistischen Theologen angeschlossen, unter welchen in der Gegenwart besonders Ritschl und seine Schüler, die freilich auf echtes Luthertum Anspruch erheben, viel von sich reden gemacht haben. Nach Ritschl nämlich zerfallen die Religionen nicht etwa in wahre und falsche, sondern in verschiedene, auf niederer oder höherer Stufe der Entwicklung stehende Religionsarten. Er schreibt: „Nun aber ist das Christenthum seiner Gattung nach Religion, seiner Art nach die vollendete geistige und sittliche Religion“, *Rechtfertigung und Versöhnung* 3, 78. Ferner 3, 187: „Zugleich lehrt die Beobachtung und Vergleichung der einzelnen geschichtlichen Religionen, aus welchen der allgemeine Begriff abstrahirt wird, daß dieselben nicht bloß im Verhältniß von Arten, sondern zugleich in dem von Stufen zu einander stehen. . . . Wenn wir also als Christen die Stufenreihe der Religionen danach bestimmen, daß im Christenthum alle überboten sind, in ihm die Tendenz aller anderen zum vollkommenen Abschluß gekommen ist, so scheint hierin der Anspruch auf Allgemeingültigkeit dieser Erkenntniß dem Vorurtheil der eigenen particularen Ueberzeugung aufgeopfert zu werden.“<sup>2)</sup> Wie also z. B. der

1) Lord Herbert of Cherbury, 1581—1648, bezeichnete folgende fünf Punkte als die allen Religionen gemeinsamen: 1. Daß ein Gott sei; 2. daß er verehrt werden sollte; 3. daß Tugend und Frömmigkeit die Hauptbestandtheile des Gottesdienstes seien; 4. daß die Reue das begangene Unrecht gut mache; 5. daß es nach diesem Leben ein anderes gebe, in dem Strafe und Belohnung ausgetheilt werde.

F. B.

2) Im Zusammenhang lautet die Stelle bei Ritschl am a. D. also: „Der Allgemeinbegriff von Religion findet in der Erforschung des Christenthums regulativen Gebrauch. Ich wünsche, in dieser Beziehung sehr genau von Solchen unterschieden zu werden, welche von dem allgemeinen Begriff der Religion bei der Deutung



Rausfrier den höchstentwickelten Rassenotypus darstellt, so auch nach Ritschl das Christenthum den vollkommensten Religionstypus. Im Christenthum find alle anderen Religionen, welche mit demselben das Wesen gemein haben,

des Christenthums constitutiven Gebrauch machen. Denn wenn dieses Verfahren nicht mehr in Analogie mit der Scholastik geübt wird, sondern so, daß man wegen des allgemeinen Begriffs der Religion auch nur momentan gegen die eigene christliche Religion gleichgültig sein soll, um deren Sinn sich aus den Bedingungen des allgemeinen Begriffs deuten zu lassen, so dient dieses zur Untergrabung der christlichen Ueberzeugung. Diese aber bleibt nothwendig vorbehalten, indem man als Theolog einen wie immer beschaffenen allgemeinen Begriff von Religion zur regulativen Gebrauch bildet. Nämlich zugleich lehrt die Beobachtung und Vergleichung der einzelnen geschichtlichen Religionen, aus welchen der allgemeine Begriff abstrahirt wird, daß dieselben nicht bloß im Verhältniß von Arten, sondern zugleich in dem von Stufen zu einander stehen. Die Ausprägung der Hauptmerkmale in den Religionen ist je und je reicher und bestimmter, ihr Zusammenhang geschlossener, ihre Ziele menschenwürdiger. Diese Betrachtungsweise eröffnet fruchtbarere Ausichten, als die Abstraction des Allgemeinbegriffs der Religion und wieder die Vergleichung der geschichtlichen Religionen als Arten dieser Gattung darbietet. Denn hierin werden die Religionen bloß wie Naturerscheinungen behandelt. In dem andern Falle gelten sie als Glieder der geistigen Geschichte der Menschheit. Wenn nun das Stufenverhältniß der Religionen nachzuweisen eine wissenschaftliche Aufgabe ist, welche einer unparteiischen, vorurtheilsfreien Lösung wartet, so kommt in Betracht, daß mehrere Religionen den Anspruch machen, die höchste Stufe über allen anderen einzunehmen, wie das Christenthum und der Islam, und daß Buddhisten und Hindus, welche das Christenthum kennen gelernt haben, Gründe angeben, welche die Ueberlegenheit ihrer Religionen über die christliche darthun sollen. Wenn wir also als Christen die Stufenreihe der Religionen darnach bestimmen, daß im Christenthum alle überboten sind, in ihm die Tendenz aller anderen zum vollkommenen Abschluß gekommen ist, so scheint hierin der Anspruch auf Allgemeingültigkeit dieser Erkenntniß dem Vorurtheil der eigenen particularen Ueberzeugung aufgeopfert zu werden. Allein jene Absicht auf Allgemeingültigkeit der nachzuweisenden Stufenreihe der Religionen ist ziellos und unausführbar. Meint man denn einen Weg zu finden, um einem Muhammedaner oder Buddhisten wissenschaftlich zu beweisen, daß nicht ihre Religionen, sondern die christliche den höchsten Rang einnehme? Darauf kann es uns bei dem bezeichneten Unternehmen gar nicht ankommen. Es wäre schon ein erwünschter Erfolg, wenn man geborene Christen, welche z. B. die Unterschätzung des Christenthums gegen den Buddhismus als Erfolg ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß vorgeben, von diesem Irrthum abbringen könnte. Aber es ist für uns nicht ausführbar, bei der Ordnung der Religionen als Stufen von dem Anspruch des Christenthums abzusehen, die höchste Stufe einzunehmen. Denn wir verstehen an den anderen Religionen die Merkmale, durch welche sie es sind, hauptsächlich nach Maßgabe der Vollkommenheit, in welcher dieselben im Christenthum auftreten, und der Deutlichkeit, welche die vollkommene Religion von den unvollkommenen unterscheidet. Demgemäß hat die Ordnung der Religionen als Stufen nur den Sinn einer wissenschaftlichen Aufgabe zur Bestätigung der Christen unter einander; die Zustimmung dazu, daß das Christenthum die höchste unter allen Religionen und die vollkommene ist, ist also kein Hinderniß für die wissenschaftliche Art jener Erkenntniß.“

J. B.

überboten. Das Christenthum ist nach Ritschl die Blüthe, nicht der natürlichen Religion, sondern der heidnischen Religionen.<sup>1)</sup>

In Wahrheit verhält sich nun aber das Christenthum zu allen übrigen Religionen nicht wie verschiedene Arten derselben Gattung zu einander, auch nicht wie das Bessere zum Schlechteren, sondern wie die Wahrheit zur Lüge, wie Ja zu Nein. Wie man die Wahrheiten nicht eintheilen kann in solche, die es sind, und solche, die es nicht sind, ohne den Begriff Wahrheit zu wechseln, und einmal von wirklichen und das andere Mal von vorgeblichen Wahrheiten zu verstehen, oder wie man currency und counterfeit nicht als die beiden Species des Genus Geld, welchen die wesentlichen Eigenschaften gemeinsam wären, classificiren kann: so auch nicht das Christenthum und die heidnischen Religionen als Typen derselben Gattung. Es gibt nur Einen wahren Gott und darum auch nur Eine wahre Religion und das ist die christliche, von Gott gesetzte und nicht von Menschen erbachte. Und wie alle andern Götter Götzen, Nichtse sind, so sind auch alle heidnischen Religionen nichts als menschliche Wahngelbilde, ja, nichts als teuflischer Lug und Trug. Wie die falschen Götter nicht die wesentlichen Eigenschaften mit dem wahren Gott gemeinsam haben, nicht verschiedene Typen des Einen göttlichen Wesens sind: so können auch die falschen Religionen mit der christlichen nicht das Genus gemeinsam haben. Und weil ihnen die wesentlichen Eigenschaften der Religion abgehen, so können sie auch nicht als Religionstypen oder Species in Betracht kommen. Der Mensch ist wesentlich ein geist-leibliches Wesen. Dinge nun, die weder Leib noch Seele haben, können unmöglich besondere Arten von Menschen bilden, da ihnen ja selbst das Wesentliche abgeht und ein Accidens nicht für sich existirt. Das gilt auch von den heidnischen Religionen. Die einzig richtige Eintheilung aller sogenannten Religionen ist und bleibt daher die alte, in wahre und falsche. Und zwar so, daß in die erste Klasse nur die christliche und in die zweite alle anderen zu stehen kommen, sie mögen heißen, wie sie wollen. So ist denn auch nichts

---

1) Wir unterscheiden: 1. Das ursprüngliche Verhältniß des Menschen zu Gott vor dem Fall und die ihr entsprechende natürliche Religion; 2. das durch die Sünde zerstörte religiöse Verhältniß des Menschen zu Gott nach dem Fall, dem keine Religion entspricht; 3. das von Menschen vorgeblich wiederherzustellende Verhältniß des Menschen zu Gott, dem die heidnischen Religionen entsprechen; 4. das von Gott selber in Christo wirklich wiederhergestellte Verhältniß des Menschen zu Gott, dem die christliche Religion entspricht. Die natürliche Religion setzt einen Zustand voraus, der sich unter den Menschen nicht mehr vorfindet. Das wirkliche Verhältniß des Menschen zu Gott nach dem Fall, ohne Christum, ist ein Zustand der Gott- und Religionslosigkeit. Die heidnischen Religionen, welche nicht mit der natürlichen verwechselt werden dürfen, beruhen sämmtlich auf der Fiction, daß der Mensch durch seine Werke und Büßungen Gott versöhnen und sich den Himmel verdienen könne. Die christliche Religion, welche die natürliche Religion und die durch die Sünde herbeigeführte Gott- und Religionslosigkeit des Menschen zu ihrer Voraussetzung hat, ist die absolute Verneinung aller heidnischen Religionen. F. B.

thöricht, als vermittelst des Abstractionsprozesses das Wesen der wahren Religion bestimmen zu wollen. Warum? Weil man in diesem Prozesse gerade das ausschneiden müßte, was der einzig wahren Religion nicht etwa zufällig, sondern wesentlich ist, gerade das nämlich, wodurch sie sich von allen falschen Religionen unterscheidet. Das hieße aber doch das Kind ausschütten, um das Bad zu behalten. Die christliche Religion ist nicht bloß specifisch, sondern generisch von allen andern sogenannten Religionen verschieden. Ja, gerade darin, wodurch sich das Christenthum von allen andern Religionen unterscheidet, besteht sein Wesen. Und eben dies dem Christenthum eigenthümliche Wesen ist das objectum proprium der geistlichen Erkenntniß, das toto coelo von dem Gegenstand der natürlichen Erkenntniß verschieden ist.

So hat allerdings die geistliche Erkenntniß ein besonderes, ihr eigenthümliches Erkenntnißgebiet. Sie hat es mit Thatfachen und Wahrheiten zu thun, die dem natürlichen Gebiete fremd sind. Und zwar sind diese Thatfachen ebenso real und gewiß, als die natürlichen, ja, göttlich wahr und gewiß. Daß wir die Thatfachen des geistlichen Gebietes nicht mit der Vernunft erkennen können, macht dieselben ebensowenig unreal und ungewiß, wie die intelligibilia dadurch ungewiß werden, daß wir dieselben nicht mit unsern Sinnen wahrnehmen. In der christlichen Religion handelt es sich nicht um Hallucinationen und Illusionen, nicht um Täuschungen der Sinne und Einbildungen der Phantasie, sondern um Thatfachen, die wirklich geschehen, gesehen und von Gott selber unfehlbar gewiß bezeugt sind. Wie es sich auf natürlichem Gebiete nicht um bloße menschliche Einbildungen handelt, sondern um von Gott selbst mit der Schöpfung gesetzte Wirklichkeiten und Wahrheiten: so auf geistlichem Gebiete um mit der Erlösung und Versöhnung göttlich gesetzte Thatfachen. Und diese magnalia Dei sind ebenso groß, gewiß und real, als die Schöpfung und Erhaltung. Freilich behauptet Feuerbach: Die christliche Religion sei nichts als die Objectivirung der eigenen menschlichen Wünsche. Und alle Materialisten stimmen mit ihm darin überein, daß sie der christlichen Religion das reale Object absprechen. Mit obiger Aussage begeht Feuerbach auch nur Einen Fehler. Er verwechselt nämlich die christliche Religion mit der heidnischen. Was Feuerbach sagt, trifft die heidnischen Religionen, aber nicht die christliche. Und was nur von den heidnischen Religionen gilt, überträgt Feuerbach gedankenlos und unbesehen auf die christliche. Was nun aber die christliche Religion betrifft, so kann sie schon darum nicht als bloße Objectivirung menschlicher Wünsche begriffen werden, weil sie dem natürlichen Menschen überhaupt nie Gegenstand des Wunsches, sondern nur des Abscheues ist. Das Evangelium von Christo war je und je und ist heute noch den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. Und zwar vor allem darum, weil das Christenthum mit seiner freien Gnade dem Denken, Wollen und Begehren des Menschen zuwiderläuft. Der Versuch Feuerbachs, die Religion

des Kreuzes als Objectivirung menschlicher Wünsche begreifen zu wollen, ist von den zahlreichen gedankenlosen Versuchen der Materialisten wohl der gedankenloseste. Was aber die heidnischen Religionen belangt, so trifft das zu, was Feuerbach von der christlichen sagt. Sämmtlich tragen dieselben den Stempel ihres fleischlichen Ursprungs an der Stirn. Sie sind allerdings nicht als Objectivirungen menschlicher Begierden. Jupiter und Venus sind Götter, welche beschränkte, lüsterne und lasterhafte Menschen nach ihrem eigenen Bilde und nach ihrer eigenen Bosheit und Begierde gemeißelt haben. Wenn irgendwo, so ist in der heidnischen Götterlehre der Wunsch Vater der Gedanken. Das Christenthum aber beruht auf Thatfachen, ihm eigenthümlichen, unumstößlichen Thatfachen, wofür gerade auch die Feindschaft des natürlichen Menschen wider das Christenthum Zeugniß ablegt. Derselbe Gott, welcher in der Schöpfung der natürlichen Erkenntniß ihren Gegenstand geschaffen, hat durch die Versöhnung und Erlösung der geistlichen Erkenntniß ihr besonderes, reales Gebiet gegeben.

Freilich handelt es sich, wie in der natürlichen, so auch in der geistlichen Erkenntniß um Gott, den Menschen und das Verhältniß beider zu einander. Daraus folgt aber nicht, daß die geistliche Erkenntniß mit der natürlichen den Gegenstand gemeinsam hat. Warum nicht? Weil es sich eben in beiden Fällen um ganz andere Beziehungen, gegründet auf ganz andere Thatfachen, handelt. In der natürlichen Erkenntniß handelt es sich nämlich um das durch die Schöpfung gesetzte und durch die Sünde zerstörte Verhältniß Gottes zum Menschen, in der geistlichen aber um das durch die Versöhnung in Christo gesetzte neue Verhältniß Gottes zur Welt. Die geistliche Erkenntniß ist wesentlich Erkenntniß Christi. Sie hat es zu thun mit dem Verhältniß, das dadurch geworden, daß Christus zwischen Gott und den Sünder getreten ist. Die natürliche Erkenntniß hat den Rathschluß der Schöpfung und seine Ausführung und die geistliche Erkenntniß den Rathschluß der Erlösung und seine Ausführung zu ihrem Inhalte. Gott hat beide Gebiete gesetzt und doch sind beide *toto coelo* von einander verschieden, weil es sich, wie gesagt, um Beziehungen handelt, die sich auf völlig disparate Thatfachen gründen. Sind nun aber die Erkenntnißgegenstände völlig verschieden, so auch die Erkenntniß selber. Die geistliche Erkenntniß kann daher auch nicht abgeleitet werden aus der natürlichen, weil sie in derselben nicht enthalten ist, auch nicht virtualiter. Die Sache liegt eben nicht so, wie Andreas Osiander, die Mystiker und Pantheisten sagen, daß die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Erlösung der Welt durch Christum ein Moment des Schöpfungs Rathschlusses sei. Ist aber die Erlösung weder *actu* noch *potentia* in der Schöpfung enthalten, so kann sie aus derselben auch nicht erschlossen werden. Daraus aber, daß die geistliche Erkenntniß nicht aus der natürlichen fließt, folgt nicht, daß die geistliche Erkenntniß der natürlichen widerspricht und dieselbe als Unwahrheit stempelt. Geistliche und natürliche Erkenntniß heben sich ebensowenig gegenseitig

auf, wie sich Erlösung und Schöpfung negiren. Das Evangelium hebt das Gesetz und die Gnade hebt die Natur nicht auf. Wie Christus nicht gekommen ist, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen, so ist auch die geistliche und natürliche Erkenntniß nicht wider einander. Die Wahrheiten, daß Gott der Schöpfer des Menschen ist, daß Gott heilig und gerecht ist, daß der Mensch Gott Gehorsam schuldig ist, daß er Gott für sein Thun und Lassen verantwortlich ist, daß der Mensch Gottes Gebot nicht hält, sondern übertritt zc., werden von der geistlichen Erkenntniß nicht gezeugnet, sondern vorausgesetzt und bestätigt. Ja, ohne diese Stücke der natürlichen Erkenntniß ist die geistliche nicht denkbar.

Das *Novum*, welches den eigentlichen Gegenstand des geistlichen Gebietes ausmacht, ist somit Christus und sein Werk: alles, was damit gesetzt und geworden ist, alles, was daraus folgt und alles, was im Lichte dieser Thatsachen und Wahrheiten erkannt wird. Der Rathschluß der Erlösung, die Thatsache der Versöhnung, Christus der Erniedrigte und Erhöhte, der Gekreuzigte und Auferstandene, — das ist die neue Lehre, die das Christenthum in die Welt gebracht hat. Wenn Paulus 2 Cor. 5, 18—21. sagt: „Aber das alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnet hat durch Jesum Christ, und das Amt gegeben, das die Versöhnung prediget. Denn Gott war in Christo, und versöhnete die Welt mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christus Statt; denn Gott vermahnet durch uns. So bitten wir nun an Christus Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott! Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“, so beschreibt er damit den der christlichen Erkenntniß eigenthümlichen Gegenstand. Zum geistlichen Gebiete der Erkenntniß gehören die Thatsachen, welche der zweite Artikel der Reihe nach aufzählt: Empfängniß, Geburt, Leiden, Sterben, Begräbniß, Höllensfahrt, Himmelfahrt, Herrschaft zur Rechten Gottes und Wiederkunft zum Gericht. Und die Lehren, welche Luther in seiner unvergleichlich schönen Auslegung des zweiten Artikels nach der Schrift aus diesen Thatsachen gezogen hat, sind die wichtigsten Wahrheiten auf diesem Gebiet. Zum eigentlichen Gegenstand der geistlichen Erkenntniß gehört aber auch die Lehre vom Heiligen Geist, von der christlichen Kirche, von der Rechtfertigung, Belehrung und Heiligung, von den Gnadenmitteln: Wort, Absolution, Taufe und Nachtmahl, von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben. Es sind diese Stücke ja nichts anderes als die Früchte der Versöhnung und Erlösung. Und alles, was die Liebe Gottes in Christo Jesu gethan hat und immer noch thut, um arme Sünder selig zu machen, das ist Gegenstand der geistlichen Erkenntniß. Auch die Lehre vom Gebet im Namen Jesu und selbst die christliche Lehre von den guten Werken, daß wir nämlich Gott dienen können und sollen aus Dankbarkeit für die uns in

Christo gewordene Gnade und Gabe der Vergebung der Sünden, gehört hierhin.

Ja, noch mehr. Zum Gegenstand der geistlichen Erkenntniß gehört nämlich auch alles, was wir im Lichte der evangelischen Wahrheit erkennen und beurtheilen. Warum Gott z. B., obwohl er wußte, daß die Menschen von ihm abfallen würden, dennoch die Welt geschaffen hat, erhält und regiert, das sind Dinge, die nur im Lichte der geistlichen Erkenntniß verstanden werden. Daß die Offenbarung des göttlichen Gesetzes auf dem Berge Sinai und die Handhabung desselben in der Kirche den Zweck hat, den Menschen für die Gnade in Christo vorzubereiten, wird ebenfalls nur im Lichte des Evangeliums erkannt. Die Weltgeschichte, die Geschichte der einzelnen Völker, insonderheit die Geschichte Israels, der Lebenslauf von Individuen mit seinen eigenthümlichen Begebnissen, die Gerichte und Segnungen Gottes über Einzelne und ganze Völker, die Zeichen an Sonne, Mond und Sternen und andere Vorgänge in der Natur, das alles wird nur richtig beurtheilt und in seiner wahren Bedeutung erkannt im Lichte des geistlichen Gebietes. Nicht bloß eine Kirchengeschichte, sondern auch eine Weltgeschichte, wie sie sein soll, kann nur der schreiben, welcher mit beiden Füßen auf dem Evangelio steht und von diesem Focus aus die Dinge und Vorgänge beurtheilt. Daß nämlich die ganze Welt, mit allem, was drinnen ist, nur das zeitweilige Gerüste bildet, um den Tempel Gottes, die christliche Kirche, zu vollenden, und daß dieses Gerüste abgerissen wird, sobald es seinen Zweck erfüllt hat, das sind Wahrheiten, welche nicht das Licht der Vernunft, sondern nur das von der evangelischen Wahrheit erleuchtete Auge des Geistes zu erkennen vermag. Und sofern nun irgend etwas in das Licht der seligmachenden Wahrheit gerückt werden muß, um recht verstanden und beurtheilt zu werden, sofern ist es Gegenstand der geistlichen Erkenntniß. Jeder Gedanke, dem etwas entspricht auf geistlichem Gebiete, jedes Urtheil, das zurückgeführt werden muß und sich gründet auf die Heilthatfache in Christo, jede Wahrheit, die ohne das Evangelium nicht verstanden werden kann, ist geistliche und der Vernunft unerreichbare Erkenntniß. Und sofern ein Christ in seinem Denken und Wollen durchdrungen ist von der evangelischen Wahrheit, sofern er mit Luther sagen kann, daß in seinem Herzen allein der Artikel von der Rechtfertigung herrsche, sofern er alles schaut und beurtheilt im Lichte der evangelischen Wahrheit, sofern ist er ein geistlicher Mensch, der geistlich richtet und urtheilt. Und eben deshalb, weil er alles in diesen Focus rückt und sich ganz beherrschen läßt von der Wahrheit des Evangeliums, beurtheilt er auch die Dinge recht, im Lichte des wahrhaftigen Lichtes. Christus ist eben ein realer, von Gott selber in die Welt neu eingeführter Factor, ohne welchen man zwar allerlei Einzelwahrheiten zu erkennen vermag, aber nicht „die Wahrheit“. Wer ohne diesen Factor das thatsächliche Verhältniß Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott bestimmen will, rechnet

nothwendig falsch, denn er hat einen Posten weggelassen, und zwar einen Posten, der unser Debit bei Gott in lauter Credit verwandelt. Das Facit der natürlichen Erkenntniß, sofern sie auf Thatsachen beruhende, wirkliche Erkenntniß ist, lautet jedesmal für den Menschen: Verloren, ewig verdammt und verloren! Die geistliche Erkenntniß aber verwandelt diese Antwort durch den ihr allein bekannten, von Gott gesetzten neuen Factor in ihr Gegentheil: Durch Christum versöhnt, erlöst, gerettet und ewig selig. Seinen Grund hat dies entgegengesetzte Ergebnis aber nicht etwa darin, daß die natürliche Erkenntniß mit den ihr gegebenen Daten falsch operirt und aus denselben falsche Schlüsse gezogen hätte (was freilich oft der Fall ist), sondern darin, daß ihr der neue Posten in der Rechnung, Christus und sein Werk, unbekannt ist. Die Daten sind auf beiden Gebieten verschiedene; so kann auch das Resultat nicht dasselbe sein. Die geistliche Erkenntniß hat eben ein ihr allein bekanntes Novum, welches das Schlussergebnis der natürlichen Erkenntniß in ihr Gegentheil verwandelt: die doctrina desperationis in doctrina salvifica. J. B.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt von P. W. Hübener, Solberg, Deutschland.)

## Ein neuer Goliath.

(Fortsetzung.)

Wir treten nun an die Frage heran, welches denn eigentlich das Resultat der wissenschaftlich-rationalisirenden Theologie Haacks in Absicht auf die Gnadenwahllehre sei? Zunächst dies, daß die Lehre Luthers und der „Missourier“ als eine falsche, „prädestinarianische“ und „deterministische“ verworfen wird. Natürlich hat es sich Haack hiermit ungeheuer leicht gemacht. Das ist so üblich. Durfte er doch auch von vornherein dabei der Zustimmung aller „wissenschaftlichen“ und „unwissenschaftlichen“ Theologen der Welt (die „Missourier“ ausgenommen) gewiß sein.

Luther wird einfach beschuldigt, in seinem „ersten Stadium“ (S. 22), in seiner Schrift de servo arbitrio „übergreifende prädestinarianische Äußerungen“ gethan zu haben (S. 42),<sup>1)</sup> und der Concordienformel wird eine „stillschweigende Beiseitelassung“ derselben imputirt, von welcher doch diese in Wahrheit so wenig weiß, daß sie vielmehr bekennet: „Wie auch Dr. Luther von diesem Handel im Buch de servo arbitrio, das ist, von dem gefangenen Willen des Menschen, wider Erasmus geschrieben, und diese Sache wohl und gründlich ausgeführt und erhalten, und nachmals

1) Dieckhoff warf unserm Luther „schwere Verirrung“ vor.

in der herrlichen Auslegung des ersten Buchs Mose, und sonderlich über das 26. Capitel, wiederholet und erkläret hat, inmaßen dafelbst er auch etliche andere sonderbare durch Crasmmum neben eingeführte Disputation, als de absoluta necessitate etc., wie er solches gemeinet und verstanden haben wolle, wider allen Mißverstand und Verkehrung zum besten und fleißigsten bewahrt hat, darauf wir uns auch hiemit gezogen, und andere dahin weisen.“ (Art. 2. Nr. 599, 44.) Heißt das „stillschweigend bei Seite lassen“? Oder heißt das, wie die modernen „wissenschaftlichen“, lutherisch sein wollenden Theologen in ihrer erstaunlichen Unbekanntschaft mit Luther behaupten, „widerrufen“ oder „zurücktreten lassen“, wenn Luther in seinem Commentar zum 26. Capitel der Genesis das früher Gesagte genau in dem Sinne, wie es die F. C. sagt, „wiederholt“ und „erklärt“ und dazu noch in einem Briefe an Wolfsg. Fabr. Capito vom Jahre 1537 nebst seinem Katechismus eben diese Schrift für seine beste Schrift erklärt hat? 1)

Wie Haack über die „Missourier“ und deren Gnadenwahrlehre urtheilt, wie leicht er sich sein Urtheil gemacht hat, und wie groß, auch rein wissenschaftlich angesehen, seine Unbekanntschaft mit dieser „Secte“ ist (er scheint außer den gegnerischen Darstellungen kaum mehr als etliche populäre Tractate Walthers gelesen zu haben und dessen, wie seiner Mitarbeiter grundgelehrten und erschöpfenden Abhandlungen in den betreffenden Jahrgängen von „Lehre und Wehre“ überhaupt nicht zu kennen),<sup>2)</sup> zeigen folgende Stellen seines Vortrages.

Er spricht von einer „eigenthümlichen, von dem missourischen Normaltheologen Walther in St. Louis beliebten Deutung des XI. Artikels der Concordienformel im prädestinarianischen Sinne“ und einer „sonst bei ihm und seinen blindlings ergebenen Anhängern nicht erhörten Befehdung der Lehrweise unserer altlutherischen Dogmatik“ (S. 19 f.).<sup>3)</sup> Er behauptet,

1) Da heißt es: „De tomis meorum librorum disponendis ego frigidior sum et segnior, eo quod Saturnina fame pervictus, magis cuperem eos omnes devoratos. Nullum enim agnosco meum justum librum, nisi forte de servo arbitrio et catechismo.“ (de Wette, Bd. V, p. 70.)

2) Also machen doch auch wir noch einen Unterschied zwischen „populär“ und „gelehrt“? Allerdings und wann haben wir das je gelehrt? Wissenschaftsverächter sind wir nie gewesen. Was wir stets bekämpfen, ist nur dies, daß man der Wissenschaft, welcher nur die Stellung einer dienenden Magd in der Theologie zukommt, die Rolle einer Herrin zuertheilt.

3) Weil er Walther und die „Missourier“ offenbar nur vom Hörensagen kennt, kann er natürlich die Richtigkeit ihres Verhältnisses zu den „Vätern“ nicht beurtheilen. Was aber die „blindlings ergebenen Anhänger“ Walthers betrifft, so möchten wir fragen: Ob Haack wohl selber glaubt, was er sagt? Gerade auch von den „Missouriern“, welche er kennt? Welche von denen, die gemeinsam zu den Füßen deutschländischer Professoren saßen, verdienen wohl eher den Namen „blinder Anhänger“: diejenigen, welche gegen den Strom, oder diejenigen, welche mit ihm schwammen? Welche von beiden haben mehr „Carriere gemacht“?



troß aller noch so klaren und bestimmten Aussagen, ja, ganzer Abhandlungen der Unfrigen, ganz dreist, die „Missourier“ lehrten eine „gratia irresistibilis“ (S. 51), Gott wirke in den Auserwählten den Glauben „mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit“ (S. 90). „Die Missourier verkennen“, so behauptet er, den Zusammenhang der Erwählung „mit dem Evangelium und den Gnadenmitteln überhaupt“ (S. 52). Der Glaube der Zeitgläubigen sei, so sagt er, nach „missourischer“ Lehre, „entweder bloßer Schein oder er war wirklich Glaube, aber dann . . . nur durch das ihnen eigentlich gar nicht geltende Evangelium gewirkt und von vornherein zum Wiedererlöschen verurtheilt, weil nicht durch jene gestützt. Die Heilsgewißheit ruht also im Grunde nicht auf den Gnadenmitteln, sondern auf dem heimlichen Decret Gottes, das ein decretum absolutum und nicht ordinatum ist und sich an den Einzelnen, die es in sich befaßt, unwiderstehlich durchsetzt. Die Gnadenmittelordnung wird ungewiß, und man muß consequenter Weise bei der Unterscheidung der voluntas signi und beneplaciti antommen“ (S. 53). — Vergessen wir bei dieser schauerlichen Darstellung, welcher die blinden Anhänger eines „hohen“ Oberkirchenrathes natürlich aufs Wort glauben, nur nicht, daß wir es hier mit den rationalistischen Schlußfolgerungen eines „wissenschaftlichen“ Theologen zu thun haben, dem ein schriftgemäßes Denken über die geistlichen Sachen fremd ist, wie wir unten noch weiter sehen werden. — „Missouri“ folge, so urtheilt Haack weiter, „dem abstracten Geist des reformirten Systems“ (S. 74). — So urtheilt ein „wissenschaftlicher Theolog“ über diejenigen, welchen alle Theologie ein „habitus practicus *θεολογικός*“ ist, und deren Lehre er gar nicht kennt. — Nach missourischer Lehre, decretirt er, sei der universale Gnadenrathschluß Gottes — „kein wirkender Wille“ (S. 85). Ferner: „ . . . so wenig werden wir diesen calvinistrenden wie theoretischen Universalismus Missouris als mit der F. C. und der lutherischen Lehre übereinstimmend acceptiren können. Die von ihm beliebte Unterscheidung des offenbaren universalen Gnadenrathschlusses und der heimlichen particularen Gnadenwahl setzt thatsächlich in Gott zwei contradictorische Willen“<sup>1)</sup> (S. 86). Der göttliche Gnadenwille sei ja „ein ernstlich gemeinter, wirklicher und wirksamer Wille, keine bloße Belleität, wie bei Amyraut und Missouri“ (das.). Die „Anschauung“ der Missourier sei eine „abstract mechanische“ (S. 88). Missouri „construirt das Heilswirken Gottes in der Zeit vermittelt logischer Schlußfolgerung aus seinem vorgesetzten apriorischen Begriff von der Gnadenwahl“ (S. 90). Nach „missourischer“ Lehre sei der Glaube „gänzlich von der Wahl ausgeschlossen“ (das.). Gott sei mit seiner „unwiderstehlichen Gnade“ an den Ungläubigen „vorübergegangen“

1) Ebenso gut könnte er natürlich auch mit den Juden sagen, Athanasius und alle Christen setzten durch von ihnen „beliebte Unterscheidung“ dreier Personen „thatsächlich“ drei Götter.

und habe sie „ihrem natürlichen Verderben überlassen“ zc. (S. 91.) Doch ist H. an dieser Stelle wenigstens so ehrlich, zu gestehen: „Dennoch will Missouri diese Consequenz nicht ziehen“, fügt aber hinzu: „Hier soll plötzlich die logische Schlussfolgerung, von welcher man selber einen so ausgiebigen Gebrauch gemacht hat (?), nicht gelten. Man soll nicht sagen, woran es liege, daß von zwei Menschen, die dasselbe Wort hören, . . . bei dem einen die Gnade unwiderstehlich (?), bei dem andern widerstehlich wirkt.“ Daß und warum Haack meinen kann und muß, Missouri habe „ja seinen besonderen Begriff von Synergismus, nach welchem auch Chemnitz (!) und die meisten (?) alten Dogmatiker zu Synergisten werden“ (S. 119), wird uns freilich nicht bestreiden, wenn wir seinen, das ist, eigentlich Dieckhoffs oder vielmehr Latemanns Synergismus, der natürlich kein Synergismus sein soll, dagegenhalten. — Diese Ausführungen werden genügen, um das Bild vor Augen zu führen, welches der mecklenburgische Herr Oberkirchenrath von Missouri entworfen hat, und welches man, als von dem berühmten Hauptverfasser des Meusel'schen Handlexikons entworfen, um so mehr für naturgetreu halten wird, als bereits seit einer Reihe von Jahren Caricaturen dieser Art in ziemlicher Anzahl verbreitet worden sind. Wir könnten darum die ganze Sache auf sich beruhen lassen, da mit solchen Gegnern, die über die historischen Thatfachen so wenig unterrichtet sind, doch nicht viel anzufangen ist. Weil aber Haack mit seiner Behauptung, die missourische Controverse über die Gnadenwahl sei noch „zu keinem rechten Abschluß gekommen“ (S. 19), zwar insofern völlig im Unrechte ist, als keineswegs gesagt werden kann, der Streit sei „resultatlos . . . verlaufen“ (S. 21),<sup>1)</sup> so haben wir doch seiner Zeit sehr bedauert, daß die letzte Dieckhoff'sche Schrift („Zur Lehre von der Bekehrung und von der Prädestination“) von unserer Seite nicht mehr Beachtung gefunden hat, während doch gerade sie uns, wie Erasmus dem Luther, „nach der Gurgel gegriffen“, zugleich aber auch die moderne „lutherische“ Theologie in ihrer ganzen Halt- und Bodenlosigkeit zu Tage treten ließ. Eben darum aber möchten wir gern jetzt, was wir damals, Andern den Vortritt lassend, versäumten, wenigstens in Betreff einiger Hauptpunkte noch nachholen, in der Hoffnung, damit vielleicht einem oder dem andern Schrifttheologen eine geringe Stärkung des Glaubens und, wollte Gott, auch sonst etlichen aufrichtig die Wahrheit suchenden Seelen ein wenig von dem durch Gottes Gnade erlangten Licht abzugeben, und zwar um so mehr, als seit jenem großen Kampfe eine geraume Zeit verstrichen und inzwischen fast ein neues Geschlecht herangewachsen ist.

1) Welchen unschätzbaren Segen wir „Missourier“ und wohl manche Kinder Gottes mit uns von jenem Streite gehabt haben, wissen wir. Nicht gering anzuschlagen ist aber auch der Vortheil, daß durch denselben mancher Herzen Gedanken offenbar wurden und die rechtgläubige Kirche unserer Tage mit einer Schutzwehr gegen manche falsche Brüder umgeben worden ist.

Sehen wir nun, wie es Haack anfängt, unter „lutherischem“ Schein und Namen die schriftgemäße lutherische Lehre von der Gnadenwahl zu bekämpfen und zu verwerfen.

Nach Haack soll die Gnadenwahl sein „der bestimmte Beschluß Gottes, diejenigen selig zu machen, welche actu ipso auf den durch die voluntas antecedens festgesetzten Heilsweg eingehen und wirklich glauben, ein Beschluß, der sich naturgemäß durchsetzen muß“ (S. 77). Die Offenheit, mit welcher hier das „naturgemäß durchsetzen muß“ ausgesprochen wird, ist anerkennenswerth. Wird doch damit die Schrift- und Bekenntnißlehre von der Gnadenwahl einfach gestrichen. Es bleibt hiernach als prädestinirt eigentlich nur ein allgemeiner „Heilsweg“ übrig (welcher Art derselbe bei den Synergisten sei, wissen wir, werden's aber noch näher sehen), von den einzelnen Menschen aber hängt es ab, ob sie ihn gehen und die ihnen gebotene Gelegenheit, glauben zu können oder vielmehr „wirklich“ zu glauben, benutzen, und so muß sich die Wahl ganz von selbst „naturgemäß durchsetzen“, wie es Gott in seiner Allwissenheit vorhergesehen hat. Eine Gnadenwahl, das ist, Wahl aus Gnaden, ist das natürlich nicht, soll es aber auch nicht sein, denn das wäre ja, wie Haack meint, „prädestinarianisch“ und „deterministisch“, nach den „wissenschaftlichen“, das ist, rationalistischen Vorstellungen und Begriffen, welche er von der Sache hat.

Als eigenthümlich bei der Prädestinationslehre Haacks verdient hervorgehoben zu werden, daß er, entgegen der klaren Schrift, dem lutherischen Bekenntnisse und auch der ganzen lutherischen „Lehrtradition“ (auf welche er doch sonst so viel zu geben versichert) die Beschränkung der Erwählung auf die wirklich Seligwerdenden und damit zugleich ihre Unveränderlichkeit verwirft und, nicht zwar wie Huber alle Menschen, wohl aber alle Berufenen, auch die Zeitgläubigen für „Auserwählte“ erklärt: „Wer immer durch Wort und Sacrament zum Glauben gekommen und ein Kind Gottes geworden ist, auf den erstreckt sich die Prädestination oder die Gnadenwahl. Hört er auf, es zu sein, so ist er auch kein Auserwählter mehr und fällt aus dem Rahmen der particularen Wahl heraus“ (S. 52). Daß der Herr Christus wiederholt gesagt hat: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“, daß er gesagt hat: „daß, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten verführt würden“, daß der Apostel Paulus schreibt: „Welche er zuvor versehen hat, die hat er auch . . . herrlich gemacht“ zc., das alles scheint für ihn nicht dazustehen. Wenn er in der Concordienformel liest, daß die Wahl nur über die Kinder Gottes gehe, so läßt er das „die zum ewigen Leben erwählt und verordnet sind“ zc. (M. 705, 5) einfach weg (S. 42) und behauptet dreist, die Concordienformel lasse „allein die Auserwählten, aber nicht alle Auserwählten selig werden“ (S. 51), während doch die Concordienformel nicht sagt, „Auserwählte“ oder „etliche Auserwählte“, sondern „die Auserwählten“ würden selig, wie sie denn auch von diesen immer und immer wieder sagt, daß niemand sie aus Jesu Hand

reißen soll und kann, daß Gottes ewiger Voratz, sie selig zu machen, „nicht fehlen oder umgestoßen werden kann“ (M. 714, 45) zc. Doch es hieße Wasser ins Meer tragen, wollten wir meinen, dies noch erst beweisen zu sollen. Haack ist mit Blindheit geschlagen, und wenn man blind ist, so kann man eben nicht sehen. Merkwürdig ist aber doch dabei, daß Haack, nachdem er selbst aus Chemnitz, dem eigentlichen Verfasser des 11. Artikels der Concordienformel, den Satz angeführt hat: „Denn das ist aus Grunde der Schrift klar und gewiß, daß diejenigen, so zum ewigen Leben auserwählt sein, alle selig werden, denn Gottes Vorsehung kann nicht fehlen, und die ewige Gnadenwahl Gottes ist unwandelbar, kann nicht geändert oder umgestoßen werden, wie das aus der Schrift genugsam kann bewiesen werden“ (S. 49), sagen kann, der genannte Theologe fasse also „hier“ (!) die electi als identisch mit den finaliter credentes. Als ob Chemnitz je anders gelehrt hätte! Ebenso glaubt Haack unter genauer Angabe einer Stelle aus Joh. Gerhard diesen sagen lassen zu dürfen, „sowohl in der Schrift als in der F. C. sei ausdrücklich gesagt, daß die electi die Gläubigen seien“ (S. 75), während doch Gerhard an der betreffenden Stelle sagt: „*Non nisi illi, qui scripti sunt in librum vitae, qui vocantur, justificantur et tandem glorificantur, dicuntur in scriptura electi.*“ (Loc. 8. de elect. et repr. Cap. 12., § 201, 5.) Weil die Berufenen in der Schrift als „Auserwählte Gottes, Heilige und Geliebte“ angerebet werden (Col. 3, 12.) (wie auch wir in einem synekdochischen Sinne der Liebe nach thun) und weil die Berufenen durch die Gnadenmittel und im Glauben an die allgemeine und ernstliche Berufung ihrer Seligkeit und also auch ihrer Erwählung gewiß werden sollen, wie dazu die Concordienformel §§ 25—33 eindringlich auffordert, schließt Haack ohne Weiteres: „Die durch die Gnadenmittel Berufenen sind die Auserwählten“ (S. 43). Dahin kommt man, wenn man geistliche Dinge, welche doch nur mit dem Glauben zu fassen sind, „wissenschaftlich“ begreifen und darstellen will.

Wir kommen nun zu der Hauptsache, dem Haackschen Synergismus. Denn daß ein solcher vorliegt, ist bei ihm als einem „wissenschaftlichen Theologen“ im modernen Sinne und einem Schüler Dieckhoffs nicht anders zu erwarten. Wir benutzen die Gelegenheit, um etliche Punkte, welche unsers Erachtens vor Jahren gegen Dieckhoff wohl noch nachdrücklicher hätten hervorgehoben und klargestellt werden können, jetzt noch nachträglich zu erörtern und den Synergismus, wie er den modernen „Lutheranern“ im Blute liegt, noch einmal aufzudecken, sei es zur Warnung, sei es zu dankbarer Anerkennung des uns geschenkten gnadenreichen Lichtes.

Bekanntlich glaubte Dieckhoff in dem Umstande, daß die Gnade „nicht unwiderstehlich“ wirkt, die „Lösung des Problems“ von der Gnadenwahl gefunden zu haben („Der missourische Prädestinarianismus und die

Concordienformel“, S. 9. „Zur Lehre von der Belehrung und von der Prädestination“, S. 80. 117. 147 f.). Saack, der sich ausdrücklich auf ihn beruft (S. 88), tritt genau in seine Fußtapfen. Wir können nicht leugnen, daß die Sache einen blendenden Schein hat, solange man noch in der „wissenschaftlichen“, das ist, rationalistischen Betrachtungsweise befangen ist. Schreiber dieses wurde selbst Jahre lang durch eben diese Art der Beweisführung an der Erkenntniß der Wahrheit und am Glauben, an der Gewißheit der Seligkeit, gehindert.

Wie nun? Geben nicht die „Missourier“ ausdrücklich die Widerstehlichkeit der Gnade zu und haben sie nicht von jeher die Unwiderstehlichkeit geleugnet? Allerdings, und es ist nichts als elende Verleumdung und Consequenzmacherei, wenn unsere Gegner uns das Gegentheil imputiren. Wir brauchen, abgesehen von zahlreichen, in allen Publicationen der Missourier von Anfang an zerstreuten Aeußerungen über diesen Punkt nur auf den Aufsatz Herrn Prof. Piepers über „Widerstehliche und unwiderstehliche Gnade“ („Lehre und Wehre“, April, Mai und Juni 1887) zu verweisen, erlauben uns aber, noch etliche Bemerkungen hinzuzufügen, welche uns zur Widerlegung dieses Kunstgriffs der Synergisten beachtenswerth zu sein scheinen. (Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt von P. Aug. Schüller.)

## Theologische Sprüchwörter.

### 2. De Principio Theologiae Revelatae, seu de Scriptura Sacra.

(Vgl. Vater, Comp. Theol. Positivae, Walthersche Ausgabe, Vol. I., Cap. II.)

1. *Principium theologiae μόνον καὶ οὐκ εἶον est Dei verbum.*  
Das einzige und eigentliche Princip der Theologie ist das Wort Gottes. (Joh. Gerhard, „Aphorismi succinti et selecti.“ I, 1.)

Bemerkung. „Jede Disciplin hat ihr oberstes Princip, aus welchem sich die ganze Materie derselben wie aus einem Reime entfaltet; so ist z. B. das oberste Princip der Metaphysik: Es ist unmöglich, daß etwas sei und nicht sei; das der Physik: Aus nichts wird natürlicher Weise nichts; das der natürlichen Moral: Das moralisch Gute ist zu lieben, das Böse zu fliehen.“ (Dr. Walthers, „L. u. W.“ 13, 97.)

5 Mos. 4, 2.: „Ihr sollt nichts dazu thun, das ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun“ 2c., redet Gott zu Mose, und das galt und das gilt noch heute den Theologen. Also: Es gibt nur Eine Quelle. Gäbe es noch andere, so erschiene 5 Mos. 4, 2. als ein unnöthiges Verbot. Die sogenannte Tradition und die neuen Offenbarungen als Princip der Theologie sind von Gott abgethan. 5 Mos. 4, 2. Also: Das Göttliche allein aus der Schrift.

Auf den Einwurf: „Nach Mose Zeit ist doch noch zum Canon hinzugehan worden“, ist zu erwidern: Ja, aber derjenige, welcher hinzugehan hat, war Gott — und nicht ein Mensch. Weder dazu, noch davon thun sollen wir von dem Worte Gottes. „Daraus“, sagt Dr. Walthers, „erhellst erstlich, daß nichts in der Bibel steht, was unnütz und überflüssig wäre; zweitens, daß jedes Wort darin uns nöthig ist und ewiges Leben enthalte.“ (Synodalber. O. 12, 24.)

Wie nothwendig diese Bemerkung Walthers auch in unserer Zeit ist, braucht nicht erst mit Belegen dargethan zu werden. (Vide Annotationes Walthers zu Jos. 23, 6. Jes. 8, 20. Luc. 16, 29. 2 Tim. 3, 15—17. im Synodalb. O. 12, 25. Vgl. „L. u. W.“ über Dictum probans, 2 Tim. 3, 15—17., Jahrg. 38, 289 ff.)

2. *Quicquid Scriptura sacra dicit, illud est infallibiliter verum.* (Quenstedt, Th. did.-pol. P. I, c. 3, s. 2, fol. 48.) Was auch (oder: Alles, was) die heilige Schrift sagt, das ist unfehlbar (untrüglich) wahr.

Bemerkung. Zu Jona 1, 17. macht Luther unter anderem auch gerade diese Bemerkung: „Hilf Gott, welch ein wunderbar Werk ist doch das! Wer kann es genugsam bedenken, daß ein Mensch soll drei Tage und Nächte so einsam, ohne Licht, ohne Speise, mitten im Meer, im Fische leben und wiederkommen? Das mag wohl eine seltsame Schifffahrt heißen. Wer wollte es auch glauben, und nicht eine Lügen und Märlein halten, wo es nicht in der Schrift stände?“ (VI, 2641.)

„Soll ich denn und muß ungewissen, finstern Text und Verstand haben, so will ich lieber den haben, der aus göttlichem Munde selbst gesprochen ist, denn daß ich den habe, so aus menschlichem Munde gesprochen ist. Und soll ich betrogen sein, so will ich lieber betrogen sein von Gott (so es möglich wäre), denn von Menschen; denn betruget mich Gott, so wird er's wohl verantworten und mir Wiedererstattung thun. Aber Menschen können mir nicht Wiedererstattung thun, wenn sie mich betrogen haben und in die Hölle geführt. Solchen Troß können die Schwärmer nicht haben; denn sie können nicht sagen: Ich will lieber auf dem Text stehen, den Zwingel und Decolampad zwieträchtiglich sprechen, denn auf dem, den Christus selbst einträchtiglich spricht.“ (XX, 1300.)

Aus Luthers glaubensfreudiger Erklärung in seinem großen Bekenntniß vom Abendmahl Christi, Anno 1528 geschrieben, sind die eben angeführten und das nun noch folgende Wort genommen: „So bin ich blieben auf deinem Text, wie die Worte lauten. Ist etwas finster darinnen, so hast du es wollen so finster haben; denn du hast keine andere Erklärung drüber gegeben noch zu geben befohlen.“ (XX, 1301.)

Vide „L. u. W.“ 21, 225 ff. („Was ist das Princip der Theologie?“)

3. *Multa continentur ἐν γραφῇ, quae non continentur ἐν γραμματι.* (Basiliius.)

Bemerkung. Hoc est: multa habentur in s. literis quoad sensum, non quoad literam, das heißt, vieles ist in der Schrift dem Sinne nach, aber nicht dem Buchstaben nach enthalten.

„Als Beispiel gilt die Stelle Matth. 22, 29. ff. In dieser Stelle wird auf die Lehre von der Auferstehung der Todten hingewiesen, wie dieselbe nämlich durch nothwendige Schlüsse daraus gefolgert werden muß, . . . weil Gott sich den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nennt, so müssen Abraham, Isak und Jakob, obgleich sie leiblich gestorben sind, dennoch leben, also gibt es eine Auferstehung der Todten. ‚Ihr versteht die Schrift nicht‘, spricht Christus deshalb zu den Juden, weil sie diese Schlussfolgerung nicht machten und anerkannten.“ (Synodalb. N. 13, 19. 20.)

4. Was aus der Schrift folgt, das steht auch darin. (Synodalb. N. 13, 20.)

Bemerkung. „In der Bibel steht nicht das Wort ‚dreieinig‘, auch nicht ‚drei Personen‘, und doch glauben und bekennen es die Christen, weil es nothwendig aus der Schrift folgt. Fast alle Lehren des Christenthums sind Resultate solcher Schlussfolgerungen. Was in der Concordienformel steht, ist nichts weiter, als eine sorgfältige Auflesung dessen, was in der heiligen Schrift geoffenbaret ist.“ (l. c.)

5. Jede richtige Schlussfolge ist auch göttliche Lehre. (Dr. Walthers, Synodalb. W. 14, 28.)

Bemerkung. „Denn richtig aus der Schrift gezogene Schlussfolgerungen sind Gottes Wort der Sache und dem Sinne nach, obwohl sie es nicht dem Buchstaben und Schall nach sind.“ (Duenstedt.)

„Was aus der Schrift als Folgerung geschlossen wird, ist dem gleich, was geschrieben ist.“ (Gregor von Nazianz, in der 37. Rede, in der 5. Frage von der Theologie.)

Die Annotationes Walthers zu den eben angeführten Zeugnissen von Duenstedt und Gregor von Nazianz lauten so: „Diese Worte zeigen sowohl den Römischen als andern Secten gegenüber, daß das Wort Gottes, welches in der Bibel geschrieben steht, allein genug sei zur Erweisung aller Lehren; denn jede richtige Schlussfolge ist eben auch göttliche Lehre. Ohne diesen Grundsatz freilich könnten die Römischen sagen: Woher wißt ihr denn z. B., daß auch den Frauen das heilige Abendmahl gerecht werden soll, wenn nicht aus der Tradition? Ja, ihr wißt nicht einmal die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit ohne sie; denn dieses Wort findet sich nirgends in der Bibel. Nun aber entgegnen wir: Es steht viel in der Bibel dem Sinn nach, was doch nicht mit ausgedrückten Worten darin steht. — Diesen Grundsatz haben wir nicht erfunden, sondern von

dem Herrn Christo gelernt.“ (Vide Ausführung zum 3. Sprüchwort.) „So nöthig und heilsam aber der rechte Gebrauch dieses Grundsatzes ist, so verwerflich dagegen ist der Mißbrauch desselben, daß man nämlich die Schlüsse nicht vom Wort, sondern von der Vernunft aus macht.“ (Synodalb. W. 14, 28 ff.) „Beim Bibellefen sollten die Christen nicht mechanisch lesen, sondern nöthige Schlüsse machen.“ (l. c., S. 25.)

6. Was nicht wider Schrift und Glauben ist, das ist auch wider keine Folge. (Luther XX, 1150.)

7. Was nach Gottes Wort geändert wird, das ist keine Neuerung. (Luther XVI, 1154.)

Bemerkung. „Und hilft auch nichts, daß ihr fürwendet, man solle nichts Neues machen noch etwas ändern; denn ihr habt gehört, daß dies Stück eine Neuigkeit ist, und daß ihr's seid, die eitel Neuigkeit und Aenderung in der Christenheit ohne Unterlaß habt aufbracht. Und was nach Gottes Wort geändert wird, das ist keine Neuerung, dem sollen alle Gewohnheit weichen, wie gut sie sind, spricht euer eigen Recht. So ist Gott und sein Wort älter, denn ihr seid; wird auch wohl jünger und neuer sein, denn wir und ihr seid, sintemal es ist ewig; darum soll es beide Altes und Neues ändern und regieren, und sich weder vom neuen noch alten ändern oder regieren lassen.“ (l. c.)

8. *Quod non est biblicum, non est theologicum.* (Gerhard.)

Bemerkung. „Unicum theologiae principium est verbum Dei; quod ergo in verbo Dei non est revelatum, non est theologicum.“ (Gerhard, Loc. de Creatione, § 3.) Das einzige Princip der Theologie ist das Wort Gottes; was also in Gottes Wort nicht offenbart ist, das ist nicht zur Theologie gehörig.“

Die genuine Theologie ist an die Worte der Schrift und durch die Worte der Schrift gebunden — „notwithstanding the cry and clamor of the modern theologians of Germany or America“. Der modernen Theologen Fundament ist ihr theologisches (oder vielmehr untheologisches) Ich, der Reparatur stets unterworfen; darum auch nicht stabil, sondern sehr rohrähnlich. (Matth. 11, 7.) Principiell muß sie umkehren — und soll ihr geholfen werden, so muß sie lehren und lernen, lernen und lehren, was Gerhard sagt: *Quod non est biblicum, non est theologicum.* Sie muß, mit andern Worten gesagt, die Schrift für das insallibele und majestätische Wort Gottes halten.

„Ein wahrhaft wissenschaftliches Verfahren befolgten in der Theologie unsere alten Theologen, wenn sie nach dem Grundsatz verfuhrten: ‚*Quod non est biblicum, non est theologicum*‘, und alle der Theologie fremden Erkenntnißprincipien und Normen — unter ihnen auch die ‚wiedergeborene‘



oder ‚erleuchtete Vernunft‘, die sich über die Schrift zum Richter setzt — entschieden zurückwiesen.“ („L. u. W.“ 43, 6.)

Vgl. auch Dr. Walther, „L. u. W.“ 13, 97 ff. („Vier Thesen über das Schriftprincip.“) „L. u. W.“ 30, 416. 32, 33. 35, 281.

9. *Non credo, quia non lego.* Ich glaube es nicht, weil ich es nicht (in der heiligen Schrift) lese.

Bemerkung. „Du bist nicht mehr schuldig zu glauben, denn was in der Schrift steht.“ (Luther XI, 209.)

„Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nichts widerrufen.“ (Luther XV, 2307.)

„Bringen sie Gottes Wort, so sagen wir: Gott willkommen. Wenn es aber nicht Gottes Wort ist, so lassen wir sie fahren.“ (Luther VII, 2363.)

„Ich höre keinen Prediger, nehme auch keinen Gedanken an; fallen sie mir ein, so lasse ich sie wieder ausfallen; Christum höre ich, was der mir saget.“ (Luther VII, 2451.)

(Fortsetzung folgt.)

---

## V e r m i s c h t e s .

---

Eine Klage über „Civilisation“ im Allgemeinen und „Christliche Civilisation“ im Besonderen. Der chinesische Gesandte in Washington, Wu Ling Fang, hielt kürzlich bei einem Bankett der „Academie der politischen und socialen Wissenschaften“ eine Ansprache, in welcher er u. A. sagte: „Gewisse Leute nennen sich civilisirt und brandmarken andere Leute als uncivilisirt. Was ist Civilisation? Versteht man darunter lediglich den Besitz überlegener Stärke und eines großen Vorraths von Angriffs- und Vertheidigungswaffen? Ich fasse die Bedeutung des Wortes etwas weiter. Nach meiner Meinung sollte eine civilisirte Nation die Rechte einer andern Nation genau ebenso achten, wie im Privatleben der Einzelne gebunden ist, die Rechte seines Nächsten zu achten. Civilisation, was ich darunter verstehe, lehrt die Menschen nicht, die Rechte anderer zu mißachten, so wenig wie sie es gutheißt, wenn man sich das Eigenthum eines andern gegen dessen Willen aneignet. Wenn sich daher Leute, die sich zum Christenthum bekennen und sich ihrer hohen Civilisation rühmen, so übel aufführen, daß sie die Rechte der Schwachen mißachten und nehmen, was ihnen nicht gehört, dann wäre es besser, nicht so civilisirt zu werden. China bewillkommt an seinen Gestaden Leute aus allen Nationen. Seine Häfen stehen allen offen, und es behandelt alle gleichmäßig ohne Unterschied der Rasse, der Farbe, der Nationalität und des Bekenntnisses. Seine Bewohner treiben mit allen

Ausländern Handel. Zum Dank verlangt es nichts als ähnliche Behandlung von andern. Es verlangt Frieden, man soll es in Ruhe lassen und es nicht mit unvernünftigen Forderungen belästigen. Ist das unbillig? China bittet euch, es so zu behandeln, wie ihr behandelt zu werden wünscht. Diese vernünftige Bitte kann man ihm gewiß nicht abschlagen. . . . Ich glaube, daß es in jedem Lande Männer und Frauen von edelm Charakter gibt — und ich weiß, in diesem Lande gibt es deren viele —, deren Grundsatz es ist, gerecht und billig gegen jedermann zu sein, namentlich gegen die Schwachen, und daß sie weder sich selbst noch ihren Regierungen gestatten würden, Handlungen der Unterdrückung und der Tyrannei zu begehen. Solche Männer und Frauen sind es, die einen hellen Glanz über die Nationen verbreiten, denen sie angehören.“ So weit der Chinese. Seine Klage über „Civilisation“ und „christliche Civilisation“ ist jedenfalls in hohem Maße berechtigt. Aber unberechtigt ist es, wenn er die „uncivilisirten Chinesen“ als bessere Menschen hinstellt und lobt. Die Chinesen taugen auch nichts, wie sie das in ihrem Verhalten gegen die Ausländer reichlich bewiesen haben. Dieses sitzengebliebene Drittel des Menschengeschlechts, wie man China wohl genannt hat, hat auch eine Geschichte von Gewaltthat und Blutergießen nach Innen und Außen hinter sich. China hat die Fremden reichlich bedrückt. Wu Ting Fang sagt wohl bewußt die Unwahrheit, wenn er seine Landsleute als gegen Fremde gerecht und freundlich gesinnt darstellt. Ohne Zweifel gibt es in China, wie auch in America, immer einzelne Personen, deren Gesinnung und Handeln von den Grundsätzen der bürgerlichen Gerechtigkeit bestimmt wird. Aber diese werden überall in der Minorität bleiben. Die große Masse des Volkes wird immer von den Leidenschaften bestimmt werden und nicht nach den Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit fragen. Es steht so, wie das lutherische Bekenntniß sagt: „Es ist etlichermaßen in uns ein Vermögen, äußerlich ehrbar zu leben, . . . Oberkeit und Eltern zu gehorchen, nicht stehlen, nicht tödten. Denn dieweil nach Adams Fall gleichwohl bleibt die natürliche Vernunft, daß ich Böses und Gutes kenne in den Dingen, die mit Sinnen und Vernunft zu begreifen sind, so ist auch etlichermaßen unsers freien Willens Vermögen, ehrbar oder unehrbar zu leben. Das nennt die Heilige Schrift die Gerechtigkeit des Gesetzes oder Fleisches, welche die Vernunft etlichermaßen vermag ohne den Heiligen Geist; wiewohl die angeborene böse Lust so gewaltig ist, daß die Menschen öfter derselbigen folgen, denn der Vernunft, und der Teufel, welcher, wie Paulus sagt, kräftiglich wirket in den Gottlosen, reizet ohne Unterlaß die arme, schwache Natur zu allen Sünden. Und das ist die Ursache, warum auch wenig der natürlichen Vernunft nach ein ehrbar Leben führen, wie wir sehen, daß auch wenig Philosophi, welche doch darnach sich heftig bemühet, ein ehrbar Leben recht geführt haben.“ (Apologie, Art. 19. M. S. 218.)

F. B.

**Niedergang der classischen Bildung in Deutschland.** Dr. Virchow hat sich im preussischen Abgeordnetenhaus über die Zurückdrängung der classischen Studien so geäußert: „Ich will zunächst meinen Gesamteindruck hervorheben, den ich vorzugsweise als Examinator empfangen und der darin besteht, daß wir uns in einer Periode des entschiedenen Niederganges der allgemeinen Bildung unserer höheren Schüler befinden. (Hört! hört!) Dieser Niedergang hängt ja in einem nicht ganz kleinen Theil zusammen mit dem Verfall derjenigen Grundlage, auf welcher seit ein paar Jahrhunderten die ganze deutsche Bildung geruht hat, der classischen. Man mag über den Werth der classischen Bildung urtheilen, wie man will, wir müssen doch hervorheben, daß diese Studien der allgemeine Grund gewesen sind, auf dem die allgemeine deutsche Bildung sich erhoben hat, und daß wir alle, mögen wir nun aus einer höheren Schule hervorgegangen sein oder nicht, doch diesen Eindruck immer durch unser ganzes Leben hindurch bewahrt haben, so daß man, wo man hinkam, ungefähr doch wissen konnte, daß man in einer gewissen Sphäre des Denkens und Wissens sich bewegte, die auch die andern Landsleute hatten. Das ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug gewesen, den gerade die Deutschen gehabt haben, und wenn dieselben in dem sogenannten academischen Leben eine Art von Mittelpunkt gewonnen hatten, so wird, glaube ich, auch selten jemand sein, der nicht den Vorzug anerkennt, den ein solcher Mittelpunkt für die gesammten öffentlichen Erscheinungen des Volkes dargeboten hat. Wir waren stolz darauf, damit einen festen Grund für eine gemeinsame Verständigung zu haben. Das wird allmählich immer schwächer, je mehr die classischen Studien in den Hintergrund gedrängt werden.“ Dazu bemerkt das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“: „Schwer leiden besonders die Theologen unter diesem Niedergang der classischen Bildung. Geht es so weiter, so wird bald kein Theolog mehr da sein, der Bengels Gnomon lateinisch mit Leichtigkeit lesen kann.“ Hoffentlich bleibt unsere Synode vor der gleichen Calamität bewahrt, da wir uns nicht bloß für Bengels Gnomon, sondern noch für etliche andere Bücher, die lateinisch geschrieben sind, interessieren. F. P.

**Der Weltfriede und das „Entwicklungsgesetz“.** Der bekannte Berliner Professor Virchow meint von der im Haag tagenden Friedensconferenz, daß dieselbe zwar keine unmittelbaren Resultate ergeben, daß aber der allgemeine Weltfriede sich auf dem Wege der „Entwicklung“ allmählich einstellen werde. Er sagt: „Die Conferenz wird das Studium des Friedensproblems vertiefen und das neue Jahrhundert wird ein Zeitalter wirklicher Erleuchtung und Civilisation und des Friedens sein.“ . . . „Früher oder später wird die Abrüstung sich bei allen Nationen nach dem Entwicklungsgesetz verwirklichen.“ In dieser Aussprache tritt so recht die Bornirtheit eines modernen Gelehrten zu Tage: man braucht nur das „Studium“ des Friedensproblems zu „vertiefen“, dann kommt nach dem „Entwicklungsgesetz“ mit unfehlbarer Sicherheit der Friede. Als ob

die Ereignisse in der Welt sich nach den „Studien“ der sogenannten Gelehrten abwickeln! „Entwickeln“ kann sich nur, was im Keim oder in der Anlage vorhanden ist. Nun steckt aber allen Menschen nach dem Sündenfall nicht Friede, sondern Unfriede und Krieg im Herzen. Und diese natürliche Anlage werden alle gelehrten „Studien“ über das „Friedensproblem“ nicht ändern. Nur wenn alle Menschen durch rechtschaffene Belehrung zu Christo ein neues, friedfertiges Herz bekämen, wäre Aussicht auf einen Weltfrieden vorhanden. So gewiß nun die große Majorität der Menschen unchristlich bleiben und das natürliche Herz behalten wird, so gewiß wird sich auf dem Wege der natürlichen „Entwicklung“ nicht Friede, sondern Krieg ergeben. Die Kriege werden sich gegen das Ende der Welt nicht mindern, sondern mehren. Christus sagt in der Beschreibung der letzten Zeiten: „Es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere“, Matth. 24, 7. Professor Birchow hat keine Ursache, besonders über uns Americaner zu schelten. Er sagt nämlich über uns: „Ein Factor in der gegenwärtigen Lage ist die Schwäche der öffentlichen Meinung. Nationen lassen sich irreleiten von einer trügerischen Idee von Ruhm und Ehre. Die Vereinigten Staaten haben dafür erst neulich ein trauriges Beispiel geliefert.“ Die Americaner sind nicht besser und nicht schlechter als andere Völker. Wie in jedem einzelnen Menschen von Natur die Neigung steckt, sich über Andere zu erheben und Andere zu beherrschen, so steckt dieselbe Neigung auch in den Völkern, und zwar gerade auch in den civilisirten Völkern. Jedes Volk hält sich für das beste und möchte seine Herrschaft über andere Völker ausdehnen. Diese Neigung steckt Americanern, Engländern, Deutschen, Russen, Franzosen zc. gleichermaßen im Herzen. Es kommt nur auf die Gelegenheit zur natürlichen „Entwicklung“ an, dann haben wir nicht Frieden, sondern — Krieg. Die Christen, die dies klar erkennen, haben aber einen Trost. Sie kennen Jemand, der die natürliche „Entwicklung“ hemmen kann und oft auch thatsächlich hemmt. Es ist der Herr Jehaoth, der den Kriegen steuert in aller Welt. Der wird auch die Trübsalstage der letzten Zeit kürzen, so daß die Christen nicht ver sucht werden über Vermögen.

F. P.

Der „**Affenmensch**“. Das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: „In Folge eines Vortrags von Prof. Schwalbe in Strassburg über den Affenmensch, Pithecanthropus, von Java (Stelettheile 1894 gefunden durch Dubois): ‚Der Pithecanthropus sei der höchststehende Affe oder bereits ein Bindeglied zwischen Affen und Menschen‘, spukt wieder einmal dieses wissenschaftliche Märchen. Nun, hoffentlich gerathen gewisse Theologen, die die Schöpfungsgeschichte nach der Wissenschaft corrigiren wollen, nicht darüber gleich außer sich und versuchen Compromisse zu schließen. Den berühmten Neanderthal-Schädel, ‚den Schädel des Urmenschen‘, hat bekanntlich Birchow für den Schädel eines an chronischer Gelenkentzündung verstorbenen Individuums erklärt.“

**Abermals ein Mittel gegen den Tod entdeckt.** Ganz ernsthaft berichten die Zeitungen Folgendes: „Die ‘Tribune’ von Chicago meldet eine Entdeckung, die, wie es heißt, die Erhaltung des Körpers in jugendlichem Zustande ermöglicht. Diese Entdeckung ist soeben von Prof. Joseph R. Hawley und Alexander Wiener von der Chicagoer klinischen Schule veröffentlicht worden. Die Rückkehr zur Jugend, wird behauptet, wird durch Einspritzungen der Lymphe von Thieren, insbesondere von jungen Ziegen, bewirkt. Die allgemeine Theorie der Entdeckung ist die, daß, wenn die mineralischen Ablagerungen, die sich im Laufe des Lebens in den Knochen anhäufen, durch ‘Lebenszellen’, die in den Lymphdrüsen der Ziegen enthalten sind, ersetzt werden, die Entartung der Knochen verhindert und die Elasticität und Jugend im Organismus länger bewahrt werden kann. Die Entdeckung wurde vor einem Jahre gemacht und durch fortgesetzte Experimente wollen die Entdecker die Wirksamkeit des Mittels festgestellt haben. Bei einem dieser Experimente in der klinischen Schule spritzte Dr. Hawley die Flüssigkeit aus den Lymphdrüsen einer Ziege einem Hunde unter die Haut, der nachweislich vierzehn Jahre alt war. Vor der Einspritzung wurde festgestellt, daß der Knochen des Oberschenkels starke Ablagerungen von Phosphat, Carbonat und Soda enthielt. Der Hund wurde zwei Monate lang sorgfältig beobachtet, während welcher Zeit häufige Einspritzungen mit jener Lymphe gemacht wurden. Nach Ablauf der zwei Monate zeigte eine neue Untersuchung des Knochens, daß der größere Theil der mineralischen Ablagerungen verschwunden war, und das Versuchsobject war so beweglich wie ein junger Hund. Auch an einer Reihe von Menschen, heißt es, wurden in Chicago dieselben Experimente mit den gleichen Resultaten vorgenommen. Die Entdecker behaupten nicht, daß ein mit ‘Lebenszellen’ von Ziegen behandelter Mensch ewig leben wird“ (wirklich sehr bescheiden!), „aber sie sagen, das Leben wird verlängert, vielleicht aufs Doppelte.“ So weit der Zeitungsbericht. Wir fürchten, daß Dr. Hawley mit seiner Einspritzung „aus den Lymphdrüsen einer Ziege“ seinen Menschenbrüdern eine große Enttäuschung bereiten wird. Es wird wohl dabei bleiben, was ein gewisses Buch sagt: „Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn’s hoch kommt, so sind’s achtzig Jahr“ (Ps. 90, 10.). Dr. Hawley ist mit seinem Suchen nach Mitteln wider den Tod nicht auf der rechten Fährte. Wir können ihm die rechte Richtung angeben. Wenn er die Menschen wirklich und radical vom Altwerden und vom Tode curiren will, so muß er ein Mittel erfinden, wodurch die Menschen von der Sündenschuld und dem sündlichen Verderben befreit werden. Die Einspritzung „aus den Lymphdrüsen einer Ziege“ thut’s nicht. Das Übel sitzt tiefer.

F. B.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Ueber die lutherische Kirche in Chicago heißt es im "Lutheran": „Von den 119 Gemeinden sind nur 11 rein englisch. Hier taucht die Frage auf: Wann und wie wird die lutherische Kirche in Chicago englisch werden?“ Wir meinen, daß uns diese Frage gar nicht zu bekümmern brauche. Die Kirche hat weder die Aufgabe, die Deutschen englisch, noch die Aufgabe, die Englischen deutsch zu machen. Sie hat nur die Aufgabe, Deutsche und Englische selig zu machen. Um dieser ihrer Aufgabe gerecht zu werden, predigt sie den Deutschen deutsch, so lange sie Deutsch am besten verstehen, und den Englischen englisch, so lange man sich mit diesen durch die englische Sprache am besten verständigen kann. Nur um eins sollten wir uns allezeit ernstlich bekümmern. Darum nämlich, daß wir allezeit gerüstet sind, den Deutschen deutsch und den Englischen englisch zu predigen, und daß wir keine Gelegenheit zur Predigt des Wortes — sei es in deutscher, sei es in englischer Sprache — unbenußt vorübergehen lassen.

F. P.

Nähern sich die „unabhängigen“ Polen wirklich der lutherischen Kirche? Herr Pastor Sattelmeyer, der kürzlich einem Ruf an eine polnisch-lutherische Gemeinde Folge leistete, schreibt an die „Rundschau“: Um einigermaßen zu schildern, wie es in der vom Pabst unabhängigen katholischen Kirche zugeht, theile ich hiermit einen Artikel in der Uebersetzung mit aus dem Organ des Bischofs Rozłowski, der sich in der „Gazeta Reforma“ No. 2 vom Jahre 1899 befindet. „An die Polen in Perth Amboy und überall! Theure Brüder! Wir leben in einer traurigen Zeit. Die Wahrheit verschwindet immer mehr vom Erdboden, und derer, die sie suchen, werden immer weniger. Etlliche halten im guten Glauben die Lüge für Wahrheit; andere, die es wohl erkennen, daß Lüge nicht Wahrheit ist, sondern Lüge, fürchten sich, die Wahrheit zu suchen, wegen der öffentlichen Meinung und der Herrschaft der katholischen Kirche, unter der sie sich befinden. Diese Priesterherrschaft haben Leute an sich gerissen von verkehrten Sinnen, denen es um weiter nichts zu thun ist, als um Befriedigung ihrer Leidenschaften und Geldgierde. Es sind Leute, die vor keinem Mittel zurückschrecken, um diejenigen, die anderer Ansicht sind, empört, und sie zu knechten oder zu vernichten. Brüder, laßt uns die Wahrheit suchen! Denn die Intriguen unserer Inquisitoren der Neuzeit gehen darauf aus, unser polnisches Volk in der Civilisation um ein Jahrhundert zurückzuversetzen. Der Glaube Christi ist in der römischen Kirche beschmutzt. Die christlichen Tugenden fehlen, und an ihre Stelle, an die erste Stelle in der Kirche ist die weltliche Politik Roms getreten. Die Religion ist in dieser Kirche zu einem schmutzigen Geschäft herabgewürdigt, und die Kirchen sind zu Dollarfabriken geworden. Die christliche ‚Tugend‘ ist die Unterwürfigkeit unter Rom und die Unterstützung seiner nichtswürdigen Politik, die in der Knechtung der Schwachen und in der Unterstützung der Stärkern besteht. Nur ein Blinder kann es sein, der nicht weiß, was geschieht; denn Rom blendet dem Volke unaufhörlich die Augen und hält es bloß durch Blindheit in Unterwürfigkeit. Die Schlechtigkeit und der Koth, worin sich Rom wälzt, empört mich, und ich komme zu der Ueberzeugung, daß dieser Vatican, der mit dem Zaren liebäugelt und ihm unser Volk zur Qual ausliefert, bereit wäre, mit der Hölle ein Bündniß zu schließen, wenn ihm die Hölle die Urkunde ausstellen würde für die sichere Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft der Päbste. Du armes Schifflein Petri, wohin bist du gelangt! und das Volk, das blindlings den Steurern vertraut, ist noch ärmer. Polnisches Volk, öffne die Augen, durchschaue und suche die Wahrheit, und du wirst dich überzeugen, daß Rom und die Wahrheit solche schroffe Gegensätze bilden wie Feuer

und Wasser. Brüder in Perth Amboy! Ein römischer Priester, der in der polnischen Kirche herrscht, hat von der Kanzel gedroht, daß er die Leser unserer Reformzeitung aus der Kirche jagt, ob es gleich darüber zum Blutvergießen käme. Woher kommt diese Tollheit bei einem ‚Diener Gottes‘ gegen unsere Zeitung? Wenn darin die Wahrheit nicht enthalten ist, so beweise es und zeige dem Volke die Unwahrheit, so wird das Volk dies erkennen und die Zeitung von sich thun. Aber mit Blutvergießen drohen und die Thore des Heiligthums schließen — wie stimmt das mit Jes. 26, 2.: ‚Thut die Thore auf, daß herein gehe das gerechte Volk, das den Glauben bewahret?‘“ Pastor Sattelmeyer fügt hinzu: „So weit die ‚Gazeta Reforma‘. Man sieht hieraus, daß das polnische Volk wirklich die Wahrheit sucht, und das Hauptmittel zur Erkenntniß der Wahrheit, nämlich Gottes Wort, wird allen vom Papst unabhängigen polnischen Katholiken von ihren Priestern empfohlen und auch verbreitet. Die Polen, die schon einmal zur Hälfte lutherisch waren und durch die Jesuiten wieder mit allerhand Marter zum Abfall gebracht wurden, suchen auch jetzt wieder mit allem Ernst die reine Lehre des Wortes Gottes, und der Gehülfe des Bischofs Kozłowski hat mir versichert, daß sie wohl langsam vorgehen müßten wegen der Unwissenheit des Volks, daß sie aber sicher sich der Lehre der lutherischen Kirche nähern. Gott gebe, daß auch dies Volk zur Erkenntniß der Wahrheit komme.“

**Änderung des Trauungsgesetzes im Staate Wisconsin.** Hierüber entnehmen wir einem politischen Blatt die folgenden Angaben: Ein großer Unfug ist dieser Tage durch die Staatslegislatur von Wisconsin abgeschafft worden. In jenem Staate war es einige Jahre hindurch außerordentlich leicht, getraut zu werden. Das Gesetz hatte keinerlei Verpflichtungen, wie die Lösung einer Licenz u. dgl., aufgestellt; und die Folge davon war, daß in Milwaukee und andern Städten, die in der Nähe der Grenze lagen, das „Trauungsgeschäft“ in großer Blüthe stand. Aus allen Staaten in der Nachbarschaft strömten jene leichtsinnigen Paare herbei, die aus irgend einem Grunde rasch und vor allen Dingen heimlich in die Ehe eintreten wollten, und die Friedensrichter und sogar gewisse Geistliche in jenen Städten zogen aus dieser schmutzigen Quelle bedeutende Einnahmen. Auch die Hotels und Wirthschaften der Stadt machten dabei gute Geschäfte, und deshalb war es nicht zu verwundern, daß von allen diesen Seiten große Anstrengungen gemacht wurden, eine Änderung der bestehenden lagen Ehegesetze zu verhindern. Glücklicherweise ohne Erfolg; denn die Staatslegislatur hat jetzt ein Gesetz erlassen, das diesem widerlichen Treiben ein gründliches Ende bereitet und strengere Vorschriften in Betreff der Eheschließung aufstellt. Darnach muß fünf Tage vor der Trauung eine Heirathslicenz an zuständiger Stelle erwirkt werden. Wer sich um eine solche Licenz bewirkt, muß beglaubigte Angaben über sein Alter machen, und Minderjährige müssen die von zwei Zeugen unterschriebene Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder beibringen, ehe die Licenz ausgestellt werden kann. Wer aber eine Trauung vornimmt, ohne daß diese Bestimmungen erfüllt sind, verfällt in eine Strafe von \$500. Das ist der wesentliche Inhalt des neuen Ehegesetzes von Wisconsin, und alle Freunde guter Sitte und anständiger Ordnung werden dessen Erlaß gewiß mit Freuden begrüßen.

**Kinder und Theater in der Stadt New York.** Ein hiesiges weltliches Blatt berichtet: „Keine Kinder auf der Bühne. Mayor Van Wyck von New York lehnte es kürzlich ab, den Repräsentanten des ‚New York Theatre‘ die Erlaubniß für das Auftreten von etwa dreißig Kindern in der Extravaganza ‚The man in the moon‘ zu erteilen. Auch erhielt der Besitzer eines Museums an der 14. Straße, der einen 13jährigen Jungen ausstellen wollte, abschlägigen Bescheid, weil eine derartige Schaubude nicht der geeignete Platz für ein Kind sei.“ Sicherlich sind die heutigen Theater und „Museen“ keine geeigneten Plätze für Kinder. Für die Alten aber

F. P.

**Hülfe für die Menschheit auf dem Wege der Entertainments.** Nach einem Bericht der "Public Opinion" will Ballington Booth alle jungen Christen aller Kirchengemeinschaften „ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntnisse“ in einen großen Bund zusammenbringen, der den Zweck haben soll, entertainments zum Besten der unkirchlichen Massen zu veranstalten. Der "Lutheran" bemerkt: „Diese Weise, die Leute auf dem Wege der entertainments in den Himmel zu bringen, hat man schon früher versucht, aber sie ist fehlgeschlagen, Ballington Booth scheint jedoch nichts für unmöglich zu halten.“

F. P.

**Frauenstimmrecht in Connecticut.** Aus Hartford wird gemeldet: „Der Senat hat mit 29 gegen 9 Stimmen die Bill, durch welche den Frauen das Stimmrecht bewilligt werden sollte, zurückgewiesen.“ Der Senat des Staates Connecticut hat damit mehr natürlichen Verstand bewiesen, als man ihm, nach Vorgängen in andern Staatsensaten zu urtheilen, zutraute.

**Einer von den unsicheren Versicherungsvereinen.** Ein hiesiges Blatt meldet: „Mit Passiva im Betrage von rund \$137,500, denen nur \$26,000 Activa gegenüberstehen, hat der geheime Versicherungsorden der 'United Friends' mit dem Hauptbesitze in Albany, N. Y., seine Zahlungen eingestellt. Der Orden, dem auch sehr viele Deutsche angehörten, wurde am 30. November 1881 zwecks Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit incorporirt. Er gewährte auch Unterstützungen in Fällen von Krankheit und Erwerbsunfähigkeit. In den Tagen seiner Blüthezeit hatte er Logen in 19 Staaten der Union und eine Mitgliederzahl von 10,000 im Staate New York allein. Jetzt ist die Mitgliederzahl auf 4500 gesunken, neue kamen nicht hinzu, und dies erklärt den Zusammenbruch.“

## II. Ausland.

**Eine Loge mit „christlichen Grundsätzen“.** Mit Bedauern und Befremden melden politische Zeitungen Folgendes: „In der Großloge ‚Royal York zur Freundschaft‘ in Berlin, welche schon immer stark antisemitische Anwandlungen gezeigt hat, liegt gegenwärtig ein antisemitischer Antrag vor, welcher, wenn er durchgeht, die Juden aus den zu dieser Großloge gehörigen Logen ausschließen würde. Der vorliegende Antrag besagt, daß jeder in die Loge Aufnahme suchende sich zu christlichen Grundsätzen bekennen müsse. In Folge dieses Antrages haben Professor Wagner und Prinz Heinrich zu Schönau-Carolath die Wiederwahl zu Großmeistern abgelehnt und sind dann zu Ehrengroßmeistern ernannt worden. Der Großloge ‚Royal York zur Freundschaft‘ gehörte auch der verstorbene Kaiser Friedrich als Kronprinz an und bekleidete die Würde des Großmeisters. Schon damals zeigte die Großloge stark antisemitische Tendenzen, welche so weit gingen, daß den besuchenden jüdischen Mitgliedern englischer Logen der Zutritt verweigert wurde. Aus diesem Grunde brach die befreundete Londoner Großloge, nachdem ihr Protest fruchtlos geblieben war, den Verkehr mit der preußischen Großloge ab, und als etwas später der spätere Kaiser Friedrich der Londoner Großloge einen Besuch abstattete und die Loge in Thätigkeit zu sehen wünschte, wurde ihm der Zutritt mit dem Hinweis auf den Abbruch des Freundschaftsverhältnisses verweigert. Der Kronprinz, der die antisemitischen Beschlüsse der Berliner Großloge vorher nicht kannte, versprach, bei seiner Rückkehr nach Berlin darin Abhülfe zu schaffen, worauf er der Sitzung der Londoner Großloge beiwohnen durfte. Seitdem scheint aber der alte antisemitische Geist in der Großloge, deren Großmeister Kronprinz Friedrich Wilhelm war, wieder mächtig Oberwasser gewonnen zu haben.“ Die Zeitungen regen sich unnöthiger Weise auf. Die in Rede stehende Loge vertritt sicherlich keine christlichen Grundsätze. Ein Verein würde nur dann christliche Grundsätze vertreten, wenn er mit der christlichen Kirche bekennen würde, daß ein Mensch nur



durch den Glauben an Christi stellvertretende Genugthuung Vergebung der Sünden und die Seligkeit erlange. Ohne diesen Glauben gibt es auch keine „christliche Moral“. Wer z. B. Christum nur als Tugendvorbild auffaßt — eine solche Auffassung trifft man noch hin und wieder in Logen an —, vertritt nicht „christliche“, sondern unchristliche Grundsätze. Jene Berliner Loge, welche nichts mit Juden zu thun haben will, will sicherlich nur die „jüdische Kasse“ von sich ausschließen. Christum, als den einzigen Sündenheiland, zu bekennen, fällt ihr gewiß nicht ein.

F. P.

**Was ist ein Pietist?** In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ erzählt Bismarck ein Gespräch, das er im Jahre 1853 in Ostende mit dem damaligen Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm, hatte. Der Prinz war ungehalten über den General v. Gerlach, der verstimmt aus seiner Stellung als Adjutant geschieden war, und bezeichnete ihn als einen „Pietisten“. Darauf Bismarck: „Was verstehen Königliche Hoheit unter einem Pietisten?“ Der Prinz: „Einen Menschen, der in der Religion heuchelt, um Carriere zu machen.“ Bismarck: „Das liegt Gerlach fern. Was kann der weiter werden? Heutzutage versteht man unter einem Pietisten einen Menschen, der orthodox an die christliche Offenbarung glaubt und aus seinem Glauben kein Geheimniß macht; und solche gibt es viele, die mit dem Staatsdienste nichts zu thun haben und an keine Carriere denken.“ Der Prinz: „Was verstehen Sie unter orthodox?“ Bismarck: „Jemanden, der ernstlich daran glaubt, daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer zur Vergebung unserer Sünden.“ Jetzt fragte der Prinz hoch erröthend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubt?“ Bismarck antwortete: „Wenn diese Aeußerung öffentlich bekannt würde, so würden Eure Königliche Hoheit selbst zu den Pietisten gezählt werden.“

(A. G. L. K.)

**Aus der Provinz Sachsen.** „Du hast gelebt und gestrebt, auf Nimmerwiedersehen!“ rief der Arbeiter H. Maaf in Diesdorf bei Magdeburg seiner verstorbenen Mutter nach, als er bei deren Beerdigung in üblicher Weise drei Hände voll Erde ins Grab warf. Die Staatsanwaltschaft erhob Klage wegen Vergehens gegen die Religion, das Gericht aber verurtheilte Maaf wegen groben Unfugs, begangen in einer das Publicum belästigenden Kundgebung gegen den Auferstehungsglauben, zu vier Wochen Haft. Der das Begräbniß leitende Pastor hatte bekundet, er wisse nicht, wie Maaf's Worte auf das Leichengefolge gewirkt, wohl aber könne er bestätigen, daß sie im Gemeindeführer Aufsehen und Empörung erregt hätten. — Als Seitenstück hierzu möchten wir an einen ähnlichen Vorfall in Eßlingen (Württemberg) vor etlichen Jahren erinnern. Dort war ein „Genosse“ gestorben, der sich aber noch auf dem Krankenlager befehrt hatte. Als der Geistliche seine Amtshandlung am Grabe beendet hatte, trat ein „Genosse“ hervor und sprach über dem Grabe mit deutlicher Spitze gegen den Geistlichen: „Adieu, lieber Freund, wir sehen uns nicht wieder“, und kehrte damit vom Grabe um. Der Geistliche ging ihm nach und sagte zu ihm im Vorbeigehen: „Hören Sie, das glaube ich auch, was Sie da gesagt haben, den werden Sie nicht wiedersehen. Adieu!“

(E. L. K. J.)

**Wie Prof. Schell „Wahrhaftigkeit“ und „Kirchlichkeit“ mit einander verbinden will.** Prof. Schell in Würzburg erklärt in der Angelegenheit seiner Unterwerfung unter die Entscheidung der Indexcommission unter anderem: „Es wurde seitens der theologischen Facultät von Würzburg ausdrücklich festgesetzt, daß die geforderte Gehorsamserklärung ein Loyalitätsact und eine Kundgabe kirchlicher Gesetzmäßigkeit sei, aber weder unmittelbar noch mittelbar die Preisgabe einer wissenschaftlichen Ueberszeugung oder einen Widerruf in sich enthalte. Auf Grund dieser Klarstellung und deren Annahme seitens des Bischofs von Würzburg lag für mich kein Conflict zwischen Wahrhaftigkeit und Kirchlichkeit mehr vor, und ich konnte

die als nothwendig geforderte Gehorsamsklärung abgeben.“ Dazu bemerkt die „Evangelische Kirchenzeitung“ ganz richtig: „Dieser Rückzug ist ein Beweis, daß der Declarant noch ganz in den Banden des Jesuitismus steckt, den er vormdem bekämpfte.“

**Aus der Schweiz.** Die evangelische Kirchensynode des Cantons Zürich hat ein neues Statut der protestantischen Landeskirche entworfen, welches noch der Genehmigung des Volkes unterstellt werden muß. Dabei wurde mit 63 gegen 53 Stimmen nach dem Antrag der Commission und entgegen demjenigen des Kirchenrathes festgesetzt, daß die Taufe nicht nothwendige Voraussetzung der Zugehörigkeit zur Landeskirche sei, wogegen allerdings in einer mit 51 gegen 49 Stimmen angenommenen Protokollerklärung gesagt ist, die Synode erkenne durchaus den hohen Werth der Taufe an und empfehle dieselbe nachdrücklich. Es besteht nun allerdings noch die Möglichkeit, daß in der später zu erlassenden Kirchenordnung die Taufe noch Aufnahme findet; aber die Thatsache bleibt bestehen, daß man zur Communion zugelassen werden und zur Landeskirche gehören, ja, Pfarrer werden kann, ohne getauft zu sein. Das conservative „Berner Tageblatt“ sagt mit Recht, es sei dieses der Anfang der Selbstzersehung des Landeskirchentums. (M. C. L. R.)

**Sonntagsblätter in London.** Aus London wird gemeldet, daß dort noch kein Feld für Sonntagsblätter sei. Die Zeitung „Daily Mail“ hat das Erscheinen einer Sonntags-Ausgabe eingestellt, und zwar aus Rücksicht auf die religiösen Gefühle des Publicums. Als Grund zur Einstellung gibt die Zeitung an, daß die Opposition gegen ein Sonntagsblatt in kirchlichen und anderen Kreisen riesige Dimensionen angenommen habe. Dieser Opposition habe die Zeitung nach reiflicher Ueberlegung sich gebeugt und sie sei bei diesem Entschlusse in bedeutendem Maße dadurch beeinflusst worden, daß die Angestellten der Zeitung selber dazu gedrängt hätten. Die „Daily Mail“ hat das Experiment mit einer Sonntags-Ausgabe nur sechs Wochen gemacht.

**Aus Italien.** Vor Kurzem feierte die Conferenz der „Evangelischen Kirche“ Italiens den 50jährigen Gedenktag an die Anerkennung der Religionsfreiheit. Die „Evangelische Kirche“ (nicht zu verwechseln mit den Waldensern) zählt jetzt mehr als 35 feste, gutgeordnete Gemeinden, außerdem etwa 110 sogenannte Stationen, auf denen in bestimmten Perioden gepredigt wird. Die Erfolge dieser Thätigkeit sind erfreulich. In der Nähe von Pisa gibt es eine Landgemeinde, in der 90 Procent Protestanten sind. Gerade auf dem Lande macht das Evangelium Fortschritte. In Florenz besteht ein kleines Predigerseminar, in dem die evangelischen Geistlichen herangebildet werden. Bemerkenswerth ist, daß darunter verhältnißmäßig viele ehemalige katholische Priester sich befinden. Ein solcher befand sich auch auf der Conferenz. Wegen evangelischer Aeußerungen, namentlich gegen das Papstthum, war er excommunicirt worden. Er hatte nämlich erklärt, daß doch eigentlich nicht der Papst, sondern Christus herrschen solle in Italien. In Folge dessen ist seine 2000 Mitglieder zählende Gemeinde ebenfalls aus dem Katholicismus ausgetreten. (M. C. L. R.)

**Von „der evangelischen Bewegung“ in Böhmen** bringt das „Sächsishe Kirchen- und Schulblatt“ eine recht anschauliche Darstellung. Ein Leipziger Pastor, Dr. Ahner, berichtet hier einem Freund über eine Reise durch Böhmen. Natürlich urtheilt er vom landeskirchlichen Standpunkt aus. Wir theilen aus diesem Bericht Folgendes mit. „Du hast mich gebeten, Dir über meine Reise nach Böhmen zu berichten. Das will ich recht gern thun, kann Dir aber auf die Anfrage, ob die viel besprochene Bewegung zur evangelischen Kirche hin eine positive ist, nicht mit einem Ja oder Nein antworten, wie sie denn überhaupt nicht mit einem kurzen Worte zu

Charakterisiren ist. Es laufen mancherlei Strömungen neben und durch einander. Jedenfalls stehen wir vor einer Erscheinung, wie sie wohl selten in den letzten Jahrhunderten erlebt worden ist, und von uns wird es wesentlich mit abhängen, wie ihr Verlauf weiter sein wird. Du verzeihst wohl, wenn ich Dir einzelne Orte und Namen nicht nenne. Du wirst wohl verstehen, daß es so besser ist. Im Allgemeinen will ich nur sagen, daß ich das ganze Nordböhmen bereist habe mit Ausnahme der westlichsten Ede und der östlichsten Gegenden. Mein letztes Ziel war Königgrätz mitten im rein tschechischen Sprachgebiete, wo ich im Auftrage des Gottesdienstes im Lutherstifte Verhandlungen zu führen hatte. Aber selbst dort fanden sich Ausläufer der Bewegung. Ein dort wohnender Deutscher hatte sich zum Uebertritt gemeldet. Die Stärke der Bewegung ist in den Zeitungen sehr übertrieben worden. Die Clericalen haben Gerüchte verbreitet, als ob die Römischen in hellen Haufen ihre Kirche verließen, um den Staat zum Eingreifen zu bewegen, oder um hinterher, wenn viel weniger Uebertritte stattfanden, zu spotten und zu sagen: „Was? 1200 sollten übertreten? Es sind ja kaum 12.“ In dem ganzen Gebiete, das ich kennen lernte, sind bis jetzt etwa 400 Uebertritte erfolgt, an einzelnen Orten mehr, an anderen weniger, aber noch viele Anmeldungen liegen vor und weitere werden folgen. Und wenn Schönerer seine 10,000 Anmeldungen beisammen hat, werden ja auch noch mehr kommen. Doch ist darauf nicht so viel zu geben, wie er sich denn getäuscht hat. Er meinte wohl, mit dem Schlagworte: „Los von Rom!“ die Massen von Rom schnell losreißen zu können. Aber schon Wien versagte, wo nur 500 Anmeldungen bei ihm erfolgt sein sollen. Aber wohl ist zu sagen, daß das Schlagwort den Anstoß gegeben hat. Viele wären schon längst auch ohne die politischen Bestrebungen hervorgetreten, wagten es aber nicht, weil sie sich vor Spott fürchteten. Nun aber sehen sie sich zu dem längst ersehnten Schritt durch die Gemeinschaft anderer gestärkt. Auch haben sich viele angeschlossen, z. B. einzeln stehende Damen, die mit der Politik nichts zu thun haben. Andere zögern noch, weil sie den Schein vermeiden wollen, als ob sie mit Schönerer zusammenstünden. Der Ausgangspunkt der Bewegung war ein nationaler. Die Deutschen fühlen sich durch die Slavisirungsbestrebungen in ihrem Deutschtum bedroht. Die Kirche, die sonst überall die kräftigste Stütze nationalen Lebens ist, versagte hier, nicht nur weil ihr Einfluß auf das Volksleben in Böhmen ein geringer ist, sondern weil Rom direct die Slavisirung der Deutschen fördert, ja, wie man glaubt, die Slavisirungspolitik der Regierung geradezu auf römischen Einfluß zurückzuführen ist. In gemischt-sprachigem Gebiete findet man deutsche Priester wohl noch selten, und in rein deutschem Gebiete sind 50% der Priester Tschechen. Um der Kirche den deutschen Charakter zu wahren, hatten die Deutsch-Nationalen den Gedanken, Anstalten für zukünftige Priester zu gründen, in denen deutsche Nationalität gepflegt werden sollte. Doch bei dem Absolutismus römischer Kirchenherrschaft wäre der Erfolg wohl zweifelhaft gewesen. Nun wurde man auf die evangelische Kirche aufmerksam. Hier sah man beides, ersten Glauben verbunden mit treu deutscher Gesinnung, von ihr erhoffte man eine Gesundung und Erneuerung des Volkslebens. Doch war bei den nationalen Führern die Richtung auf die evang.-lutherische Kirche nicht allgemein. Los von Rom! war die Parole. Wohin die Einzelnen sich wenden wollten, überließ man ihnen selbst. Daß in Nordböhmen sich das Vertrauen unserer Kirche zuwendet, hat seinen Grund in kirchlichen und religiösen Zuständen. Es geht ein tiefer Zug des Mißtrauens und des Widerwillens gegen die römische Kirche durch die Bevölkerung. Das Urtheil über die fittliche Lebensführung mancher Priester übergehe ich, aber allgemein klagt man, daß sie sich vom Volke abschließen und sich nicht um dasselbe kümmern. „Wenn unsere Priester so bleiben, wie sie

sind', hörte ich sagen, 'wird noch das ganze Volk evangelisch.' Die Kirche kommt dem Bedürfnis nach Herzensberbauung nicht entgegen. 'Wenn wir in die Messe gehen, da haben wir nix, und wenn wir zum Begräbniß gehn, da verstehn wir nix, nur lateinisch wird gemurmelt', so klagte mir eine Frau. Hand in Hand damit geht ein hohes Vertrauen zu den Geistlichen unserer Kirche. Sie sind sehr angesehen, und je treuer und eifriger sie bisher in ihren Gemeinden gearbeitet haben, um so zahlreicher sind auch die Uebertritte erfolgt. 'Ja, wenn wir in die Predigt gehen, da haben wir etwas fürs Herz, und wenn wir zum Begräbniß gehen, da finden wir Trost', sagte jene Frau. Und ein Arzt sagte mir: 'Geben Sie uns einige hundert Pastoren, und unserm armen Volke ist geholfen.' Vielsach habe ich hohe Freude darüber aussprechen hören, daß man in der evangelischen Kirche viel mehr gefunden hat, als man suchte. Ein Rechtsanwält sagte mir: 'Ich kannte die evangelische Kirche gar nicht. Ich habe sie nur aus nationalen Gründen gesucht. Aber wie danke ich Gott, daß ich sie gefunden habe! Wenn man in die römische Kirche geht, so hört man nur ödes Geschimpfe über die Lutherischen, wenn man aber eine lutherische Predigt hört, so wird das Wort Gottes ruhig und ohne Polemik erklärt. Daran kann man sich erbauen.' Auf seinem Schreibtische lag ein Gesangbuch. Im Laufe des Gesprächs erhob er es und sprach mit leuchtenden Augen: 'O, hätte ich dieses Buch früher gekannt! Was für herzerquickende Lieder stehen darin!' Ein Fabrikbeamter sagte mir: 'Meine Frau trat Anfangs nur aus Liebe zu mir mit über. Seit sie aber die Kirche regelmäßig besucht, ist sie voller Eifer.' Uebertritte erfolgen von solchen, die Anfangs ganz dagegen waren, aber durch Verwandte mit zum evangelischen Gottesdienste genommen wurden. Du siehst, lieber Bruder, daß unsere Kirche stille Triumphe feiert über die römische Kirche durch die Macht ihrer aus Gottes Wort geschöpften Predigt. Daß manche nur deshalb übertreten, weil sie 'das abergläubische Zeug', was die römischen Priester vorbringen, nicht mehr annehmen wollen, ist auch richtig, aber indem sie dem Einfluß der evangelischen Kirche sich hingeben, wird auch der positive Grund gelegt werden. Daß auch unreife Elemente in der Bewegung mit auftauchen, ist ja wohl begreiflich. Ein Römischer sagte: 'Ich würde gleich mit übertreten, aber: Nix zahlen, nix zahlen!' Auch bei den besten Elementen ist der Uebertritt kaum die Frucht eines inneren Kampfes, in dem die Glaubensgerechtigkeit über die Wertgerechtigkeit siegt, sondern ein herzliches Vertrauen zu unserer Kirche, daß sie den religiösen Bedürfnissen bessere und höhere Befriedigung zu geben vermag, als die römische, daß sie die Wahrheit verkündigt, mit dem Volke fühlt und lebt. Sollen wir das zurückweisen? Ich fände dazu nicht den Muth. Ich würde es für eine Sünde halten, den Bittenden die Thüre der Kirche zu verschließen. Unsere Kirche würde eine Gottesstunde versäumen, die ihr gegeben ist. Uebrigens würde bei einer der Bewegung feindlichen Stellung unsererseits nur der Altkatholicismus, der tüchtig an der Arbeit ist, den Nutzen haben, wie er denn schon viele Uebertritte zu verzeichnen hat. Du wirst wohl auch wissen wollen, welche Stände in der Uebertrittsbewegung vertreten sind. Es sind fast alle. Den Anfang haben Juristen gemacht, Rechtsanwälte, während die Verwaltungsbeamten aus begreiflichen Gründen noch fehlen, obwohl auch Nicodemusseelen unter ihnen sein mögen. Gefolgt sind Mediciner. Dann sind die bürgerlichen Stände vertreten, auch viele Arbeiter sind unter den Convertiten. In einer Stadt sind es hauptsächlich Arbeiter. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß einer der hervorragendsten Führer in der Bewegung, ein redegewandter, begeisternder Mann, ein Arbeiter ist, der großen Einfluß gewinnt, namentlich auch gegenüber der Socialdemokratie, wofür dann aber auch die Socialdemokraten ihre convertirenden Collegen reichlich verspotten. Sie

bleiben römisch, weil ihnen die Kirche ganz gleichgültig ist, wollen die evangelische Kirche nicht, weil sie deren Einfluß fürchten. Aus allem aber ersiehst Du, daß die Massen bis jetzt noch nicht gekommen sind. Abseits stehen außer den Beamten die hocharistokratischen Kreise, in denen die römische Kirche den meisten Einfluß hat. Abseits stehen die religiös Indifferenten. Jener genannte Arzt sagte mir: ‚Wer nicht mit Ernst über die Bewegung sprechen kann, mit dem reden wir nicht darüber.‘ Abseits stehen auch die national indifferenten Kreise, weshalb es dort, wo die Liberalen herrschen, am ruhigsten ist. Daß aber nicht mit einem Schlage die Schönerer'schen 10,000 vor der Thüre unserer Kirche standen, war sehr gut. Die Pfarrsprengel unserer Kirche sind viel zu groß, als daß alle hätten unterrichtet und aufgenommen werden können. Unsere Kirche hätte unter der Hochfluth nur Schaden gehabt. Die Arbeitskräfte, die jetzt schon zu gering sind, hätten versagt. So geht die Bewegung langsam. Jede Woche melden sich einige. Das ist ihr sicherlich nur zum Vortheil. Du wirst nun aber wissen wollen, wie sie aussieht, wie sie vor sich geht. Vor allem nicht angreifend, nicht ungefällig. Alles, was unsere Amtsbrüder drüben thun, muß sich streng an die Landesgesetze halten. Weichen sie davon ab, so schaden sie sich und der Kirche. Und es ist auch im Allgemeinen zu sagen, daß die österreichischen Behörden die Bewegung nicht hindern, so lange sie die Schranken der Gesetzmäßigkeit nicht überschreitet. Einzelne Bezirkshauptleute mögen immerhin Schwierigkeiten machen. Aber fast immer sind Hinderungsversuche zur Förderung ausgeschlagen. Daß die Behörden Ungefälligkeiten bestrafen, Agitationsflugblätter, namentlich politischen Inhalts, beschlagnahmen, kann man ihr nicht verdenken. Es gäbe gar keine größere Schädigung der Bewegung, als wenn man mit dem Schlagwort ‚Los von Rom‘ das ‚Los von Oesterreich‘ verbinden wollte. Es ist ein kluger Schachzug der clericalen Gegner gewesen, der antirömischen eine antidynastische Bewegung unterzuschieben. Wir können nichts Besseres für die Bewegung wünschen und von Gott erbitten, als daß politische Heißsporne diesseits und jenseits der Grenze der Bewegung fernbleiben. Man braucht aber auch nicht angriffsweise gegen die römische Kirche vorzugehen. Alle in der Bewegung stehenden Herren haben dies einmüthig widerrathen. Die römische Kirche hat so wenig Sympathien im deutschen Volke, daß es auch gar nicht nothwendig ist. Gerade durch ihr ruhiges und besonnenes Auftreten gewinnt unsere Kirche die Achtung. Deshalb sind auch außerordentliche Maßregeln gar nicht zu ergreifen. Die Kirche hat nur treu ihren Dienst zu thun. Dann kommen die Seelen von selbst. Durch Errichtung von Predigtstationen, Abhaltung von Gottesdiensten im Rahmen ihrer bisherigen Organisation erfüllt sie ihren Beruf in dieser großen Zeit am besten. An einem Orte wohnen einige Lutheraner. Sie bitten ihren zuständigen Pfarrer, ihnen einen Gottesdienst zu halten. Er thut es. Zahlreich stellen die Römischen sich ein und aus ihrer Mitte melden sich später einige zum Uebertritt, andere folgen. Es herrscht in Böhmen ein großer Hunger nach evangelischen Predigten. Der oben genannte Arzt schrieb mir gestern aus einem Orte, wo nur wenige Evangelische wohnen: ‚250 besuchten am Sonntage den Gottesdienst. Der Herr Vicar predigte wunderbar, und es waren die Leute durch die Predigt sehr erbaut.‘ Die sich Meldenden werden dann, wenn sie sich bei der Bezirkshauptmannschaft abgemeldet haben, unterrichtet und darnach in feierlichem Gottesdienste aufgenommen. Die Bewegung hat auch den großen Segen, daß selbst da, wo noch keine Uebertritte erfolgt sind, die Evangelischen aus ihrer Gleichgültigkeit erwachen und sich auf ihre Kirche besinnen. Eine Filialgemeinde, die längst einen Geistlichen hätte anstellen sollen, begehrt jetzt einen solchen, weil ihr die vom weit entfernt wohnenden Pfarrer bisher gehaltenen Gottesdienste, acht an der Zahl im Jahre, zu wenig sind.‘

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

Juni 1899.

No. 6.

## Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.

Wo der Apostel Paulus im 1. Corinthherbrief die Christen zum Christenlauf und Kampf ermuntert, weist er in die Geschichte Israels zurück und verwendet dieselbe zur Lehre, Mahnung, Warnung für die Christen. Er erinnert 1 Cor. 10, 1—5. an die Erlebnisse Israels während der Wüstenwanderung, an Gottes Gnadenwunder und Strafgerichte, wie jene Väter Israels alle unter der Wolke gewesen und durchs Meer gegangen sind, wie sie alle einerlei geistliche Speise gegessen und einerlei geistlichen Trank getrunken haben, wie aber an ihrer vielen Gott keinen Wohlgefallen hatte, indem sie niedergeschlagen wurden in der Wüste. Und diese geschichtlichen Reminiscenzen rechtfertigt er mit der Bemerkung B. 6.: *Τὰυτα δὲ τύποι ἡμῶν ἐγενήθησαν*, das ist aber geschehen „als Vorbilder von uns“, das heißt, wie Meyer richtig erklärt: „so daß wir die *ἀντίτυποι* sind, das heißt, als durch Gottes Leitung gestaltete alttestamentliche Geschichtshergänge, welche das entsprechende Verhältniß und Ergehen der Christen vorbildlich darzustellen bestimmt waren“. Der Apostel fährt fort: *εἰς τὸ μὴ εἶναι ἡμᾶς ἐπιθυμητὰς κακῶν* 2c., „damit wir uns nicht gelüsten lassen des Bösen, gleich wie jene gelüftet hat“. Es war dies also Gottes Zweck und Absicht, daß jene alttestamentlichen Vorgänge als Typen entsprechender neutestamentlicher Verhältnisse gelten sollten. Die folgenden Verse, B. 7—10., enthalten ernste Warnungen für die Christen: „Werdet auch nicht Abgöttische!“ „Auch laßet uns nicht Hurerei treiben!“ „Laßet uns aber auch Christum nicht versuchen!“ „Murret auch nicht“ — und nennen ähnliche Verfündigungen jener israelitischen Väter, welche Gottes Strafe nach sich zogen. Und nun kehrt der Apostel B. 11. nochmals hervor: *Τὰυτα δὲ πάντα τύποι συνέβαινον ἐκεῖνοῖς*, gibt nochmals zu bedenken, daß alles das, was damals Israel widerfuhr, typischen Character hatte, und fügt hinzu: „es ist aber geschrieben uns zur Warnung, auf welche das Ende der Welt gekommen ist“. „Damit stellt er“, wie Hofmann bemerkt, „ins Licht, was diesen Ereignissen einer fernern Vergangenheit dadurch, daß sie Inhalt heiliger Schrift geworden, für eine Bedeutung beizwohnt, welche sie für uns, die Christenheit, haben

sollen.“ „Diese Thatfachen sind nicht bloß so anzusehen, daß es eben nur Erlebnisse eines längst vergangenen Geschlechts sind, sondern wer sie in der Schrift liest, soll diejenige Anwendung davon auf sich selbst machen, welche damit, daß sie Inhalt der uns heiligen Schrift geworden sind, bezweckt war.“ Was aber von jenen Erlebnissen der ersten Periode, das gilt offenbar von der Geschichte Israels überhaupt. Der apostolischen Ausführung 1 Cor. 10, 1—11. liegt das Axiom zu Grunde, daß zwischen der alttestamentlichen und neutestamentlichen Gemeinde Gottes ein Verhältniß der Vorbildlichkeit und Gegenbildlichkeit besteht. So scharf auch der Apostel Röm. 15, 4. ein, daß Alles, was zuvor geschrieben, also auch alle alttestamentliche Schrift geschichtlichen Inhalts, uns zur Lehre geschrieben sei. Gewiß, die Geschichte des Volks Israels ist eine von Gott selbst uns bestellte Lehrmeisterin, auf welche die neutestamentliche Kirche wohl Acht haben soll. Wir sollen nach Gottes Willen das, was Israel im Alten Bund gethan und erfahren, wie es sich zu seinem Gott gestellt hat, was ihm von seinem Gott widerfahren ist, uns zu Nuße machen, daraus Lehre, Mahnung, Warnung, aber auch Trost und Ermunterung schöpfen.

Es ist eine reiche Materie, die hier vorliegt. Wir wollen nur etliche typische Züge aus der Geschichte Israels hervorkehren, und zwar gerade solche, aus denen auf das kirchliche Leben, auf wichtige kirchliche Fragen und Aufgaben der Gegenwart Licht fällt. Das ganze Alte Testament ist voller Typen. Die großen Gottesmänner des Alten Bundes, die Heilande und Erretter, die Gott dem alttestamentlichen Bundesvolk erweckte, sind Typen Christi. Das ganze Gesetz Israels, der Gottesdienst und Opferdienst Israels war ein Schatten, in welchem der Körper, Christus, vorgebildet war. Von dem allen sehen wir hier ab. Wir beschränken uns auf die Typik der Geschichte, der Volksgeschichte Israels und wollen uns einige markante Züge aus den verschiedenen Perioden dieser Geschichte vor Augen stellen.

Im Voraus sei noch bemerkt, daß wir bei solcher Verwendung der Geschichte und Geschehnisse Israels den großen Unterschied zwischen dem alttestamentlichen und neutestamentlichen Bundesvolk nicht übersehen dürfen. Der Antitypus ist nicht einfache Wiederholung, kein bloßes Duplicat des Typus. Der Typus verhält sich zum Antitypus, wie der Schatten zum Körper. Im Alten Bund hatte Gott sich ein ganzes Volk, den Samen Abrahams, zu seinem Volk erwählt. Dieses Volksganze, Israel, in der Summa aller seiner Individuen, mit allen seinen staatlichen Institutionen war unter Gottes Gesetz und Offenbarung befaßt. Israel war eine Theokratie, und das war ein unicum. Das neutestamentliche Bundesvolk dagegen ist die Gemeinde aller Gläubigen, die aus allen Völkern gesammelt ist, also ein geistlich Reich. Zwar trat in der Geschichte Israels schon von Anfang an der Unterschied zwischen dem Israel *κατὰ σάρκα* und dem Israel *κατὰ πνεῦμα* hervor. Nicht Alle, die von Israel sind, sind auch in Wahrheit Israel. Röm. 9, 6. Und das wahre, geistliche Israel hatte von An-

fang an wesentlich denselben Sinn und Glauben, wie die gläubigen Kinder des Neuen Testaments, nur daß es auf den zukünftigen Christus hoffte. In-  
deß stand auch das geistliche Israel zur Zeit des Alten Bundes noch unter den Vormündern und Pflegern und war unter den äußerlichen Satzungen gefangen. Gal. 4, 2. 3. Diesen unterschiedlichen Character des Alten und Neuen Bundes müssen wir bei der Vergleichung, die wir anstellen, wohl im Auge behalten.

In einem fremden Lande wuchs die Familie Jakobs zu einem Volk heran. Das Volk, welches dem Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs diente, bekam alsbald etwas von dem Druck der Fremdlingenschaft zu fühlen. Es wurde, wie Gott dies schon dem Erzvater Abraham offenbart hatte, 1 Mos. 15, 13., Jahrhunderte lang von dem fremden Volk übel geplagt. Die Ägypter beschwerten die Kinder Israel mit harten Frohdiensten und machten ihnen das Leben sauer. Ja, Pharao trachtete darnach, dies Volk gänzlich auszurotten, indem er z. B. den Befehl gab, alle neugeborenen Söhne der Israeliten zu tödten. Doch er konnte mit aller List und Gewalt dem Volk Gottes nichts anhaben. Vielmehr, je mehr die Ägypter das Volk drückten, je mehr sich es mehrte und ausbreitete. 2 Mos. 1, 12. Schon dieser Anfang der Geschichte Israels ist typisch. Die Geburtsstunde der Kirche mancher Zeit und manchen Orts liegt in Zeiten schwerer Trübsal zurück. Und überhaupt ist Druck und Drangsal ein Angebinde auch der Kirche des Neuen Testaments. Die Kirche Gottes ist ein Fremdling auf Erden und hat die ganze Welt gegen sich. Die Welt ist die ärgste Feindin Gottes und darum auch Todfeindin des Volks Gottes. Der Sinn der Welt, auch wenn Gott derselben zu Zeiten die Hände bindet, steht allewege darauf, die Kirche Christi von der Erde zu vertilgen. Das soll die Kirche nimmer vergessen. Sie gräbt sich selber das Grab, wenn sie sich mit der Welt befreundet. Gerade wo der Gegensatz, die Feindschaft zwischen Welt und Kirche recht offenbar und fühlbar wird, da zeigt sich am deutlichsten die eigentliche Art der Kirche. So kann aber auch Druck und Verfolgung der Kirche nimmer Schaden und Abbruch thun. Auch das Volk des Neuen Bundes gleicht jenem Dornbusch, in welchem der Engel des Herrn dem Moses erschien, der da brannte und doch nicht verbrannte. Es bleibt im Feuerofen der Trübsal unverfehrt. Ja, Kreuz und Leiden dient nur zur Förderung, Mehrung und Ausbreitung der Kirche. Gleich die erste Christenverfolgung in Jerusalem ist Beweis hierfür. Wie ertrug nun aber Israel jenen schweren Druck in Ägypten? Es gab da Glaubenshelden, welche ihrem Volk Hilfe schafften, wie die hebräischen Wehmütter, welche Gott mehr fürchteten, als Pharao, und die israelitischen Knaben leben ließen, wie die Eltern Moses, welche im Glauben ihr Kind vor dem Zorn des Königs verbargen. Hebr. 11, 23. Freilich war freudiger Muth und Zuversicht nicht die Grundstimmung des Volks. Dasselbe schmachtete und verschmachtete schier unter der unmenßlichen Tyrannei, klagte und seufzte, hörte nicht auf



die tröstlichen Worte und Verheißungen, die Moses von Gott ihnen überbrachte, vor Seufzen und Angst und harter Arbeit. 2 Mos. 6, 9. Doch das war Schwachheit. Und der Herr hatte Geduld mit der Schwachheit seiner Kinder und herzliches Erbarmen mit ihrem Elend, und dachte jetzt ernstlich daran, den ägyptischen Zwingherren zu entgelten, was sie seinem Volk zu Leide gethan. Aehnliche Züge gewahren wir wohl auch in der neutestamentlichen Zeit an der *ecclesia pressa*. In Zeiten der Bedrückung und Verfolgung fehlt es nicht an Märtyrern, treuen Zeugen, welche muthig der feindlichen Welt Trotz bieten und der göttlichen Wahrheit keinen Deut vergeben. Da finden sich Löwen wieder, wie im ersten Christenthum. Freilich auf die Menge der Gläubigen übt Druck und Drangsal zunächst gewöhnlich eine niedererschlagende Wirkung aus. Um Gottes willen leiden, geht dem Fleisch und Blut der Christen gar sauer ein. Indeß Angst und Bangigkeit, Seufzen und Klagen ist noch kein Zeichen und Beweis der Verleugnung und des Abfalls. Die *ecclesia pressa* seufzt eben, auch wenn sie verzagt am Boden liegt, zu ihrem Gott auf. Und Gott vernimmt und erhört ihr kläglich Schreien und läßt die Seinen nicht versuchen über ihr Vermögen.

Als Israels Noth aufs Höchste gestiegen war, sandte Gott ihm die verheißene Hülfe und erlöste es von der drückenden Knechtschaft. Er ließ alle seine Gerichte über Pharao ergehen, führte Israel mit starkem Arm aus Egypten, spaltete das Meer vor ihm, trug es dann auf Adlersflügeln und brachte es zu sich, zu seinem heiligen Berge. Dort offenbarte er sich ihm in dem Glanz und Schrecken seiner Majestät. Dort richtete er seinen Bund mit ihm auf, es sollte sein Volk sein, und er wollte sein Gott sein, es sollte ihm ein heiliges Volk, ein Volk des Eigenthums sein, ein Königreich von Priestern. Er gab ihm durch Moses sein Gesetz, gab ihm Opfer und Priester, zur Sühne seiner Sünden. Diese Großthaten Gottes stehen an der Spitze der Geschichte Israels, darauf beruhte die Existenz dieses Volks. Psalmen und Propheten haben dann die späteren Geschlechter immer wieder an diese herrlichen Thaten Gottes zurückerinnert. Israel sollte nimmer vergessen, was der Herr gleich im Anfang seiner Tage an ihm Großes und Gutes gethan. Israel war und blieb Gottes Volk, so lange es diesen hohen Offenbarungen und Gnadenweisungen seines Gottes eingedenk blieb. Große Thaten Gottes bilden auch die Grundlage der neutestamentlichen Kirche. Die erste Christengemeinde rühmte am ersten Pfingsten *τὰ μεγάλα τοῦ θεοῦ*, das, was Gott in Christo gethan. Daß Gott in der Fülle der Zeit seinen Sohn in die Welt gesandt und durch ihn uns von der Obrigkeit der Finsterniß errettet, daß er durch Christi Tod und Blut sich ein Volk des Eigenthums erworben und uns vor Gott zu Priestern und Königen gemacht hat, daß der auferstandene und erhöhte Christus den Heiligen Geist vom Himmel gesandt und seinen Jüngern das seligmachende Evangelium, Wort und Sacrament vertrauet hat: das ist das unerschütterliche Fundament, der von Gott selbst gelegte Grund der christlichen Kirche.

Und Wohl und Wehe der Kirche hängt davon ab, daß dieselbe, was Gott an ihr gethan und ihr gegeben, recht erkennt und sich zu Nuze macht.

Wie stellte sich nun aber Israel zu dem treuen Bundesgott? Wie nahm es jene hohe Offenbarung Gottes auf? Während Moses, der Mann Gottes, noch auf dem heiligen Berge verweilte und vom Herrn Gesetze empfing, sahen wir das Volk des Eigenthums, das priesterlich-königliche Volk um ein gegossenes Kalb herum singen, springen und tanzen. Dieses Kalb sollte zwar den Herrn Jehova vorstellen, man rief aus, daß es des Herrn Fest sei, aber Israel hatte eben doch die Herrlichkeit des unsichtbaren Gottes in das Bild eines vierfüßigen Thieres, nach Gleiche der Götzen Egyptens, verwandelt, und betete dieses Bild an, brachte diesem Götzen Opfer dar und veranstaltete zu seinen Ehren ein heidnisches Opfergelage. Welcher Umschwung in wenigen Tagen! Soeben hatte das Volk noch mit Furcht und Zittern um den rauchenden Berg gestanden und mit eigenen Ohren die Stimme des lebendigen Gottes vernommen, jetzt vernahm man aus dem Lager Israels das Geschrei eines abgöttischen Singetanzes, jetzt übertrat das Volk in größter Weise das erste und vornehmste der Gebote Gottes und jubelte in ausgelassener Lust und Freude einem goldenen Fußbild zu. Ja, „sie sind schnell von dem Wege getreten, den ich ihnen geboten habe“. So sprach der Herr zu Moses. 2 Mos. 32, 8. Woher diese plötzliche Wandlung? Nun, Israel war von Natur ein halsstarriges Volk, 2 Mos. 32, 9., war aus demselben Holz geschnitzt, hatte dasselbe Fleisch und Blut, wie alle andern Völker, und so war jetzt auf einmal dieser natürliche böse Sinn und Trieb durchgebrochen und hatte schnell alle Erinnerung an die großen Thaten und Wohlthaten Gottes erstickt. Und ein schweres Verhängniß war es, daß Aaron, der Führer des Volks, demselben zu Willen gewesen war und das Volk „losgelassen hatte“. 2 Mos. 32, 25. Gerade auch dieses Erlebnis und Verhalten Israels am Sinai wird von dem Apostel 1 Cor. 10, 7. als Typus bezeichnet. In der heutigen Christenheit tritt uns dasselbe Bild der Abgötterei vor Augen. Man vernimmt da nicht nur die Stimme Gottes vom Himmel in Wort und Predigt, sondern auch jene andere Stimme, die Stimme des abgöttischen Reigens und Singetanzes. Gar Viele, welche Jesum mit dem Munde einen Herrn heißen, dienen doch dem ungerechten Mammon, dienen den Lüsten und mancherlei Wollüsten, laufen mit der Welt in dasselbe wüste, unordentliche Wesen hinein, laufen wieder in das Verderben hinein, dem sie entronnen waren. Ja, und auch ein Christengeschlecht, welches große Wunder Gottes geschaut und an sich erlebt hat, ist nicht sicher vor Abfall. Und gar leicht und schnell kann es geschehen, daß Gottes Volk von dem Wege tritt, den Gott ihm geboten hat. Gar leicht und schnell kann es geschehen, daß Christen, und eben auch solche Christen, welche reiche Gnade von Gott erfahren haben, ihre priesterlich-königliche Ehre von sich werfen, sich mit der Welt gemein machen, ihr Herz an die Götzen dieser Welt hängen und an heidnischen Freuden und Genüssen

Wohlgefallen finden. Es bedarf hierzu nicht immer eines langen Uebergangsprozesses. Das menschliche Herz ist ein loses, unbeständiges Ding, auch der Christen Herz ist noch voll unreiner Dornen und Stacheln, und wenn man nicht auf der Hut ist, so kann die Dornensaat rasch empor-schießen. Und sonderlich wenn die Führer und Lehrer das Volk loslassen, dem fleischlichen, weltlichen Sinn und Gelüste keinen Damm entgegensetzen, mit der Zucht des Wortes nachlassen, dann ist allem losen Wesen und Treiben Thor und Thür geöffnet. Die Geschichte vom goldenen Kalb ist eine ernste Warnung auch für uns, für die rechtgläubige Kirche. Der bloße äußerliche Besitz des reinen Wortes und Sacraments ist keine Garantie dagegen, daß aus einer christlichen Kirche oder Gemeinde ein loser Haufen wird.

Eben dieses Exempel aus dem Anfang der Geschichte Israels zeigt aber auch, wie dem eingerissenen Verderben gesteuert werden kann, ehe es chronisch wird. Des HErrn Zorn ergrimmte über die Abgötterei seines Volks. Gott wollte sie auffressen und Moses zum großen Volk machen. Und Moses, der Diener Gottes, verkündigte dem Volk den Zorn des HErrn. Als er den Reigentanz von ferne gewahrte, zerbrach er die Gesezstafeln, die er in seiner Hand hatte, in die Gottes Finger selbst die zehn Worte eingegraben, zum Zeichen, daß Israel den Bund Gottes zerbrochen und nun auch Gott seinen Bund mit dem Volk aufgehoben hatte. Dann verbrannte er das Kalb mit Feuer und zermahlte den Rest zu Pulver, vermischte dies Pulver mit Wasser und gab dies den Kindern Israel zu trinken, zum Zeichen, daß sie ihre Sünde mit allen ihren leidigen Folgen auf sich nehmen mußten. Er setzte Aaron, seinen Bruder, zur Rebe, daß er der Sünde des Volks nicht gewehrt hatte. Darauf trat er in das Thor des Lagers und rief: „Her zu mir, wer dem HErrn angehört!“ Da sammelten sich zu ihm alle Kinder Levi und durchzogen als Vollstrecker des göttlichen Gerichts das Lager von einem Thor zum andern und erwürgten ein jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten, so daß des Tages vom Volk dreitausend Mann fielen. Schließlich brach Moses seine Hütte ab und schlug sie draußen auf, außerhalb des Lagers. Dort draußen, vor dem Lager ließ sich die Wolken säule nieder, dort verkehrte und rebete der HErr mit Moses, er hatte, wie Moses, allen Verkehr mit dem götzendienerischen Volk gebrochen. Und siehe, das wirkte. Die Kinder Israel thaten ihren Schmutz von sich und trauerten, standen ehrfurchtsvoll vor ihren Hütten und schauten von ferne zu, wenn Moses in seine Hütte einging. Sie thaten Buße über ihre Sünde. So erbarmte sich der HErr seines Volks und schonte denselben. Er würdigte Moses einer neuen, hohen Offenbarung, die dann auch dem Volk bekannt werden sollte. Er ließ alle seine Güte vor Moses vorübergehen, der HErr selbst predigte vom Namen des HErrn und sprach: „HErr, HErr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig, und von großer Gnade und Treue, der du beweisest Gnade in tausend Glied, und vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde.“ Gott verhiess seinem Volk, er wolle

feinen Engel senden, der solle vor ihnen hergehen und sie in das Land der Verheißung bringen. Der treue Engel des Bundes sollte das unreine Volk vor dem Zorn bewahren. In dem allen liegt eine Weisung für die neutestamentliche Kirche und ihre Diener. Wenn Abgötterei, grobes Weltwesen in die Kirche Gottes eingedrungen ist, dann gilt es nicht stille stehen und müßig zusehen. Es ist auch nichts damit gebient, daß man nur den Schaden Josephs beklagt und beseufzt oder, wenn man straft, leise zugreift und mit den losen Leuten sanfte fährt. Nein, dann ist es an der Zeit, daß man, nicht mit Schwert und Gewalt, das war alttestamentlichen Rechtes, wohl aber mit dem Wort und Zeugniß Gottes dreinfährt, den Abgöttischen ihr Sündigen und Uebertreten aufs Gewissen legt, die verderblichen Folgen ihrer Sünde ihnen vorstellt, ihnen bezeugt, daß sie den Bund Gottes gebrochen und Gottes Gnade verscherzt haben, fintemal der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist und wer die Welt lieb hat, in dem nicht mehr die Liebe des Vaters ist, und daß man ihnen mit großem Ernst den Zorn und das Gericht Gottes verkündigt. Ja, die Diener am Wort sollen aus dem Lager der Abgöttischen hinausgehen, von den Abtrünnigen ihre Hand abziehen, den Bindeschlüssel brauchen und ihnen mit Wort und That beweisen, daß Gott seinen Bund mit ihnen aufgehoben hat. Männer, welche nach dem Vorbild Moses und der Kinder Levi in den Tagen des begonnenen Abfalls, der begonnenen Verweltlichung der Kirche um den HErrn und seinen heiligen Namen eifern und ohne Ansehen der Person auch die nächsten Freunde schonungslos, eben mit dem Wort, richten, strafen, schlagen, die sind die Retter ihres Volks. Dagegen alle Leisetreter, alle Halben, welche zwischen Gott und den Götzen dieser Welt vermitteln wollen, helfen den Abtrünnigen, die sie aus fleischlicher Liebe schonen wollen, nur zum Verderben. Heiliger Ernst und Eifer, heilige Brunst ist das einzige Mittel, dem eingerissenen Verderben noch Einhalt zu thun. Dies Mittel kann durch Gottes Gnade seine Wirkung thun, daß die Abgöttischen, die sich erst damit trösteten und betrogen, daß sie ja auch noch des HErrn Feste feierten, den Greuel ihres Abweges, den Greuel des Weltwesens recht erkennen und vor Gottes Zorn und Gericht erschrecken. Und wenn sie dann aus dem Mund der Diener der Kirche auch das Andere vernehmen, daß Gott gnädig und barmherzig und geduldig ist und Missethat, Uebertretung und Sünde vergibt, daß Gott auch ihnen Christum, seinen Engel, zum Mittler und Verfühner verordnet hat, dann kommen sie etwa mit Gottes Hülfe zu rechtschaffener Buße, verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und lehren in das rechte Geleise, in den Bund Gottes zurück, wandeln hinfort in der Furcht des HErrn, in Gerechtigkeit und Heiligkeit, die Gott gefällig ist. Und ob auch Etlche sich der Buße weigern, an ihren Abgöttern hangen bleiben, ja durch das Wort und die Zucht des HErrn verhärtet werden und schließlich, durch ihre Schuld, verloren gehen, wie dort im Lager Israels drei Tausend umkamen, so werden doch, wenn die Kirche des HErrn und ihre

Diener dem in der Schrift enthaltenen Befehl und Vorbild treulich folgen, derer, die gerettet werden, weit mehr sein, als derer, die verloren gehen.

Während Israel vom Sinai aus durch die große Wüste zog, zeigte sich immer wieder die natürliche böse Art. Das Volk war oft verdroffen, unzufrieden mit Gottes Führung, murrte wider Gott, empfand Elkel an dem Manna, dem Brod, das Gott ihnen vom Himmel gab. So mußte der Herr mit seinen Strafgerichten immer wieder dazwischenfahren, doch er hatte noch Geduld, verwarf nicht sofort sein Volk und brachte es unverfehrt durch die Wüste. Der Engel, der mit Israel zog, erwirkte ihm Schonung und Gnade von Gott. Ja, Gott hat um Christi willen Geduld mit seinen Kindern und ihrer großen Schwachheit und handelt nicht mit ihnen nach ihren Sünden und vergilt ihnen nicht nach ihrer Missethat. Als aber Israel an der Grenze des gelobten Landes angelangt war, hatte es eine entscheidende Probe des Gehorsams zu bestehen. Moses entsandte zwölf Fürsten, aus jedem Stamm einen, um das Land zu erkunden. Diese durchzogen Canaan von einem Ende zum andern und brachten die Kunde zurück, daß es ein gutes Land sei, darinnen Milch und Honig fließt, daß aber auch ein starkes Volk darinnen wohne und daß es große, feste Städte besitze. Zehn der Kundschafter machten das Herz des Volkes verzagt, daß es vor dem Kampf zurückschredte. Nur zwei derselben, Josua und Caleb, sprachen ihm Muth zu: „Lasset uns hinaufziehen und das Land einnehmen, denn wir mögen es überwältigen.“ „Wenn der Herr mit uns ist, so wird er uns in dasselbe Land bringen.“ „Fallt nicht ab vom Herrn, und fürchtet euch vor dem Volk dieses Landes nicht.“ „Es ist ihr Schutz von ihnen gewichen; der Herr aber ist mit uns, fürchtet euch nicht vor ihnen.“ Da sprach das ganze Volk, man sollte sie steinigen. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn in der Hütte des Stifts allen Kindern Israel. Und der Herr schwur in seinem Zorn, daß sie nicht zu ihrer Ruhe kommen sollten, weil sie nicht an ihn glauben wollten; alle die Männer, die seine Herrlichkeit und seine Zeichen gesehen, die er in Egypten und in der Wüste gethan, und die seiner Stimme nicht gehorcht haben, derer sollte keiner das Land sehen, das er ihren Vätern geschworen hatte, ihre Leiber sollten in der Wüste verfallen. „Ich der Herr habe es gesagt, das will ich auch thun aller dieser bösen Gemeinde, die sich wider mich empört hat.“ 4 Mos. 14, 35. Und diese Drohung hat sich ja dann auch erfüllt. Eine besondere Plage Gottes raffte noch jene zehn Kundschafter hinweg, welche die Gemeinde murren machten. Diese Geschichte ist auch typisch. Der Apostel beruft sich ausdrücklich darauf und zieht daraus für die neuteamentliche Gemeinde die Warnung: „Sehet zu, lieben Brüder, daß nicht Jemand unter euch ein arges, ungläubiges Herz habe, das da abtrete von dem lebendigen Gott.“ Hebr. 3, 12. Auch der neuteamentlichen Kirche ist Kampf verordnet, Kampf mit der argen, bösen Welt, und das ist zugleich Kampf mit dem Fürsten der Welt. Die Kirche Gottes ist und bleibt zu allen Zeiten eine *ecclesia militans*. Auch das himmlische Canaan

wird nicht ohne Kampf eingenommen. Ohne Kampf keine Krone. Die beiden Stücke gehören eng zusammen: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!“ und „Ergreife das ewige Leben!“ 1 Tim. 6, 12. Die Kirche hat den Beruf, die Welt zu überwinden. Und zu besonderen Zeiten sind der Kirche besondere Proben, besondere Kämpfe von Gott verordnet. Nun haben aber auch die Christen noch Fleisch und Blut, und das Fleisch ist feige, verzagt, furchtsam und scheut den Kampf. Und wehe, wenn die Christen hier dem Fleische Raum geben. Ja, wenn die Christen in kritischen Stunden, da Gott selbst deutlich die Parole zum Kampf ausgibt, weichen, sich zurückziehen und alle ernstern Zurufe treuer Diener Christi verachten, wenn in kritischen Zeiten schließlich Kampfesfurcht, Furcht, Menschenfurcht den Ausschlag gibt, so ist das keine Schwachheitsünde mehr, so ist das Ungehorsam, Unglaube, Abfall von dem lebendigen Gott, Empörung wider Gott. Man glaubt nicht mehr an den lebendigen Gott, an seine Macht und Stärke, die größer ist, als alle Gewalt der Feinde, glaubt nicht mehr der Verheißung Gottes, der Verheißung des göttlichen Beistands und des schließlichen Siegs. Und Gottes Mißfallen und Ungnade, der Verfall der Kirche ist die unausbleibliche Folge solcher Fahnenflucht. Insonderheit aber zürnt Gott den Führern und Fürsten in Israel, welche, statt das ihnen anvertraute Volk zu stärken und zum Kampf anzuführen, selber schon vor dem Kampf die Waffen strecken und das Signal zum Rückzug geben.

Aus der Zeit der vierzigjährigen Wüstenwanderung gedenken wir noch eines besonderen Ereignisses, des Aufruhrs der Rotte Korah. Korah, ein Levit, nebst Dathan und Abiram und einem Anhang von 250 Mann, angesehenen Leuten im Volk, murrten und empörten sich einst wider Moses und Aaron, die von Gott berufenen Führer des Volks. Sie spotteten ihres Amtes und ihrer Amtsführung, warfen ihnen vor, daß sie das Volk in der Wüste tödteten, und beschuldigten sie der Herrschsucht, daß sie sich über die Gemeinde des Herrn erhoben. Sie sprachen zu Moses: „Wie fein hast du uns gebracht in ein Land, da Milch und Honig innen fließt?“ „Ist's zu wenig, daß du uns aus dem Lande geführt hast, da Milch und Honig innen fließt, daß du uns tödtest in der Wüste? Du mußt auch noch über uns herrschen?“ 4 Mos. 16, 13. 14. Und doch hatte Israel selbst, das alte Geschlecht, mit seinem Unglauben das verheißene Erbe verscherzt und der Herr hatte über sie das Strafgericht, den Untergang in der Wüste, verhängt. Jene Empörer begehrten selbst nach der Herrschaft und nach dem Priestertum. Die ganze Gemeinde aber neigte sich den Letzteren zu. So geht es öfter auch in der neutestamentlichen Kirche. Es treten hin und wieder in den Christengemeinden falsche Lehrer auf oder sonst hoffärtige Geister, die werfen sich selbst zu Führern auf, widersetzen sich dem von Gott verordneten Predigtamt und spotten desselben, nennen es Strenge, Tyrannei, Herrschsucht, Hoffart, wenn die rechtschaffenen Prediger nach Gottes Wort die Sünde strafen und nach Gottes Willen ihr Amt ausrichten, und suchen bei dem Allen nur ihren

eigenen Nutzen und ihre eigene Ehre. Solche lose Geister finden auch gewöhnlich etlichen Anhang, sie können wohl zeitweilig die ganze Gemeinde auf ihre Seite ziehen. Gott selbst hielt Gericht über die aufrührerische Rotte Korah. Die Herrlichkeit des HErrn erschien vor der Hütte des Stifts. Moses und Aaron traten dahin, ebenso Korah, Dathan und Abiram und ihre Anhänger, ein jeglicher mit einer Pfanne und Räuchwerk. Der HErr wollte zeigen, wer wirklich sein Priester sei. Auch die ganze Gemeinde versammelte sich vor der Hütte des Stifts. Zunächst beteten Moses und Aaron für die Gemeinde zu Gott, daß er sie doch nicht um des einen Empörers willen vertilgen möchte. Korah war eben der eigentliche Räufelührer. Darauf ermahnten sie die ganze Gemeinde, von den Hütten dieser gottlosen Menschen zu weichen und sich von ihnen abzusondern. Und die ganze Gemeinde gehorchte ihnen. Vor den Augen des ganzen Volks wurden nun Korah, Dathan und Abiram von der Erde hinweggetilgt. Sie fuhrten lebendig hinunter in die Hölle mit Allem, was sie hatten. Und Feuer vom Himmel fraß die 250 Männer, die ihnen angingen. So ist es auch jetzt im Neuen Testament Gottes ernster Wille, daß die Christen von falschen Lehrern und allen Aufrührern, die sich wider Gott und das Amt der Kirche auflehnen, sich scheiden und absondern, daß eine Christengemeinde eine solche lose Rotte, die sich etwa in ihr festgesetzt hat und die alle Strafe abweist, von sich ausscheide. Wo das nicht geschieht, wird schließlich die ganze Gemeinde verdorben. Und hin und wieder greift Gott direct dazwischen und richtet und brandmarkt die Empörer schon in der Zeit. Sicher aber werden dieselben, wenn sie nicht Buße thun, an jenem Tage ihr Urtheil empfangen.

Nach vierzig Jahren befand sich Israel wieder bei Kades, an der Grenze Canaans. Alle, welche beim Auszug aus Egypten zwanzig Jahre und drüber gewesen, waren in der Wüste niedergeschlagen. Ein neues Geschlecht war herangewachsen. Das war zwar auch keine Gemeinde von eitel Heiligen, hat noch öfter mit Gott und Moses gehadert, und der HErr mußte ihm viel zu gute halten. Aber es war doch nicht so halsstarrig, wie die Väter, sondern ließ sich sagen und leiten. Dieses Geschlecht hat nun Josua zur Ruhe gebracht und in das gelobte Land eingeführt, nachdem Moses schon das Ostjordanland eingenommen hatte. Das Erste, was Israel that, nachdem es durch den Jordan gezogen, war, daß es den Bund Gottes erneuerte. Es ließ sich beschneiden und hielt Passah. Diese Bestimmungen des Gesetzes hatte das Volk während der Wüstenwanderung außer Acht gelassen. Gottes Wort, das Gesetzbuch Moses, das Moses, der Mann Gottes, noch seinem Volk hinterlassen hatte, war Regel und Richtschnur für Josua, den Heerführer Israels, und für das Volk, das er anführte. Fürst und Volk hielten sich klüglich nach Allem, was im Buch dieses Gesetzes geschrieben stand. Darum hatten sie Gelingen in Allem, was sie thaten. Jos. 1, 8. Ein solches gehorames Volk, dem es mit Gottes Wort voller Ernst ist, ist tüchtig, des HErrn Kriege zu führen. Und so hat denn Josua

in wenigen Jahren starke Könige der Canaaniter und ihre mächtigen Heere überwunden und ganz Canaan sich unterthänig gemacht. Nicht in eigener Kraft und Gewalt, nein, der Herr war mit ihm und stritt für sein Volk. Der Fürst über das Heer des Herrn zog mit seinen himmlischen Heerschaaren vor Israel her und gab ihm den Sieg über alle seine Feinde. Durch den Glauben fielen die Mauern Jerichos, Hebr. 11, 30., durch den Glauben hat Israel das starke Volk Canaans besiegt und seine festen Städte eingenommen. Und der Glaube ist auch jetzt noch der Sieg, der die Welt überwindet. Der Glaube faßt Gottes Wort und Verheißung und erlangt Alles, was Gott seinem Volk verheißen hat. Der Glaube faßt die allmächtige Kraft Gottes, die Gläubigen vermögen Alles durch den, der sie mächtig macht, Christus. Die Kirche soll es in den schweren Kämpfen, die ihr verordnet sind, im Kampf mit der feindlichen Welt nimmer vergessen, daß Christus und seiner Engel Heer ihr zur Seite steht und geht, dann ist der Sieg ihr gewiß.

Als Israel unter Josuas Leitung die Kriege des Herrn führte, war es wacker im Glauben und brünstig in der Liebe zum Herrn. Gleichwohl hatte es einmal bei einer besonderen Gelegenheit des Herrn Gunst verscherzt. Einer von Israel, Achan, hatte sich an dem vergrißen, was dem Herrn gebannt war, hatte von dem Raub Jerichos etwas für sich entwendet und unter seiner Hütte vergraben. Darum entzog Gott dem Volk seinen Beistand im Kampf. Israel hatte die große, feste Stadt Jericho erobert und konnte die kleine Stadt Ai nicht einnehmen. Die Kriegersleute, welche Josua ausgesandt hatte, flohen vor den Männern von Ai. Da merkte Josua, daß der Herr etwas wider Israel habe, und fiel trauernd, klagend vor der Lade des Herrn nieder, sammt den Ältesten des Volks. Und Gott offenbarte ihm die Ursache der Niederlage, daß Einer aus Israel sich schwer versündigt habe. Der Herr sprach zu Josua: „Israel hat sich versündigt, und haben meinen Bund übergangen, den ich ihnen geboten habe; dazu haben sie des Verbannten genommen und gestohlen und verleugnet und unter ihre Geräthe versteckt.“ Jos. 7, 11. Was der Eine, Achan, gethan, wird hier dem ganzen Volk zugeschrieben. Der Herr sprach weiter: „Die Kinder Israel mögen nicht stehen vor ihren Feinden, sondern müssen ihren Feinden den Rücken kehren, denn sie sind im Bann. Ich werde hinfort nicht mit euch sein, wo ihr nicht den Bann aus euch vertilget.“ „Also sagt der Herr, der Gott Israels: Es ist ein Bann unter dir, Israel; darum kannst du nicht stehen vor deinen Feinden, bis daß ihr den Bann von euch thut.“ Jos. 7, 12. 13. Darauf zeigte Gott selbst durch das Loos den Missethäter an. Und Israel that den Bann von sich. Josua sprach zu Achan: „Weil du uns betrübet hast, so betrübe dich der Herr an diesem Tage.“ Und ganz Israel steinigte ihn und verbrannte ihn sammt dem Raub und aller seiner Habe mit Feuer. Jos. 7, 25. Auch diese Geschichte enthält Lehre und Mahnung für die Christenheit. Auch wenn eine christliche Ge-



meinde, eine christliche Kirche im rechten Geleise wandelt, kann doch leicht unversehens ein Aergerniß einfallen. Dies oder jenes Glied der Kirche vergreift sich gröblich an dem heiligen Namen und Wort des HErrn, wird als Böfewicht offenbar und ärgert und betrübt damit die ganze Kirche. Der Teufel ist besessen, gerade dem Israel rechter Art einen Schandfled anzuhängen. Das kann die Kirche nicht hindern, aber dem kann und soll sie wehren, daß der Schandfled sitzen bleibe. Gott, der HErr, hält eine ganze Gemeinde, eine ganze Kirche für das verantwortlich, was ein einzelnes Glied derselben Schändliches thut. Nicht nur eine böse Rotte, sondern ein einziger Böfewicht kann der ganzen Kirchengemeinschaft, der er zugehört, die Gunst, das Wohlgefallen, den Segen Gottes entziehen. Es liegt ein Bann auf der Kirche, so lange sie ein öffentliches Aergerniß in ihrer Mitte duldet. Und so ist es Gottes ernster, heiliger Wille, daß die Gemeinde, die Kirche solchen Bann aus sich vertilge, indem sie den Missethäter zur Buße vermahnt und, wenn er sich der Buße weigert, von sich hinaussthet. Und eine Kirche, in der es richtig steht, thut auch in diesem Stück nach Gottes Willen und ruht und rastet nicht, bis das Aergerniß abgethan und ihre Christenehre vor Gott und Menschen wiederhergestellt ist.

Noch geraume Zeit nach der Besitznahme Canaans diente Israel dem HErrn treu und rechtschaffen, so lange die Aeltesten lebten, die alle Werke des HErrn, die er unter Josua an Israel gethan, gesehen hatten. Jos. 24, 31. Das war die Frucht der Treue und des Gehorsams, den Israel in den Zeiten schwerer Kämpfe bewiesen hatte. Das sind gesegnete Zeiten für eine christliche Gemeinde, eine christliche Kirche, wenn Gottes Wort wirklich die Herrschaft hat und Gottes Volk im Glauben und in der Furcht des HErrn einhergeht. Und dieser Segen pflegt dann zu folgen, wenn die Kirche in Tagen schwerer Prüfung und harten Streitens Stand gehalten hat, während Untreue und Kampfesische Verfall des christlichen Glaubens und Lebens im Gesolge hat. Einer Kirche, die im Kampfe bewährt ist, schenkt Gott wohl nach dem Kampfe längere Zeiten der Ruhe, da sie sich im Frieden erbauen und ausbreiten kann. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

---

(Eingefandt von P. B. Häbener, Kolberg, Deutschland.)

## Ein neuer Goliath.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit von der Widerstehlichkeit des göttlichen Gnadenwirkens wird von den Synergisten gemißbraucht, einmal in jenem „wissenschaftlich-philosophisch-rationalistischen“ Interesse, welches dem Interesse des Christenthums und der wahren Schrifttheologie schnurstracks entgegen ist, um den Glaubensartikel von der Er-

wählung wie auch von der Bekehrung zu zerstören, in der Meinung, ein „Problem“, nämlich das Geheimniß dieser Glaubensartikel zu lösen, welches doch Gott seiner Weisheit vorbehalten und uns ausdrücklich verborgen hat, wie wir davon bereits oben gesprochen haben und solches von den Unsrigen oft und genugsam ist bezeugt worden.<sup>1)</sup> Das Verkehrte dieses Unterfangens erhellt aber auch daraus, wenn wir bedenken, daß ja doch alles Widerstreben gegen Gott, Gottes Willen und Gnade Sünde ist und daher ins Gesetz gehört, die Wahrheit also von der Widerstehlichkeit des göttlichen Gnadenwirkens von den Synergisten schändlicher Weise gemißbraucht wird, um die Gnade zu verdunkeln und durch Einmischung des Gesetzes das Evangelium zu verderben. Daß es ein Mißbrauch ist, welcher auf diese Weise mit der Wahrheit von der Widerstehlichkeit des göttlichen Gnadenwirkens getrieben wird, ergibt sich auch klar daraus, daß die heilige Schrift nie und nirgends einen solchen Gebrauch davon macht. Denn sie kennt eben weder ein philosophisch-wissenschaftliches Interesse, noch auch ein solches, das Evangelium von der Gnade herabzudrücken. Die Wirkung dieses Mißbrauches aber haben wir unserer Zeit, wie schon gesagt, an unserm eigenen Fleische nur zu sehr erfahren, bis wir durch Gottes Gnade und durch den Dienst der „Missourier“ den Betrug entdeckten und das Evangelium von der freien Gnade Gottes und damit zugleich auch die wahre Schrifttheologie kennen lernten. Verdunkelt wurde uns das Evangelium und gehindert wurden wir am festen Ergreifen der Gnade, wie an der Gewißheit der Seligkeit, um welche wir damals recht ernstlich besorgt waren, durch den immer und immer wiederkehrenden Refrain: „Die Gnade wirkt aber nicht unwiderstehlich.“ Und das geschieht immerfort und muß mit Nothwendigkeit geschehen, wo also die Wahrheit in philosophisch-wissenschaftlichem Interesse mißbraucht und das Gesetz ins Evangelium gemischt wird. Wir erinnern hier daran, mit welchem Hohn seiner Zeit Dieckhoff den seligen Brauer überschüttete, weil er die theure evangelische Wahrheit von dem „schöpferisch-allmächtigen“ Wirken der Gnade, gemäß Eph. 1, 19. 20. 2, 10. und sonst, vertrat. Es sei, schrieb er da, „prädestinarianisch falsch, das göttliche Gnadenwirken zur Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes und zur Erhaltung desselben mit der allmächtigen Hervorbringung der ursprünglichen Gerechtigkeit bei der Erschaffung des Menschen gleich zu fassen“ („Der missourische Prädestinarianismus und die Concordienformel“, S. 24). Heißt das doch, das Wirken der Gnade, welches wir zwar nicht als unwiderstehliches, doch aber, sofern es sich wirklich durchsetzt und das Widerstreben überwindet, mit den Alten als „infallibel“ bezeichnen dürfen, —

1) Man könnte nicht mit Unrecht das Dieckhoffsche Axiom: „Die Gnade wirkt nicht unwiderstehlich“, mit jenem calvinischen: „Finitum non est capax infiniti“, mit welchem ja reformirterseits die lutherische Abendmahlslehre gestürzt werden sollte, auf eine Stufe stellen.

überhaupt leugnen. Gibt es zwar ein Widerstreben des Menschen, welches alle Wirkung der ernstlich und kräftig an ihm wirkenden Gnade zu nichte macht, so gibt es doch auch eine Gnade, welche mächtiger ist als die Sünde und das Widerstreben überwindet (Röm. 5, 20. Jer. 20, 7.). Wenn aber das nicht mehr gelten soll, daß auch der größte Sünder wieder zu Gnaden kommen kann,<sup>1)</sup> so ist schon das Evangelium vernichtet. Was die lutherische Kirche im zweiten Artikel der Concordienformel auf dem Grunde der heiligen Schrift von der Befehrung als einer neuen Geburt, Neuschöpfung, Todten-erweckung, Brechung und Hinderung des feindlichen, widerstrebenden Willens und von dem Wirken Gottes in den Befehrten als in seinen „Instrumenten“ bekennt, wird durch solchen Mißbrauch der Wahrheit von der Widerstehlichkeit der Gnade einfach durchstrichen, und das trotz- und gnadenreiche Evangelium vernichtet. Doch was liegt den „wissenschaftlichen Theologen“ daran, wenn sie nur ihre „Probleme lösen“ können! Werden sie doch gar noch aufgebracht, wenn ein Christ sie daran hindern will! Wir aber würden uns fast wundern, daß solche „wissenschaftliche Theologen“, die doch auf ihre Weise consequent sein wollen, nicht schon längst dahin fortgeschritten sind, die Kindertaufe zu leugnen und abzuschaffen, wenn wir nicht wüßten, daß eine gewisse Tradition und ein gewisser Conservatismus der „Wissenschaft“ gegenüber ein ziemlich mächtiges Gegengewicht bildet, sowie, daß die „theologische Wissenschaft“ sich um die kirchliche Praxis wenig zu kümmern pflegt.<sup>2)</sup>

Doch der Synergismus Haack's tritt noch viel deutlicher zu Tage, als es bei dem Mißbrauche der Wahrheit von der Widerstehlichkeit der Gnade allein scheinen könnte. Ehe wir jedoch den offen und grob vorliegenden Synergismus direct näher betrachten, müssen wir zuvor eine Hülle abziehen, welche ihn zum Theil verdeckt. Es ist dies die Rede von dem „intuitu fidei“, welche zwar unsere sonst in vieler Hinsicht so vortrefflichen alten Dogmatiker in guter Meinung aufgebracht und zum Theil in einem andern Sinne gebraucht haben, als es heutzutage die Synergisten thun, wodurch sie aber schon damals, ohne es zu wissen und zu

1) Die in das Gesetz gehörende Wahrheit, daß ein muthwillig in seiner Bestodung fortfahrender Mensch auch dahin kommen kann, alle Befehrungsversuche der auch ihm geltenden und an ihm kräftig wirkenden Gnade zunichte zu machen, wird, wie gesagt, hierdurch nicht aufgehoben. Ebenjowenig aber kann sie diese Wahrheit des Evangelii aufheben. Doch davon hernach mehr.

2) Vorstehendes möge auch nachträglich noch als Antwort gelten auf folgende gegen die „Missourier“ gerichteten Sätze Dieckhoff's: „Der Debatte über die Widerstehlichkeit oder Unwiderstehlichkeit des Gnadenwirkens gehen sie so viel wie nur immer möglich aus dem Wege. Sie sind vielmehr nur bestrebt, die Debatte auf andere Punkte hinzulenken, um dadurch — wenn auch nur für ihre Leute — zu verdecken, daß sie außer Stande sind, sich wegen des Punktes, um den es sich bei der Beurtheilung ihrer Lehre handelt (?) zu rechtfertigen.“ S. 119.

wollen, Grund zur Verderbung der reinen Lehre in synergistischem Sinne gelegt haben.

Auch Saac kann zum Theil noch ganz harmlos und unschuldig reden, wie die alten Dogmatiker, wenn er sagt, daß der Glaube und auch Gottes Vorherwissen von der Prädestination „keineswegs ausgeschlossen“ werden dürfe (S. 88). Er hat ganz recht, wenn er, anknüpfend an den durchaus richtigen Satz: „Die Ausführung des Heils in der Zeit ist ein Spiegel des ewigen Decrets“, <sup>1)</sup> sagt: „Was hier für das Heil oder Unheil das Entscheidende ist, muß auch für die ewige Wahl derselben <sup>2)</sup> mitbestimmend und ausschlaggebend sein. In der Heilsordnung aber hängt alles am Glauben. ‚Des Herrn Augen sehen nach dem Glauben.‘ ‚Wer da glaubet, wird nicht gerichtet, wer nicht glaubet, ist schon gerichtet.‘ An der *δικαιωσις* des Menschen von Seiten Gottes hängt geschichtlich die *ζωή*, die *σωτηρία* und *δόξα*, zu welcher wir prädestinirt sind. Die causa instrumentalis der justificatio aber ist die fides, so muß sie ja auch bei dem ewigen Rathschluß Gottes über die an der *δικαιωσις* hängende *ζωή* als causa instrumentalis <sup>3)</sup> in Betracht kommen, und wenn sie in der geschichtlichen Heilsordnung im Mittelpunkt steht, kann sie nicht in der vorgeschichtlichen Erwählung außer Acht gelassen sein.“ (S. 92.) Und: „Wo es sich deshalb um die Erstreckung des allgemeinen Heilswillens Gottes auf die Einzelnen zur Seligkeit, also um die particulare Gnadenwahl handelt, kann die fides nicht umgangen werden. Sie muß mitgenannt werden, zwar nicht als ihr constitutives, wohl aber als ihr regulatives Princip, nicht als ihre Ursache, wohl aber als ihre Bedingung.“ (S. 94.) <sup>4)</sup>

1) „Executio salutis in tempore est speculum aeterni decreti.“

2) Auch zum „Unheil“? Danach würde es also auch eine „Wahl zur Verdammniß“ geben? Warum auch nicht? Wie die Synergisten von der „Wahl“ reden, welche sich nur nach dem von Gott vorhergewußten „Verhalten der Menschen“ richtet, wäre es ja ganz unbedenklich, von einer „Wahl zur Verdammniß“ zu reden. H—r.

3) Hier fehlt die Erklärung, wovon der Glaube causa instrumentalis sein soll. Natürlich kann dies nur die Rechtfertigung sein, denn, wie der Glaube in der Zeit die Rechtfertigung ergreift, so ist er von Ewigkeit dazu bestimmt, es zu thun. Grundfalsch und absurd wäre es aber, den Glauben als causa instrumentalis der Erwählung zu fassen, wie dies seiner Zeit Walther genugsam nachgewiesen hat allein schon damit, daß ja die Erwählung nicht, wie die Rechtfertigung, ein für alle Menschen bestimmtes positives Gut ist. Den Glauben eine causa instrumentalis der Erwählung zu nennen, ist auch mindestens so absurd, als wenn man ihn zu einer causa instrumentalis der Befehrung machen wollte.

4) Das Wort „Bedingung“ (und so auch „regulatives Princip“) ist zweideutig. Sollte damit nichts weiter als das gemeint sein, daß der Glaube, wie in der Zeit, so auch in der ewigen Bestimmung Gottes *conditio sine qua non* des Heils ist, so wäre nichts dagegen zu sagen. Soll es aber doch, trotz der vorhergehenden Ablehnung, irgendwie und gewissermaßen, *quasi* als Ursache gelten, weil als Erklärungsgrund der Wahl etlicher vor andern (wie es denn bei den Synergisten also gemeint ist), so wäre es falsch.

Wir müssen es uns ernstlich verbitten, daß man uns „Missouriern“ imputirt, als wollten wir den Glauben und die Heilsordnung überhaupt von der Lehre von der Gnadenwahl ausschließen; als lehrten wir eine Wahl abgesehen vom Glauben. Wir haben je und je unentwegt mit der Concordienformel bekannt: „Derwegen, wenn man von der Wahl oder von der Prädestination der Kinder Gottes zum ewigen Leben recht und mit Frucht gedenken und reden will, soll man sich gewöhnen, daß man nicht von der bloßen, heimlichen, verborgenen, unausforschlichen Vorsehung Gottes speculire, sondern wie der Rath, Fürsaz und Verordnung Gottes in Christo Jesu, der da das wahre Buch des Lebens ist, durch das Wort uns geoffenbaret wird, nämlich daß die ganze Lehre von dem Fürsaz, Rath, Willen und Verordnung Gottes, belangend unser Erlösung, Beruf, Gerech- und Seligmachung, zusammengefaßt werde“ 2c. (folgen die bekannten, die Heilsordnung enthaltenden acht Punkte und im Zusammenhange damit in § 23 die Wahl). Wäre mit dem „intuitu fidei“ nie etwas anderes gemeint worden, als daß, im wohlberechtigten Gegensaze gegen die absolute Prädestinationslehre der Calvinisten, der ewige Zusammenhang der Wahl mit dem ganzen Heilsrathschlusse und der Heilsordnung darunter sollte verstanden werden, wie denn bei den Dogmatikern an vielen Stellen wirklich nur diese Meinung zu Grunde liegt und treffend zum Ausdruck kommt, so würden wir nichts dawider haben. Allein schon die Dogmatiker sind dabei nicht stehen geblieben, und die heutigen Synergisten, welche sich dieser Formel nur als eines Deckmantels bedienen, erst recht nicht.<sup>1)</sup>

Es kommt, wie noch die Dogmatiker oft mit großer Entschiedenheit betonen, alles darauf an, daß der Glaube und die Rechtfertigung die ihnen zukommende Stellung, wie sie sie in der Zeit haben, auch in dem ewigen Rathe Gottes, in der Lehre von der Gnadenwahl behalten, und darin müssen wir ihnen durchaus beistimmen. Nun ist aber die Stellung des Glaubens zur Rechtfertigung allein die, daß er als *ὄργανον ληπτικόν* der Rechtfertigung und nicht anders in Betracht kommt. So und nicht anders ist es gemeint, wenn es 2 Theff. 2, 13. heißt: „Wir aber sollen Gott danken allezeit um euch, geliebte Brüder von dem HErrn, daß euch Gott erwählet hat von Anfang zur Seligkeit, in der Heiligung des Geistes, und im Glauben der Wahrheit.“<sup>2)</sup> So und nicht anders macht uns Gott selig in der Zeit, so und nicht anders hat er es auch von Ewigkeit zu thun beschloffen, genau, wie auch Eph. 1, 1. ff. davon geredet wird. Nach der Synergisten Lehre

1) Dieckhoff ist freilich so ehrlich gewesen, sich des Deckmantels eines „intuitu fidei“ überhaupt nicht mehr zu bedienen. Er sah zu klar und machte kein Hehl daraus, daß es sich bei ihm gar nicht um den Glauben, sondern um das „Behalten“ vor dem Glauben handelte.

2) Es ist dies bekanntlich eine der Hauptstellen, auf welche man das „intuitu fidei“ in synergistischem Sinne stützen zu können glaubt. Vgl. die richtige Exegese dieser Stelle in „Lehre und Wehre“ 1880, S. 232 ff.

aber muß Heiligung und Glaube als eine von uns geleistete „Bedingung“ von Gott nur vorhergesehen, nicht gewirkt und bestimmt worden sein.

Allein es blieben, wie gesagt, schon die alten Dogmatiker bei diesem richtigen Verständnisse des intuitu fidei nicht stehen. Denn sie machten es zum Erklärungsgrunde der Wahl etlicher vor andern und verließen damit die rechte Bahn. So kam der Glaube nicht mehr als *ὑργανον ληπτικόν* der Rechtfertigung, nicht (wie sie es gern wollten) der durch den Glauben zu ergreifende oder ergriffene Christus in Betracht, sondern der Glaube als habitus, als Resultat der Bekehrung. Nun ist ja zwar auch dies nicht zu leugnen, daß der Glaube in Wahrheit Resultat der Bekehrung ist. Allein hier scheiden sich die Wege. Nach der Lehre der Schrift und der lutherischen Bekenntnisse ist die Bekehrung und somit der Glaube als terminus ad quem derselben „in solidum“ ein Werk Gottes. So meinten und wollten es zwar noch die alten Dogmatiker und lehrten davon an seinem Orte und ex professo durchaus correct. Es ist auch rührend zu sehen, mit welcher Aengstlichkeit sie darauf bedacht sind, da, wo sie das „intuitum fidei ingredi electionis decretum“ (daß die Ansehung des Glaubens bei der Erwählung „in Betracht komme“) vertheidigen, allen und jeden Synergismus abzuweisen. Weil und soweit sie aber, wie gesagt, den Glauben als Erklärungsgrund der Wahl etlicher vor andern fassen und in diesem Sinne das „intuitu fidei“ verstehen, ist schon alles falsch und dem Synergismus, welchen sie nicht wollten, Thür und Thor geöffnet, wie die Folgezeit nur zu deutlich gezeigt hat. Behält der Glaube seine ihm gebührende Stellung als *ὑργανον ληπτικόν* der Rechtfertigung, sowie als Resultat der Bekehrung, welche Gott allein wirkt ohne jegliche Mitwirkung des Menschen, und nicht in Ansehung seines „Verhaltens“, so wird eben damit für die Wahl nichts erklärt, und das Geheimniß der Wahl bleibt, wie dasjenige der Bekehrung, als unergründlich und unerklärlich stehen.

Es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie Haac selbst die Rathlosigkeit der alten Dogmatiker in Erforschung und Erklärung dessen schildert, wie und in welchem Sinne der Glaube eine Ursache, wenn auch nur „causa minus principalis“ der Erwählung genannt werden dürfe (S. 117 ff.).<sup>1)</sup> Es war alles vergeblich. Ihre sonst so ausgezeichnete Klarheit und ihr Scharffinn hatte sich erschöpft. Das *intuitu fidei* als Erklärungsgrund der Wahl war, unter Abweisung alles und jedes Synergismus (wie sie es noch wollten), nicht zu halten. Es war eben ein Menschenfündlein, erdacht, um die absolute Wahl der Calvinisten abzuwehren und einen Erklärungsgrund der Wahl etlicher vor andern zu finden. Das war schon nicht recht. Denn zur Bekämpfung des Calvinismus wie aller und jeder Kezerei reicht das „Es stehet geschrieben“ immer

1) Ausführlicheres darüber hat ja seiner Zeit Walthers mitgetheilt, sowohl in „Lehre und Wehre“ (1880: „Dogmengeschichtliches über die Lehre vom Verhältnisse des Glaubens zur Gnadenwahl“), als auch in Baiers Compendium.

und überall aus. Alle und jede philosophische Theorien in der Theologie sind vom Uebel. Und die göttlichen Geheimnisse soll man unerforscht lassen. Wenn es sollte Reimens gelten, so würden wir, wie Luther sagt, keinen einzigen Artikel des Glaubens behalten.

Indem unsere alten Dogmatiker bei dem allgemeinen: „intuitum fidei ingredi electionis decretum“ nicht stehen blieben, sondern durch Einschlebung der göttlichen Präscienz den von Gott vorhergesehenen Glauben zum Erklärungsgrunde der Wahl machten, hatten sie das Geheimniß gelüftet und zerstört. Der syllogismus praedestinatorius läßt eben kein anderes Geheimniß mehr bestehen als dasjenige der göttlichen Allwissenheit, welches aber, so viel es auch sonst im ganzen Zusammenhange der Heilslehre und so auch der Lehre von der Gnadenwahl in Betracht kommen mag,<sup>1)</sup> nun und nimmer mit demjenigen von der Gnadenwahl identisch ist.

Diejenige Schriftstelle, auf welche schon die Dogmatiker und ihnen nach das ganze Heer der Synergisten zum Beweise für ihre auf das göttliche Vorherwissen gegründete und durch dasselbe erklärte Gnadenwahl sich berufen, ist bekanntlich Röm. 8, 29. Indem wir auch hier auf den von Stöckhardt in „Lehre und Wehre“ vom Jahre 1880 geführten „Schriftbeweis für die Lehre von der Gnadenwahl“ verweisen, bemerken wir hier gegen Haack (und in diesem Falle allerdings auch gegen Joh. Gerhard) nur so viel, daß das: „welche er zuvor versehen hat“, in dem schriftgemäßen Sinne von „zuvor geliebt“, „in Liebe zuvor erkannt“ genommen und nicht bloß „zuvor gewußt“ oder „als gläubig zuvor gewußt“ (wobei das „als gläubig“ zc. rein menschliche That ist), durchaus nicht wegen des nachfolgenden: „die hat er auch verordnet“ eine „tautologische Redeweise“ ist, auch nicht „den Gedankenfortschritt der Rede stört“, weil eben dabei steht: „daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes.“<sup>2)</sup>

Es ist noch ein Punkt übrig, in Bezug auf welchen Haack und alle heutigen Synergisten nicht mit Unrecht auf die alten Dogmatiker als ihre Gewährleute sich berufen können. Es ist dies die Unterscheidung einer voluntas antecedens und consequens in Gott, welche, wie auch Phi-

1) Haack meint uns „Missouriern“ gegenüber betonen zu müssen, daß „die Verbindung der Präscienz mit der Prädestination . . . von der F. C. keineswegs ausgeschlossen“ ist, als ob wir glaubten, „daß Gott nur weiß, was er will“ (S. 89). So etwas ist uns aber nie in den Sinn gekommen. Wir kennen und bekennen auch den § 54 des 11. Artikels der F. C.

2) Das göttliche „Erkennen“ betreffend, sollte man besonders Gal. 4, 9. beachten: „Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid.“ Soll das auch heißen: „vorher gewußt“ oder „als gläubig vorher gesehen“? — Doch die „wissenschaftlichen Theologen“ lassen sich ja nicht durch Schriftgründe überzeugen. Die Schrift ist es ja überhaupt nicht, durch welche überwunden sie sich genöthigt sehen könnten, irgend etwas zu glauben. Ihre Theorien sind zuvor fertig und die Schrift muß nun, wohl oder übel, damit in Uebereinstimmung gebracht werden.

Ippi bemerkt, bei ihrem Urheber, Johannes Damascenus, „auf semipelagianischen Voraussetzungen beruht“ („Kirchl. Glaubenslehre“, IV, 1, S. 64), und in ihrer Anwendung auf die Gnadenwahl, wenn auch nicht immer gerade semipelagianische, so doch stets synergistische Voraussetzungen hat. Nicht, daß wir darum diese Unterscheidungen überhaupt verwerfen. Der von den Dogmatikern für dieselbe geführte Schriftbeweis, allein schon aus Matth. 23, 37. („ich habe wollen . . . und ihr habt nicht gewollt“), ist durchaus stichhaltig — in Bezug auf die Sünde und die Verwerfung, nicht aber in Absicht auf die eigenen Werke Gottes, die Erwählung, Bekehrung, Erhaltung und Seligmachung. Haad scheint es selbst gefühlt zu haben, daß man in Absicht auf die Erwählung die voluntas antecedens „mit der voluntas consequens identificiren“ könne, fügt aber hinzu: „Allein die letztere umfaßt insofern mehr, als sie sich auch auf den Willen Gottes bezieht, die Ungläubigen zu verwerfen, während die Prädestination sich nach der Schrift auf das Heil und die Seligkeit und nur auf diese bezieht.“ Aber wenn man doch die letztere, von Haad selbst unterstrichene Wahrheit festhalten und nicht immer die Lehre von der Verwerfung<sup>1)</sup> in diejenige von der Gnadenwahl einmischen wollte (woburch schon so unsäglich viel Verwirrung entstanden ist), so würde man auch sehen, daß in Absicht auf die Auserwählten allerdings die voluntas antecedens mit der voluntas consequens identisch und diese Unterscheidung unzutreffend ist, wo sie aber dennoch gemacht wird, auf synergistischen Voraussetzungen beruht. Was soll überhaupt, fragen wir mit Recht, die in der Schrift und ihr gemäß auch in der Concordienformel so bestimmt wiederholte Betonung, daß die Gnadenwahl „vor Grundlegung der Welt“ geschehen sei, wenn diese theure und überaus tröstliche Wahrheit durch die Berufung auf Gottes Allwissenheit und durch die Unterscheidung der voluntas antecedens und consequens völlig wieder aufgehoben wird? Es wäre ja purer Schwindel, so zu reden, wenn schließlich doch alles von unserm „Verhalten“ in der Zeit abhängen soll.

Wir kommen aber damit auf den gewaltigen und wichtigen Unterschied zwischen der, wenn auch verfehlten, so doch verhältnißmäßig harmlosen „intuitu fidei“-Theorie der alten Dogmatiker und der ganz offenbar und grob synergistischen Lehre der modernen, lutherisch sein wollenden „wissenschaftlichen Theologen“. Denn die letzteren lehren ja doch thatsächlich nicht, wie jene, eine Erwählung „in Ansehung des Glaubens“, geschweige denn „des durch den Glauben ergriffenen Christus“, sondern — die einfache Logik hat den Sieg davongetragen und aus den falschen Prämissen den richtigen Schluß gezogen — in Ansehung des menschlichen Verhaltens,

\*) Etwas anderes ist übrigens die Frage von der Verwerfung, deren Ursachen uns aus der Schrift bekannt sind, und die mit der Frage von der Erwählung identische Frage von der Richterwahlung derjenigen, von und vor welchen eben die Erwählten auserwählt sind, von welcher letzteren uns die Ursache verborgen ist.



und zwar des Verhaltens des unwiedergeborenen Menschen vor der Bekehrung, aus welchem Verhalten der Glaube, wenn auch angeblich nur zum Theil, in Wirklichkeit aber in der Hauptsache, nämlich „actu“, „wirklich“ hervorgehen soll.

Unsere alten Dogmatiker, die sich gegen allen und jeden Synergismus so entschieden, und nicht bloß mit Worten, wehrten, würden entsetzt gewesen sein, wenn man ihnen eine Lehre von der Erwählung in Ansehung des menschlichen Verhaltens vorgehalten hätte, und waren es wirklich, so oft die Calvinisten, hierin im Rechte, solches thaten. Denn sie hatten (wohl mit wenigen Ausnahmen, uns ist als solche nur Hollarz bekannt) noch die lutherische Lehre vom freien Willen, von der Bekehrung und von der Rechtfertigung, welche Centrallehren unsern heutigen „wissenschaftlichen Theologen“, insonderheit Dieckhoff und Haack verborgen geblieben sind.

Um mit der letzteren, der Lehre von der Rechtfertigung, zu beginnen, so stand es unsern alten Dogmatikern doch noch fest, daß die Rechtfertigung nicht, wie die Heiligung, Stufen leidet, sondern entweder ganz oder gar nicht vorhanden ist, das heißt, durch den Glauben also ergriffen wird, daß auch der schwächste Glaube, das erste Fünklein wahren Glaubens das ganze, ungetheilte und untheilbare Verdienst Christi, die ganze ungetheilte und untheilbare Vergebung der Sünden ergreift. Daher denn sie alle (so viel uns bekannt, mit alleiniger Ausnahme von Hollarz) einmüthig und mit großem Ernste und fester Entschiedenheit bekannten, daß die Bekehrung im stricten Sinne nothwendig in einem, zwar nicht näher anzugebenden, aber doch thatsächlich vorhandenen Momente geschieht. Daß Dieckhoff diese überaus wichtige, elementare Wahrheit bestreiten, ex professo bekämpfen, ja, sogar mit Hohn und Spott überschütten konnte, ist ein sicheres Zeichen, daß ihm die Lehre von der Rechtfertigung verborgen geblieben war. Wir hätten damals (1886), als seine Schrift „Zur Lehre von der Bekehrung und von der Prädestination“ erschien, sehr gewünscht, Herr Prof. Gräbner möchte, wie er vorher schon den Synergismus Dieckhoffs luce clarius nachgewiesen, nun auch dessen Abfall von der Rechtfertigungslehre ans Licht ziehen. Es wäre der hierzulande vielfach entstandene Schein vermieden worden, als habe Dieckhoff die „Missourier“ mit ihrer Lehre geschlagen und das Feld behalten. Es hätte auch, unsers Erachtens, bei der Gelegenheit die Lehre von der Rechtfertigung und vom rechtfertigenden Glauben wohl noch mehr, als es bisher in dem gewaltigen Kampfe um die Lehre von der Gnadenwahl geschehen, in den Mittelpunkt gestellt werden können und sollen. Weil es jedoch damals nicht geschehen ist, jetzt aber Haack mit besonderer Berufung auf Dieckhoff dessen grundstürzende Irrlehre wieder geltend gemacht hat, so meinten wir eine frühere Scheu überwinden und den von Haack uns hingeworfenen Handschuh aufnehmen zu sollen.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt von P. Aug. Schöpfler.)

**Theologische Sprüchwörter.**

(Fortsetzung.)

10. Wer den Pabst für seinen Meister erkennt, der hat keinen Theil an Christo. (Luther I, 1310.)

11. Der Heilige Geist ist nicht an Rom gebunden. (XVII, 1357.)

Bemerkung. Die wahre Theologie hat nur Eine Quelle. Diese Quelle ist verbum Dei scriptum. Wer neben der heiligen Schrift als Quellen der Theologie noch anerkennt: Traditiones *ἀγράφους*, auctoritatem conciliorum et Romanum pontificem, „der“, um mit Luthers Worten zu reden, „zweifelt wahrhaftig an dem, ob Gott weise, gerecht und gut sei: wie kann man aber eine greulichere Sünde, und die Gott weniger leiden kann, thun, denn also zweifeln?“ (I, 1698.) Laut Bellarmin, lib. II. de conciliis, c. 12, § 1, hat die römische Pabstkirche quatuor theologiae ac fidei principia. Der römischen Theologen Sprüchwort lautet darum auch so: „Quicquid Romanus pontifex docet et definit, illud est infallibiliter verum.“ (Vgl. Baier [Walther'sche Ausg.], S. 81.)

Zu 2 Theß. 2, 4. macht Luther diese treffende Auslegung: „Denn der Antichrist, das ist, Pabst und Türke erheben sich nicht über Gott, wie er ist in seinem göttlichen Wesen; . . . sondern über den Gott, der durch das Wort verkündigt, und sich durch die Gottesdienste offenbaret hat. Denn zugleich der Pabst und Türke des Worts und Gottesdienstes nicht allein nicht achten, sondern sind ihm feind, und verfolgen es. Darum hat sich der Pabst erhoben über Gott, und sich an Gottes Statt gesetzt, auf daß er an Gottes Statt angebetet, und ihm gedienet, und das Wort Gottes und der rechte Gottesdienst abgethan und untergebrückt werde. Denn, siehe an seine Decreta und Canones, so wirst du befinden, daß die Uebertretungen der Satzungen des Pabstes viel ernster gestraft werden, denn die Uebertretungen der göttlichen Gebote; ja, den Herrn Christum, den man allein anbeten und ehren soll, tritt er mit Füßen und lästert ihn; will aber, daß man seine Lehre annehme und ehre, will gefürchtet sein, und will, daß man dem glauben soll, das er lehrt. Solches heißet ja, meine ich, sich setzen über den verkündigten und gehrten Gott. Darum wird er billig genannt der Antichrist.“ (I, 1601.)

„Darum nennt es die Schrift sehr greulich, Zauberei, Abgötterei und Götzendienst treiben, wenn man Gottes Wort nicht hört, oder hm etwas ohne oder wider Gottes Wort vornimmt, welches denn gar greulich gesagt ist; sonderlich, wenn man sieht, wie gemein solches in der Welt ist, und im Schwang geht. Daher auch Paulus zu den

Soloffern Cap. 2, 18. 20. warnt, daß man sich vor denen hüten soll, die in eigener Wahl einhergehen, wenn ihr Thun gleich für eine Demuth und Andacht der Engel anzusehen wäre: es sein, spricht er, Sägungen der Menschen; das ist, sie haben das helle Licht und Herrlichkeit nicht, nämlich Gottes Wort; darum soll man sie fliehen und fahren lassen, und nicht für Gottesdienst halten. Ich mache aber allzu viel Worte über diesen Text: jedoch bin ich mit meinem Schaden gewizigt und habe es erfahren, wie nöthig solche Vermahnung und Lehre ist. Es vermahnt uns wohl die Schrift an allen Orten, daß wir uns demüthigen sollen, und für Hoffart, darauf Gottes Zorn folgt, hüten, aber daß man von Gottes Wort hoch hält, und sich deß rühmt, ist keine Hoffart. . . .

„Es hat sie aber, sprechen sie, der Pabst und die Kirche geboten? Der Pabst gehet uns nichts an, die Kirche gehet uns in diesem Falle auch nichts an; ja, das ist keine Kirche, die uns vom Wort abführt, durch erwählte Werke Abgötterei und Aergerniß mehrt, und zu Verderbniß und Verdammniß der Seelen hilft, nicht zu Gottes Ehre. Denn die Kirche, wie gesagt, ist eine Schülerin Christi, und ob sie wohl lehrt, so lehrt sie doch nichts, denn was ihr von Christo zu lehren befohlen ist.“ (I, 1307 f.) Wie wahr ist unser Sprüchwort: „Wer den Pabst für seinen Meister erkennt, der hat keinen Theil an Christo“!

Luther: „Der Pabst meint wohl, der Heilige Geist sei an Rom gebunden; aber wenn er deß könnte gute Siegel und Brief auflegen, so hätte er gewonnen. Denn so er will das Haupt aller Kirchen sein (welches unmöglich), muß er uns zuvor gewiß machen, daß er und seine Nachfolger den Heiligen Geist gewiß und erblich haben müssen, und nicht irren können. Ja, die Briefe und Siegel möchte ich gerne sehen. Denn, daß er Matth. 16 vorgibt, die römische Kirche sei auf den Fels gegründet, daß der Hölle Pforten nicht sollen sie überwältigen, ist droben klar genug beweiseth, daß solches sei von der ganzen Christenheit geredet, und nicht von dem römischen päpstlichen Stuhl. Und in Summa, wie gesagt, Gott fragt in seinem Reich nicht nach Großen, Hohen, Mächtigen, Vielen, Weisen, Eblen zc.“ (XVII, 1357 f.)

12. *Quid sacer codex nisi speculum, in quo sese Numen depinxit?* (Die heilige Schrift ist nur ein Spiegel, in welchem Gott uns sein Bild gezeichnet hat.) (Dannhauer, Herm. sacra, p. 2.)

Bemerkung. Das Wort deß alten Dannhauer ist den neuen Theologen lächerlich, und darum, weil sie — wie ihre wissenschaftlichen Schriften klar beweisen — ein anderes theologisches Princip haben, als die alten, rechtgläubigen Theologen unserer lutherischen Kirche hatten, und die rechtgläubige lutherische Kirche heute hat. Der Unterschied ist dieser: Unser einziges Principium ist Scriptura sacra, darum gestatten wir der Vernunft

kein Stimmrecht; den neuen Theologen ist die Schrift nicht das einzige Princip und die Vernunft hat volles Stimmrecht.

Wie wahr ist, was Professor Pieper zur Erklärung unsers Sprüchwortes schreibt! „Hüten wir uns, an diesem Bilde nachbessern zu wollen! Es scheinen uns da einige Linien verkehrt zu laufen, andere scheinen uns zur vollständigen Harmonie zu fehlen. Da sind wir denn in Versuchung, einigen Linien eine etwas andere Richtung zu geben und die uns fehlenden nach unserer Phantasie hineinzuzichnen. Geschieht dies, so wird das Bild gewiß verdorben, so gewiß kein Mensch Gott gesehen hat und aus sich selbst Gott nicht kennt. So viel wir an dem Bild corrigirt und nachgezeichnet haben, so weit haben wir Gottes Bild in ein Gözenbild verwandelt.“ (Synodalb. A., 19, 179.) (Vgl. Walthers, „L. u. W.“ 13, 98 f. 24, 48 f.: „Die heilige Schrift ist das einzige Erkenntnißprincip aller theologischen Wahrheiten.“)

13. Alles das in der Schrift, woran die moderne Vernunft sich stößt, gehört zur Schrift selbst. (Rub. Lange, „L. u. W.“ 30, 39.)

Bemerkung. „Wir finden, durch die Schrift selbst belehrt, das Wort Gottes in der ganzen heiligen Schrift, auch wo sie nach der Meinung der Vernunft in einer Weise redet, welche eines göttlichen Urhebers gänzlich unwürdig sei. Denn in der Schrift steht auch geschrieben: ‚Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.‘ Und ‚die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind‘, 1 Cor. 1, 19. 25. Alles das in der Schrift, woran die moderne Vernunft sich stößt, gehört zur Schrift selbst. Die tabelnde Kritik der ‚Weisen und Verständigen‘ ist nichts Neues, sie ist so alt als die Schrift, ebenso alt aber ist auch der durch diese Schrift gewirkte Glaube der Christen, der sich durch solche Kritik nicht erschüttern läßt. Zu diesen Christen gehören durch Gottes Gnade auch wir.“ (l. c.)

14. Der Dünkel und Dünktmich ist ein großer Klotz, der vor den Augen liegt, daß kein Licht kann hineinkommen. (Altes Sprüchwort.)

Bemerkung. „Wir wissen freilich wohl“, schreibt Rub. Lange, „daß in jedem Christen, indem er mit göttlichen Dingen umgeht, mancherlei ‚Dünkel‘ aus seiner Vernunft, so weit sie noch nicht durch das Schriftwort gereinigt und erleuchtet ist, aufsteigt und sich als Schriftlehre, als Sinn des Heiligen Geistes, darbietet. Aber ‚diese Sünde ist vergeben‘, wenn wir uns vor Gottes Wort ‚fürchten‘ und nicht eher etwas für göttliche Wahrheit halten, als bis wir eine klare Schriftaussage dafür gefunden haben. Die Versäumniß einer Prüfung unserer Gedanken an der heiligen Schrift bringt uns in die Gefahr, durch das eigene Beispiel das Sprüchwort zu bestätigen: ‚Der Dünkel und Dünktmich ist ein großer

Kloß, der vor den Augen liegt, daß kein Licht kann hinein-  
kommen.“ („*L. u. W.*“ 30, 40.)

Dr. Walthër: „Auch die erleuchtete und wiedergeborene Vernunft kann nicht neben der Schrift, derselben coordinirt, Erkenntnißprincip sein, indem eben das zum Wesen einer erleuchteten und wiedergeborenen Vernunft gehört, daß sie nicht sich selbst, sondern die Schrift zu ihrem Erkenntnißprincip in Sachen des Glaubens macht, 2 Cor. 10, 5.: ‚Damit wir verflören die Anschläge, und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi‘; abgesehen davon, daß sich hienieden in keinem Menschen eine vollkommen erneuerte und erleuchtete Vernunft vorfindet. 1 Mos. 18, 10—15.“ („*L. u. W.*“ 13, 99.: „Vier Thesen über das Schriftprincip.“)

15. Wir gehen nicht einen Schritt weiter, als Gottes Wort uns führt.

Bemerkung. „Alles, was wir glauben sollen, liegt geoffenbart in Gottes Wort vor; wir brauchen weder in die Höhe noch in die Tiefe zu fahren, um durch Speculationen, Vernunftfolgerungen zc. die Wahrheit erst zu ergrübeln. Das Wort ist uns nahe; durch den Glauben fassen wir, was daselbst geoffenbart ist, und haben damit die Wahrheit.“ („*L. u. W.*“ 30, 373.)

16. Die Theologie, welche vom Schriftwort abieht, ist eine nichts nützige Theologie. („*L. u. W.*“ 30, 373.)

Bemerkung. Gerhard schreibt: „Conscientiam oportet niti certo verbo, alias perpetuis dubitationum fluctibus circumgyrata in vorticem desperationis tandem abripitur.“ (L. de Conj., § 559.) „Das Gewissen muß sich auf ein gewisses Wort stützen, sonst wird es von den Wellen des Zweifels fortwährend hin- und hergeworfen und endlich in den Strudel der Verzweiflung fortgerissen.“

Dr. Walthër schreibt: „Luther hat Gott gebeten: er möge ihm ja keinen Engel erscheinen lassen, denn er würde fürchten, die Erscheinung sei vom Teufel, und wenn er dann nicht glauben könnte, nur in Gewissensnoth kommen. Das begreift freilich keiner der Schwärmer, die um das Wort her flattern und ihren Glauben auf alles andere, auf ihr Gefühl zc. bauen, nur nicht auf das geschriebene Wort. Es ist dem lieben Gott zwar für die Erfahrungsungen seiner Gnadennähe zu danken, aber die Hoffnung der Seligkeit ist nicht darauf zu gründen, sonst wird uns in der Anfechtung und in der Stunde des Abscheidens aller Trost fehlen. Gottes Wort allein kann unser Anker sein, denn das bleibt ewig klar, wahr und gewiß.“ (Synodalb. O. 12, 29.) Vgl. Luther II, 1537 f.

„Zu der Schrift sollen wir uns halten, und nicht unserm Dünkel noch keines Menschen Lehre folgen; denn Gott will seine Schrift nicht umsonst gegeben haben; da will er sich finden lassen und sonst nirgend. Wer die

verachtet und fahren läßt, der soll und muß ihn nimmer finden.“ (Luther XI, 202.)

„Darum thut Gott uns recht, daß er uns des Teufels Schüler werden läßt, dieweil wir seine Schule verachten.“ (XI, 207.)

„Rühme nur nicht viel vom Geist, wenn du nicht das offenbarliche äußerliche Wort hast; denn es wird gewißlich nicht ein guter Geist sein, sondern der leidige Teufel aus der Hölle. Denn der Heilige Geist hat je seine Weisheit und Rath, und alle Geheimnisse in das Wort gefasset, und in der Schrift offenbart, daß sich niemand zu entschuldigen, noch etwas anders zu suchen oder zu forschen habe: und ja nichts Höheres und Bessers zu lernen noch zu erlangen ist; denn das die Schrift lehret von Jesu Christo, Gottes Sohn, unserm Heiland, für uns gestorben und auferstanden.“ (XI, 23. [supplementum.] )

„Wer auf Menschenlehre und Zusätze trauet, der trauet auf Lügen und Trügen.“ (XIX, 1021.)

(Fortsetzung folgt.)

## Kirchlich-*Zeitgeschichtliches*.

### I. *America*.

**Reformirte Orthodogie.** Ganz wohl schreibt der reformirte „Wächter“ von Dubuque, Iowa, in No. 14 von reformirten Theologen, welche „sich redlich um kirchliche Orthodogie bemüht haben“: „Aber wahr ist auch, daß dies die Wahrheit des Wortes Gottes nicht war.“ Die Frage: „Kann ein Reformirter sich um jene redlich bemühen und zu gleicher Zeit jemand sein, der die Wahrheit des letzteren nicht vertritt?“ konnte er getrost bejahen; denn seine Kirche ist ein Seminarium der verschiedensten Irrlehren und er muß von den Christen darin bekennen: „Gerade die Irrthümer aller vorhandenen Secten bekämpfen sie in ihrer eigenen Kirche.“ Es wäre nur zu wünschen, daß er von sich selbst in Wahrheit sagen könnte: „Er hält es für einen der verderblichsten Irrthümer, daß ein Mensch seine Lehre, seine guten Gedanken über Gott und Dinge über seine Worte für Gedanken und Worte Gottes hält, seinen eigenen Geist für den Heiligen Geist Gottes. . . Nicht von unserm besiedelten Geist, nicht von dem besiedelten Geist auch der reinsten Kirche, nicht von dem Geiste selbst der hochbegnadigten Väter sollen wir uns leiten lassen, sondern allein von dem Heiligen Geist, der im Worte reichlich gegeben und ausgegossen ist über alles Fleisch.“ Das ist echt lutherisch gesprochen; denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er der Herr sei. Nichts als sein Wort soll unseres Fußes Leuchte sein. Es ist aber ein Irrthum oder eine Schalkheit, wenn es uns „Der Wächter“ als papistische Abgöttereie anrechnet, daß wir sagen: Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr. Es ist wahr, daß Luther gewünscht hat, seine und aller Lehrer Auslegung möchte untergehen, wenn sie ihren Dienst gethan und den Christen Mittel und Weg zur Erkenntniß Christi und seines Wortes geworden ist; denn er war nicht in seine Schriften verliebt, sondern bekannte von Christo mit Johannes: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Wie kann „Der Wächter“

aber daraus schließen, Luther habe seiner Lehre den Untergang gewünscht, und wir sollten es ihm nachthun? Widerlegt er doch sich selbst, wenn er in andern Artikeln von Luther schreibt: „Wenn man ihm unterschiebt, er habe sie“ (seine Gnadenwahl lehre) „nur im Anfang gegen Erasmus benützt, später aber ganz fallen gelassen, so thut man ihm damit gewiß ein großes Unrecht und stellt sich selbst ein Zeugniß aus, daß man Luther in seinem Glauben und in seiner ganzen Lehre gar nicht versteht. Sie ist seinem Glauben überall unentbehrlich, und nachdem er sie einmal so ernst genommen, so klar und tief aufgefaßt hatte, ist es nicht denkbar, nicht möglich, daß er sie so leicht wieder fallen lassen konnte.“ (S. 884.) Wider die Behauptung einer reformirten Zeitschrift, Luther habe fünf verschiedene Lehren vom Abendmahl vorgetragen, bezeugt er: „Damit gesteht sie nur, daß sie Luther mindestens viermal mißverstanden hat.“ (S. 888.) Rein, der Engel mit dem ewigen Evangelium (Offenb. 14, 6.) hat seiner Lehre und dem Zeugnisse aller Wahrheitszeugen niemals den Untergang gewünscht. Das thut nur der Vater der Lüge und seine falschen Propheten. Wer aus der Wahrheit ist und ob dem Worte hält, das gewiß ist, der bekennet noch immer gleich ihm mit dem Apostel: So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht! (Gal. 1, 8.)  
G. G.

**Die Gefahren der calvinischen Lehre von einer absoluten Prädestination.**  
Das reformirte Blatt „Der Wächter“ nennt diese Prädestination, wonach „zuletzt der Wille Gottes allein entscheidet, wer selig werden soll und wer nicht“, wie er sich ausdrückt, mit Unrecht „die Gnadenwahl“; denn mit dieser willkürlichen Handlung hat die Gnade Gottes in Christo Jesu nichts zu thun. Er fühlt dann selbst etwas und schreibt von den Gefahren der calvinischen Lehre, die er doch selbst als schriftgemäß vertheidigt: „Mit dieser Erkenntniß“ (daß Gottes Allmacht Vergnadigung oder Verwerfung eines Sünders schafft) „sind aber sogleich zwei Gefahren verbunden, die überwunden werden müssen. . . Die Vernunft wird da straucheln und sagen: Was schuldigt er denn uns? Wer kann seinem Willen widerstehen? Röm. 9, 19. Sie wird dann entweder leugnen, daß dem Willen Gottes die letzte Entscheidung zukomme und hat dann Gott und die Gnade einfach preisgegeben und verloren, und muß alles dem eigenen Willen zuschreiben und sich mit Werken ablagen; oder — sie wird frivol und ruchlos, indem sie urtheilt, es sei ganz einerlei, ob man flucht oder betet, Gott fürchtet und sein Wort bewahrt oder in Unzucht und Ausschweifung dahinlebt. Jene werden seine Leute, die Gott, nachdem sie ihn verlassen haben, rechtfertigen und hoch rühmen, er habe seine Schuldigkeit gethan, nun liege es ganz beim Menschen, ob der auch die seine redlich thue; und man müht sich ab, sie zu thun, und wird so selbstgerecht, verblindet und verstockt. Aus der andern Art werden jene traurigen Gestalten, die in Gemeinden, wo die Gnadenwahl ohne Vorsicht getrieben und oft zum Hören gemacht wird, gar nicht selten sind. Was Kokebue in seiner ‚Verzweiflung‘ frech und frivol herauschreit, das sagt man hier mit frommer Miene und gedämpftem Ton, aber ebenso vermessend, wenn auch noch so sehr verblümt: Gott muß mich selig machen; er darf mich nicht verdammten; erwählt und wiedergeboren bin ich, und wenn ich nicht so bin, wie ich sollte und sein möchte, so hat er es nicht gewollt; und wenn ich verloren gehe, was kann ich dafür? — Es liegt darin etwas Wahrheit, auch darin, daß man die Schuld ganz auf Gott schiebt. . . Nicht er ist schuld, daß wir so sind, wie wir sind, daß es uns so geht, wie es uns geht, daß wir ganz in der Gewalt der Sünde, des Todes und Teufels sind. Gott ist gerecht, wir aber sind Sünder, an allem allein schuld. Diese Bestimmung war im Sohne,

der selbst nicht gesündigt hat, und wie sollte sie uns nicht vielmehr ziemen? Was nützt es auch, die Schuld auf andere, auf unsere Verhältnisse, Eltern, Adam und Eva, auf Gott zu schieben? Unser Unglück bleibt und wird dadurch noch größer, indem wir es so mit einem Gott zu thun bekommen, der allmächtig, aber auch hart und ungerecht und unser Feind sein muß. Wo man aber mit Christo alle Schuld auf sich nimmt, die Sünde als seine eigene und als wirklich Sünde anerkennt, die nur Zorn und Strafe verdient und Gott nöthigt, sie unnachlässig zu strafen, da eben kommt Gott und vergibt alle Sünde, nimmt alle Schuld von dem Sünder hinweg und auf sich, hat sie auch schon ganz abgetragen und verfährt. . . . Und diese Erkenntniß ist die Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist, die Ueberzeugung, daß es allein noch von Gottes freiem Willen abhängt, ob man selig werden oder in seiner Sünde, in seiner Schuld, in seinem Tode liegen bleiben soll. Es kann da nur noch die eine Frage sein, um die der Glaube zittert: ob Gott aus freiem Erbarmen wirklich mir helfen wird? ob Leben oder Tod, Heil oder Verderben sein Wohlgefallen sei? Es muß ihm beides freistehen.“ (S. 884 f.) — Die Calvinisten haben fürwahr eine trostlose, schauerliche Lehre, die nicht unter Christi Kreuz gelernt ist! Ein Gott, der an allem Verderben schuld ist, fordert das Compliment für sich, daß die Menschen diese Schuld auf sich nehmen. Wer es in knechtischer Furcht vor dem grausamen Gott thut, welcher dem Gott, der keinen Gefallen am Tode des Gottlosen hat, gar nicht ähnlich ist, der soll den Anfang der Weisheit besitzen. Möglich, daß es für ihn noch Gnade gibt; denn der Tyrann kann die Veröhnung schnell finden, wenn er will. Ob er aber will, das muß man ihm mit Zittern anheimstellen. Das soll Glaube sein und aus Christi Evangelium erkannt werden! G. G.

**Mythische und theosophische Grillen.** In einer Besprechung der „Einsamen Wege“ Notholls schreibt die Zowaer „Kirchl. Ztsch.“: „Wir können dem Verfasser darin nur zustimmen, daß sowohl der Pantheismus als auch der Rationalismus, zu welchem die Theologie der Gegenwart eine so verderbliche Neigung hat, nicht überwunden werden können, ohne eine Versenkung in die geheimnißvollen Tiefen des Wesens Gottes und seiner Weltgegenwart, zu welcher die schriftgemäße Lehre von der realen Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Nachtmahl und von der Kirche als dem Leibe Christi mit Nothwendigkeit führen muß.“ (S. 56.) Dagegen heißt es im 8. Psalm: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen.“ G. G.

**Gnadenwahl.** Das dritte Heft der Zowaer „Kirchl. Zeitschrift“ müht sich mit dem 11. Artikel der Concordienformel ab, ohne die Lehre dieses Artikels wirklich zu erfassen. Weil Gott von Ewigkeit nur die beharrlich an Christum Glaubenden zum Heile verordnet hat, so schließt sie: „Die *πρόγνωσις* Gottes (Röm. 8, 29.) kann also nicht bestimmt werden ohne Ansicht des Glaubens (Röm. 14, 23. Hebr. 11, 6.). Also ist der Sinn des apostolischen Zeugnisses: quos praescivit, sc. credituros in Christum, hos et praedestinavit.“ (S. 71.) „Die Erwählung ist particular, weil auf den Glauben Rücksicht genommen ist.“ (S. 76.) „Als Organ nimmt der Glaube die Election auf, gleicherweise wie die Justification. Daß aber die Gläubigen vor den Ungläubigen zum Leben erwählt werden, geschieht nicht wegen einer Art besonderer Würde, die ihnen innewohnt, sondern allein wegen der Zurechnung, welche ihnen die fremde Gerechtigkeit Christi zur eigenen macht; daher die Gläubigen der Erwählung werth, die Ungläubigen aber ihrer unwerth sind.“ Gott hat auf Christum gesehen „als den wahren Grund unserer Erwählung, nicht nur, sofern er das Werk der Erlösung vollbracht hat, sondern auch sofern er mittelst Glaubens unser eigen wird; denn abgesehen vom Glauben nützt Christus uns über-



haupt nichts“. „Die Erwählung hängt vom Glauben nicht in der Weise ab, als ob dieser die *meritoria causa sive impulsiva* wäre, sondern so, daß er die *causa instrumentalis sive organica* ist, welche die Gnade des erwählenden Gottes und das im Worte des Evangeliums dargebotene Verdienst Christi fest ergreift.“ (S. 74.) „Bezüglich des Glaubens steht die Sache so, daß er, wenn er Christum sammt seinem Verdienste und die Gnade des erwählenden Gottes ergreift, von selbst, vermöge göttlicher Bestimmung, die *electio* und *justificatio* erlangt.“ (S. 75.) „Sofern er die heilschaffende Beziehung zu Christo festhält und die *electio* des Menschen antritt, muß er als *causa instrumentalis* angesehen werden.“ (S. 76.) Das ist alles so getredet, als ob es sich nicht um das vor der Zeit der Welt von Gott gefaßte Decret der gnädigen Erwählung armer Sünder, sondern um die in der Gnadenzeit erfolgende gläubige Ergreifung der Gnade Gottes in Christo handelte, welche in den Herzen jener Sünder vor sich geht, welche zuvor von Christo Jesu ergriffen sind. Es läuft alles wider Christi Wort: Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt. (Joh. 15, 16.) Vergeblich sucht sich der Jowaer mit der bekannten Unterscheidung zwischen der *voluntas* der *antecedens* und *consequens* zu helfen; denn er getraut sich selbst nicht zu sagen, daß der vorausgesehene Glaube der Auserwählten ihr eigenes Werk und Verdienst sei. Weil er ihn aber auch nicht als ein freies Gnadengeschenk der ewigen Liebe, als eine Frucht der Erwählung und ein von unserm Willen und unserer Kraft unabhängiges Gnadenwerk des Heiligen Geistes in unsern Herzen preist, so kann er trotz aller Vorsicht doch nicht anders, er muß die Entscheidung dem Menschen zuschreiben. „Die *voluntas consequens* ist der *antecedens* nicht *contractorisch* entgegengesetzt, sondern ihr untergeordnet. Denn 1. die letztere bestimmt, was Gott von den Menschen gethan wissen will und was die Menschen thun sollen, während erstere betrachtet, was die Menschen thatsächlich thun oder nicht thun; 2. die *voluntas antecedens* sieht auf Ziel und Ordnung, das heißt, das Heil und die zu ihm führenden Mittel, ohne Rücksicht darauf, ob sie von Menschen gebraucht werden oder nicht; die *voluntas consequens* dagegen nimmt gerade diese Rücksicht und erreicht in jedem Falle ihr Ziel.“ (S. 72 f.) Das menschliche Thun hat demnach für die Erwählung ebenso den Ausschlag gegeben wie für die Verwerfung. Die ewige Liebe muß auf ihren Ruhm verzichten oder sich doch mit dem Menschen darein theilen und dessen Willen und Verhalten auch eine Ursache des Heils sein lassen. Der Jowaer hat die Worte der Concordienformel ganz übersehen: „Durch diese Lehre und Erklärung von der ewigen und seligmachenden Wahl der auserwählten Kinder Gottes wird Gott seine Ehre ganz und völlig gegeben, daß er aus lauter Barmherzigkeit in Christo, ohne allen unsern Verdienst oder gute Werk uns selig macht, nach dem Fürsatz seines Willens, wie geschrieben stehet Eph. 1: Er hat uns verordnet zur Kindschafft gegen ihm selbst, durch Jesum Christum, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zu Lobe seiner Herrlichkeit und Gnade, durch welche er uns hat angenehm gemacht in dem Geliebten. Darum es falsch und unrecht, wann gelehret wird, daß nicht allein die Barmherzigkeit Gottes und allerheiligst Verdienst Christi, sondern auch in uns eine Ursach der Wahl Gottes sei, um welcher willen Gott uns zum ewigen Leben erwählt habe.“ (M., S. 793.) G. G.

## II. Ausland.

**Volksgewohnheiten.** Der Hermannsburger Missionar H. Harms in Indien berichtet an seine Gesellschaft: „Der junge Kasu hat es doch nicht überwunden. Er sollte in einer christlichen Familie mit essen, die aus den Pariah stammt“ (vor seiner Taufe, zum Zeichen, daß er die Kaste aufgibt). „Er hat aber nichts angerührt.

Die ganze Nacht hat er geweint und am Vormittag auch. Er will wirklich gerne selig werden; aber die Kaste zu brechen wird ihm zu schwer. Er ist wieder verschwunden.“ (Hermsb. Miss. Bl., S. 80.) Solches gefleckte Wesen kann gerade die aufrichtigen Jünger Jesu am meisten beschweren; die Schälte werden immer Mittel finden, um ihre alten Gewohnheiten einzuschmuggeln, wie der Kaffernmissionar Wolff in demselben Blatte schreibt: „Der christliche Vater darf für seine Tochter kein Vieh mehr fordern. Nun läßt er das ‚Fordern‘. Dafür aber muß der Schwiegersohn dieselbe Anzahl Vieh für die Braut dem Vater ‚schenken‘. Die Sache bleibt also dieselbe, ist nur auf den Kopf gestellt.“ (S. 66.) In Indien hat der besonders von den reformirten Secten mit großer Erbitterung geführte Kampf wider die Kaste schon viel Staub aufgewirbelt und doch nichts erreicht. Vor fünfzig bis sechzig Jahren hieß es bei den englischen und americanischen Missionaren: Kein Heide sollte getauft werden, der nicht den Zopf abschneitt. Ein Missionar behauptete geradezu, es sitze der Teufel im Zopfe, obgleich man ihm entgegenhielt: nicht im Zopfe, wo er zu unsicher wäre, sondern im Herzen. Jetzt bestehen die meisten Bestimmungen darüber nur noch auf dem Papiere. Auf ein Circular des Dr. Scudder haben die meisten Missionare Indiens in letzter Zeit geantwortet, daß man den Zopf bei Christen für eine bloße Volkssitte ansehe, deren Befolgung und Verwerfung jedem zu überlassen sei. Es gibt nur noch wenige Zopfabschneider, welche für die Christen eine besondere Haartracht vorschreiben, woran man sie äußerlich sofort erkennen soll, wie die Muhammedaner und Heiden an ihren besondern Abzeichen. Das im Jahre 1847 in Südindien eingeführte „Probereffen“ vor der Taufe wird wohl auch noch als ein unnütziges und unnützer Ansturm auf die christliche Freiheit in Mittelindien dahinsinken. G. G.

**Gottes Wort in den Heiden Sprachen.** „Auf der ganzen Erde werden über 3000 Sprachen und Dialekte geredet. Erst in circa 400 ist die Schrift oder Theile derselben bereit. Andererseits muß man freilich im Auge haben, daß es kein größeres, nach Millionen zählendes Volk mehr gibt, zu dem die Schrift noch nicht redete. In den großen Welt Sprachen liegt sogar überall die ganze Bibel vor. Und so ist von den fast 1600 Millionen Menschen auf der Erde wenigstens für 1200 Millionen, also für  $\frac{2}{3}$ , das Wort Gottes zugänglich. Und rastlos geht die Arbeit der Missions- und Bibelgesellschaften dem großen Ziele entgegen, daß keine Sprache noch Rede mehr ist, da man nicht ihre Stimme höre.“ (Miss. Ztsch., S. 76.) Bibelcolporteurs und Bibelfrauen thun in manchen Heidenländern einen wichtigen Dienst, zumal als sie zugleich Evangelisten sind. Es mag uns interessiren, was ein Artikel über Bibelübersetzungen in Bezug auf einige in letzter Zeit viel genannte Völker sagt. „Für das Bibelwerk auf den Philippinen wurde 1889 Monzo Lavallo von der Brit. B. S. nach Manila gesandt; er hat auch fast das ganze Neue Testament in Pangasinan übersetzt, wurde jedoch aus Manila bald vertrieben. Dazu ist leztlich noch ein Evangelium in Tagalo gleichfalls für Eingeborne der Philippinen gekommen. Auf die Philippinen hat die britische Bibelgesellschaft jetzt ihr Auge besonders gerichtet.“ (Ebd. S. 69.) In China muß der Bibelbote oft der Bahnbrecher der Mission werden. Es wandern jährlich etwa 1 Million Bibeln und Bibeltheile dahin. Drei Bibelgesellschaften unterhalten in China und Japan mehr als 600 Colporteurs. Für die Inseln des stillen Meeres haben die Londoner Missionare die meisten Bibelübersetzungen veranstaltet. Den Samoanern haben Pratt, Turner u. a. bis 1860 die Bibel gegeben. Ins Hamaische hat Missionar Bingham bis 1888 die ganze Bibel übersetzt. Nirgends wurde sie mit solcher Freude begrüßt, als auf den Inseln des stillen Meeres. „Es war jedesmal ein Festtag, wenn ein Schiff mit den ersten Bibeln in ihrer Sprache landete. Bereitwillig zahlten die

Leute den für ihre Verhältnisse hohen Preis dafür, und da sie kein Geld hatten, brachten sie zum Tausch Arrowut, Koloßnüsse u. dgl.“ (S. 74.) 650,000—700,000 biblische Bücher finden sich dort. Welche Schwierigkeiten jede Uebersetzung bietet, ist bekannt. Eben klagen die Leipziger bei ihrer Uebersetzung in die africanische Walambasprache wieder: „Für Geist fehlt uns noch das erwünschte Wort. Heiligkeit, Keuschheit, Gerechtigkeit, Gnade können auch nicht ganz entsprechend wiedergegeben werden.“ (Erg. Miss. Bl. S. 142.) — Die Rheinischen Missionare auf Neuguinea finden in der Papuasprache gar keine Ausdrücke für Gott, Sünde, Gnade, Reich Gottes, Herrlichkeit, Schuld u. Sie wollten das Apostolische Glaubensbekenntniß übersetzen, mußten aber den zweiten und dritten Artikel vorläufig noch liegen lassen. Der erste Artikel würde nach ihrer Uebersetzung lauten: „Daß Jehovah, der große Koté (oder Timub), unser Vater, Himmel und Erde geschaffen hat, das weiß mein Herz.“ Ein „Glauben an“ und ein „Vater“ ohne bestanzweigendes Fürwort ist der Sprache fremd. (Ebd. S. 61 f.)  
G. G.

Der „Allgemeine protestantische Missionsverein“, welcher das Unchristenthum des Protestantentums in die „gebildeten“ Heidenländer Japan und China in einer der natürlichen Denkweise „entsprechenden Gestalt bringen wollte“, hält dorten Vorträge über „Moral und Religion“, „Religion und Erziehung“ u. dgl. Seine Missionare ertheilen Unterricht im Deutschen und geben eine Zeitung heraus, welche die Irrwege ungläubiger Theologen als höchste Weisheit preißt. „Da findet man Aufsätze über ‚die semitische Völkerfamilie und die Israeliten‘, ‚die philosophischen und religiösen Ideen in Göthes Faust‘, ‚Leibniz‘ Philosophie‘, ‚Holtzmanns Werk über die Theologie des Neuen Testaments‘ u. dgl. mehr. . . Ein Missionar des Allg. protest. Miss.-Vereins rühmt sich damit, daß es ihm gelungen sei, einen durch gläubige Missionare bekehrten japanischen Prediger, Yokoi, an der Auferstehung Christi irre gemacht und so weit gebracht zu haben, daß er von der leiblichen Auferstehung nichts mehr wissen will. Dieser Yokoi hat dann die in Japan bereits gegründete christliche Universität, die Doshitscha, im Widerspruch zu ihren feierlich bestätigten Statuten ihres christlichen Charakters entkleidet und dadurch der christlichen Mission in Japan wohl den schwersten Schlag versetzt, der sie überhaupt treffen konnte.“ (Bresl. Kirchenbl. S. 209 f.) — Die Doshitscha war im Jahre 1875 im Namen des American Board von dem japanischen Missionar Nijima und seinen congregationalistischen Freunden gestiftet, und von America aus sind dafür an drei Millionen Mark geopfert worden, wie die Miss. Ztsch. von Dr. Warned berichtet. Einer der „unwandelbaren“ Leitfäden in ihren fundamental principles lautet: „Das Christenthum ist die von der Gesellschaft beförderte Grundlage der sittlichen Erziehung.“ Nijima ist im Jahre 1890 gestorben und seitdem war schon eine solche Umgestaltung vorgegangen, daß der Board vom Jahre 1895 an seine Unterstützungen einstellte und die theologischen Professoren im Jahre 1896 um des an der Hochschule eingekehrten unchristlichen Geistes willen ihr Amt niederlegten. Der gläubige Vorkämpfer des Verwaltungsraths, Kozaki wurde im Jahre 1897 durch Yokoi ersetzt, der „die Edelsteine der alten Tugenden Japans neu fassen will“, nämlich in das protestantentumliche „Christenthum“, das er von seinem Verfäher Schmiedel nach mehreren gemüthlichen Disputationen angenommen hat. Derselbe will sein „japanisches Christenthum“ zur Weltreligion ausgestalten, wozu ihm die Doshitscha behülflich sein soll. Am 23. Februar 1898 wurde das obengenannte Princip der Anstalt zu streichen beschlossen, wozu besonders der Erlaß des Unterrichtsministers veranlaßte, welcher die Hinauschiebung der Militärpflicht den Jünglingen der Doshitscha als einer religiösen Privatanstalt verweigerte, da er nur reli-

gionslose Regierungsschulen wünscht. Ueber den Wortbruch der Vertrauensmänner der Dschiska geht ein Schrei allgemeiner Entrüstung durch Japan, auch durch die Heiden, in Folge dessen sich nach neueren Nachrichten (Miss. Ztsch. S. 189 f.) wieder Hoffnung regt, daß Doloï sammt seinen protestantenvereintlichen Heiden dem Gesetze weichen muß.

Pastor Fr. Brunn sen. In den vierziger Jahren war auch in Saarbrücken eine lutherische Bewegung hervorgerufen worden. Pastor Rubel wurde zum Pastor derselben berufen. Dieser schreibt zur Berichtigung einer Schrift von Cornelius: „Am Fuße des Westerwalbes“ im Breslauer Kirchenblatte: „Mittlerweile war über Pastor Brunn die Verbannung verhängt worden, so daß er sich nur des Nachts in seine Gemeinde wagen konnte und sich in steter Gefahr befand, ins Gefängniß abgeführt zu werden. Die unfreiwillige Muße, in die Pastor Brunn hierdurch versetzt war, veranlaßte die vornehmsten Glieder der Saarbrücker Gemeinde, die mich erst etwa einige Monate später erwarten konnte, Pastor Brunn zu sich einzuladen. So erfreut die Gemeinde darüber war, daß er dieser Einladung folgte und sie seinen gesegneten Dienst genießen konnte, so sollte doch diese Freude nicht lange währen; denn Pastor Brunn wurde alsbald von einer solchen Sorge um seine Gemeinde übermannt, daß er sich aller Gegenvorstellungen ungeachtet zur Rückkehr nach Steeden entschloß und sie auch in aller Entschlossenheit des Glaubens ins Werk setzte. Es stand also nicht so“ (wie es in der Schrift des Cornelius S. 60 heißt), „daß die politischen Ereignisse des Jahres 1848 es ihm damals ermöglicht hätten, ohne Sorge zurückzulehren. So gebrauchte er denn auch alle mögliche Vorsicht und beschloß, zuerst seinen Bruder, der Ministerialsecretär in Wiesbaden war, sich auch, jedoch erst noch heimlich, der lutherischen Kirche angeschlossen hatte, aufzusuchen. Was bekam er aber da zu erleben? In wohlbedachter Vorsicht betrat er erst zur späten Abendzeit die Straßen Wiesbadens, die statt der erwarteten Dunkelheit eine auffallende Helligkeit zeigten. Wer aber beschreibt sein freudiges Erstaunen, als er auf sein Befragen den Bescheid zu hören bekommt, die große Illumination, die er sehe, finde zu Ehren der an demselben Tage stattgehabten Revolution statt, die ja neben andern Freiheiten dem Lande völlige Religionsfreiheit bringen sollte. Man kann sich denken, wie sehr sich der Glaube der Lutheraner durch diese Erfahrung gehoben fühlte, und habe ich es immer als eine besondere Gnade Gottes gepriesen, daß ich unmittelbar danach ein Mitgenosse und Zeuge des damaligen geistlichen Frühlingens werden durfte. Als ein Zeichen, wie sehr man sich damals im Glauben gehoben fühlte, will ich nur das eine Beispiel anführen, daß Pastor Brunn, dem alles schwärmerische Wesen sehr fern lag, doch in seiner Glaubensfreudigkeit so wenig Vorsorge für sein geregeltes Einkommen traf, daß er mit seiner Familie buchstäblich aus der Hand in den Mund lebte, indem selbst das tägliche Brod ihm von der Gemeinde nach freier Liebe zugetragen wurde, was für seine Frau nicht sehr bequem war.“ (S. 160 f.)

Aus dem Gliedwerke einer Vereinigung zwischen der Breslauer und der Jmmannelsynode ist ja nun nichts geworden, und das ist auch gut; denn man kann es beiderseits nicht leugnen, daß noch keine Einheit in der Lehre vorlag. Die äußere Verbindung hätte jetzt nichts Besseres gebracht als damals, da Pastor Dieblich schrieb: „Innere Zertrennung ist da. . . Die Synode hat den Zwiespalt gelassen und hat nun Esau und Jakob im Leibe.“ Die Breslauer wollen zwar keine Lehrverschiedenheit, sondern nur „Meinungsverschiedenheiten auf gemeinsamem Lehrgrunde“ anerkennen. Ihre Synode „will solche, die ihr nicht in allen Stücken beistimmen, nicht zu Irrlehrern stempeln, sondern sie fordert nur dies Eine, daß diese nicht die Lehrstellung der Oeffentlichen Erklärung amtlich verkörpern“.

(Kirchenbl. S. 127.) Sie weiß von „allerlei Reinungsverschiedenheiten, welche auch unter uns über die Formulirung und Entwicklung der Lehrsätze im Einzelnen vorhanden sind, z. B. darüber, ob das göttliche Recht des Kirchenregiments aus dem Apostolat oder anderswo zu begründen sei, oder ob die Verpflichtung zum Gehorsam aus dem dritten oder vierten Gebot folge“. (S. 131.) Sie kann die Theologen schon gemüthlich disputiren lassen; aber — anerkennen muß vorerst jedermann, daß das Oberkirchencollegium göttliche Rechte sei, dem man Gewissen halber gehorchen müsse. Das ist aber der drückende Punkt für alle, welche ihr Gewissen nicht dem Kirchenregimente unterwerfen wollen, um sich von diesem, so lange es ihm gefällt, als Schwache tragen zu lassen. Dadurch, daß die Breslauer keine Lehrfrage, sondern eine Gehorsamsfrage daraus machen wollen, wird an der Sache nichts geändert. G. G.

**Die lutherische Diaspora in der Schweiz,** welche die Breslauer Synode unter Beihilfe der Gotteskastenvereine mitbedienen will, soll an 120,000 Seelen zählen. Man findet da aber fast nur erkenntnißlose Leute, welche mit jeder Kirche zufrieden sind, falls sie nichts dafür zu zahlen brauchen, oder Socialdemokraten, welcher Auswurf der deutschen Landeskirchen noch schlimmer ist als die Heiden. Die Breslauer haben einen Pastor, der ihr badisches Gemeinlein in Lörrach versorgt, stationirt in Zürich. Derselbe hat in Zürich eine Gemeinde von etwa 150 Seelen und in Basel von 33 Seelen gesammelt.

**Denkmäler.** Das Breslauer Oberkirchencollegium erinnert seine Gemeinden daran, daß im Jahre 1900 bereits 70 Jahre werden verlossen sein, seitdem sie auf die Unterstützung des Staates verzichteten und eine lutherische Freikirche bilden wollten. Um zu zeigen, daß sie den Segen des lutherischen Predigtamts erkennen, sollten sie auch ein Denkmal stiften und sich nicht von der Welt beschämen lassen, welche so viele eherner Denkmäler zum Zeugniß menschlichen Ruhmes errichtet. Das Denkmal soll in einem Pfarrhülfsfonds zur Aufbesserung niederer Pfarrgehälter bestehen und den Namen „Dankopfer“ tragen. Der amtlichen Aufforderung folgte hie und da Unzufriedenheit in den Gemeinden; denn weil das Oberkirchencollegium hohe Legate für besondere Zwecke zu verwalten hat, so war, obgleich diese Legate unantastbar sind, das Gerücht entstanden, in Breslau gebe es Geld genug und man brauche die Gemeinden nicht mit Collecten zu quälen. Das „Kirchenbl.“ bemerkt dazu, daß manche Lutheraner sehr ungerne von den unerbaulichen Kassensachen hören, wie sie doch auch in den Geschichten von der Stiftshütte und vom alttestamentlichen Tempel, sowie 1 Cor. 16, 2. und 2 Cor. 8, 9. vorkommen. An die scherzhafte Aeußerung eines Theologen anknüpfend: „Es gibt eine doppelte Belehrung, die Belehrung des Herzens und die des Geldbeutels, und bei manchem kommt es nicht zur zweiten“, sagt es denen, welche von Kassensachen in der Kirche nicht gerne hören: „In Wirklichkeit steht es doch also: Wer noch nicht an seinem Geldbeutel zur Belehrung gekommen ist, dem fehlt es ganz sicher noch an der rechten Herzensbelehrung. Wo erst das Herz neu geworden ist, da geht es nach Pauli Regel: Die Liebe Christi bringet mich also.“ (S. 176.)

**Die Hermannsburger Mission** feiert in diesem Jahre das 50jährige Jubeljahr ihres Bestehens und möchte zum Gedächtnisse desselben auch ein Denkmal sehen, welches in der Tilgung ihrer Schuldenlast und in der Errichtung der neuen Missionsstation Puttur in Ostindien bestehen soll. Das Hermannsb. Miss.-Bl. bittet darum seine Leser, ihr in diesem Jahre wieder einmal das tägliche Brod und einen Festtuch dazu zutommen zu lassen. G. G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

Juli und August 1899.

No. 7. u. 8.

## Der Religionsunterricht in der modernen Pädagogik.<sup>1)</sup>

In unserer Zeit hat man sich auch viel mit Pädagogik beschäftigt. Unser Zeitalter ist deshalb das pädagogische, ja, sogar schon das hyperpädagogische genannt worden. Insonderheit die Herbart-Zillersche Schule hat viel von sich reden gemacht und viele Anhänger und Bewunderer gefunden. Sie rühmt sich nämlich im Besitz einer „schlechthin wissenschaftlichen Pädagogik“ und der „einzig rationellen Unterrichtsmethode“ zu sein. Das komme daher, weil sie ihre Pädagogik gründe auf die Psychologie. Was aber die Grammatik für das richtige Reden und Schreiben, was die Logik für das richtige Denken sei: das sei die Psychologie für die Pädagogik. Der Uebelstand und Mangel der bisherigen Unterrichtsmethoden liege darin, daß sie nicht psychologisch unterrichten lehren. Mit andern Worten: Sie schmiegen sich nicht der psychologischen Entstehung und Entwidlung des menschlichen, resp. kindlichen Geistes planmäßig und kunstgerecht an. Eben dies zu thun, sei aber das Bestreben der Herbart'schen Schule im Gegensatz zur „Bulgär-Pädagogik“ der Dogmatisten. Freilich sei die Darstellung einer wissen-

1) Diese Arbeit wurde vorgelesen auf der kürzlich in Milwaukee abgehaltenen Professoren-Conferenz. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir am liebsten gleich hier, daß der Zweck dieses Vortrags nicht ist, zu zeigen, welche Bedeutung der biblischen Geschichte im Religionsunterricht zukomme, oder wie sie zu behandeln sei. Und wenn wir die hohe Bedeutung des lutherischen Katechismus hervorheben, so haben wir dabei nicht das Interesse, den Katechismus zu heben auf Kosten der biblischen Geschichte. Auch wir schätzen den Unterricht in der biblischen Geschichte sehr hoch. Vom ersten bis zum letzten Schuljahr sollte neben dem Katechismus die biblische Geschichte mit großem Eifer getrieben werden. Und wenn der Lehrer in den ersten Jahren auf die biblische Geschichte mehr Zeit verwendet, als auf den Katechismus, so haben wir auch dagegen nichts. Was wir im folgenden Artikel urgiren möchten, ist insonderheit das Doppelte, worin gewiß jeder lutherische Pastor, Lehrer und Laie mit uns stimmen wird: 1. Daß die Kirche im Interesse der Selbsterhaltung die Tendenz, den lutherischen Katechismus in der Schule an die Wand zu drücken und die biblische Geschichte zu heben auf Kosten des Katechismus, energisch bekämpfen müsse; 2. daß es falsch sei, wenn man behauptet, nicht die Lehren, sondern nur die biblische Ge-

schastlichen Pädagogik bisher nicht möglich gewesen. Nicht möglich aus dem einfachen Grunde, weil es an einer richtigen Psychologie, in der allein die Regeln der Erziehungskunst zu lesen seien, gefehlt habe. Wo Pädagogen dennoch das Richtige getroffen hätten, sei das mehr unbewußt und zufällig geschehen.

Ohne Psychologie könne man nicht mit Sicherheit bestimmen, was in einer Lehrstunde recht gemacht, was verfehlt sei. Durch Herbart und seine Schule sei das aber anders geworden. Er habe eine wissenschaftliche Psychologie geschaffen. Und auf Grund der Herbart'schen Psychologie sei nun auch eine wissenschaftliche Pädagogik möglich geworden. Herbart habe gezeigt, wie der Geist des Menschen sich aufbaue, bilde und entwickele. Eben dadurch aber habe er es möglich gemacht, eine Unterrichtsmethode aufzustellen, welche sich diesen Gesetzen der Entstehung, Entwicklung und Bildung des menschlichen Geistes anpasse. Und im Besitze dieser wissenschaftlichen Unterrichtsmethode, dieser Pädagogik auf psychologischer Grundlage zu sein, ist, wie gesagt, der Anspruch, den die modernen Pädagogen erheben.

Nun möchte aber jemand sagen: Was geht Herbart'sche Philosophie, Psychologie und wissenschaftliche Pädagogik und Unterrichtsmethode die Kirche an und uns, die wir Diener der Kirche sind? Darauf antworten wir zunächst: Auch die Kirche hat den Beruf, zu unterrichten. Und dazu bedarf sie der Methode. Methodik und Didaktik ist dem Lehrer unentbehrlich. Mit bon-mots, wie: „Rem tene, verba sequuntur“, oder: „Es trägt Verstand und schlichter Sinn mit wenig Kunst sich selbst vor“, kann man die Nothwendigkeit der Unterrichtstheorie nicht abthun. Der Lehrer bedarf ihrer. Und wir, die wir uns hier versammelt haben, sind ja auch Pädagogen und Erzieher von Pädagogen in der Kirche. Wo immer darum Capital geschlagen werden kann für den Unterricht, da sind wir dabei und stehen nicht hinten an. Unser Beruf setzt ein reges Interesse voraus für

---

schichte sei Grundlage des Religionsunterrichts, weil der Mensch die Lehren aus der Geschichte abstrahiren müsse. Bemerkte sei auch noch, daß wir weit davon entfernt sind, die Forderungen, welche die modernen Pädagogen ziehen, und nothwendig ziehen zu müssen behaupten, allen aufzubürden, welche sich Herbartianer oder Realisten nennen, oder doch der Herbart'schen Methode gar manches Brauchbare abgewinnen zu können glauben. Und das auch selbst dann nicht, wenn ihnen bisweilen Sätze entschlüpfen, die wir, so wie sie lauten, gerade auch aus theologischen Gründen nicht unterschreiben möchten. Den Ausdruck „moderne Pädagogen“ haben wir gewählt, weil sich dieser Artikel nicht bloß richtet gegen die Herbart-Zellerianer, sondern auch gegen Pädagogen, welche die moderne rationalistische Theologie eingefogen haben und auch die Irrthümer vertreten, welche wir bekämpfen. Möge nun dieser Artikel dazu beitragen, daß zumal solchen, die in der modernen Pädagogik doch auch Goldkörner finden zu können glauben, die Grenzlinien recht klar werden, die in dem Bestreben, den Religionsunterricht möglichst „psychologisch“ und „rational“ zu gestalten, nicht überschritten werden dürfen. J. B.

beides: Das Was und Wie des Unterrichts. Auch Pädagogik und Methodik halten wir eines Studiums werth. Es würde daher auch für uns sich gar wohl der Mühe lohnen, die moderne Pädagogik zu prüfen und das Gute in derselben zu behalten. Was uns aber bewogen hat, diesen Gegenstand vor diese Conferenz zu bringen, sind nicht Fragen allgemeiner und rein formaler Natur: Ob die Herbart'sche Methode wirklich neu sei, ob sie in den verschiedenen Zweigen des Unterrichts anwendbar sei, ob sie den Anforderungen einer rationellen Methode gerecht werde, was von den fünf formalen, den acht culturhistorischen Stufen, dem sechsfachen Interesse zc. zu halten sei, sondern ein Punkt, der das Wohl und Wehe der Kirche und ihrer Schule unmittelbar berührt.

Die modernen Pädagogen haben sich nämlich bemüht, ihre Methode auch auf den Religionsunterricht in der Schule anzuwenden. In diesem Bestreben nun haben sie vielfach Grundsätze aufgestellt und eine Praxis befürwortet, welche wir nicht bloß für bedenklich, sondern für falsch erklären müssen. Sie haben das Axiom aufgestellt: Die Grundlage des Religionsunterrichtes in der Schule sei nicht der lutherische Katechismus, sondern die biblische Geschichte. Als Unterrichtsmaxime haben sie dementsprechend geltend gemacht: Unterrichte so, daß die Wahrheiten des Katechismus sich aus der biblischen Geschichte von selber ergeben, ergeben, wie die Begriffe aus den Anschauungen, die Abstracta aus den Concreta, die Theorien aus den Thatsachen. Daraus hat sich ihnen wieder als praktisches Resultat ergeben: In der Schule muß der Katechismus seinen bisherigen Primat an die biblische Geschichte abtreten. Vielerseits ist man dementsprechend bemüht gewesen, den Katechismus im Schulunterrichte an die Seite, ja, ganz zur Schule hinaus in den Confirmandenunterricht zu schieben. So haben z. B. Herbartianer folgenden Lehrplan für den Religionsunterricht aufgestellt: „Im ersten Schuljahre schließt sich der Religionsunterricht an die Besprechung von Märchen, im zweiten an die Durchnahme von Robinson. Erst das dritte Schuljahr beginnt mit der biblischen Geschichte, beschränkt sich aber auf die Erzählungen aus der Patriarchenzeit. Ueber diese erste Schicht biblischer Culturgeschichte werden im vierten Schuljahre als weitere Schichten die Erzählungen von Mose, den Richtern und Königen Israels gelegt. Das fünfte und sechste Jahr sind der Behandlung des Lebens Jesu gewidmet; im siebenten erhalten die Schüler an der Hand der Apostelgeschichte einen Einblick in die Verhältnisse des ältesten christlichen Gemeindelebens, bis ihnen dann im letzten Schuljahre im Katechismus ein zusammenfassendes Ganze ihrer gesammten Religionserkenntniß vermittelt wird.“ (N. R. Z., IX, 1, S. 26.)<sup>1)</sup> Das ist extrem, selbst unter den Herbartianern

1) Dieser Lehrplan soll den acht culturhistorischen Stufen entsprechen, über die sich Ziller also ausspricht: „Die Hauptstufen der Culturentwicklung . . . der Menschheit stimmen mit der Einzelentwicklung des Zöglings in ihren Hauptepochen voll-



nern extrem! Nicht alle modernen Pädagogen gehen so weit. Die Tendenz aber, dem Katechismus von seinem bisherigen Terrain etwas abzunehmen und der biblischen Geschichte zuzuweisen, findet sich — so weit unsere Beobachtung reicht — auch bei den Maßvollsten unter den Verehrern der modernen Pädagogik. Die Konsequenz des durch Herbart gewonnenen psychologischen Princips der Pädagogik — so behauptet man — fordere gebieterisch diese Stellung zum lutherischen Katechismus im Religionsunterrichte.

Da nun aber laut heiliger Schrift die christliche Theologie nicht bloß Aussagen über geistliche Erkenntnisse macht, sondern auch über das geistliche Erkenntnisprincip, so liegt es auf der Hand, daß diese Frage für uns nicht bloß von rein formalem, sondern auch von materiellem Interesse ist. Sie geht uns nicht bloß an als Pädagogen, sondern auch als Christen und Theologen. Können wir — das ist hier die Cardinalfrage — können wir den Grundsatz der modernen Pädagogen adoptiren: Die Grundlage des Religionsunterrichts in der Schule ist nicht der Katechismus, sondern bloß die biblische Geschichte? Dürfen und können wir ferner den Religionsunterricht in der Schule so betreiben, daß die Katechismuswahrheiten als Ergebniß der Geschichte vom Schüler gefunden und selbst verarbeitet werden? Sind wir, endlich, bereit, vom Titelblatt des Katechismus das Wort „Enchiridion“ wegzureißten, um es auf die biblische Geschichte zu kleben? Wir sagen: Nein, und abermals: Nein. Nicht die biblische Geschichte als solche, sondern nur der lutherische Katechismus kann die Grundlage für den Religionsunterricht in unsern Schulen abgeben. — Warum? 1. Weil die ganze heilige Schrift, nach ihrem doctrinellen wie nach ihrem historischen Gehalte, Grundlage des christlichen Religionsunterrichtes ist. 2. Weil der lutherische Katechismus ein Auszug der ganzen heiligen Schrift ist, der zu wissen nöthigen Thatfachen sowohl wie Lehren. 3. Weil die Heilslehre weder aus den Thatfachen als solchen, noch aus einem Berichte von denselben abstrahirt werden kann und darf. 4. Weil kein Grund vorhanden ist, warum die Begriffe und Lehren des Katechismus, auch ohne besonderen vorausgehenden Unterricht in der biblischen Geschichte, leere Formen und unverstandene Worte bleiben sollten.

---

kommen zusammen. Die Geistesentwicklung des Jünglings kann daher gar nicht besser gefördert werden, als wenn er seine Geistesnahrung aus der allgemeinen Culturentwicklung schöpft, das heißt, den Unterrichtsstoff dem Gedankenmaterial derjenigen culturgehichtlichen Entwicklung entlehnt, die dem jeweiligen Geisteszustande parallel ist. — Die fünf formalen Stufen sind: 1. Analyse oder Vorbereitung, welche die schon im Geiste vorhandenen, das Neue zu appercipirenden Vorstellungen löst; 2. Synthese oder Darbietung, welche dem Schüler das Neue gibt; 3. Association oder Verknüpfung, welche das Alte und Neue verknüpft und vergleicht; 4. System oder Zusammenfassung, welche die begrifflichen Resultate ableitet und ordnet; 5. Methode oder Anwendung, die das erlangte Wissen anwendet.

F. B.

## 1.

Die ganze heilige Schrift, nach ihrem doctrinellen wie nach ihrem historischen Gehalte ist Grundlage des christlichen Religionsunterrichtes.

Die Herbartianer stellen den Satz auf, daß die Grundlage des Religionsunterrichtes nur die biblische Geschichte sei. Leuz schreibt (Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts, II, S. 119): „Das Kind muß die Grundlagen des Christenthums kennen lernen. Diese sind aber keine Lehren, sondern Thatfachen, eine reiche, geschichtliche Entwicklung göttlicher Heilsthatsachen, die neben ihrem göttlichen Inhalte an die Gesetze irdischer Existenz gebunden sind. Mit diesen Thatfachen muß das Christenkind bekannt werden. Somit wird der wesentlichste Theil des Religionsunterrichtes ein geschichtlicher sein, eine Einführung in die Geschichte des Reiches Gottes.“ Ferner S. 139: „Der Katechismus sollte doch ‚die abschließende Zusammenfassung der in dem biblischen Geschichtsunterricht erarbeiteten religiösen Erkenntniß und die bekenntnißmäßige Deutung der heiligen Geschichte‘ sein. Diese ist das Ursprüngliche, die Lehre ist das Abgeleitete. Die Geschichte, und vor allem die Person Jesu, könnte auch ohne Katechismus gut verstanden werden, wie dies thatsächlich auch in den ersten Jahrhunderten geschah; <sup>1)</sup> ein Katechismus ohne Geschichte dagegen ist ‚ein wesenloses Gedankending‘.“ Ferner sagt Staube, ein Herbart-Zillerianer, bei Leuz S. 145: „Wir betrachten den Katechismus nicht als Ausgangspunkt und Grundlage, sondern als Ziel und Resultat des Katechismusunterrichts; Ausgangspunkt und Grundlage ist uns vielmehr die biblische Geschichte, aus deren Bearbeitung im Laufe sämmtlicher Schuljahre durch und für die Schüler allmählich das zu erwerben und zu gewinnen ist, was man Katechismus nennt und seither im Katechismusunterricht gesondert behandelt hat.“ Nach Dr. v. Rohden gibt der Katechismus nur eine „abschließende Zusammenfassung der im biblischen Geschichtsunterrichte erarbeiteten religiösen Erkenntniß“. Und in „Pädagogische Bibliothek“, I, S. 66, heißt es: „Der biblische Geschichtsunterricht ist die Grundlage, das Fundament des gesammten Religionsunterrichtes.“

Mit diesem Grundsatz der modernen Pädagogen nun ist gesagt, positiv: Die in der Bibel berichteten geschichtlichen Vorgänge und Thatfachen sind Grundlage des Religionsunterrichtes in der Schule. Und negativ: Die

1) Schmarje stellt dieselbe grundlose Behauptung auf, wenn er von der apostolischen Kirche sagt: „Der erste Unterricht vollzog sich als Thatfachenbericht, als Erzählung des Geschehenen.“ (Das lat. Lehrverfahren, S. 1.) Wie die Schrift selber keinen von den Lehraussagen getrennten Thatfachenbericht kennt, so auch nicht die erste Kirche. J. B.

Lehraussagen der Schrift sind als solche nicht Grundlage des Unterrichts in der Religion. Sie kommen für den Unterricht in der Schule nicht als solche, nicht als Lehren der Schrift, in Betracht, sondern nur sofern sie sich aus der Geschichte von selber ergeben oder aus derselben erarbeitet und gewonnen werden. Daraus folgt nun, daß die Bücher der heiligen Schrift, welche ausschließlich, oder vorwiegend Lehren enthalten, oder doch sofern dies der Fall ist, nicht als Grundlage des Religionsunterrichtes in der Schule benutzt werden dürfen. Von einem großen Theil der heiligen Schrift erklären somit die modernen Pädagogen, wenn nicht mit so viel Worten, so doch factisch und der Folge nach, daß er nicht Grundlage des Religionsunterrichtes sei. Eine Gattung von Aussagen greifen sie aus der heiligen Schrift heraus und erklären von derselben: Das ist Grundlage des Religionsunterrichtes. Und vom Rest der Schrift verneinen sie dies, virtualiter wenigstens. Nicht die Schrift, sondern ein menschlich gewähltes Stück derselben wird von den modernen Pädagogen zur Grundlage des Religionsunterrichtes gemacht. Die menschliche Vernunft, geleitet von pädagogischen und psychologischen Grundsätzen, macht sich an, aus der Schrift, in welcher Lehren und Thatfachen aufs innigste mit einander verwachsen und verwoben sind, die Thatfachen herauszuschälen und zu decretiren: Das ist Grundlage des Religionsunterrichtes in der Schule. Ist nun dies richtig, so ist auch das Bestreben der modernen Pädagogen, den lutherischen Katechismus aus der Schule zu verdrängen oder doch nur als Anhang zur biblischen Geschichte zu behandeln, nicht zu tabeln.

Was sagt aber die Schrift? Der Apostel schreibt 2 Tim. 3, 16.: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe“ &c. Nun enthalten aber die Bücher der Schrift Geschichte und Lehre, und zwar so, daß bald die Geschichte, bald die Lehre vorherrscht. Von beiden, von der ganzen Schrift, sagt der Apostel: „Nütze zur Lehre.“ Mit andern Worten: Die ganze Schrift, nach Lehre und Geschichte, ist Grundlage des Religionsunterrichtes. Röm. 4, 15. schreibt derselbe Apostel: „Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben.“ Er sagt nicht etwa bloß: „Was zuvor geschrieben ist“, sondern: „Was geschrieben ist.“ Die ganze geschriebene Schrift ist Grundlage der Lehre oder des Religionsunterrichtes. Und wenn Christus Joh. 5, 39. ermahnt: „Suchet in der Schrift“ &c., so macht er damit die ganze Schrift, nach Geschichte und Lehre zum Gegenstand des Suchens und Forschens und somit zur Grundlage des Religionsunterrichtes. Theilt man die Schrift ein in Gesetz und Evangelium, so sind beide Theile Grundlage des Unterrichts. Theilt man sie ein in Weissagung und Erfüllung, in Altes und Neues Testament, so ist beides Grundlage des Unterrichts in der Religion. Und theilt man die Schrift ein in Lehre und Geschichte, so sind ebenfalls beide Theile Grundlage des Unterrichts in der Religion. Warum? Weil die ganze Schrift und nicht bloß ein Theil derselben uns zur Lehre dienen soll. Das gilt auch, wenn es sich um den

Unterricht der Kinder handelt. Paulus sagt von Timotheus 2 Tim. 3, 15.: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißest, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit, durch den Glauben an Christo Jesu.“ Die ganze Schrift war die Grundlage des Unterrichts gewesen, den Timotheus in seiner Jugend genossen hatte. Ihre Episteln, welche ja vorwiegend Lehre enthalten, haben die Apostel an ganze Gemeinden gerichtet, zu welchen auch die Jugend gehörte. Warum? Weil sie wollten, daß sie für alle, die Jungen wie die Alten, Grundlage des Unterrichts in der Religion sein sollten. Und im Alten Testament gebietet Gott den Eltern, ihre Kinder alle Worte des Gesetzes zu lehren. Nirgends aber lesen wir von einer Beschränkung dieser Grundlage für den Unterricht der Kinder. Im Gegentheil verbietet die Schrift ganz allgemein, im Alten wie im Neuen Testament, von dieser Grundlage etwas abzuthun, oder zu derselben etwas hinzuzufügen. So die heilige Schrift.

Nun erheben wir die Frage: Wenn Gott sagt, die ganze Bibel sei Grund der Lehre, wie können denn Menschen auf Grund einer wissenschaftlichen Psychologie und Pädagogik die biblische Geschichte herausheben und sagen: Das und das allein ist Grundlage des Religionsunterrichts in der Schule? Heißt das nicht eben das thun, was die Schrift ausdrücklich verbietet: Davonthun von der Grundlage des Unterrichts und der Lehre? Heißt das nicht das christliche und lutherische Princip der Erkenntniß, das Schriftprincip, leugnen? Principiell müssen wir die moderne pädagogische Richtung, welche die Lehren hinter die Thatfachen stellt und die ersteren aus den letzteren ableiten will, bekämpfen. Sie streicht von der Grundlage, die Gott dem Erkennen, Glauben, Lehren und Lernen gegeben hat, die Hälfte weg und verstümmelt so das Schriftprincip. Die modernen Pädagogen treten in die Fußstapfen der neueren rationalistischen Theologen, die auch behaupten, daß nicht die Lehren, sondern die Heilsthatsachen der Mittelpunkt der Dogmatik sei. Beschwiz schreibt (Katechetik II, 9): „Man verlegte direct oder indirect das Wesen des Christenthums in die Lehren desselben. Für die Theologie ist das ein überwundener Standpunkt. Mit der Person des Gottmenschen sind die Gottes thaten der Erlösung in den Mittelpunkt gerückt.“ Der Ritschlianer Bornemann stellt den theologischen Grundsatz auf, daß „in allem, was unser Heil angeht, der geschichtliche Jesus Christus allein unsere Autorität, unser Grund und unser Bürge ist“. (N. R. Z. IX, 1, S. 18.) Wollen wir aber das Schriftprincip nicht preisgeben, so müssen wir daran festhalten, daß die ganze heilige Schrift, nach ihrem doctrinellen, wie nach ihrem geschichtlichen Gehalte Grundlage der Theologie und somit auch des Religionsunterrichts in der Schule ist. Und eine Pädagogik, welche das leugnet, ist nicht „rational“, sondern Rationalismus.

## 2.

Der lutherische Katechismus ist ein Auszug der ganzen heiligen Schrift, der zu wissen nöthigen Thatfachen sowohl wie Lehren.

Die moderne pädagogische Bewegung ist bestrebt, den Katechismus an die Wand zu drücken, ja, vielfach ganz aus der Schule hinaus in den Confirmandenunterricht zu verweisen. Und dies Bestreben beruht nicht bloß auf Verachtung des christlichen Erkenntnißprincips, sondern auch auf grober Verkennung des Wesens und der Natur des lutherischen Katechismus. Man sagt, der Katechismus enthalte nur Lehren und keine Geschichte. Im Religionsunterricht seien aber die Heilsthatsachen die Hauptsache und deshalb gebühre der biblischen Geschichte der Vorrang vor dem Katechismus. Der Katechismus sei Abstraction, Theorie, gezogen und abgeleitet aus den Thatfachen, welche die biblische Geschichte berichtet. Wolle man darum das Kind nicht mit leeren Formen und unverständenen Worten abspießen, wolle man im Unterricht nicht das Oberste zu unterst stellen und das Haus nicht vom Giebel an bauen, so müsse man zuerst darauf bedacht sein, dem Kinde die zu Grunde liegenden Facta mitzutheilen, die sich im Katechismo nicht fänden. Den Katechismus dürfe und könne man nicht, so wie er sei, vortragen und erklären, vielmehr müsse sich das Kind die Lehren desselben aus der biblischen Geschichte selber herausarbeiten. Der Katechismus mit seinen Lehren komme nur in Betracht als das sich aus der biblischen Geschichte ergebende Extract und Facit. Der Katechismus verhalte sich zur biblischen Geschichte ähnlich wie die Arithmetik zu den wirklichen geschäftlichen Transactionen, wie die Grammatik zum wirklichen Sprechen und wie die Logik zu concreten Gedanken.

Die Natur und Bedeutung des Katechismus betreffend schreibt Leuz II, 119: „Wir haben somit neben dem geschichtlichen Theil des Religionsunterrichts noch einen lehrhaften, daher Geschichte und Lehre die beiden Haupttheile des Religionsunterrichts bilden; jener ist enthalten in der biblischen Geschichte, dieser im Katechismus.“ Ferner S. 137: „Der Inhalt des Katechismus hängt wesentlich ab von der Bedeutung, welche man dem Buche beilegt. Betrachtet man nämlich den Katechismus bloß als Unterrichtsbuch für die christlichen Wahrheiten, so hat er den Zweck der Wiederholung der bereits aus der biblischen Geschichte gewonnenen Lehren, er bildet dann eine systematisch geordnete Zusammenstellung derselben. Die biblische Geschichte bleibt hierbei die Hauptsache im Religionsunterricht. Man könnte daher vielleicht den Katechismus für überflüssig finden; allein die nur gelegentliche und deshalb zusammenhanglose Vorführung der biblischen Wahrheiten in Verbindung mit den biblischen Geschichten genügt nicht; der Schüler, zumal der vorgerücktere, verlangt eine übersichtlich geordnete religiöse Erkenntniß, eine

Zusammenfassung alles dessen, was seine religiöse und sittliche Ueberzeugung einst bilden soll.“ Ferner S. 141: „Darum bildet die Aufstellung abstracter Lehrsätze (der Katechismus) erst das vierte Geschäft in dem Unterrichtsgang der formalen Stufen, sie setzt die drei ersten Geschäfte voraus; fehlen diese, so stehen die Lehrsätze in der Luft. Nun ist allerdings nicht nöthig, daß bei dem Katechismusunterricht immer wieder ausführlich der ganze Gang der Abstraction aus der Erfahrung oder den biblischen Geschichten wiederholt wird, aber daß der Lehrer Anfangs davon ausgeht, ist durchaus erforderlich.“ Dr. R. Knoke sagt, die Ansicht der Herbartianer wiedergebend: „Der Katechismus ist nämlich die begriffliche Formulirung der religiös-sittlichen Weltanschauung einer erst späten Culturepoche, nämlich des Zeitalters der Reformation; deshalb darf seine unterrichtliche Behandlung nicht verfrüht werden; sie ist an das Ende des Unterrichts zu stellen.“ Den echten Herbartianern ist der ideale Katechismus, mit dem der lutherische nicht zu verwechseln sei, „die organisch aus dem biblischen Geschichtsunterricht erwachsende Frucht“. Die grobe Verachtung und Verkennung der Bedeutung des lutherischen Katechismus von Seiten der modernen Pädagogen spricht sich auch in folgender Stelle aus: „Christum kennen lernen, ihn ins Herz einschließen und ihn als treuesten Freund ins Leben mitnehmen, das wird die Hauptaufgabe im Religionsunterrichte sein. Sein Bild mit allem, was er für uns gethan und gelitten hat, ist und bleibt die Kraft- und Trostquelle unsers Lebens, während die Katechismusätze nach ein paar Jahren alle verschwunden sind. Wenn wir von Leid und Schmerz zu Boden gebeugt sind, finden wir keinen Trost in einem Katechismusätze, etwa in der Antwort, warum die Uebel in der Welt sind, oder in der Lehre von der göttlichen Vorsehung, sondern allein in dem Aufblick auf den, der gesagt hat: ‚Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!‘ Ja, wir laufen Gefahr, durch zu viele verstandesmäßige Sätze das Eine zu verlieren, was noth thut.“<sup>1)</sup> So die modernen Pädagogen!

Ist nun diese Anschauung der modernen Pädagogen vom lutherischen Katechismus die richtige, so ist es allerdings an der Zeit, daß hier ein Neues gepflügt werde, so muß der Katechismus seinen bisherigen Primat abtreten, so sollte er nicht bloß zur Schule, sondern zur Kirche hinaus. Mit unsicheren, menschlichen Abstractionen und zweifelhaften Theorien sollte man Kinder billig verschonen. Das gilt von den natürlichen Wissenschaften und doppelt

1) Ob der „Pädagoge“ wohl aus eigener geistlicher Erfahrung redet, oder flunkert?! Thatsache ist aber, daß Luther getröstet wurde und auch andere, gerade auch die Einfältigen, zu trösten verstand mit den Worten des Katechismus, insonderheit mit denen des dritten Artikels: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden.“

und dreifach auf geistlichem Gebiete. Ist nun der Katechismus nichts als Theorie, menschliche Theorie, Theorie der Kirche, Theorie Dr. Luthers und der Kirche der Reformation, nichts als Theorie und Lehre, gezogen von Menschen aus den göttlichen, in der Schrift berichteten Thatfachen, so muß er fallen. Zuvor jedoch die Frage: Ist es wirklich an dem, wie die modernen Pädagogen sagen? Ist der Katechismus bloße Lehre ohne Thatfachen? Thatfache ist, daß auch hier das Gegentheil von dem wahr ist, was die modernen Pädagogen behaupten. Der lutherische Katechismus enthält nicht bloß Lehren, sondern auch Geschichte: alle Lehren und Thatfachen nämlich, die der Mensch wissen muß, um selig zu werden. Und wie die Thatfachen, so sind auch die Lehren, die der Katechismus enthält, nicht Luthers oder der Kirche, sondern von Luther den Worten und Lehraussagen der Schrift entnommen. Im zweiten Artikel lauten die Stichworte: empfangen, geboren, gelitten, gekreuzigt, gestorben, begraben zc. Bezeichnen nun diese Worte Theorien, Lehren, Deutungen oder Thatfachen?! Das ganze zweite Hauptstück ist ebensoviele Geschichte als Lehre, biblische Geschichte, in prägnantester Form. Alle Thatfachen, die der Mensch wissen muß, um selig zu werden, sind hier genannt, so daß nicht Eine fehlt. Zwar sind es keine ausführlich beschriebenen Thatfachen, aber immerhin Thatfachen, Facta. Nur die Gedankenlosigkeit konnte dies übersehen und behaupten, der Katechismus enthalte nur Lehre und keine Geschichte. Auch sind wir nicht etwa die Ersten, welche dies betonen, daß im lutherischen Katechismus biblische Geschichte enthalten sei. Schon Luther hat das zweite Hauptstück bezeichnet als „die Historie über alle Historien“. Er schreibt: Das Gesetz ist die Lehre über alle Lehren, das Symbolum die Historie über alle Historien, das Vater-Unser das Gebet über alle Gebete, die Sacramente die Ceremonien über alle Ceremonien.

Luthers Katechismus enthält somit keine bloße Lehre, geschweige denn bloß menschlich gewonnene Lehre. Luthers Katechismus enthält nicht bloß ein Stück der Bibel, sondern die ganze Bibel, nach ihrem lehrhaften wie geschichtlichen Gehalte: die ganze Bibel im Auszug. Luthers Katechismus ist keine bloße menschliche Abstraction aus den Thatfachen der Bibel, sondern ein Abstract, ein Auszug, ein Resumé der ganzen Bibel, eine Bibel in nuce, eine kleine Bibel. Was nach der Schrift jedem Christen zu wissen nöthig ist, ja, eben die Dinge, um welcher willen die ganze Bibel geschrieben ist, die finden sich im lutherischen Katechismus in kürzester Form zusammengestellt. Und auch dieser Gedanke, daß der lutherische Katechismus, weil er nicht bloß Lehren, sondern auch die nöthigen biblischen Thatfachen enthält, ein Auszug der ganzen Bibel ist, ist nicht neu. Die Concordienformel bringt denselben klar zum Ausdruck, wenn sie den lutherischen Katechismus die „Laienbibel“ nennt. Sie schreibt S. 518, 5: „Und weil solche Sachen (Lehr- und Streitfragen) auch den gemeinen Laien und derselben Seelen Seligkeit betreffen, bekennen wir uns auch zu dem kleinen und großen

Katechismo Doctor Luthers, wie solche beide Katechismi in den tomis Lutheri verfasst, als zu der Laienbibel, darin alles begriffen, was in heiliger Schrift weitläufig gehandelt, und einem Christenmenschen zu seiner Seligkeit zu wissen vonnöthen ist.“ Und die Ehrländische Kirchenordnung bezeichnet dementsprechend den lutherischen Katechismus als „das rechte ausbündigste, einfältigste und klärste Compendium der ganzen Schrift“. Also keine bloße Lehre, geschweige denn bloß menschlich abstrahirte und erarbeitete Lehre enthält der Katechismus, sondern er ist die Laienbibel, das ist, ein Auszug aus der ganzen Bibel für Laien. So steht die Sache.

Und was folgt daraus? Eben das, was wir beweisen wollen: daß nämlich der lutherische Katechismus die Grundlage des Religionsunterrichtes in der Schule sein und bleiben muß, und daß der lutherische Katechismus mit Recht ist, was er ist: das Schulbuch in der Religion. Freilich wollen wir damit nicht sagen, daß der Religionsunterricht nothwendig an die Form des lutherischen Katechismus gebunden ist. Wohl aber wollen wir damit sagen, daß eine Laienbibel das Material enthalten muß, das sich im lutherischen Katechismus befindet, und daß gerade auch die Lehren, und zwar alle Lehren, welche der lutherische Katechismus enthält, Grundlage und Gegenstand des Religionsunterrichtes sind. Die Lehren und Wahrheiten, welche in den sechs Hauptstücken des lutherischen Katechismus enthalten sind, sind nach der Schrift der eigentliche Gegenstand des Religionsunterrichtes in der Schule, vom ersten Jahre an bis zum letzten. Und wenn wir den lutherischen Katechismus dem Unterrichte in der Religion zu Grunde legen, so legen wir damit die Schrift zu Grunde, aus welcher eben der lutherische Katechismus ein richtiger und vollständiger Auszug ist. Und wer sagt, daß sachlich, seinem Inhalte nach der lutherische Katechismus nicht Grundlage und eigentlicher Gegenstand des Religionsunterrichtes sei, der kann auch nicht die ganze Bibel dem Unterrichte zu Grunde legen. Die Feindschaft wider den lutherischen Katechismus hat und kann auch seinen letzten Grund nur in der Feindschaft wider die Schrift selber haben. Wer sich am Katechismus vergreift und seine Lehren als menschliche Abstractionen behandelt, der vergreift sich an der heiligen Schrift selber und begeht einen Kirchenraub. Von den untersten Klassen an bis hinauf zu den obersten muß das, was im lutherischen Katechismus enthalten ist, in unsern Schulen getrieben werden. Können darum die Kleinsten denselben noch nicht lesen, so wollen wir ihnen denselben vorsprechen und so von Anfang an die ganze Schrift, die Stücke, um deren willen die ganze Schrift geschrieben ist, dem Unterrichte in der Religion zu Grunde legen. Gott hat das geboten. Und was Gott geboten hat, das kann nicht verkehrt, auch nicht psychologisch und pädagogisch verkehrt sein.



## 3.

Die Heilslehre kann und darf weder aus den Thatfachen selber, noch aus einem Berichte von denselben abstrahirt werden.

Das *πρῶτον φερόμενον*, welches dem Bestreben der modernen Pädagogen, die bisherige Herrschaft des Katechismus in unsern Schulen an die biblische Geschichte abzutreten, zu Grunde liegt, ist die Behauptung, daß die christlichen Lehren aus den Heilsthatsachen abgeleitet werden müßten. Es ist dies derselbe *error in principio*, der auch der modernen Theologie zu Grunde liegt. Auch sie lehrt nämlich, daß der Theologe die Heilslehre selber bilden, entwickeln, finden, construiren und ableiten müsse aus den Heilsthatsachen, den subjectiven oder den objectiven Heilsthatsachen. Man geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die christliche Religion und ihre Wahrheiten in derselben Weise erkannt werden, wie die der natürlichen Dinge. In der eigenen Erfahrung oder der biblischen Geschichte seien dem Theologen die Thatfachen gegeben, die ihm als Deductionsquellen dienen. Die Lehren müsse der Theologe selber finden, resp. aus den Thatfachen erschließen und abstrahiren. Der Mittelpunkt der Dogmatik und die *πρῶτα* der Theologie seien nicht die Lehren, sondern bloß die Thatfachen. Solche und ähnliche Sätze gelten längst als Axiome in der neueren Theologie, die ohne Prüfung, blindlings adoptirt werden. Auf dem natürlichen Gebiete der Erkenntniß verhält sich die Sache ja auch so, daß nur die Thatfachen gegeben sind, die Beurtheilung derselben aber Sache der menschlichen Vernunft und des natürlichen Scharffinnes ist. Auf natürlichem Gebiete ist allerdings die einzige und letzte Quelle aller Erkenntniß die innere und äußere Erfahrung, gewonnen aus der eigenen Anschauung oder den zuverlässigen Berichten von Augenzeugen. Die Thatfachen der Beobachtung und des Experiments bilden das Material, den Rohstoff, aus dem das Denken des Menschen Begriffe, Lehrsätze, Theorien und Lehrsysteme ableitet und bildet. Gegeben aber sind dem Menschen auf natürlichem Gebiete immer nur Thatfachen, welche das vernünftige Denken deutet und systematisirt. Die Data der Erfahrung bilden die einzig letzte Grundlage der Erkenntniß auf natürlichem Gebiete. Und nur durch Schlüsse aus und auf Grund und an der Hand der Erfahrung gelangt der Mensch zu seinen Lehrsätzen und Theorien.

Diese Methode der Erkenntniß nun, welche auf natürlichem Gebiete gilt, übertragen die modernen Theologen und Pädagogen gedankenlos und unbesehens auf das geistliche Gebiet der christlichen Erkenntniß. Sie behaupten, daß die christlichen Wahrheiten in derselben Weise erkannt und des Menschen geistiges Eigenthum werden, wie z. B. die Wahrheiten der Botanik, der Zoologie und der Geographie. Wie aus den Anschauungen Begriffe und aus den Thatfachen Theorien abgeleitet würden, so müßten auch aus den Thatfachen der biblischen Geschichte, als dem Rohstoff, die Katechismuslehren erschlossen werden. Die biblische Geschichte ersetze die

eigene Anschauung und biete so den Stoff, das Material, aus dem allein die Lehren des Katechismus abgeleitet werden könnten und müßten. Von einem systematischen Katechismusunterrichte, dem kein ausführlicher Unterricht in der biblischen Geschichte vorausgegangen, sei daher nichts zu halten. Johannes Schmarje (Das katechetische Lehrverfahren, S. 5) sagt: „Der für die Entwicklung der Pädagogik so bedeutsame Satz des Bacon von Verulam († 1626), daß die einzig sichere Quelle menschlicher Erkenntniß die Induction sei, das heißt, daß eine allgemeine Wahrheit nur auf der Grundlage einzelner sinnlicher Beobachtungen mittelst Thätigkeit des Verstandes gefunden werden könne, wurde auf den Religionsunterricht angewandt, und dadurch wurden ihm zwei bedeutsame Elemente zugeführt, nämlich das der Anschauung und das der begrifflichen Entwicklung. Der didaktische Grundsatz der Anschaulichkeit fordert die Einfügung der biblischen Geschichte in den Religionsunterricht als Grundlage desselben; der Grundsatz der begrifflichen Entwicklung drängte zu kräftigem Fortschritt in der formalen Ausgestaltung der Katechese.“ Ferner S. 144: „Der Act des Anschauens führt die Individualvorstellungen als das Rohmaterial herbei, aus dem im zweiten Act, dem des Denkens, die eigentlichen Nährmittel und Bildungstoffe des geistigen Lebens gewonnen werden, nämlich die Begriffe, Grundsätze, Regeln und allgemeinen Wahrheiten. ‚Alles Lernen ist darum an die einfachsten Gesetze der Aneignung (Apperception) und der Abstraction gebunden und der erziehlische Unterricht hat sich diesen Gesetzen gemäß einzurichten.‘ . . . Die katechetische Durcharbeitung des Stoffs muß sich in ihrem Verlauf demnach 1. als Act der Anschauung und 2. als Act des Denkens kennzeichnen.“ Und S. 173: „Es gibt kein Unterrichtsfach, in dem nicht Wahrheiten auftreten, die nur auf dem Wege des Schließens gefunden und bewiesen werden können. Man denke nur an die weltkundlichen Fächer, insbesondere an die Mathematik, das eigentliche Gebiet der strengen Schlussfolgerungen; aber selbst auf dem Gebiet der Religions- und Sittenlehre leistet der Schluß seine Dienste zur Gewinnung höherer Erkenntniß.“<sup>1)</sup> Nach den modernen Pädagogen sollen die Katechismuslehren vom Kinde gefunden, erschlossen, selbst erarbeitet und aus der Geschichte entwickelt werden. Schmarje sagt, S. 48: „Aus der Erkenntniß von dem Verlauf der logischen Begriffsbildung ge-

1) Schlussfolgerungen, welche zu höherer Erkenntniß führen, gibt es in der Theologie nicht. In der Theologie gelten keine durch *inductio incompleta* gewonnenen Wahrheiten. Die Wahrheiten z. B., daß alle Menschen Sünder und durch Christus erlöst sind, sind nicht *inductiv* gewonnen. Wohl aber werden die Wahrheiten, daß Paulus, Luther, Walthar Sünder sind und erlöst durch Christus, erschlossen, aber nur *deductiv*. Das prius für uns ist hier die höhere, allgemeine Wahrheit und das posterius die in derselben enthaltene individuelle Wahrheit. Doch, will's Gott, so werden wir später auf diese Frage, die Schlussfolgerungen in der Theologie betreffend, ausführlicher eingehen. J. B.

winnt der Katechet seine Vorschriften, nach denen er sich richtet, um seinem Unterricht das Gepräge eines (im vollen Sinne des Wortes) entwickelnden Verfahrens zu verleihen. . . . Der entwickelnde Katechet wird seine Schüler daran gewöhnen, aus dem Concreten das Abstracte, aus dem Besonderen das Allgemeine, aus der Erscheinung das Gesetz, aus dem ethischen Beispiel die ethische Norm, aus dem Sinnlichen das Ueberfinnliche zu gewinnen." Ferner Carstensen bei Schmarje, S. 52: „Das Wesentliche des Katechisirens besteht aber nicht in Fragen und Antworten an sich, noch weniger in vielem Zwischenreden und Ermahnen, sondern in der vom Lehrer veranlaßten und gehörig geleiteten Entwicklung der Vorstellungen des Lehrlings durch die Selbstthätigkeit der eigenen Denkkraft desselben, damit dieser selbst das finde, was er lernen soll.“ Leuß, II, 127, schreibt: „Die in der Geschichte erkannten Wahrheiten treten heller ans Licht, wenn sie noch von anderer Seite her beleuchtet werden. . . . Hier bietet sich Gelegenheit zur Concentration, und die Kinder lernen einsehen, daß die religiösen Wahrheiten nicht nur in der Religionsstunde gefunden werden, sondern überall, wo mit ernst-religiösem Sinn das Natur- und Menschenleben betrachtet wird.“ Ferner S. 129: „In den unteren Jahrgängen soll man weder sich selbst, noch die Kinder plagen mit einer umständlichen Entwicklung der Lehre aus der Geschichte, was allerdings in einer Oberklasse geschehen muß.“ Ferner S. 139: „Der Katechismus sollte doch ‚die abschließende Zusammenfassung der in dem biblischen Geschichtsunterricht erarbeiteten religiösen Erkenntniß und die bekenntnißmäßige Deutung der heiligen Geschichte‘ sein.“ Ferner S. 145, wo von Kahles Hülfsbuch gerühmt wird, daß es „sämmliche Lehren des Katechismus aus den voranstehenden biblischen Geschichten entwickelt“, und von Böllers Präparationen: „Die ausgewählten biblischen Geschichten seien ‚klare Deductionsquellen‘, so daß Anschauung und Begriff, Geschichte und Lehre sich möglichst decken.“ Nach Dr. v. Rohden kommt dem Katechismus an sich keine selbständige Stellung im Ganzen des Religionsunterrichtes zu, weil er nur eine „abschließende Zusammenfassung der im biblischen Geschichtsunterrichte erarbeiteten religiösen Erkenntniß“ sei. (N. R. Z., IX, 1, S. 20.) Dr. Knoke schreibt, die Ansicht der Herbartianer darlegend: „Die biblische Geschichte gibt dem Schüler die nothwendige Anschauungs- und Erfahrungsgrundlage für die Entwicklung seines Glaubenslebens; bei ihrer Behandlung ist aber auf Schritt und Tritt das Ziel zu erstreben, in der Seele des Schülers den Katechismus aufzubauen, um ihm so ein festgegründetes, selbst-erworbenes und wohlgeordnetes System religiös-sittlicher Begriffe, Grundsätze und Ueberzeugungen zu vermitteln. Der Katechismus ist nicht etwas, was für die Kinder schon da wäre, ehe sie sich ihn selbst erarbeitet haben. Für den Lehrer existirt er allerdings und

bildet mit seinem Gedankeninhalte die Norm für den Religionsunterricht; für den Schüler entsteht er in seinen einzelnen Sätzen erst nach und nach, bis er am Schlusse des Unterrichtes seinem ganzen Umfange nach als das Resultat desselben auftritt. Aber das Ergebnis des Unterrichtes beschränkt sich nicht auf die bloße Herausarbeitung der den Katechismus bildenden Sätze, vielmehr hat der Lehrer auf eine fortwährende Erweiterung, Ergänzung und Specialisirung des Katechismus Bedacht zu nehmen“ zc. Schmarje schreibt, S. 164: „Ein fruchtbarer Religionsunterricht sucht dem Wesen seines Objectes, der Religion, gerecht zu werden, und er kann sich daher gar nicht mit der Darbietung und logischen Erörterung dogmatischer Lehrsätze und Begriffe begnügen; er zielt vielmehr darauf ab, das Gemüth des Kindes zu erwärmen und seinen Willen in Bewegung zu setzen. . . Religion ist nicht Dogma, sie ist Empfindung und Gesinnung. ‚Das Dogma ist die Deutung dieser Gesinnung durch den Verstand. Religion ist Begeisterung, Dogma ist die Untersuchung über die Quellen dieser Begeisterung und über die Objecte, auf welche diese sich richtet. Religion ist Gefühls- und Willensbewegung durch ein Unenbliches, dessen Hauch den endlichen Geist streift; Dogma ist das Ergebnis des Nachdenkens über diese Berührung.‘ (Lang, Christl. Dogmatik. 2. Aufl. S. 1.) Die religiösen Gefühle sollen zwar durch das begriffliche Denken geläutert, geklärt und befestigt werden, sie können aber nicht durch verstandesmäßige Betrachtungen erzeugt oder gemerkt werden. Es gibt keine Religion des Verstandes. Der Verstand rechnet mit endlichen Größen, die Religion reicht in die Sphäre des Unenblichen. Die Gefühle der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, der Liebe zu Gott sind ihrem Ursprunge nach nichts anderes als auf dem Wege der Apperception erworbene Seelenzustände. Die appercipirende Kraft beim Erwerb dieser Empfindungen ist das in der Seele schlummernde Göttliche, der Gottesfunke, der jedem Menschen als Erbtheil verliehen ist; die appercipirten Wahrnehmungen sind die Offenbarungen des göttlichen Wesens in Natur und Menschenleben. Wir können sie nur verstehen, weil wir ihnen Verwandtes entgegenbringen. Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken; läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt uns Göttliches entzücken!“<sup>1)</sup>

1) Dieser rationalistischen Erkenntnißmethode der modernen Pädagogen entspricht die Zweckbestimmung des Unterrichts und der Erziehung. Schmarje sagt, S. 14.: „Pestalozzi bezeichnet somit als den formalen Zweck der Erziehung: die Ausbildung der in der Menschennatur liegenden Kräfte. Dieser Grundsatz ist von allen nachfolgenden bedeutenden Pädagogen anerkannt worden, und er wird seine Geltung behalten, so lange die Pädagogik sich als freie Wissenschaft zu behaupten vermag. Diese formale Zweckangabe der Erziehung fordert jedoch eine Ergänzung, nämlich eine positive Bestimmung des Zieles. Das Ziel der durch die Erziehung erstrebten Ausbildung der Menschennatur ist das aus der geläuterten christlichen Weltanschauung gewonnene sittliche Ideal.“ (Siehe auch Leug, II, 118.)

Ist es nun wirklich an dem, daß die Lehren des Katechismus abgeleitet, erarbeitet, geschlossen werden müssen aus den Thatfachen der biblischen Geschichte, so haben die modernen Pädagogen recht und die Wahrheiten des Katechismus sind ein menschliches Erzeugniß. Was sagt aber die Schrift zu dieser Erkenntnistheorie der Theologen und Pädagogen? Eben das, was sie als das einzig Richtige hinstellen, verwirft die Schrift als falsch. Nach der Schrift dürfen und können die Lehren nicht erschlossen werden aus der Vernunft. Auch nicht so, daß die Vernunft dieselben aus den Thatfachen ableitet. Wir dürfen und können das nicht. Wir dürfen das nicht — warum? Weil die Schrift ausdrücklich sagt: So jemand lehret, daß er es lehre „als Gottes Wort“. Von dem, was der Pädagoge in der Religionsstunde lehrt, soll er nicht bloß sagen können und brauchen: Das ist meine Deduction und Abstraction, sondern: So lehrt die Schrift, so deutet sie diese Thatfachen. Lehren, von welchen wir nichts Größeres und Herrlicheres rühmen können, als daß wir auf dieselben gekommen sind, wir dieselben erschlossen haben, dürfen in der Kirche nicht gelehrt werden. Auch die Lehren des Katechismus sollen wir lehren nicht als unser, sondern als Gottes Wort. Nur Lehren, welche dem Wortlaut nach und weil sie dem Wortlaut nach in der Schrift enthalten sind, sollen wir nachsprechen. Die Lehren sollen wir nicht aus der Geschichte entwickeln wollen, sondern vielmehr die Geschichte in das Licht dieser Lehren rücken und in dem Lichte derselben beurtheilen. Nur die Lehren sollen wir vortragen, welche uns die Schrift als solche, als Lehren an die Hand gibt. Und die Gültigkeit einer Lehre dürfen wir nicht gründen auf die Vorsichtigkeit und Gesetzmäßigkeit unserer Ableitung aus den in der Schrift berichteten Thatfachen, sondern auf die klaren Worte der Schrift, welche eben diese Lehren als solche vorlegt.

Von den Thatfachen, welche die heilige Schrift berichtet, sollen wir also nicht unsere eigene Deutung vorlegen, sondern die Deutung, welche die Schrift selber gibt. Die Thatfachen von Christi Geburt, Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen &c. dürfen wir nicht als nackte Thatfachen und historische Vorgänge vorlegen, um die Lehren sich aus denselben von selber ergeben und sie von den Schülern selber finden zu lassen. Wenn wir die Thatfachen vorlegen, so sollen wir vielmehr die Lehren der Schrift zugleich mit vorlegen und so aus der Schrift die Thatfachen der Schrift deuten. Die Heilsthatsachen der Schrift müssen in das Licht der Heilslehre gerückt werden. Eben deshalb hat auch Gott in der Schrift überall Geschichte und Lehre auf das engste in einander geflochten und nicht bloß Evangelien, sondern auch belehrende Episteln schreiben lassen. Gott will eben, daß wir nicht selber die Lehren ableiten, sondern uns in Lehre wie Geschichte leiten lassen von seinem unfehlbaren Wort und nicht von unserm trügerischen Schließen. Beides sollen wir der Schrift entnehmen: die Heilsthatsachen und was sie zu bedeuten haben. Die Geschichts- und Lehraussagen sind in

gleichem Grade *πρῶτα* für die geistliche Erkenntniß. Wer die Lehren des Glaubens vorträgt als das Facit, das er aus den Thatfachen der Schrift gezogen hat, handelt der Schrift zuwider. Wieso? Was er lehrt, das lehrt er eben nicht „als Gottes Wort“, sondern als seine eigene Weisheit, selbst wenn das, was er lehrt, sachlich stimmt mit Gottes Wort. Die Schrift ist die Quelle aller Glaubenslehren. Wer nun die Lehren des Glaubens anders gewinnt als so, daß er sie eben den Stellen der Schrift entnimmt, wo sie als solche, als Lehren stehen, der ist ein Rationalist. Nicht der historische Christus als solcher ist die Grundlage unsers Glaubens, sondern Christus praedicatus, inverbatus, in Scriptura explicatus.

So hat Gott es verboten, die Lehren des Glaubens, statt sie dem Schriftworte zu entnehmen, aus den Thatfachen zu abstrahiren. Und das hat auch seinen guten Grund. So unmöglich es nämlich ist, die Thatfachen des Heils selber zu gewinnen durch eigene Beobachtung und Anschauung, ebenso unmöglich ist es auch, die Heilslehre von den in der Schrift berichteten Thatfachen zu abstrahiren. Selbst wenn der Mensch die geistlichen Thatfachen mit eigenen Augen wahrnehmen könnte, so wäre er doch nicht im Stande, dieselben recht zu beurtheilen. Zur Zeit Christi gab es ja viele Leute, welche die Vorgänge in Bethlehem und auf Golgatha mit angesehen hatten. Aber aus dem, was sie mit den Augen ihres Leibes gesehen hatten, vermochten sie weder eine rechte Vorstellung von den Vorgängen selber, noch von ihrer Bedeutung zu gewinnen. In Bethlehem sahen die Hirten, Joseph und Maria und auf Golgatha sahen die Jünger Jesu, die Juden und Heiden nur die äußerlichen Vorgänge: nur das Materiale, nicht das Formale. Daß in Bethlehem der Sohn Gottes Mensch geworden war und sich aufs tiefste erniedrigt hatte, vermochte kein Auge zu sehen und keine Vernunft zu errathen. Die Gesetze und Regeln der natürlichen Forschung und historischen Auslegung genügen eben nicht, um die Heilsthatsachen recht zu deuten. Daß Maria, Joseph und die Hirten diese Vorgänge in Bethlehem recht verstanden und beurtheilten, kam daher, weil sie sich an die Schrift und das Wort der Engel hielten: weil sie nicht selber deuteten, sondern sich von Gott die Vorgänge deuten ließen. Von Erarbeitung, Ableitung und Sich-von-selbst-ergeben-lassen der Lehren aus den angeschauten, nackten, unge deuteten Thatfachen war hier nicht die Rede. Und was die natürlichen, vom Wort der Schrift nicht erleuchteten Augen auf Golgatha sahen, war auch nur das Materiale des eigentlichen Vorganges. Die Deutung, welche die Vernunft diesen Vorgängen gab und geben konnte, war Thorheit. Selbst den Jüngern Jesu wurden diese Thatfachen erst klar, als Christus sie ihnen durch die Schrift gezogen und in das Licht der Schriftlehre gerückt hatte. Daß der Sohn Gottes am Kreuze litt und starb, konnte niemand aus der bloßen Anschauung ableiten. Und selbst, wenn jemand dies vermocht hätte, so wäre ihm doch die wahre Bedeutung dieses Vorganges verborgen geblieben. Was die große Menge der Zuschauer von dem ihnen auf

Golgatha gebotenen Schauspiel dachte, sagt Jesaias 53, 2. 4.: „Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. . . . Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.“ Das war die Lehre, welche die Menge aus der Anschauung abstrahirte. Und die Bessergefinnten mögen etwa gesagt haben: Ein Justizmord; Jesus von Nazareth, wie Socrates, ein Märtyrer seiner Lehre. Nein, mit natürlicher Anschauung und vernünftiger Beurtheilung war es hier nicht gethan. Die geistlichen Vorgänge wollten geistlich gerichtet und im Lichte der Schriftlehre beurtheilt sein.

Die Lehre, daß in Bethlehem der Heiland der Welt geboren war, die Lehre, daß auf Gulgatha der Sohn Gottes litt und starb, und zwar an unserer Statt und für uns, war der Vernunft und ihrem Schließen unerreichbar. Aus den nackten, ungedeuteten Vorgängen das große „Für uns“ zu abstrahiren, war dem Zuschauer unmöglich. Das mußte Gott selber offenbaren und konnte nur aus dem Worte Gottes gelernt werden. Aus dem, was in Bethlehem und auf Gulgatha das bloße Auge sehen konnte, und aus dem, was ein bloßer Augenzeuge davon erzählen konnte, vermochte niemand die Lehre von der Stellvertretung und Versöhnung sich zu erarbeiten. Und wenn ein moderner Pädagoge dennoch glaubt, auf dem Wege des Schließens und Abstrahirens in den Besitz dieser Lehre gelangt zu sein, so gibt er sich derselben naiven Selbsttäuschung hin, der sich v. Hofmann ergab, als er sich und anderen vorredete, die Lehren, welche er in der Schule aus dem Katechismus gelernt hatte, seinem „christlich bestimmten Ich“ entnommen zu haben. Der Pädagoge merkt nicht, daß er ja die Lehre, welche er aus der Geschichte erarbeitet zu haben vorgibt, den mit der Geschichte verwobenen Lehraussagen der Schrift entnommen hat. Das Ei, welches er selber gelegt zu haben vorgibt, hat er gestohlen. Eben deshalb mußte unser Heiland unser Prophet sein, damit uns sein hohepriesterliches, für uns geschenes Werk auch recht gedeutet werde. Eben deshalb hat Christus erst drei Jahre lang gelehrt, ja, viertausend Jahre lang zuvor von seinem Werk predigen lassen, damit die Vorgänge in Bethlehem und auf Gulgatha auch recht gedeutet werden könnten. Auf natürlichem Gebiete sind die Thatfachen das prius und die Lehren das posterius. Auf geistlichem Gebiete war die Lehre früher als das Werk der Erlösung und Versöhnung. Wie die Heilthatfachen göttlich gesetzt, so sind auch die Heilslehren göttlich gegeben und nicht menschlich erschlossen. Das „Für uns“ vermochte eben, wie gesagt, keine Vernunft zu abstrahiren. Und doch liegt in dem „Für uns“ das ganze Christenthum, das ganze Evangelium. Das „Für uns“ drückt den Vorgängen der evangelischen Geschichte den Stempel des Evangeliums auf. Das „Für uns“ ist finis historiae und nur vom finis aus wird ein Ding recht erkannt und beurtheilt. Wird aus den Vorgängen in Bethlehem und auf Gulgatha das „Für uns“ eliminirt, so ist das Christenthum zerstört, der Körper der christlichen Lehre wird zum Leichnam und das Evangelium

verwandelt sich in eitel Gesetz. Die Lehre, daß Christus alles, was er gethan und gelitten hat, an unserer Statt und Stelle gethan und gelitten hat, das und nur das ist Christenthum und diese Lehre kann kein Mensch erschließen, sondern nur Gott uns offenbaren.

Die Lehren des Glaubens aus den bloßen Thatfachen gewinnen zu wollen, ist somit unmöglich und verboten. Gesetzeswahrheiten freilich vermag der Mensch gar wohl aus den in der biblischen Geschichte erzählten Vorgängen, sowie auch aus den Vorgängen des gewöhnlichen Lebens abzuleiten.<sup>1)</sup> Nie und nimmer aber wird er die Heilslehre finden unabhängig von den Lehraussagen der heiligen Schrift. Was die Vernunft, abgesehen von den Lehraussagen der Schrift, gerade auch aus den Thatfachen der Geburt, des Lebens und Sterbens Christi zu ziehen vermag, haben die rationalistischen Prediger aller Zeiten zur Genüge gezeigt. Und mehr werden aus der bloßen Geschichte auch die modernen Pädagogen nicht ziehen, wenn sie sich bloß auf ihr Schließen und Selbsterarbeiten verlegen. Wir können daher in der modernen pädagogischen Bewegung den Religionsunterricht betreffend — das Uebrige kümmert uns nicht und lassen wir in seinen Würden — nichts erblicken, als eine List Satans, uns das Evangelium zu rauben, nichts, als ein Symptom unserer rationalistischen, indifferentistischen Zeit, der die christliche Lehre ein Dorn im Auge ist. Principiell aber müssen wir jede Richtung bekämpfen, welche die Lehre der Schrift nicht den Lehraussagen der Schrift entnehmen, sondern selbst erschließen und erarbeiten will. In der Schrift hat Gott uns beides gegeben: Geschichte und Lehre. Und beides muß darum auch Grundlage des Religionsunterrichtes bleiben. Ja, wollen wir die Lehre nicht verlieren, so dürfen wir dieselbe nicht durch Schließen und Abstrahiren gewinnen wollen. Wer sich die Lehre durch eigenes Denken selber erarbeiten will, statt sich dieselbe von Gott in der Schrift geben zu lassen, der hat sie schon verloren. Daher kann denn auch nicht die biblische Geschichte als solche, das heißt, abgesehen von der göttlichen Deutung der Heilsthatsachen in den Lehraussagen, die adäquate Grundlage des Religionsunterrichts in der Schule abgeben.

#### 4.

Es ist kein Grund vorhanden, warum die Begriffe und Lehren des Katechismus auch ohne besonderen vorausgehenden Unterricht in der biblischen Geschichte leere Formen und unverstandene Worte bleiben müßten.

Die modernen Pädagogen behaupten: Die Begriffe und Lehren des Katechismus können nicht geistiges Eigenthum des Kindes werden ohne vor-

1) Obwohl die menschliche Vernunft Gesetzeswahrheiten zu finden vermag, so geht sie doch auch hier leicht irre, und deshalb will Gott, daß der christliche Theologe und Religionslehrer auch die Gesetzeslehren dem Schriftworte entnehmen soll und nicht bloß seinen Schlußfolgerungen.



aufgehenden ausführlichen Unterricht in der biblischen Geschichte. Die Worte des Katechismus würden, zumal in den unteren Schulklassen, unverstanden und leere Formen und Symbole bleiben. Wer Sachen und nicht bloße Worte lehren wolle, der müsse seinem Unterrichte statt den Katechismus die biblische Geschichte zu Grunde legen. Nun liege es aber doch vor allem an der Kenntniß der Sachen und nicht der Worte. Begriffe ohne Anschauungen seien leer; und Worte ohne concreten Inhalt seien nichts als sinnlose Laute. Wie einem Blinden die Worte der verschiedenen Farben keinerlei Vorstellung gäben, so bleibe auch der Katechismus ohne vorausgehenden Unterricht in der biblischen Geschichte unverstanden. Ein Begriff sei eben nie durch sich selber, sondern immer nur durch seinen Inhalt klar. Wie der Unterricht in den weltlichen Fächern nichts nütze ohne die Anschauung: so auch der Unterricht im Katechismus nichts ohne die biblische Geschichte. Der Katechismus biete die Form, die biblische Geschichte den concreten Stoff, ohne welchen die Form leer bleibe. Dem Kinde müsse man erst die individuellen Erfahrungen bieten, von welchen die Begriffe und Lehren des Katechismus die Abstractionen seien. Erst die Anschauung, dann der Begriff; erst Thatfachen, dann Theorien und Lehren: das sei der Gang, den die Erkenntniß zurückerlege. Darum sei es unmöglich, einem Kinde in den ersten Schuljahren den Katechismus zum Verständniß zu führen. Dem Religionsunterrichte müsse deshalb die biblische Geschichte vorausgehen und zu Grunde gelegt werden. Ein Kind mit Lehren quälen, die es nicht selber aus der biblischen Geschichte gewonnen habe, sei "cram", „pädagogischer Materialismus“. Ohne vorausgehende biblische Geschichte schwebt der Unterricht im Katechismus völlig in der Luft. Und systematischer Unterricht und Auswendiglernen desselben, ehe die biblische Geschichte absolviert sei, sei psychologisch und pädagogisch verwerflich.

Kliefoth schreibt, M. Z., S. 219: „Damit wir endlich für Katechese, Katechumenenvorbereitung und Predigt einen Grund und Boden gewinnen, nicht mehr damit in den Lüften schweben, sondern für beide ein Stoffliches in unsern Hörern vorfinden, was wir lehrend und redend zur Anknüpfung, zum Beweis, zum erläuternden Exempel, zur Belebung und zum Weiterführen nützen können, . . . darum achte ich, daß Unterricht in der biblischen Geschichte das Alpha und Omega sei, daß er nicht alles thun, aber daß ohne ihn alles andere nichts thun werde, und daß wir auf diesen Theil der Verkündigung unsern Zeitverhältnissen gegenüber ebenso viel Fleiß und Sorge verwenden müssen, als die Reformation ihren Zeitverhältnissen gegenüber auf die Katechese verwendet hat.“ Ferner schreibt Leuz, II, 139: „Die Geschichte und vor allem die Person Jesu, könnte auch ohne Katechismus gut verstanden werden, wie dies thatsächlich auch in den ersten Jahrhunderten geschah; ein Katechismus ohne Geschichte dagegen ist, ein wesenloses Gedanken Ding.“ Dr. v. Rohden sagt: „Die Schuldidaktik ist nicht im Stande, solch ein System fertiger Lehren

wirklich schulgemäß, bezw. kindesgemäß zu verarbeiten und Frucht davon zu versprechen.“ Kolbe schreibt, die Ansicht der Herbartianer vortragend: „Um dies Ziel — wahre Erkenntniß und Glauben — zu erreichen, ist die dogmatisch-scholastische Methode in jeder Form, auch in der Form der jetzt üblichen ‚Kunstcatechese‘ zu beseitigen und die allein wissenschaftliche Methode, das heißt, die psychologische Methode, anzuwenden und durchzuführen. Nur diese Methode gibt befriedigende Antwort auf die Frage: wie bilden sich Maxime, das heißt, wie kann es bei der Erziehung der Jugend zu der notwendigen Grundlage religiös-sittlicher Charakterbildung kommen? Denn diese Methode bringt alle Unterrichtsgegenstände in einer dem Wesen der Seele entsprechenden Weise an die Schüler und vermittelt ihnen alles Wissen in der Form, daß es zum selbständig functionirenden, geistigen Eigenthum derselben wird.“ (M. K. Z., IX, 1, S. 25.) Dem Religionsunterricht den Katechismus zu Grunde zu legen, führt nach den Herbartianern nur zum „Maulbrauchen“, „nur die Worte des Katechismus papageienartig herzuaplappern wissen, ohne daraus einen festen Glauben zu schöpfen“. Die Herbartische Methode dagegen erzeuge „durch ihre Maßnahmen religiöses Leben, Leben in Christo und mit Christo in Gott“. — So die modernen Pädagogen.

Steht nun aber die Sache wirklich so, wie die modernen Pädagogen sagen? Oder sind auch dies wilde und übertriebene Behauptungen? Gesetzt nun zunächst, es wäre wahr, daß der Katechismus aus Begriffen und Lehren bestünde, die Kindern in den ersten Schuljahren und ohne vorausgehenden Unterricht in der biblischen Geschichte nicht klar gemacht werden könnten, so müßten wir doch dieses urgiren, daß die Worte und Lehren des Katechismus, wenn nicht volle Formen, so doch solche Formen sind, die später gefüllt werden können und sollen, und nicht Formen, die immer ungefüllt bleiben, oder gar als falsche Formen zerschlagen werden müßten. Einem Blinden die Termini und Lehre der Farben mitzutheilen, mag verlorne Mühe und Arbeit sein, weil der Blinde die Formen nie füllen kann und mit den Worten nie Anschauungen und mit der Theorie nie bestimmte Gedanken verbinden wird, denn wer nie eine concrete Farbe gesehen hat und sehen wird, kann auch nicht wissen, was Farbe ist. Beim Katechismusunterricht ist das aber anders, selbst wenn es sich vorderhand um unverständene Worte handeln sollte. Warum? Weil das Kind die Gebote, Artikel und Gebete, welche es jetzt nicht versteht, später verstehen und mit der Zeit immer besser verstehen lernt. Comenius sagt: „Mögen die Kinder Anfangs immerhin nicht verstehen, was sie thun; das Verständniß findet sich späterhin.“ Und je fester der Schüler diese Katechismusstücke seinem Gedächtniß eingepträgt hat, desto leichter ist dem Lehrer die Erklärung derselben. Nur das Angeschauete läßt sich gut beschreiben und das Auswendig-gelernte läßt sich leicht erklären und auslegen. Freilich, wenn es sich im Katechismus handelte, wie z. B. so oft in der Geologie, Astronomie, Medi-

ein zc., um Begriffe, Lehren und Theorien, welche sich später als Fehlbegriffe, falsche Theorien und Hypothesen erweisen könnten, so wäre es thöricht, mit solchen Formen, die möglicherweise später zerfallen werden müssen, das Gedächtniß der Kinder zu belasten. Theorien, die noch nicht verificirt sind, die man später möglicherweise als altes Eisen wegwirft und nicht einmal dem Juden aufhängen kann, sollten nicht im Gedächtniß des Kindes aufgespeichert werden. Schopenhauer sagt, Paral. II, S. 666: „Denn es ist unglaublich, wie viel Nachtheil früh eingepflanzte Chimären und daraus entstandene Vorurtheile bringen: die spätere Erziehung, welche die Welt und das wirkliche Leben uns geben, muß alsdann hauptsächlich auf Ausmerzung jener verwendet werden. Hierauf beruht auch die Antwort des Antisthenes, welche Diogenes Laertius (VI, 7) berichtet: *ἔρωτηθεις τι των μαθηματων αναγκαιωτατων, ἔφη, ἴτα κακα ἀπομαθεῖν*“, interrogatus quanam esset disciplina maxime necessaria, Mala, inquit, dediscere.“ So Schopenhauer von den schwankenden menschlichen Theorien und Lehren. Von den Lehren des Katechismus wissen wir nun aber, daß sie ewig wahr sind und durch keine Erfahrung widerlegt werden können. Sind es daher Anfangs gleich leere Formen, so sind es doch ewig gültige Formen, Formen, welche zu füllen wir in frühesten Jugend beginnen und mit Dr. Luther unser Lebenlang zu füllen fortfahren und doch nicht fertig werden. Es sind unfehlbare Wahrheiten, die sich das Kind mit dem lutherischen Katechismus aneignet, und nie wird es in die Lage kommen, dieselben abändern oder widerrufen zu müssen. Wie kann also ein Kind die Gedächtnißkraft, welche in demselben die reifste ist, edler und besser anwenden, als dazu, sich die ewigen, seligmachenden Katechismuswahrheiten anzueignen, selbst wenn es dieselben noch nicht oder doch nicht ganz und voll verstehen sollte? Was soll also, wenn es sich um den lutherischen Katechismus handelt, das Geschrei der modernen Pädagogen von „todtem Ballast“, „didaktischem Materialismus“, „Einpauken unverständener Stoffe“? Wir freuen uns, wenn der Katechismus in der Seele unserer Kinder früh und tief die Spuren zieht, in denen sich alles religiöse Denken und geistliches Richten und Urtheilen bewegen soll und muß. Wir halten das nicht nur nicht für falsch, sondern für allein richtig, richtig nicht bloß theologisch, sondern gerade auch psychologisch und pädagogisch. Warum? Weil es sich beim Studium des Katechismus nicht handelt um ein Buch, gefüllt mit problematischen, menschlichen Theorien, sondern mit ewigen, unfehlbaren Wahrheiten; weil ferner gründliche Erklärung von Lehrsätzen die Gegenwart derselben im Gedächtniß voraussetzt; weil endlich der lutherische Katechismus in der Form so kurz und präcis ist, daß von Ueberbürdung des Gedächtnisses, welches in Kindern besonders stark und rege ist, nicht die Rede sein kann.

Was wir soeben vom Studium und Auswendiglernen des lutherischen Katechismus gesagt haben, gilt, selbst wenn es so stünde, wie die modernen

Pädagogen sagen. In der Wirklichkeit verhält sich nun aber die Sache ganz anders. Es ist eben einfach nicht wahr, daß der Katechismus lauter Begriffe und Lehren enthalte, welche dem Kinde ohne vorausgehenden besondern Unterricht in der biblischen Geschichte nicht klar gemacht werden könnten. Es ist nicht wahr, daß den Kindern zur Bildung der Katechismusbegriffe der concrete Stoff ebenso fehle, wie dem Blinden in der Farbenlehre. Thatsache ist vielmehr, daß in der biblischen Geschichte ungefähr dieselben Begriffe gebraucht und vorausgesetzt werden, wie im Katechismus. Thatsache ist auch, daß das Kind viele Worte und Begriffe, welche der Katechismus gebraucht, mit in die Schule bringt. Und wo die termini dem Kinde noch fehlen, da bringt es doch den concreten Stoff mit in die Schule, der leicht nachgerufen und dem ebenso leicht das rechte Wort dann zugewiesen wird. Und wo auch der concrete Stoff ganz fehlen sollte, kann der Lehrer denselben mit wenig Mühe und — wenn er will — auch ganz unabhängig von einer biblischen Geschichte darbieten. Thatsache ist eben, daß der Katechismus es mit den allereinfachsten und gewöhnlichsten Begriffen und Worten zu thun hat. Ja, vielfach bringen Kinder nicht bloß die Katechismusbegriffe, sondern gar manche Katechismuswahrheiten und Lehren mit in die Schule. Das gilt auch, was das erste Hauptstück betrifft, nicht bloß von Christen-, sondern selbst von Heident Kindern. An sich und andern hat das Kind von sieben Jahren schon so viel beobachtet, daß ihm die einzelnen Worte der zehn Gebote nicht leer bleiben brauchen. Im Gewissen und Bewußtsein des Kindes findet sich schon eine Menge concreten Stoffes, so daß die Begriffe und Lehren des Gesetzes nicht unverstanden bleiben brauchen. Um seinen Worten Inhalt zu geben und seine Lehren zu veranschaulichen an concreten, selbst erlebten Vorgängen, darf der Lehrer nur in den Busen des Kindes greifen. Und er wäre thöricht, wenn er das nicht thun wollte, da er vielfach in der biblischen Geschichte daselbe zu thun genöthigt ist. Damit wollen wir nun nicht sagen, daß der Lehrer sich der biblischen Geschichte zur Exemplificirung von Katechismuslehren nicht bedienen sollte. Im Gegentheil rathen wir mit Luther: „Immer viel Exempel aus der Schrift einführen!“ Wir reden hier vom Können, nicht vom Sollen. Wohl aber wollen wir mit Obigem sagen, daß der Lehrer auch ganz unabhängig von der biblischen Geschichte die Begriffe der zehn Gebote den Kindern zum Verständniß bringen kann und daß er, auch wenn er seinen Unterricht in den zehn Geboten nicht gründet auf die biblische Geschichte, nicht redet zu den Kindern wie zu Blinden von der Farbe. Mit Ausnahme etwa des Begriffes „Ehebrechen“ wüßten wir in den zehn Geboten kein Wort zu nennen, das der Lehrer Kindern von sieben Jahren nicht etlichermaßen klar machen könnte, auch ohne die biblische Geschichte. Sind aber die Begriffe bekannt, so ist kein Grund vorhanden, warum die Lehren dem Kinde nicht zum Verständniß geführt werden könnten, da sie ja nichts anderes sind als Urtheile, Verbindungen von Begriffen.

Was nun von den Begriffen und Worten des ersten Hauptstückes gilt, kann auch von denen der übrigen gesagt werden. In denselben wüßten wir wenig Worte zu nennen, deren Bedeutung man Kindern nicht mit geringer Mühe nothdürftig klar machen könnte. Und diejenigen Thatsachen, welche das Kind wissen muß, um die Lehren zu verstehen, sind im Katechismus selber genannt. So führt der zweite Artikel, wie wir bereits erinnert haben, die Thatsachen des Heils auf und Luther nennt in seiner Auslegung die Bedeutung, welche die im Artikel genannten Thatsachen für uns haben. Die weitere Ausmalung der Thatsachen und Ausführung der Lehren gehört zur Erklärung und Auslegung des Katechismus, nicht zu seiner Voraussetzung. Sind aber die Begriffe verstanden, so können auch die Lehren klar gemacht werden, die ja — wie bereits gesagt — nichts als Verbindungen von Begriffen sind. Auch läßt sich gegen die Reihenfolge und Anordnung der Hauptstücke und ihrer Bestandtheile im lutherischen Katechismus wie vom logischen, so auch nichts vom psychologischen und pädagogischen Gesichtspunkte aus einwenden.<sup>1)</sup> Das erste Hauptstück ist Voraussetzung des zweiten und das zweite wieder der folgenden. Wer das Gesetz verstanden hat, der kann auch das Evangelium verstehen, denn gerade das Bedürfniß, welches das Gesetz wachgerufen hat, befriedigt das Evangelium. Wer darum das Gesetz verstanden hat, der ist gerade auch geistig und psychologisch recht vorbereitet, das Evangelium verständnißmäßig in sich aufzunehmen. Die geistliche Aufnahme freilich, welche in der gläubigen Zustimmung zu dem, was das Evangelium sagt, besteht, muß das Evangelium selber wirken. Hat aber ein Kind aus dem Gesetze erkannt, daß es ein Sünder ist, so vermag es auch die Lehre vom Sünderheiland zu verstehen, wie sie im zweiten Artikel vorgetragen wird. Das Evangelium setzt nur dies Eine voraus, daß einem Menschen das Gesetz klar geworden ist. Auch zu einem Kinde von sieben Jahren kann man auf Grund des zweiten Artikels verständlich reden von Christo, daß er für uns und an unserer Statt gelebt und gelitten hat. Wie also das erste Hauptstück, so kann auch das zweite und jedes folgende der Reihe nach mit großem Nutzen in der Schule getrieben werden. Es läßt sich kein stichhaltiger Grund dafür anführen, warum die Worte und Lehren des Katechismus unverstandene Zeichen und leere Formen bleiben müßten, wenn sie nicht aus der biblischen Geschichte abgeleitet, selber erarbeitet und gewonnen seien.

An Timotheus schreibt Paulus: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißest.“ Timotheus hatte somit schon als Kind die Schrift verstanden, ja, verstanden und nicht bloß mechanisch, „materialistisch“ sich die

1) Daß der lutherische Katechismus im Ganzen wie im Einzelnen gerade auch psychologisch und pädagogisch durchaus richtig angeordnet ist, so daß immer das vorausgeht, was das Verständniß des Folgenden voraussetzt, können wir hier nur andeuten. Sobald uns Zeit und Raum geboten wird, wollen wir aber ex professo auch auf diese Frage eingehen. J. B.

Worte der Schrift einpaulen lassen. Timotheus hatte als Kind nicht bloß die Kenntniß der Worte, sondern auch der Sachen. Gerade auch die Lehren und Weissagungen von Christo hatte er gefaßt: den eigentlichen Kern der Bibel. Und was Timotheus gelernt, das dürfen wir auch im neuen Testament unsern Kindern getrost zumuthen: die Schrift, auch die Lehren der Schrift, zu wissen, zu verstehen. Vom puer septem annorum bemerkt Luther in den Schmalck. Art., 324, 2: „Denn es weiß, Gott Lob, ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören. Denn also beten die Kinder: ‚Ich glaube eine heilige christliche Kirche.‘“ Auch hier will Luther nicht sagen, daß ein Kind von sieben Jahren bloß mechanisch und papageienartig die Worte des dritten Artikels hersagen könne, sondern daß es diesen Artikel von der Kirche wirklich verstehe, als geistiges Eigenthum besitze. Luther redet aus Erfahrung: Was 1529 die Priester nicht wußten, wußten 1537 und früher die lutherischen Kinder, und zwar aus dem lutherischen Katechismus, der fleißig getrieben wurde, ja, ausschließlich, da es 1537 noch kein biblisches Historienbuch gab. Was man aber — wir wiederholen es — zu Luthers Zeit erzielt hat, sollten wir in unsern Schulen auch erreichen können. Jedenfalls ist es grundverkehrt, wenn man behauptet, daß man ohne voraufgehende biblische Geschichte, welche die Lehren aus den Thatsachen abzuleiten lehre, den Katechismus nicht mit Nutzen in der Schule treiben könne. Wie die Bibel, so ist auch die lutherische Laienbibel ein Wasser, in dem der Elephant schwimmen und das Lamm waten kann. Die Kinder verstehen den Katechismus und die größten Gelehrten vermögen ihn nicht zu erschöpfen, so daß auch ein Dr. Luther ein Katechismuschüler bleiben mußte sein Lebenlang. Die Katechismusformen, welche das Kind anfängt zu füllen, bieten dem in der Theologie ergrauten Lehrer immer noch Raum für neue Gedanken. Oder besser, die schlichten und einfältigen Worte des Katechismus, welche das Kind versteht, bergen Tiefen der Erkenntniß, welche die theologisch-katechetische Arbeit der Jahrhunderte nicht erschöpft. Die Formen des Katechismus kann niemand ganz füllen und den Inhalt desselben niemand ganz erschöpfen, niemand, auch kein moderner Pädagoge. Und was bunt, kraus und schwerfällig scheint, wenn Theologen sich drüber machen, läßt sich vor Kindern leicht, kindlich und einfältig behandeln. Gerade für die Einfältigen und Kinder ist Bibel und Katechismus berechnet. Ein Grund, warum der lutherische Katechismus seinen bisherigen Primat in der Schule an die biblische Geschichte abtreten sollte, liegt nicht vor.

Das Bestreben, den Katechismus aus seiner bisherigen Stellung zu verdrängen, und die Klage, daß man ohne vorausgehenden Unterricht in der biblischen Geschichte den Katechismus Kindern nicht klar machen könne, daß man den Religionsunterricht nur zum großen Schaden auf den Katechismus gründe, geht auch nicht von der Kirche aus und den trüben Erfahrungen, welche sie mit dem Katechismusunterrichte gemacht hätte. Luther mußte den

Unterschied zwischen Erkenntniß bloßer Worte und der Sachen wohl. Davon aber, daß man den Katechismus ohne vorausgehenden Unterricht in der biblischen Geschichte nicht fruchtbarlich treiben könne, wußte er allerdings nichts. Ihm war, wie uns, der Katechismus das Schulbuch im Religionsunterrichte. Man lese nur seine Vorrede zum kleinen Katechismus, die wir hier ganz hinsetzen sollten. Und mehr als 350 Jahre hat die lutherische Kirche mit ihren Theologen und Pädagogen, die auch nicht auf den Kopf gefallen waren, an Luthers Weise festgehalten. Ja, wenn unsere Väter irgend etwas gut verstanden haben, so war es dies, wie man in der Religion unterrichten müsse, um Frucht zu erzielen. Um die Kirche dies zu lehren, dazu brauchte nicht erst der Heide Herbart erweckt zu werden. Nein, nicht etwa die trüben Erfahrungen, welche die Kirche mit ihrem Religionsunterricht auf Grund des lutherischen Katechismus gemacht hätte, ist Grund der modernen pädagogischen Bewegung, den Katechismus in der Schule an die Wand zu drücken, sondern eine Theorie, welche ihre Quelle in der modernen rationalistischen Theologie und der speculativen Philosophie hat. Aber wie v. Hofmann und Ritschl, so sind uns auch Herbart und Ziller keine Autoritäten, die man gegen Gottes Wort und die Erfahrung der Kirche ins Feld führen kann. Ob die Herbart-Zillersche Pädagogik auf natürlichem Gebiete der Erkenntniß die einzig richtige und rationelle ist, mag dem einen gewiß, dem andern problematisch sein und lassen auch wir hier in suspensio. Daß aber jede Pädagogik, sofern sie sich wider Gottes Wort auflehnt, Rationalismus ist, das ist gewiß, jedem lutherischen Christen göttlich gewiß.<sup>1)</sup>

Von den Gründen, warum man den bisherigen Primat des lutherischen Katechismus in der Schule an die biblische Geschichte abtreten, die Lehren des Katechismus aus der biblischen Historie ableiten und darum dem Religionsunterrichte nicht den lutherischen Katechismus, sondern nur die biblische Geschichte zu Grunde legen müsse, bleibt somit nichts übrig. Den Argumenten der modernen Pädagogen und Theologen gegen den lutherischen Katechismus und seine bisherige Stellung in der Schule fällt der Boden aus, sobald man sie mit Gottes Wort berührt. Das soll uns aber nicht sicher und gleichgültig machen, sondern eifrig, den lutherischen Katechismus zu treiben, und eiferfüchtig, ihn vor jeder Verletzung und Geringschätzung und Zurücksetzung zu bewahren. Unser Augapfel ist die Concordia und der kleine Katechismus in demselben die Pupille. F. B.

---

1) Wenn es dem Lehrer in der Schule gestattet würde, statt den lutherischen Katechismus dem Religionsunterrichte zu Grunde zu legen, die christlichen Wahrheiten nur aus der biblischen Geschichte zu entwickeln, so hätte auch die christliche Gemeinde wenig Bürgschaft weder dafür, ob das, was der Lehrer entwickelt, auch wirklich die Wahrheiten des Katechismus sind, noch dafür, ob der Lehrer auch alle Wahrheiten und nicht etwa bloß solche, die er leicht entwickeln kann, vorführt und zur rechten Geltung bringt. F. B.

(Eingefandt von P. W. Gübener, Kolberg, Deutschland.)

**Ein neuer Goliath.**

(Fortsetzung.)

Es wird vonnöthen sein, daß wir zur Feststellung des vorliegenden Thatbestandes auf jene Schrift *Diedhoffs* zurückgehen und aus der großen Zahl schlagender Stellen nur etliche herausheben. Wir lesen da z. B.: „Die Befehrung kommt mit dem Glauben zu Stande, das Zustandekommen des Glaubens ist die Befehrung. So sind die Anfänge der Befehrung die Anfänge des Glaubens, mit welchem aber der Befehrungsglaube, die *fides iustificans*, noch nicht vollendet ist.“ (S. 11.)<sup>1)</sup> Ferner: „Das Subject der Mitwirkung bei den geistlichen Bewegungen und Actionen in der Befehrung ist nicht der alte Wille des natürlichen Menschen, sondern der neue Wille, wie er in der Befehrung durch Wirkung des Heiligen Geistes mittelst des Wortes des Evangeliums mit dem Glauben allmählich hervorgebracht wird, wie er also bereits in den durch die *gratia praeveniens* gewirkten Anfängen des Glaubens und der Befehrung vorhanden ist, wenn auch noch nicht in vollendeter Wirklichkeit.“ (S. 18.) Und: „Er<sup>2)</sup> sagt hier nämlich geradezu, daß in der Befehrung und nach der Befehrung — also eben auch in der Befehrung im Unterschiede von dem nach der Befehrung — der alte und der neue Mensch im Menschen zu unterscheiden seien.“ (S. 19.) Ferner: „Schon in der Befehrung wie nach derselben ist der Mensch in den neuen und alten Menschen getheilt.“ (S. 23.) Joh. Gerhard, so meint *Diedhoff*, spreche sich unmißverständlich über die Meinung *Chevník's* aus (dessen berühmten, unten noch zu besprechenden Satz er citirt) und hebe da „die antiprædestinarianische Bedeutung der Thatsache hervor, daß die Befehrung nicht in einem Momente geschieht.“ (S. 26.)<sup>3)</sup> Die Lehre von

1) Dies gibt *Diedhoff* als Lehre — *M. Chevník's* an! Wie grundlos und verkehrt dies ist, werden wir hernach sehen.

2) Das ist, *Polycarp Leyser*, von dem *Diedhoff* folgende, wider ihn selbst sprechende Stelle anführt, in welcher wir unterstreichen: „*Quia vero conversio secundum omnes sui partes, non statim aut uno momento absolvitur, non dicendum est, voluntatem debere otiosam et pure passive esse, donec sentiat absolutam esse conversionem. Aut quia conversio et renovatio est opus Dei, fidem non debere curare an fiat vel facta sit, sed debere Deo committere, qui opus suum poterit efficere.*“ H—r.

3) An der Stelle, welche *Diedhoff* im Sinne hat, handelt *Gerhard*, im wohlberechtigten Gegensatz gegen die Calvinisten, von der Allgemeinheit der Berufung und vertritt die Wahrheit von der Widerstehlichkeit der Gnade in jedem Punkte des Befehrungsprocesses. Dagegen bekennt er aber ebenso fest an anderer Stelle, nachdem er von der gänzlichen Unfreiheit des Willens in geistlichen Sachen bei den Unwiedergeborenen geredet: „Nachdem aber der Mensch aus dem Stande des Verderbens in den Stand der Gnade versetzt, vom Irrthum zur Wahrheit, vom Unglauben zum Glauben, von den Sünden zu Gott, von der Finster-



der *conversio instantanea* sei, sagt Dieckhoff, „im einseitig überspannten Gegensatz gegen die Helmstedter aufgestellt“. (S. 32.) S. 35 spottet er geradezu über die von Calov „mit jener Sicherheit“ vorgetragene Lehre, „welche die Missourier in der Wiederholung seiner verfehlten Sätze so getreu nachahmen“. Ferner: „Das Argument aber, auf welches sich die Vertreter der *conversio momentanea*, auch Quenstedt, stützen, und welches meine Gegner für ein unüberwindliches halten, daß man nämlich nicht einen Augenblick zugleich im Stande des Zorns und im Stande der Gnade sein kann, ist keineswegs beweiskräftig. Um das zu zeigen, braucht man nicht mit Musäus zu sagen, daß zwar erst durch die *justificatio*, welche mit dem Vollendungsmoment der *conversio* zusammenfällt<sup>1)</sup> und allerdings eine *actio instantanea* sei,<sup>1)</sup> dem Menschen um des im Glauben ergriffenen Verdienstes Christi willen die Sünden vergeben werden und derselbe somit aus dem Stande des Zorns in den Stand der Gnade versetzt werde,<sup>1)</sup> daß aber daraus nicht folge, daß auch die *productio fidei per verbum* eine *actio instantanea* sei.<sup>2)</sup> Es genügt, darauf hinzuweisen, daß sich für den Gläubigen zwar die Aneignung der Heilsgnade wie die Bekehrung erst mit dem Glauben vollendet, welcher sich der Sündenvergebung um Christi willen als von Gott ihm geschenkt gewiß geworden, daß aber daraus nicht folgt, daß erst dann der Mensch in den Augen Gottes zu denen gehört, denen er gnädig geworden ist. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß ein solcher, der in der Bekehrung vor Vollendung derselben von Gott durch den Tod abgerufen würde, vor Gott als ein im Stande des Zorns befindlicher gelten, und daß das durch die Gnade angefangene neue Leben durch Gott nicht zur Vollendung gebracht werden sollte.“ (S. 36 f.)<sup>3)</sup> S. 39 nennt er die Lehre von der *conversio momentanea* „eine vorübergehende Verirrung einzelner Theologen“. Ferner schreibt er: „Soweit<sup>4)</sup> in der Bekehrung, durch die Gnade gewirkt, mit den Anfängen des Glaubens der neue Mensch schon vorhanden ist, gehört der Mensch bereits dem Stande der Gnade an, in welchen er durch die Bekehrung versetzt werden soll: soweit<sup>4)</sup> die Bekehrung noch nicht zu ihrer Vollendung gebracht ist, soweit<sup>4)</sup> also der Mensch ein noch erst zu bekehrender ist, gehört er noch dem Stande

nitz zum Licht bekehrt ist, erlangt er eine andere (als die äußerliche) Freiheit des Willens. . . . In diesem Stande der geschenehen Erneuerung gesehen wir dem menschlichen Willen bereitwilligst eine gewisse Mitwirkung zum Guten zu.“ (Loc. 12. de libero arbitrio. Cap. 10, § 141.)

1) Man beachte die indirecte Rede, als angebliche falsche Meinung des Musäus.

H—r.

2) Musäus hat natürlich vollkommen Recht mit seiner Unterscheidung des Bekehrungsprocesses und des Bekehrungsmomentes. H—r.

3) Wir bitten, zu beachten, daß es sich hier eigentlich nicht um Vollendung eines angefangenen „neuen Lebens“ handelt, sondern um Vollendung einer angefangenen Rechtfertigung nach dem Tode! H—r.

4) Von uns unterstrichen.

nach dem Falle an, ist er noch nicht ‚gänzlich‘ aus dem Stande nach dem Falle in den der Gnade versetzt.“ (S. 42 f.)<sup>1)</sup> Ferner: „Der Heilige Geist wirkt die Belehrung dadurch, daß er den Glauben wirkt, der Christum und sein Verdienst ergreift. Dieser Glaube kann nicht in einem Augenblicke gewirkt werden. Man braucht nur zu beachten, daß der Heilige Geist den Glauben durch das Wort wirkt, um es vor Augen zu haben, daß dies nicht ‚in instanti‘ geschehen kann.“<sup>2)</sup> . . . Die geistlichen Bewegungen und Actionen, welche in der successive durch Wirkung der Gnade entstehenden Belehrung stattfinden, haben die durch die Gnade gewirkten Anfänge des Glaubens zur Voraussetzung und die fertige fides justificans, mit welcher die Belehrung zu ihrer Vollendung kommt, zum Ziel. Schon durch die berufende Gnade werden die Anfänge des Glaubens gewirkt, sofern durch dieselbe ein Zug zu Christo gewirkt wird, der den Anfang des Glaubens an Christus und an das Wort von Christus einschließt.“ (S. 45.) Ferner: „Der Proceß der Belehrung, wie Chemnitz ihn dargestellt hat und wie ich Chemnitz folgend ihn gefaßt habe, geht vor in einem Menschen, in welchem durch die Gnade die Anfänge des Glaubens an Christus und sein Heil gewirkt sind, und findet seinen Abschluß in dem fertigen Wiedergeburtsglauben, in der fertigen fides justificans.“ (S. 46.) Ferner: „In der Entgegnung, S. 11 f., sage ich, durch die im Menschen kräftig wirkende Berufung werde der Wille desselben in soweit<sup>3)</sup> von der Herrschaft der Sünde freigemacht, daß er dem zu Christus ziehenden Rufe folgen kann, um erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt und so wiedergeboren, bekehrt zu werden.“ (S. 109.)<sup>3)</sup> Endlich (wiewohl noch viele ähnliche Stellen angeführt werden könnten): „Wenn ich sage, daß der Mensch dem ihn zu Christo ziehenden Rufe folgen kann, so sage ich damit nur, daß der Mensch von der berufenden Gnade gezogen mit Gebet um die bekehrende Gnade<sup>3)</sup> die Gnadenmittel gebrauchen kann, damit der Heilige Geist durchs Wort in ihm die Belehrung, die er in ihm angefangen hat, vollende.“ (S. 110.)

Da sich Dieckhoff mit andern Synergisten unserer Tage namentlich auf Chemnitz als seinen Gewährsmann berufen zu können glaubte, erscheint es nöthig, dessen vielerwähnten, hier in Frage kommenden Satz ein wenig näher zu besehen. Derselbe lautet: „Zweite Betrachtung. Die Belehrung oder Erneuerung ist nicht eine solche Veränderung, welche in einem

1) Von uns unterstrichen. H—r.

2) Hat noch niemand behauptet. Man sollte aber beachten, was Chemnitz von der natürlichen Gottesoffenbarung durch die Schöpfung und das Gewissen sagt: „Man muß sich aber hüten, daß man nicht diese Pädagogie dahin ausdehne, als ob in den Unwiedergeborenen eine gewisse Vorbereitung zur Gnade sei.“ („Cavendum autem est, ne illa paedagogia eo extendatur, quasi in non renatis sit praeparatio quaedam ad gratiam.“ Loc. de lege. Cap. X.) H—r.

3) Von uns unterstrichen. — Ganz methodistisch. H—r.

Momente sogleich in allen ihren Theilen abgeschlossen und vollendet wird. Sondern sie hat ihre Anfänge, ihre Fortschritte, durch welche sie in großer Schwachheit vollendet wird. Man darf also nicht denken: Ich will in Ruhe und Müßigkeit abwarten, bis die Erneuerung oder Belehrung nach den erwähnten Graden durch die Wirkung des Heiligen Geistes vollendet sein wird, ohne daß ich mich zu rühren brauche. Denn es kann nicht als in einem mathematischen Punkte gezeigt werden, wo der befreite Wille zu handeln anfange. Sondern wenn die zuvorkommende Gnade, das ist, die ersten Anfänge des Glaubens und der Belehrung dem Menschen gegeben werden, so beginnt als bald der Kampf des Fleisches und Geistes, und es ist klar, daß dieser Kampf nicht statthaben kann ohne Bewegung unsers Willens. Denn anders kämpfte der Heilige Geist in Moses, als er noch lebte, gegen sein Fleisch, als da Michael mit dem Teufel um den Leichnam Mosi's zankte (Jud. 9.). So ist auch im Anfange das Verlangen dunkler, der Beifall schwächer, der Gehorsam geringer, und diese Gaben müssen wachsen. Sie wachsen aber in uns, nicht wie ein Klotz durch gewaltsamen Anstoß fortbewegt wird, oder wie die Lilien wachsen, welche weder arbeiten noch sorgen, sondern durch Wagen, Kämpfen, Suchen, Bitten, Anklopfen, und dies nicht aus uns, Gottes Gabe ist es“ x. (Loc. de viribus humanis seu libero arbitrio. Cap. VII.)<sup>1)</sup>

Nachdem Dieckhoff und seine Anhänger<sup>2)</sup> in unbegreiflicher Verblendung gerade diese Stelle aus Chemnitz benützt haben, um mit großer Sicherheit zu behaupten, Chemnitz habe von einer momentanen Belehrung im stricten Sinne nichts gewußt, sondern eine solche bekämpft, erscheint es nöthig, bei derselben noch ein wenig zu verweilen.

1) „Secunda observatio. Conversio seu renovatio non est talis mutatio, quae uno momento statim omnibus suis partibus absolvitur et perficitur. Sed habet sua initia, suos progressus, quibus in magna infirmitate perficitur. Non ergo cogitandum est, secure et otiosa voluntate expectabo, donec renovatio seu conversio, juxta gradus recensitos, operatione Spiritus sancti, sine meo motu absoluta fuerit. Neque enim in puncto aliquo mathematico ostendi potest, ubi voluntas liberata agere incipiat. Sed quando gratia praeveniens, i. e. *prima initia fidei* et conversionis homini dantur, statim incipit lucta carnis et Spiritus, et manifestum est, illam luctam non fieri sine motu nostrae voluntatis. Alter enim Spiritus sanctus luctabatur in Mose, adhuc  *vivo* adversus carnem ejus, quam sicut Michael luctabatur cum diabolo circa  *mortuum* corpus Mosis (Jud. 9.). Item, in principio desiderium est obscurius, assensio languidior, obediencia tenuior: et illa dona oportet crescere. Crescunt autem in nobis, non sicut truncus violento impulsu provehitur, vel sicut Illia non laborantia, non curantia, crescunt: Sed *conando, luctando, quaerendo, petendo, pulsando* et hoc non ex nobis, donum Dei est“ etc.

2) Haad schreibt: „Leßteres (Missouri) hat ja seinen besonderen Begriff von Synergismus, nach welchem auch Chemnitz und die meisten alten Dogmatiker zu Synergisten werden, weil sie die Belehrung als einen Proceß und nicht mit *Calo* als *εν βίπῃ δμματος* geschehend fassen.“ (S. 119.)

Sollten wir dabei noch nöthig haben, zu beweisen, daß derselbe Chemnitz, welcher den 2. Artikel der Concordienformel geschrieben hat und daselbst klar und unzweideutig allenthalben lehrt, daß der Mensch trotz aller Wirkung der vorlaufenden Gnade an ihm so lange unwiedergeboren und ein widerpenstiger Feind Gottes bleibt, bis er durch die Kraft des Heiligen Geistes bekehrt ist, und daß erst dann, nach solcher Bekehrung der bekehrte Mensch mitwirkt? Sollen wir noch aus demselben Artikel oder anderen seiner Schriften beweisen, daß Chemnitz denjenigen Menschen, in welchem der Heilige Geist „ein Fünklein Glaubens“ angezündet hat, für einen wiedergeborenen und belehrten Christen hält? <sup>1)</sup> Sollen wir beweisen, daß Chemnitz so viel Verständniß für die Rechtfertigung und den rechtfertigenden Glauben hatte, zu wissen, daß auch der schwächste Glaube die ganze Rechtfertigung, das ganze Verdienst Christi, die ganze Vergebung der Sünden ergreift? Beweisen, daß Chemnitz weder von Stufen der Rechtfertigung, noch auch von guten Werken vor der Rechtfertigung etwas weiß? Wir glauben uns diesen Nachweis, für jetzt wenigstens, ersparen zu dürfen. Die angeführte, von den Synergisten so viel mißbrauchte Stelle allein in ihrem Zusammenhange genügt, ihren theuren Verfasser, den zweiten Martin, ohne welchen der erste nicht geblieben wäre, von jenem schändlichen Verdachte völlig zu rechtfertigen.

Chemnitz hatte zuvor von den bekannten vier verschiedenen „Ständen“ gesprochen, welche bei der Frage vom freien Willen des Menschen in Betracht kommen könnten, nämlich: 1. Im Paradiese. 2. Nach dem Sündenfall, vor der Bekehrung. 3. Nach der Bekehrung. 4. Im ewigen Leben. Da war doch schlechterdings von einem fünften Stande „in der Bekehrung“, wie ihn Dieckhoff mit allen Synergisten behauptet, um, wie es Gräbner sehr treffend bezeichnete, für das „synergistische Wunderland“ Raum zu gewinnen, kein Platz. Trotzdem meinen die Synergisten, in den angeführten Worten des Chemnitz einen solchen zu finden, weil — Chemnitz da nicht eigentlich von dem dritten Stande als dem Stande nach der Bekehrung, sondern von der Bekehrung selbst und zwar von dieser als von einem Proceß rede (Dieckhoff: „Zur Lehre von der Bel. u. v. d. Präd.“, S. 8 ff.). Dagegen ist zu sagen: Weit entfernt, entgegen der eben erst gemachten Unterscheidung der vier Stände einen neuen fünften Stand (oder dritten von fünf) „in der Bekehrung“ aufstellen zu wollen, ist Chemnitz von der ersten

1) Wir können es nicht unterlassen, wenigstens folgende Stelle aus der F. C. hierherzusetzen: „Welcher liebliche Spruch (Phil. 2, 13.) allen frommen Christen, die ein kleines Fünklein und Sehnen nach Gottes Gnade und der ewigen Seligkeit in ihrem Herzen fühlen und empfinden, sehr tröstlich ist, daß sie wissen, daß Gott diesen Anfang der wahren Gottseligkeit in ihren Herzen angezündet hat, und wolle sie in der großen Schwachheit ferner stärken und ihnen helfen, daß sie im wahren Glauben bis ans Ende beharren.“ (R. 591, 14.) Im Uebrigen verweisen wir besonders auf seine Schrift: „De controversiis quibusdam“ etc.

„Observation“, welche von den vier Ständen handelte, zu einer zweiten „Observation“ fortgeschritten, in welcher er den Einwand der Enthusiasten zurückweist, welche die geltend gemachte Wahrheit, daß sich der Mensch in der Belehrung pure passive verhalte, mißbrauchen, indem sie sagen, so wollten sie sich um gar nichts kümmern, sondern ruhig warten, bis Gott sie werde belehrt haben. Dem gegenüber bemerkt Chemnitz sehr treffend, es könne ja (nämlich im einzelnen, concreten Falle) nicht als in einem mathematischen Punkte „gezeigt“ werden (wie die pietistisch-metaphysischen Schwärmer immer gern den Punkt aufzeigen wollen), wann der befreite Wille zu handeln anfangt und also der Mensch mit seinem Mitwirken einzusetzen habe, sondern so bald die ersten Anfänge des Glaubens und der Belehrung dem Menschen gegeben würden (also sein eigen würden), so fange alsbald auch der Kampf des Fleisches und Geistes an etc. Chemnitz schildert also den Proceß der Belehrung. Während dieses Processes befindet sich der Mensch theils, nämlich zuerst, im Stande des Unglaubens, theils, und zwar zuletzt, im Stande des Glaubens. In jedem dieser beiden Stände gibt es natürlich Grade und Stufen. Es gibt, nach der Schrift, Grade und Stufen im Stande des Unglaubens, und es gibt Stufen und Grade im Stande des Glaubens. Aber es gibt keine Stufen und Grade der Rechtfertigung. Darum muß es innerhalb des Belehrungsprocesses einen Punkt geben, in welchem der Mensch aus dem Stande des Unglaubens in den Stand des Glaubens oder aus dem Stande des Zornes in den Stand der Gnade, aus dem sogenannten zweiten Stande (vor der Belehrung) in den dritten Stand (nach der Belehrung) veretzt wird. Dieser (im einzelnen concreten Falle zwar nicht immer nachzuweisende, darum aber doch vorhandene) Punkt läßt sich der Sache nach gar wohl beschreiben. Und so gibt ihn denn auch Chemnitz aufs allergenaueste an, indem er sagt: „Wenn . . . die ersten Anfänge des Glaubens . . . gegeben werden, so beginnt alsbald der Kampf des Fleisches und Geistes“ („quando . . . statim“).<sup>1)</sup> Das ist der Punkt, wo die Rechtfertigung eintritt, denn es ist der Punkt, wo die ersten Anfänge des Glaubens dem Menschen gegeben werden, welcher, wenn auch als schwacher Glaube, doch die ganze, ungetheilte Rechtfertigung ergreift.<sup>2)</sup> Das ist der Punkt, wo der Heilige Geist, welcher bisher nur von außen auf den Menschen und an ihm wirkte (wie Michael mit dem Satan um den Leichnam Moses zankte), mit seiner gratia inhabitans

1) Hierauf hatte schon Herr Professor Gräbner S. 53 seiner Schrift: „Die innergerichtlich rationalisirende Stellung der theologischen Facultät zu Rostock“ im Vorübergehen hingewiesen.

2) „Die ersten Anfänge des Glaubens“ sind wirklicher Glaube, nicht etwa ein bloßes, demselben Vorhergehendes Wissen von Gott und göttlichen Dingen. Denn Chemnitz sagt ja ausdrücklich, daß da bereits ein Kampf des Geistes und Fleisches im Menschen anfangt.

in dem belehrten Menschen zu wohnen und zu wirken anfängt, und damit auch der Kampf zwischen Geist und Fleisch in ihm beginnt (wie er in dem lebenden Moses stattfand).<sup>1)</sup> Das ist der Punkt, wo das neue Leben in dem belehrten Menschen anfängt mit allen seinen Werken, den Werken des Glaubens, als „Verlangen“, „Zustimmung“, „Gehorsam“, „Wagen“, „Kämpfen“, „Suchen“, „Bitten“, „Anklopfen“ zc. Daher sagt denn auch Chemnitz bald nach dieser Stelle: „Was also von der vorlaufenden, vorbereitenden und wirkenden Gnade gesagt wird, hat diesen Sinn, daß nicht unser Antheil früher ist bei der Belehrung, sondern daß Gott durch sein Wort und göttliches Anblasen uns zuvorkommt, indem er unsern Willen bewegt und treibt. Nach dieser göttlich gewirkten Bewegung unsern Willens aber verhält sich der menschliche Wille nicht pure passive, sondern bewegt und unterstützt vom Heiligen Geiste, widerstrebt er nicht, sondern stimmt bei und wird Gottes Mitarbeiter“ zc.,<sup>2)</sup> — genau, wie wir es auch im zweiten Artikel der Concordienformel bekennen, daß der belehrte, und nur der belehrte Mensch mitwirkt, und zwar als „Instrument“ des in ihm wirkenden Gottes.

Es ist klar, daß Dieckhoff, welcher mit allen Synergisten die Grenzlinie zwischen dem unwieergeborenen und wieergeborenen Zustande nicht so scharf ziehen will, weil sonst dem Synergismus aller Boden entzogen würde,<sup>3)</sup> einen Zwischenzustand zwischen „belehrt“ und „unbelehrt“ behauptet (wie die Pietisten und Methodisten zwischen „Erweckung“ und „Durchbruch“), für die Lehre von der Rechtfertigung kein Verständniß hatte. Unklar aber und schwankend zeigt er sich darin, ob er eigentlich Stufen der Rechtfertigung oder *unio mystica*<sup>4)</sup> und gute Werke vor dem Glauben oder aber beides annimmt. Nach den oben mit-

1) Von einem Kampfe zwischen Geist und Fleisch kann ja bei dem unbelehrten Menschen nicht die Rede sein, weil ein solcher den Heiligen Geist noch nicht hat und nur Fleisch, todt in Sünden ist. Wir erinnern hier nochmals an jenen (S. 221, Anmerkung, mitgetheilten) Satz von Chemnitz, daß man sich hüten müsse, das pädagogische Wirken Gottes an dem unwieergeborenen und also in Sünden todtten Menschen dahin auszudehnen, als ob in dem Menschen schon eine Bereitung zur Gnade sei.

2) „Quae ergo de gratia praeveniente, praeparante et operante traduntur, habent hunc sensum, quod non nostrae partes priores sint in conversione: sed quod Deus per verbum et afflatum divinum nos praeveniat, movens et impellens voluntatem. Post hunc autem motum voluntatis divinitus factum, voluntas humana non habet se pure passive, sed mota et adjuva a Spiritu sancto, non repugnat, sed assentitur, et fit *συνεργος* Dei“ etc.

3) So sagte uns einst der Dresdner Oberconsistorialrath Löber, man müsse die Grenzlinie zwischen dem wieergeborenen und unwieergeborenen Menschen nicht so scharf ziehen, wie die Alten gethan hätten, denn es seien „doch auch auf dem Gebiete des natürlichen Lebens so manche erlösende Mächte wirksam“.

4) Oder erkennen die Synergisten, aus Furcht vor „Panttheismus“ überhaupt keine *unio mystica* an?

geheilten Stellen seiner letzten Schrift müssen wir Letzteres annehmen. Denn bald lehrte er (wir unterstreichen), daß der „in der Belehrung“ befindliche unwiedergeborene Mensch „vor der fertigen *fides justificans*“ allerlei gute Werke thun müsse, „um erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt und so wiedergeboren und belehrt zu werden“; <sup>1)</sup> bald aber wieder: es „treten diese Anfänge des Glaubens und der Belehrung unter einen Gesichtspunkt mit dem neuen Leben der Wiedergeborenen überhaupt“ (S. 12), und: es werde „für den Gläubigen zwar die Aneignung der Heilsgrade wie die Belehrung erst mit dem Glauben vollendet, welcher der Sündenvergebung um Christi willen als von Gott ihm geschenkter gewiß geworden ist, <sup>2)</sup> daß aber daraus nicht folgt, daß erst dann der Mensch in den Augen Gottes zu denen gehört, denen er gnädig geworden ist. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor (!), daß ein solcher, der in der Belehrung vor Vollendung derselben von Gott durch den Tod abgerufen würde, vor Gott als ein im Stande des Zorns befindlicher gelten, und daß das durch die Gnade empfangene neue Leben durch Gott nicht zur Vollendung gebracht werden sollte“. (S. 36 f.) So schwankt er, völlig verwirrt, beständig zwischen einer allmählichen Rechtfertigung und einem sogenannten „neuen Menschen“ mit der *unio mystica* und guten Werken, als Bagen, Kämpfen, Suchen, Bitten, Anknöpfen, Gehorsam zc., vor der Rechtfertigung hin und her, in jedem Falle aber die Rechtfertigung von Grund aus zerstörend, Rechtfertigung und Heiligung, Gesetz und Evangelium unaufhörlich in einander mischend und alles auf den Kopf stellend. <sup>3)</sup>

1) Oder ob etwa die von der ersten Tafel erforderten Werte, als Liebe zu Gott, Beten, Singen, Kämpfen, Gottes Wort achten zc., nicht als gute Werke gelten sollen?

2) Wir haben hier so ziemlich die pietistisch-methodistische Theorie von „Erweckung“ und „Durchbruch“ vor Augen. Etwas Wahres ist daran, sofern nämlich ein Proceß zwischen den ersten Anfängen des Glaubens und bewußter Heilsgewißheit nicht geleugnet werden kann. Der Irrthum aber besteht vornehmlich darin, daß die ersten Anfänge des Glaubens noch nicht als Anfang des Gnadenstandes gelten sollen, und ferner, daß ja doch ein sogenannter „Durchbruch“ nicht als in einem mathematischen Punkte gezeigt werden kann, zumal wenn man bedenkt, daß auch bei normalem Verlauf ein schon entwickeltes Glaubensleben mancherlei Wandlungen und Schwankungen unterworfen ist, besonders in der Anfechtung. Davon weiß aber diese Theorie so wenig wie von der Rechtfertigung und dem rechtfertigenden Glauben. Und so kann dabei denn auch von Heilsgewißheit nicht eigentlich die Rede sein, wie vorstehende Sätze zeigen. H—r.

3) Bei alledem glaubte Dieckhoff immer noch, den richtigen „Justificationsbegriff“ im Mittelpunkte zu haben (S. 15), doch aber als einen, den auch Chemnitz und alle unsere lutherischen Väter noch nicht gehabt hätten, daher er denn, in dem zwar richtigen Gefühl, daß seine Lehre eine andere sei als die altlutherische, also schreiben konnte: „Es war daher die Entwidlung der altdogmatischen Lehre von der Belehrung von Anfang an durch die Art, wie sie von Chemnitz unter dem Ein-

Es wäre sehr wohl möglich, daß unsere Gegner vorstehende Widerlegung Dieckhoff'scher Irrlehren zu entkräften suchen, oder einfach für widerlegt halten durch einen Hinweis darauf, daß Dieckhoff doch nun todt sei und sich nicht mehr vertheidigen könne, sowie darauf, daß Schreiber dieses vormals selbst zu seinen Füßen geseffen habe. Hierauf diene als Antwort: Erstens, daß Schreiber dieses gleich nach Erscheinen jener Dieckhoff'schen Schrift um der Sache willen brennend wünschte, auch in einem Briefe an den seligen Dr. Walther schrieb, es möchte nun doch der Kampf um das Kleinod der Rechtfertigung auf der ganzen Linie eröffnet werden, in der bestimmten Erwartung aber, daß solches von Würdigeren und mehr dazu Berufenen geschehen werde, aus einer gewissen Scheu, mit einer eigenen Schrift gegen einen früheren Lehrer in die Deffentlichkeit zu treten, alle die Jahre geschwiegen hat.<sup>1)</sup> Zum Andern, daß es ja durchaus keine ungewohnte Sache ist, Schriften von Kirchenlehrern, welche der Geschichte angehören, der Kritik zu unterziehen, wie ja auch Haack gegenüber Walther thut. Schließlich aber, daß das jüngste Auftreten Haack's und namentlich seine Berufung auf die, weil unwiderlegte, darum auch für unwiderlegbar gehaltene Dieckhoff'sche Irrlehre das lange bewahrte Schweigen zu brechen und um der Wahrheit des Evangelii willen alle andere Rücksichten zurücktreten zu lassen nöthigte. Ist doch Haack gerade in diesem Hauptstücke des ganzen Streit'es, die *conversio momentanea* betreffend, blindlings in die Fußtapfen seines Lehrers getreten und hat er doch damit an den Tag gelegt, daß auch er, der Herausgeber des berühmten Meusel'schen Handlexikons und der „hohe“ und einflußreiche Oberkirchenrath der „bestlutherischen“ Landeskirche den *articulus stantis et cadentis ecclesiae*, die Lehre von der Rechtfertigung, nicht verstanden hat. Es dünkt uns aber die allerhöchste Zeit zu sein, daß gerade dieser Umstand, nämlich der Abfall der modern „lutherischen“, synergistisch versuchten „Theologie“, wie von dem For mal-

fluß der Lehre Augustins von der Bekehrung gestellt war, in unsichere Bahnen gelenkt. Werthvolle Momente der Wahrheit waren ihr auf diese Weise zugeführt, aber zugleich war sie aus ihrem klaren Zusammenschlusse mit der evangelischen Heils- und Wiedergeburt'sordnung herausgerückt und mit solchen, was ihr fremd war, vermischt. Es wird wohl eben darin der Grund davon zu sehen sein, daß es zu einer sicheren Durchbildung der so wichtigen Lehre von der Bekehrung und Wiedergeburt in unserer alten Dogmatik nicht gekommen ist, und daß sich gerade da so viele Abweichungen in den näheren Fassungen im Einzelnen wie in der Construction des ganzen Lehrstücks bei den Dogmatikern finden!“ (S. 16.)

1) Nichtsdestoweniger konnte ich mir damals gleich, bei Anzeige der Dieckhoff'schen Schrift, einige kurze Bemerkungen über dieselbe in der „Ev.-luth. Freik.“ vom 1. Juni desjelben Jahres 1886 (S. 91) nicht versagen. — Zwar ist ja auch in der vortrefflichen kleinen Schrift von Brauer: „Von der Heilsgewißheit“, welche eben durch diesen Streit veranlaßt wurde, wie auch hier und da in „Lehre und Wehre“ auf jene Dieckhoff'sche Schrift Bezug genommen worden. Zu einer Erörterung aber grade über die Lehre von der Rechtfertigung ist es nicht gekommen.



princip des Christenthums und der Reformation der heiligen Schrift, so auch von dem Materialprincip, der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, in das rechte Licht gestellt werde, und zwar um so mehr, als die Synergisten, unter dem Deckmantel des „in Ansehung des Glaubens“ sich den Schein zu geben suchen, als wären sie es, welche die Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hätten.<sup>1)</sup>

Wohl hat Haack recht, wenn er sagt: „Die Prädestinations- oder Erwählungslehre gehört nicht zu den Centrallehren der lutherischen Dogmatik.“ (S. 17.) Weil es sich aber bei dem Kampf um diese Lehre, von welcher die Concordienformel bekennet, daß sie den Artikel von der Rechtfertigung „gar gewaltig bestätigt“ (W. 713, 43),<sup>2)</sup> so klar herausgestellt hat, welche die sind, die heutzutage noch an diesem Artikel festhalten, und welche nicht, so hat sich eben in diesem Kampfe gerade die Lehre von der Gnadenwahl als ein Prüfstein erwiesen, an welchem man die Geister erkennen kann, und an dem mancher Herzen Gedanken offenbar werden.<sup>3)</sup> Denn es thut's nicht, daß man etliche orthodoxe dogmatische Formeln, wie die von der „Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben“ aus-

1) Mit welcher erschreckenden Schnelligkeit sich der Niedergang des Luthertums in Deutschland in diesem Jahrhundert vollzogen hat, kann man allein hieraus erkennen: Als seiner Zeit Hengstenberg (es war ja wohl in den sechziger Jahren) mit einer Theorie von „Stufen der Rechtfertigung“ hervortrat, ging ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Lager derer, welche noch „lutherisch“ und „evangelisch“ sein wollten, denn man sah es klar vor Augen, daß man eben damit mitten im römischen Lager angelangt sei, und Hengstenberg mußte widerrufen. Und nun? Daß Gott erbarme!

2) „Und sofern ist uns das Geheimniß der Vorsehung in Gottes Wort geoffenbaret, und wenn wir dabei bleiben und uns daran halten, ist es gar eine nützliche, heilsame, tröstliche Lehre; denn sie bestätigt gar gewaltig den Artikel, daß wir ohne alle unsere Werk und Verdienst lauter aus Gnaden, allein um Christus willen, gerecht und selig werden. Denn vor der Zeit der Welt, ehe wir gewesen sind, ja, ehe der Welt Grund gelegt, da wir ja nichts Gutes haben thun können, sind wir nach Gottes Fürsah aus Gnaden in Christo zur Seligkeit erwählt. Röm. 9. 2 Tim. 1. Es werden auch dadurch alle opinionones und irrige Lehre von den Kräften unsers natürlichen Willens ernieder gelegt, weil Gott in seinem Rath vor der Zeit der Welt bedacht und verordnet hat, daß er alles, was zu unserer Bekehrung gehöret, selbst mit der Kraft seines Heiligen Geistes durchs Wort in uns schaffen und wirken wolle.“ (W. 713 f.) — Man vergleiche doch mit dieser einzigen Stelle unsers Bekenntnisses die läppischen Reden der Synergisten von der Rücksichtnahme auf unser von Gott vorhergesehenes „Verhalten“, „Entscheidung“, „Selbstbestimmung“, „Suchen“, „Beten“, „Ringen“, „Kämpfen“, auch wohl „Glauben“ u. c.!

3) Aber soll denn nicht die heilige Schrift der „alleinige Prüfstein“ aller Lehre sein und bleiben? Allerdings, aber darum eben. Denn wir reden ja nicht von einer irdischen Lehre von der Gnadenwahl, wie diejenige der Synergisten und auch der Calvinisten ist, sondern allein von derjenigen der heiligen Schrift.

wendig lernt und herfagen kann. Der Glaube und die Lehre von der Rechtfertigung muß wirklich im Centrum stehen und überall diese centrale Stellung behalten, soll anders nicht alles, die ganze Theologie und Kirche, von Grund aus verderbt werden, wie sie es in Deutschland leider allerdings schon ist.<sup>1)</sup>

Wer dazu im Stande ist, möge doch aus Vorstehendem auch beurtheilen, was eigentlich im letzten Grunde das Treibende in der sogenannten „missourischen“ Theologie und Kirche ist. Es dürfte vielleicht nicht überflüssig sein, wenn Schreiber dieses bei dieser Gelegenheit das Zeugniß ablegt, daß ihm seiner Zeit, nachdem er zu der Erkenntniß gelangt war: „Es steckt ein Geist in den Missouriern, mit welchem ich mich auseinandersetzen muß; entweder er ist von Gott oder vom Teufel; ist er vom Teufel, so muß er mit allen Kräften bekämpft werden, ist er aber von Gott, wer kann

1) Haack sagt zwar: Auf lutherischem Boden habe diese Lehre von der Gnadenwahl „überhaupt nie im Vordergrunde gestanden oder zu den Centrallehren gehört, auch in reformatorischer und unmittelbar nachreformatorischer Zeit nie zu innerkirchlichen Differenzen geführt. Um die Heilsordnung, um Freiheit und Gnade, um Buße und Glaube, Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung drehten sich die Kämpfe im lutherischen Lager, aber obgleich Luther (?) und Melancthon in ihrem (?) ersten Stadium, ebenso Flacius, Brenz, Amsdorff, Wigand prädestinarianisch gefinnt waren, hatte dieser Standpunkt auf die Lehrentwicklung keinen nennenswerthen Einfluß, und wir hören von keinen öffentlichen Streitigkeiten über die Frage von der Gnadenwahl. Keine lutherische Bekenntnisschrift berührt sie“. Doch auch hierzu müssen wir manches Fragezeichen setzen. Denn wenn auch freilich die lutherische Kirche von der Gnadenwahl niemals, wie die reformirte, eine Centrallehre gemacht hat und auch „innerkirchliche“ Kämpfe über dieselbe damals nicht stattgefunden haben (wie ging das zu, da doch Luther, wie Dieckhoff sich ausdrückt, in einen „schweren Irrthum“ gerathen sein soll?), so ist doch schon das nicht richtig, daß keine Bekenntnisschrift sie berühre. Wir brauchen dem gegenüber wohl nur an das „ubi et quando visum est Deo“ der C. A. zu erinnern. Vor allem aber sehen wir eben jetzt wieder, in einem wie engen Zusammenhange gerade die Lehre von der Gnadenwahl mit den Lehren von der Heilsordnung, Freiheit und Gnade, Buße und Glaube, Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung steht, und dürfen wohl auch hier an Luthers gewaltigen Kampf mit Erasmus, einen der Hauptkämpfe der Reformation, erinnern und an seine herrliche Schrift *de servo arbitrio*, in welcher er mehr als einmal betont, daß es sich in diesem Streite um „das ganze Christenthum und den Glauben“ handelte, wie er auch gegen Ende seiner Schrift sagt: „Weiter so muß ich das auch an dir sehr loben und preisen, daß du allein vor allen andern meinen Widersachern einmal zur Sache gegriffen hast, das ist, die Summa der Sache gerührt und mich nicht mit fremden, losen Händeln vom Papstthum, vom Fegfeuer, vom Ablass und dergleichen bekümmert, mit welchen mich bisher fast alle Feinde des Evangelii, wiewohl unnütz und vergeblich, haben wollen umtreiben. Du bist der einzige und allein der Mann, der einmal das Hauptziel und den Hauptgrund dieser Sache ersehen hast und der in diesem Kampf hat wollen dem Kämpfer nach der Gurgel greifen. Deshalben ich dir auch von Herzen danke. Denn mit dieser Sache gehe ich lieber um, da etwas anliegt, denn mit jenen Weisfragen, so viel ich Zeit und Weile habe.“

ihm widerstehen?“ — gerade an diesem Punkte die Augen geöffnet wurden. Es war im Jahre 1876, also vor dem Ausbruche jenes großen Gnadenwahlstreites, als der Walthersche Aufsatz vom Jahre 1872: „Ist es wirklich lutherische Lehre, daß die Seligkeit im letzten Grunde auf des Menschen freier, eigener Entscheidung beruhe?“ aus einem Synergisten (der doch nie ein Synergist sein wollte und es nicht zu sein glaubte) einen Lutheraner und „Missourier“ machte.<sup>1)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

### Zum Lehrstandpunkt der Generalsynode betreffs der Lehre vom Sonntag.

Als vor einigen Monaten die Presbyterianer auf ihrer General Assembly in Minneapolis, Minn., sich so sehr für ihre falsche Sabbathlehre ins Geschirr legten, gaben wir uns der Befürchtung hin, daß auch Lutheraner (?) im Osten unsers Landes bald in dieser Hinsicht Nachbeter der Presbyterianer spielen würden. Wir hätten aber nicht erwartet, daß gerade die „Lutheran World“ zuerst wieder mit einer Vertheidigung der unlutherischen, reformirten Lehre von einem von Gott eingefesteten neutestamentlichen Sabbath=Sonntag vor die Oeffentlichkeit träte. Aber, was noch unerwarteter ist, sie thut es nicht nur, sondern müht sich auch in dem Leitartikel der Nummer vom 29. Juni weiblich ab, die falsche Sonntagslehre mit dem 28. Artikel der Augsburgerischen Confession in Einklang zu bringen.

Gleich von vornherein scheint aber die „Lutheran World“ die Schwäche ihrer Position zu fühlen und beruft sich auf die „patres“. Interessant ist das besonders auch deswegen, weil es gerade aus den Kreisen der Generalsynode kommt, von wo aus man uns so gerne den Vorwurf macht, wir in Missouri verständen uns ausgezeichnet auf das „in verba magistri jurare“. Es steht aber dann besonders schlecht um die Nachbeter, wenn der betreffende magister sich nicht als einen rechten Leiter,

1) Als in der „Ev. luth. Freikirche“ vom 15. December 1878 Rußland es u. a. einen mit Schrift und Bekenntniß streitenden Synergismus genannt hatte, daß auch Philippi dem menschlichen Willen „während des Actes der Belehrung“ eine freie Bewegung zuschrieb, gab der sel. Philippi in einem Briefe an mich seiner Verwunderung Ausdruck, daß ich in diesem Punkte Rußland beistimmen könne. Er meinte, das habe er von mir nach meiner „theologischen Schulung“ nicht erwartet. Ich erwiderte ihm, daß gerade dieser Punkt es sei, wo er, dem ich doch sonst so viel zu danken hätte, mich im Stiche gelassen habe, bat ihn auch, zu bedenken, daß er doch, weil er selbst Stufen der Rechtfertigung so entschieden abweise, schließlich auch hier zustimmen und seinen wissenschaftlichen Synergismus aufgeben müsse. Philippi ist dann auf die Sache nicht mehr zurückgekommen, hat aber doch wenigstens den Irrthum nicht mehr vertheidigt, so daß bei ihm Augustins Wort gelten dürfte: „Errare potero, hæreticus non ero.“

sondern als einen Blindenleiter erweist. So geht es der "Lutheran World" mit ihren „Vätern“ vom Jahre 1864, die die sogenannte "York resolution" gefaßt haben. Es wird uns zunächst versichert: "Our fathers of 1864 had studied Lutheran doctrine more widely and more profoundly than have some men who live in 1899, thirty-five years later." Ueber den Inhalt dieser von den Vätern 1864 verfaßten "York resolution" wird uns mitgetheilt, sie lehre die „göttliche Verbindlichkeit des christlichen Sabbaths“ ("divine obligation of the Christian Sabbath") und sie behaupte ausdrücklich, daß „die Augsburgerische Confession, recht ausgelegt, völlig mit dieser unserer Meinung übereinstimmt. . . ." In diesem Zusammenhang beklagt sich die "Lutheran World", daß jemand, offenbar aus ihrem eigenen Kreise, geschrieben, „das Bekenntniß lehre, der christliche Sabbath sei abgeschafft“, und sagt, „die Kritiker stimmen nicht mit der Generalsynode“ ("the critics are not in harmony with the General Synod"). Sie schreibt von ihnen: „Wir können nicht einsehen, wie Leute, die solche verkehrte Ansichten über die Bekenntnisse hegen, mit der Lehre aus den bekenntnißartigen Erklärungen der Generalsynode im Einklang stehen können. . . ." Hier ist darauf zu achten, daß damit die "Lutheran World" die falsche Lehre vom Sonntag und die falsche Auslegung des 28. Artikels der Augsburgerischen Confession wieder einmal wenigstens als quasi Synodallehre der Generalsynode mit ihrem sonst so verschwommenen Lehrstandpunkt anerkennt. Und betreffs der Lehrstellung der Generalsynode ist es immer erfreulich, wenn man hie und da einmal Gelegenheit bekommt, deutlich zu sehen, was in diesem oder jenem Punkte eigentlich Lehre der Generalsynode ist.

Diese Lehrstellung der Generalsynode legt uns der Schreiber der "Lutheran World" auch näher dar, indem er uns seine höchst verwunderlichen Erklärungen darüber gibt, was die „Reformatoren“ (er meint Luther und seine Mitarbeiter) über diesen Punkt gelehrt hätten. Man höre und staune! „Sie lehrten, daß der jüdische Sabbath und die dazu gehörigen Ceremonialvorschriften (the Jewish Sabbath and its ceremonies), wie dieselben in der levitischen Oekonomie (levitical economy) vorgeschrieben waren, gerade so wie die andern levitischen Ceremonien abgeschafft seien. . . ." „Aber sie haben niemals den ursprünglichen generischen Sabbath der Schöpfung und der zehn Gebote verworfen.“ Es wäre traurig, wenn sich die Reformatoren nicht klarer ausgedrückt, wie diese neuesten Ausleger der Reformatoren in diesem zuletzt angeführten Satz. Was unser Gewährsmann eigentlich unter dem "original generic Sabbath" versteht oder verstanden haben will, ist nicht mit absoluter Bestimmtheit zu ermitteln. Was man sich darunter denken soll, läßt sich mit einiger Mühe errathen. — Doch zurück zur Beweisführung unsers Gewährsmannes! Er gibt nach der von ihm vertretenen, den Reformatoren angebichteten Lehrstellung zu, der jüdische Sabbath mit seinen Ceremonialvorschriften sei abgeschafft, aber

ein sogenannter unbestimmter und unbestimmbarer „ursprünglicher generischer Sabbath“ sei „von ewiger Verbindlichkeit“. Mit seinem „Original generic Sabbath of the creation“ kann er sich doch nur darauf beziehen, daß Gott am siebenten Tage ruhte. Wir fragen: Wer gibt denn den Leuten von der Generalsynode das Recht, am ersten Tage zu ruhen und Gottesdienst zu halten. Wer hat Recht, etwas zu ändern, was „ewige Verbindlichkeit“ hat, und den „original generic Sabbath“ auf den Sonntag zu verlegen? Unser Gewährsmann fühlt, daß es schwer zu erklären sei, wie dieser „original generic Sabbath“, der doch ewige göttliche Verbindlichkeit haben soll, nun auf einmal, trotzdem er nach seiner Stellung „original und generic“ ist, auf den ersten Wochentag hinübergekommen ist. Dies sucht er in folgender Weise plausibel zu machen: „As to the change from the last day of the week to the first Luther declares his conviction that the change was made by the apostles, acting under the guidance of the Holy Spirit, for he says that no one else would have dared to introduce such a change.“ Hier disputirt unser Gewährsmann vor der Generalsynode wieder „ex autoribus“ und schreit, wie die Papisten zu Luthers Zeit: „Väter, Väter!“ Aber bei uns Lutheranern gilt solche Argumentation nicht, da muß es heißen: „Es steht geschrieben!“ sonst wird die Beweisführung nicht angenommen. Aber es glückt ihm auch schlecht mit seiner Berufung auf Luther. Wie sonst, so muß sich auch Luther hier vieles gefallen lassen. Er soll gesagt haben, „die Veränderung vom Sonnabend auf den Sonntag sei gemacht von den unter der Leitung des Heiligen Geistes handelnden Aposteln“. „Denn“, sagt er (scil. Luther), „niemand sonst würde es gewagt haben, eine solche Veränderung einzuführen.“ Die hier dem Schreiber vorschwebende Stelle ist jedenfalls die betreffende Stelle aus den Tischreden, die sich Erlanger Ausg., Bd. 60, S. 388, in Luthers Werken findet. Die Tischreden sind aber bekanntlich nicht authentisch und man sollte, wenn man aus Luther etwas beweisen will, mit Anführung der Tischreden sehr vorsichtig sein. Wenn man nun aber die obige Aussprache Luthers, wie unser Gewährsmann sie bringt, mit der Stelle selbst vergleicht, so zeigt es sich, daß Luther offenbar gar nicht das gemeint, was unser Luther-Exeget in dieser Stelle findet. Die Stelle lautet nämlich: „Ich glaube, daß die Apostel den Sabbath auf den Sonntag verlegt haben, sonst wäre niemand so kühn gewesen, daß er's hätte dürfen“ (das heißt, daß er es sich hätte erlauben dürfen. S. D.), „und gläube, daß sie es fürnehmlich gethan haben, daß sie den Leuten aus den Herzen rissen diesen Wahn, als wären sie gerecht und fromm um des Gesetzes willen, wenn sie das hielten, und auf daß man's gewiß und beständig dafürhielte, das Gesetz sei nicht nöthig zur Seligkeit. Dazu aber hat die Apostel bewogen die Auferstehung des Herrn Christi und daß der Heilige Geist am Pfingsttage gesandt ward.“ (Erl. 60, 388.) In dieser Stelle wird aber nicht gesagt,

daß der Heilige Geist die Apostel durch besondere Leitung zur Verlegung des Sabbath's auf den Sonntag dazu bewogen hätte, daß die Apostel, wie die "Lutheran World" sagt — es gethan hätten, "acting under the guidance of the Holy Spirit", sondern es wird nur gesagt, daß sich die Apostel durch die Thatsache, daß sowohl die Auferstehung Christi als auch die Ausgießung des Heiligen Geistes an einem Sonntage geschehen sei, hätten mit beeinflussen lassen, anstatt am Sabbath am Sonntag zum Gottesdienst zusammenzukommen. Von einer besonderen "guidance of the Holy Spirit", dadurch sie besonders dazu ermächtigt werden, diese Veränderung zu machen, ist mit keiner Silbe die Rede. Dazu sagt ja Luther noch gerade an dieser angeführten Stelle, er glaube, die Apostel haben es vornehmlich gethan, „daß sie den Leuten aus den Herzen rissen diesen Wahn, als wären sie gerecht und fromm um des Gesetzes willen, wenn sie das hielten“. Wie der "original generic Sabbath" der Generalsynodisten auf den Sonntag hinübergekommen ist, so daß der nun — wie sie sagen — "perpetual obligation" hat, ist durch obige verfehlte Luther-Citation nichts weniger als erklärt.

Ebenso wenig Glück hat unser Schreiber in der "Lutheran World" mit seiner Beweisführung für die Behauptung, die Reformatoren hätten diesen in der neueren Theologie exträümt „ursprünglichen“ Sabbath für stets verbindlich gehalten. Er sagt: „Daß dies ihre Ansicht war“ (viz., daß der Sabbath stetige Verbindlichkeit, "perpetual obligation", habe), „geht daraus hervor, daß alle Katechismen Luthers seine Erklärungen der zehn Gebote mit Einschluß des auf den Sabbath bezüglichen Gebots enthalten. In seiner ganzen Behandlung dieses Gebots behandelt er den Sabbath, als ob er von göttlicher Verbindlichkeit wäre. . . .“<sup>1)</sup> Daß so etwas in der "Lutheran World" erscheinen kann, ohne daß sich aus dem Kreise der Leser ein Sturm dagegen erhebt, ist ein Armuthszeugniß für das Lutherthum der Generalsynode. Bei dem ersten der zuletzt angeführten Sätze ist der Rede Sinn sehr dunkel. Offenbar soll dies die zu Grunde liegende Schlussfolgerung sein. Alle Gebote, von welchen Luthers Katechismen Erklärungen bringen, sind damit als von fortlaufender Verbindlichkeit bezeichnet. Nun bringt er aber auch eine Erklärung des auf den Sabbath bezüglichen Gebots. Also ist das auf den Sabbath bezügliche Gebot als von fortlaufender Verbindlichkeit bezeichnet. Das ist nicht stichhaltig. Der Obersatz bedarf des Erweises. Wäre etwa dann, wenn alle Katechismen Luthers Erklärungen des Gebots der Beschneidung brächten, damit die Beschneidung als von fortlaufender Verbindlichkeit bezeichnet? Unser

1) "That—i. e. the original generic Sabbath—was to be of perpetual obligation. That this was their view is evident from the fact that Luther's catechisms all contain his explanations on the Ten Commandments, including the one relation to the Sabbath. In all his dealing with this commandment he treats the Sabbath as if it were of divine obligation. . . ."

Luther-Exeget behauptet, Luther behandle in seinen Erklärungen des dritten Gebots „den Sabbath, als ob er von göttlicher Verbindlichkeit wäre“. Was finden wir aber nach genauerer Besichtigung von Luthers Erklärung des dritten Gebots? Er erkennt eine fortlaufende Verbindlichkeit des dritten Gebots, aber nicht nach dem groben Verstand. Er erklärt im großen Katechismus, „darum gehet nun das Gebot nach dem groben Verstand uns Christen nichts an“. Dann sagt er, „einen christlichen Verstand zu fassen für die Einfältigen, was Gott in diesem Gebot von uns fordert“, sei zu merken, a. daß wir Feiertage (dies festos) um leiblicher Ruhe auch besonders der Knechte und Mägde willen feiern, b. „darnach allermeist darum, daß man an solchem Ruhetage (*die Sabbati*) Raum und Zeit nehme, Gott zu warten“, — und dann verwahrt sich Luther gegen werktreibende, reformirte Sonntagslehre, wenn er sagt: „Solches aber (sage ich) ist nicht also an Zeit gebunden, wie bei den Heiden, daß es müsse eben dieser oder jener Tag sein, denn es ist keiner an ihm selbst besser denn der andere.“ (Wo bleibt da der „original generic Sabbath of the Creation“?) . . . „Weil aber von Alters her der Sonntag „dazu gestellet ist, soll man es dabei bleiben lassen.“ Im Lateinischen heißt es: *Quum a majoribus nostris ad hoc dies dominica ordinata sit*; der Sonntag wird als von unsern Vorfahren eingesetzt bezeichnet. Wie schlecht fährt unser Luther-Exeget mit seiner Berufung auf Luthers Erklärung! Wie findet er sich mit seiner Behauptung, Luther behandle den Sabbath, als ob er göttlicher Verbindlichkeit wäre, mit folgender Stelle aus Luther ab: „Dort mit dem jüdischen Volk hat es müssen also sein, daß sie einen gewissen, sonderlichen bestimmten Tag (gleichwie auch einen sondern Stamm, Personen und Ort) hielten, . . . aber nun . . . sind wir Christen nicht mehr an solche äußere, sondern Haltung gebunden, sondern haben die Freiheit, so uns der Sabbath oder Sonntag nicht gefällt, mögen wir den Montag oder einen andern Tag in der Woche nehmen und einen Sonntag daraus machen.“ Klarer konnte Luther es kaum sagen, daß er von göttlicher Verbindlichkeit des Sonntags, die ihm die „Lutheran World“ noch einmal wieder andichten möchte, nichts wissen will. Will die „Lutheran World“ wirklich eine „Lutheran World“ sein, so sollte sie der falschen puritanischen Sonntagslehre, auch ihrem chimärischen „original generic Sabbath of the creation“ den Abschied geben und den schlichten, einfachen Worten des 28. Artikels der Augsburgerischen Confession in ihrem klaren Verstand zustimmen. Sie sollte erkennen, daß die Schrift und die Augsburgerische Confession nach der Schrift nicht die göttliche Einsetzung des Sonntags behaupten, sondern lehren, „daß weder die Haltung des Sabbath noch eines andern Tages vonnöthen sei“. (Augsb. Conf., Art. 28.) „Denn die es dafür achten, daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbath als nöthig aufgerichtet sei, die irren sehr.“

E. Dreger.

## Was ist unter „Versuchung“ in der sechsten Bitte zu verstehen?

Die hier in Betracht kommenden Wörter des Grundtextes, die Luther mit „versuchen“ und „Versuchung“ übersetzt hat, sind *πειράζω* und *πειρασμός*. Die Grundbedeutung derselben, aus der die andern Bedeutungen theils metonymisch, theils metaphorisch hervorgegangen sind, ist die des Eindringens in etwas. Die verschiedenen Bedeutungen von *πειράζω* lassen sich genetisch so ordnen: *πειράζω* bedeutet 1. ein Eindringen in jemand, um ihn auszuforschen, — einen Versuch, aus ihm etwas herauszulocken (besonders in böser Absicht); 2. ein Eindringen (mit Worten) in jemand, um ihn zu einer Handlung zu bewegen, und dann überhaupt einen Versuch zu diesem Zweck; 3. speciell einen Versuch, jemand zum Sündigen zu bringen; dann — da jeder Versuch ja ein Verfahren ist und da ähnliche Erscheinungen (Erscheinungen, die Ähnlichkeit mit einander haben) mit demselben Ausdruck bezeichnet zu werden pflegen. — 4. ein Verfahren (nicht einen bloßen Versuch), jemand zum Reden oder Handeln zu bringen und dadurch etwas an den Tag zu bringen, was sonst verborgen ist. (So, wenn Gott versucht.) — Noch eine Bedeutung hat *πειράζω*; es heißt auch: versuchen, selber eine Handlung zu vollbringen. Diese Bedeutung hängt mit No. 2 zusammen. Beide Bedeutungen haben den „Versuch“ mit einander gemein.

Für den vorliegenden Fall kommt nun speciell die Bedeutung No. 3 in Betracht, die durch das deutsche Wort „Versuchung“ gedeckt wird. Es ist keine Frage, daß die Versuchung gemeint ist, die vom Teufel kommt und eine Versuchung zum Bösen ist; fraglich ist nur, ob diejenigen recht haben, die da behaupten, daß auch die göttliche Versuchung mit eingeschlossen sei. Worauf stützt sich nun diese Ansicht? Offenbar auf den allgemeinen Ausdruck *πειρασμός*, der eben auch die göttliche Versuchung bezeichnen kann. Letzteres beweist aber gar nichts; denn ein allgemeiner Ausdruck kann sehr wohl in specieller Bedeutung stehen, und daß dies sehr häufig der Fall ist, kann jeder leicht sehen, der sich um solche Sachen bekümmert. Es ließe sich leicht eine große Anzahl von Beispielen hierfür anführen; aber einige werden genügen. „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.“ Hier haben wir einen ganz allgemeinen Ausdruck: wer; ist nun jeder gemeint, der das Schwert nimmt? 1 Cor. 7, 1. heißt es: *καλὸν ἀνθρώπῳ γυναικὸς μὴ ἄπειθεαι*; soll nun hiermit etwa auch dies gesagt sein: Es ist dem Menschen gut, daß er seiner Schwiegermutter beim Abschied nicht die Hand reiche? „Werdet nicht der Menschen Knechte“: heißt das, niemand darf mehr Knecht sein, auch nicht Stallknecht? „Den Eltern Gleiches vergelten, das ist wohlgethan und angenehm vor Gott“: ist hier mit dem Ausdruck „Gleiches“ alles gemeint, was die Eltern den Kindern thun? Es ist nur an das Gute gedacht. 1 Petr. 2, 17. sagt der



Apostel: *Ἄντας τινῆσατε*; aber er würde nie gesagt haben: Ehret den Mörder, den Hurer, den Gotteslästerer. In allen diesen Fällen steht also ein allgemeiner Ausdruck, in specieller Bedeutung; und diese Erscheinung ist nicht etwa bloß biblisch, sondern sie beruht auf einem allgemeinen Sprachgesetz und begegnet überall und in der Literatursprache nicht seltener als in der Volkssprache.

Daß nun ein Wort, welches so häufig im bösen Sinn gebraucht wird, wie das Wort „Versuchung“, in einem Zusammenhang, der da zwingt, unter dem betreffenden Wort etwas Böses zu denken, in ausschließlich bösem Sinn gebraucht wird: wer findet das nicht natürlich? So ist das Wort *πειράζειν* jedenfalls Jac. 1, 13. gebraucht: *μηδεὶς πειραζόμενος λέγέτω· ὅτι ἀπὸ θεοῦ πειράζομαι.*

Der allgemeine Ausdruck „Versuchung“ zwingt uns also nicht in der sechsten Bitte die göttliche Versuchung mitzuverstehen. Im Gegentheil, Vernunft, Context und Schrift nöthigen uns, hier ausschließlich diejenige Versuchung zu verstehen, die vom Teufel kommt. Man wird leicht zugeben, daß uns Christus überhaupt nicht gelehrt haben würde zu beten: „Führe uns nicht in Versuchung“, wenn die Versuchung niemals böse Folgen hätte, sondern immer nur gute; dann wäre eine solche Bitte ja Thorheit. Wer will nun aber behaupten: Weil es jetzt nicht so steht, daß die Versuchung immer nur gute Folgen hätte, so bitten wir Gott in der sechsten Bitte, uns vor beiderlei Versuchung zu bewahren, auch vor derjenigen, um deren Abwendung oder Fernhaltung Gott zu bitten Thorheit wäre, wenn es nicht auch eine Versuchung mit bösen Folgen gäbe!

Wir werden also die Versuchung, die nur gute Folgen hat, ausschließen müssen, Christus wird uns nicht haben lehren wollen um Verhütung von etwas zu bitten, was zu unserm Besten dient; es wäre eine solche Bitte ja auch im Widerspruch mit der dritten Bitte: „Dein Wille geschehe.“ Wir können also ruhig bei Luthers Erklärung bleiben und brauchen zu derselben nicht etwa den Zusatz zu machen: Auch bitten wir in diesem Gebet, daß uns Gott wolle behüten und erhalten, auf daß uns Gott selbst nicht versuche, wenn seine Versuchung auch noch so gut gemeint ist.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Unsere norwegische Schwester Synode hielt dies Jahr ihre alle drei Jahre stattfindende allgemeine Synode vom 15. bis 22. Juni ab und zwar in Spring Grove, Minn., in der Gemeinde des Herrn Pastor N. S. S. Reque. Dieselbe war gut besucht. Die Zahl der Theilnehmer belief sich auf ungefähr 600, die sich in dem fast ausschließlich aus Gemeindegliedern des Pastor S. S. Reque bestehenden Spring Grove sehr wohl aufgehoben wußten. Pastor Sagen hielt die nun schon in der

„Kirketidende“ zum Abdruck gekommene Eröffnungspredigt. Sein Text war Joel 2, 15. 16. Präses Koren, der auch für das nächste Triennium wieder als allgemeiner Präses gewählt ist, führte den Vorſitz. Präses Koren leitete auch in trefflicher Weiſe die Lehrverhandlungen über das Thema: Was ſind die rechten Principien kirchlicher Regierung? Folgende Sätze kamen zur Beſprechung: „1. Chriſtus hat keine andere Regierung eingeſetzt als diejenige, welche durch ſein Wort geſchieht. 2. Dieſes Wort iſt der Gemeinde und nicht etwa einem beſonderen Stand in der Gemeinde anvertraut. 3. In Sachen, die Gottes Wort nicht entſchieden hat, iſt die Gemeinde ſouverän. 4. Eine Regierung in der Kirche, die da Gehorſam fordert, weil ſie die Regierung iſt, richtet eine Hierarchie oder Cäſareopapie oder Tyrannie auf.“ Außerdem hatte Prof. Mikkelſen von Sioug Falls ein ſchönes Referat über Gemeindefchulen. Die Synode erfreut ſich eines gefunden Wachstums. Sie zählt 117,000 Seelen, 66,907 Confirmirte und über 700 Gemeinden. Auch die verſchiedenen Berichte über die Finanzen der Synode brachten Erfreuliches. Beſonders hatte man für das im Bau begriffene, in der Nähe unſers Concordia-College in St. Paul liegende neue Seminar rühmliche Anſtrengungen gemacht. Bei der dieſsjährigen Synode wurde auch die neue, ſchon ſeit drei Jahren zur Prüfung vorliegende Agenda angenommen und zugleich beſchloſſen, für eine Ueberſetzung derſelben ins Engliſche zu ſorgen. Auch kam der Wuſch zum Ausdruck, Paſtor Stub von Decorah möge wieder an das Seminar berufen werden, und nach längeren Verhandlungen wurde auf Antrag von Paſtor Bangſnes beſchloſſen, „daß die Synode es als ihren Wuſch ausſpricht, daß Paſtor Stub wieder als Profeſſor an das Seminar zurückberufen wird, vorausgeſetzt, daß Paſtor Stub und andere, denen dieſe Sache anheimgegeben iſt, nicht finden, daß wichtigere Gründe dafür, daß er bleibe, wo er iſt, vorliegen“. — Paſtor Bangſnes wurde an Stelle Paſtor Wulfsbergs zum Redakteur des Kinderblatts gewählt. — Die Synode treibt außer Innerer Miſſion Emigrantemiſſion, Seemannsmiſſion — ſie will an der Weſtküſte eine neue Station errichten —, Indianermiſſion und — was wir gewöhnlich Engliſche Miſſion nennen. Außerdem theiligt ſich die Synode an der Schreuder-Miſſion im Zululande und beabſichtigt, durch Sendung Herrn Paſtor Birkelunds nächſtes Jahr auch in Japan zu miſſioniren. — Die Pacific Lutheran University bei Tacoma, Waſh., wird, wenn alles, was unterſchrieben iſt, einbezahlt wird, ſchuldenfrei werden. — Prof. Nviſaker und Paſtor Stub wurden zu Delegaten für die nächſte Sitzung der Synodalconferenz erwählt. — Die ganzen Verhandlungen wurden mit großem Eifer und in rechter Einigkeit des Geiſtes geführt und wir konnten merken, wie ſich die Synode nach innen und außen nach langen Jahren des Kampfes in Frieden erbaut. Durch Ausſcheidung der im Gnadenwahlſtreit abgefallenen Elemente hat ſie offenbar nur gewonnen. E. Dreyer.

Die Grundſteinlegung zum neuen Lutherſeminar der norwegiſch-lutheriſchen Schwederiſchen Synode fand am 23. Juni ſtatt. Präses S. Halvorsen von Weſtby, Wis., hielt die Hauptfeſtred. Präses E. Gauſewitz hielt eine Rede in engliſcher Sprache. Beide Reden werden in der „Kirketidende“ zum Abdruck kommen. Außerdem redeten Prof. Larsen von Decorah, Prof. Mikkelſen von Sioug Falls, S. D., und Director Büniger von unſerm Concordia-College in St. Paul. Prof. Nviſaker verlas die Geſchichte des Seminars in norwegiſcher, Prof. Brandt in engliſcher Sprache. Paſtor Juul ſprach das Schlußgebet. — Das Seminar wird im September eingeweiht werden. E. Dreyer.

Die Vereinigte Norwegiſch-lutheriſche Kirche, die aber heute noch ebenſo wenig wahrhaft vereinigt iſt wie je, war vom 21. bis 29. Juni in St. Paul verſammelt. Sie umfaßt 724 Gemeinden mit 179,000 Seelen. In 135 Gemeinden

findet sich weder eine Wochenschule noch eine Sonntagschule. Pastor Hoyme wurde wieder Präses. Nach langen Verhandlungen beschloß die Synode, ihr Gymnasium in Northfield bleiben zu lassen und auch zwischen St. Paul und Minneapolis ein Seminar zu bauen, wozu ein Baufonds von \$100,000 gesammelt werden soll. — In dieser „Bereinigten“ Kirche stehen nach wie vor die heterogensten Elemente neben einander. Man sagt nichts und es bleibt — Kirchhofsriede. Dort ist ja auch Prof. F. A. Schmidt an ihrem theologischen Seminar thätig. Man hört aber wenig von ihm. Er und andere in seiner Vereinigten Kirche werden wohl fühlen, daß er eigentlich seiner Vergangenheit nach gar nicht hinein paßt. Wie wir hören, weiß man dort sehr genau, daß er in 1880 erst in der Missouri-Synode, dann später in der Synodalconferenz im Allgemeinen, dann in der norwegischen Synode und ihren Gemeinden Verwirrung angerichtet, und seine eigenen Synodalbücher rühmen ihm nun keineswegs nach, daß er zur Einigkeit in der „Bereinigten“ Kirche und ihren Gemeinden besonders viel beigetragen habe. Er schreibt hier und da von Vereinigung der norwegischen lutherischen Synode. Möge er Gnade finden, für eine Vereinigung auf Grund der Wahrheit mit Verwerfung seines eigenen synergistischen Irrthums einzutreten. In seinem Unterricht im Seminar (er hat auch Symbolik) benutzte er Günthers Symbolik, 2. Ausg., übersetzt von Pastor Ottesen, und es wäre ein Segen, wenn er allem Synergismus wieder so entgegen treten lernte, wie es in Günthers Symbolik geschieht.

E. Dreger.

**Wo bleibt die christliche Freiheit?** Die Dunkards hatten neulich ihre Jahresversammlung in Roanoke, Va. Ungefähr 6000 waren zugegen. Wie Prof. Brandt in der „Kirketidende“ berichtet, waren unter den großen Lebensfragen, welchen diese Dunkards dies Jahr ihre Aufmerksamkeit widmeten, folgende Fragen: „Welche Kleider sollen wir tragen? Wie sollen wir Haar und Bart beschneiden? Darf Instrumentalmusik in unsern Schulen gebuldet werden? Darf ein Dunkard eine Uniform tragen? Kann ein Mann, der Tabak zieht oder auf seinem Eigenthum Tabak ziehen läßt, in die Dunkard-Versammlung aufgenommen werden? Unter den gefaßten Beschlüssen war auch der, daß ein Dunkard, der Agent für eine Landcompagnie wäre, nicht in die Versammlung aufzunehmen sei.“ — Da sieht man, wo es hinführt, wenn man nicht ängstlich über der christlichen Freiheit wacht und sich nach dem Wort hält! So bestehet nun in der Freiheit, damit Christus euch befreiet hat. Gal. 5, 1.

E. Dreger.

**Ansatz zu einem Bekenntniß bei den Disciples.** Die Secte der Disciples hat sich bisher immer damit gebrüstet, daß sie kein Bekenntniß habe, kein Bekenntniß brauche, die Bibel genüge vollständig. Unter ihnen konnte daher ja auch eigentlich, da es bei ihnen kein Bekenntniß gibt und auch keine Abweichung vom Bekenntniß möglich ist, von keiner Kezerei die Rede sein. Nun haben sie aber doch einen Prof. Morgan von der Drake University wegen Kezerei abgesetzt, da er gelehrt, gewisse Theile von der Bibel seien nicht wahr. Sie werden also wohl, um solchen Vorkommnissen vorzubeugen, einen Bekenntnißparagraphen über die Inspiration annehmen. Damit haben sie dann den Anfang zu einem Bekenntniß gemacht und werden einsehen, daß menschliche Bekenntnisse wegen der der Wahrheit sich überall entgegenstellenden Irrthümer unumgänglich nothwendig geworden sind.

E. Dreger.

**Die Universalisten Americas** bestehen zur Zeit aus 40 Staatsconventionen mit 770 Predigern, 849 Gemeinden und 51,000 Gliedern. Eine jährlich sich versammelnde Staatsconvention umfaßt alle Prediger und Laiendelegaten eines Staates und muß wenigstens vier Parochien zählen. Alle zwei Jahre versammelt sich eine Generalconvention, wozu jede Staatsconvention einen Prediger und zwei

Laien sendet. Hat sie 50 Pfarochien, so darf sie die doppelte Zahl senden. Die Gemeinschaft verfügt über 18 Anstalten mit 154 Professoren und 1564 „Studenten und Studentinnen“. Sie gibt fünf Zeitschriften heraus und ihre Verlagsanstalt hat 150 Verlagsartitel. Das Werthvollste an ihr ist das Kirchengeneigenthum, welches auf \$3,981,087 geschätzt wird; denn die noch theurer erkaufte Seelen werden in dieser Räuberhöhle nur hingemordet. Seit 1890 besitzen die Universalisten auch eine Mission in Japan. Wozu eine Gemeinschaft dafür noch Geld opfert, die doch weder den wahren Gott noch den einigen Heiland will? Der moderne Kirchenbegriff bringt das so mit sich. G. G.

**Ein Mittelort.** In einer Abhandlung der Zowaer „Kirchl. Ztsch.“ über den 9. Artikel der Concordienformel wird die Behauptung aufgestellt, 1 Petr. 3, 19. rede von keiner Predigt Christi in der Hölle, wie sie Col. 2, 15. geschildert wird, sondern von einer Predigt des Evangeliums an einem Mittelorte; denn die Predigt könne wie 1 Petr. 4, 6. nur von einer Gnadenpredigt verstanden werden. „φυλακή kann nicht das Höllengefängniß sein; denn darin ist nun κήρυξ εὐαγγελίου nicht möglich, weil vergeblich. . . Die φυλακή ist ein Ort, der sich nicht näher bestimmen läßt, in welchem die Seelen der Verstorbenen aufbewahrt werden, eine custodia, tutatio oder conservatio (in gutem Sinne). Die Geister aber, welche in der φυλακή sind, sind nicht die der Verdammten gewesen, sondern der Gläubigen, welche in jenem himmlischen unbestimmbaren Orte die Auferstehung des Fleisches erwarten. Wenn es von ihnen heißt (B. 20.), sie seien ἀπειθαί gewesen, so ist damit noch nicht gesagt, sie seien zu den ἀπιστοι zu rechnen (impersuabilis ist ein anderer Begriff als incredulus); sondern nur, daß sie nach der Schwachheit des Fleisches nicht den besonderen Drohungen Gottes glauben. Vgl. auch 4, 6., wo es — von den Geistern im Gefängniß oder den Joh. 5, 25. beschriebenen ehemals geistlich Todten? — heißt: sie seien gerechtfertigt nach dem Fleische, damit sie im Geiste nach Gott lebten. Diesen Seelen hat also Christus nach seiner Auferstehung das Evangelium gepredigt, das heißt, er hat sich als der lebendige Erldßer des ganzen Menschengeschlechts geoffenbart.“ — Wo steht Cap. 4, 6. von einer Predigt des Auferstandenen? — „Es ergibt sich also als Sinn der Petrinischen Stellen: Christus ist gestorben ex infirmitate, lebendig gemacht aber durch göttliche virtus; in dieser auch hat er sich geoffenbart und als lebendig gezeigt jenen Geistern oder Seelen, welche in göttlichem Gewahrsam sich befinden und welche einst zu Noahs Zeit den Drohungen betreffs der Sündfluth nicht glaubten und also dem Fleische nach damals untergingen, aber so, daß sie im Geiste Gott lebten, nachdem sie Buße gethan.“ (S. 7 f.) Während Petrus sagt, Gott habe umsonst auf die Buße jener gefangenen Geister gewartet, so lange ihre Gnadenzeit währte, weiß der Zowaer von ihrer Buße zu sagen und nennt sie geradezu Gläubige, die der Auferstandene drüben für die Seinen erkannt habe. Sie sollen gar keine Ungläubige, sondern nur Schwachgläubige gewesen sein. Ihr Gefängniß soll kein wirkliches Höllengefängniß sein, damit er Jesu nicht geradezu mit dem spätern Universalisten Windecker eine Missionspredigt in den untersten Dertern der Erde zuschreiben und sagen muß: „Er hat gepredigt den Geistern im Gefängniß und einige von denen belehrt.“ (S. 17.) G. G.

**Die nicht evangelische Synode von Nordamerica.** Ein Pastor dieser Synode berichtet in der Mainummer von Dr. Warnecks „Allg. Miss. Ztsch.“ über ihre Missionsthätigkeit, weil er „in der angenehmen Lage ist, den Lesern wirklich etwas Neues bieten zu können“. Weil ihn dabei aber „das peinliche Gefühl beschleicht“, die unirte Synode Americas sei in Deutschland nicht nach Verdienst bekannt, sintermal Kurz' Kirchengeschichte „diese große Synode mit ihrer hohen und wichtigen

Aufgabe mit keiner Silbe erwähnt“, so will das Fückslein erst mit der bekannten unirten Bescheidenheit zeigen, daß sie wirklich Respect verdient, ehe es auf ihre Weidenmission zu sprechen kommt. Der Herausgeber fühlt, daß der größte Theil des Artikels dem Zwecke der Zeitschrift nicht entspreche, will ihn aber hingehen lassen, weil man über die unirte Synode Americas allerdings wenig wisse und weil er „es verständlich macht, warum die eigentliche Weidenmissionsthätigkeit unserer nordamerikanischen Landsleute und Glaubensgenossen nicht eine intensivere ist“. — Wir entnehmen dem Artikel folgende geschichtliche und statistische Notizen. Am 6. October 1840 traten zu Gravois Settlement, Mo., auf dem schlüpfrigen Unionsstandpunkte sechs Pastoren zu dem „Deutschen evangelischen Kirchenverein des Westens“ zusammen, der sich bis zum Jahre 1850 auf zehn Prediger vermehrt hatte und nun an Gründung eines Predigerseminars dachte. Zu seinen Feinden zählt er auf der einen Seite die Freigeister, das heißt, wenn sie es so grob treiben, daß sie nicht einmal eine unirte Kirche haben wollen, und auf der andern Seite alle Confectionellen. Wie es mit dem Bekenntnisse dieser Gemeinschaft steht, ist ihr bis auf den heutigen Tag selbst noch nicht klar; denn nach ihrem Bekenntnißparagraphe „sollen beim Aufkommen von Dissensionsfragen nicht die reformatorischen Bekenntnißschriften als Schiedsrichter angerufen werden, sondern man soll auf die betreffenden Schriftstellen zurückgehen, wobei dann das subjective Moment der Gewissensfreiheit den Ausschlag gibt. Welcher Art dieser Ausschlag sein soll, ist nicht gesagt“. (S. 196.) Im Jahre 1849 schuf sie sich in dem „Friedensboten“ ein eigenes Organ, das jetzt wöchentlich in 25,600 Exemplaren verbreitet wird. Weil ihr das Vereinskleid zu enge wurde, vertauschte sie es mit dem Synodalkleide und nannte sich im Jahre 1866 „Die deutsche evangelische Synode des Westens“, welcher Name im Jahre 1877 in den neuen „Die deutsche evangelische Synode von Nordamerica“ umgewandelt wurde. Ihr in Marthasville, Mo., entstandenes Predigerseminar verlegte sie Ende 1888 in die Nähe von St. Louis, Mo. Die Synode zählte Ende 1897 bereits 872 Pastoren und 739 Gemeinden, mit Filialen 1180 Gemeinden, welche sich auf 17 jährlich zusammentretende Districtsynoden vertheilen. Alle drei Jahre versammelt sich eine Generalconferenz, wozu der neunte Pastor und die neunte Gemeinde delegirt werden und welcher außerdem noch die 17 Districtspräsidenten und die zwei Inspectoren der Lehranstalten ex officio angehören. Den Lehrern ist erst jetzt die Gliedschaft zugestanden worden. Von ihren Pastoren stehen immer vier unter sechs in Großstädten, z. B. in Chicago 24, in St. Louis 21, in Buffalo 12. Doch wollen sie auch auf dem Lande sich gerne hören lassen, so weit die deutsche Zunge klingt. Man beansprucht 59,668 Gemeindeglieder nebst 23,541 nicht angeschlossenen Familien, 199,234 Communicanten, 18,682 Wochenschüler mit 144 Lehrern und 430 Schule haltenden Pastoren, 95,694 Sonntagsschüler mit 9654 Lehrern, etwa 70 Studenten und 130 Profeminaristen. Getauft wurden 22,371, confirmirt 10,940, beerdigt 10,412, getraut 6555 Paare. In der Synode finden sich 86 Männer-Unterstützungsvereine mit 4454 Gliedern, 583 Frauenvereine mit 29,978 Gliedern, 18 Jünglingsvereine mit 609 Gliedern, 82 Jungfrauenvereine mit 2548 Gliedern, 312 Jugendvereine mit 13,525 Gliedern (wohl beiderlei Geschlechts!), 70 Missionsvereine mit 3708 Gliedern. — Ihre Zeitschriften außer dem „Friedensboten“ sind: eine Kinderzeitung in 32,800 Exemplaren, Missionsfreund in 13,000, „Unsere Kleinen“ in 16,900, Jugendfreund in 4400, Lectionsblätter für Sonntagsschulen in 12,800, theologische Zeitschrift in 460 Exemplaren. — Sie besitzt (in America und Indien) Eigenthum im Werthe von \$555,000, worauf noch \$91,000 Schulden haften. — Für ihre Lehranstalten collectirte sie im Jahre 1897 \$2600 nebst \$6900 für das Seminar und \$11,100 für Profeminar, für Syno-

dalkassen \$5700, Schuldentilgung \$1800, innere Mission \$14,500, Heidenmission \$14,000, andere Missionen \$1400, Invaliden \$5500, worunter \$1800 aus der Verlagskasse, Wittwen- und Waisenkasse \$4000, Waisenhäuser \$14,700, Diakonienhäuser \$4100, Krankenhäuser \$2000, Bibelgeschäft \$460, andere Zwecke \$20,700. — Ihre Heidenmission überkam sie im Jahre 1884 von der im Jahre 1865 gegründeten und nun nicht mehr lebensfähigen New Yorker Missionsgesellschaft, deren Glieder den verschiedensten Confessionen angehörten. Das Missionsgebiet liegt in den Centralprovinzen Ostindiens, wo der frühere Gofnersche Missionar Lohr im Jahre 1868 die erste Colonie anlegte. Sie hat es hauptsächlich mit den Tshanars von der heidnischen Secte der Satnamis zu thun. Auf ihren vier Stationen hat sie 7 Missionare, 12 Katechisten, 33 Lehrer, 5 Lehrerinnen, 1498 Getaufte, 807 Communicanten, 612 Schüler in Gemeindefschulen, 1351 Sonntagschüler, 235 Waisen, 494 Schüler in 11 Heidenschulen. G. G.

## II. Ausland.

**Umkehr zur alten Lehre.** Dr. Kölling wünscht, daß Pastoren „am Trinitatisfeste nicht als windgeknidte Lohnarbeiter auf die Kanzel treten, sondern daß sie mit feurigen Zungen der durch das Blut des Sohnes Gottes theuer erkaufte Gemeinde verkündigen können, daß in einem heiligen göttlichen Wesen drei heilige göttliche Personen vorhanden sind, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist; und daß diese drei heiligen göttlichen Personen sind gleich ewig, gleich mächtig, gleich heilig, gleich herrlich und in gleicher Weise anzubeten“. Mit Recht hebt er hervor, „daß der wiedergeborene Christ ein feines Sensorium für den hohen Artikel von der Trinität hat“, weil die drei Personen bei seiner Wiedergeburt zusammen gewirkt haben. Weil er überzeugt ist, daß ein Schüler der modernen Theologie den dreieinigen Gott nicht mehr kennt, darum sprach er sich auf einer Berliner Conferenz vom Jahre 1898 dahin aus, die Dogmatik müsse zu J. Gerhard zurückkehren, und wurde dafür als blinder Nachbeter der Alten verhöhnt. Indem er nun das einmüthige Zeugniß der Theologen vor G. Calixt vertritt, daß die Dreieinigkeit auch im Alten Testamente offenbart sei, fügt er hinzu: „Mögen die Modernen über diese Auslegung der großen Zeugen lächeln; Luther und Gerhard haben doch recht und werden schließlich Recht behalten, wenn die Wolke der modernen Theologie wird vorübergegangen sein. Dann wird es heißen: Wer zuletzt lacht, lacht am besten; dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.“ Er legt die Trinitätslehre sammt ihren Schriftbeweisen in mehreren Artikeln der „Ev. Kztg.“ vor und erwähnt, daß er sie im Confirmandenunterricht stets mit 2 Mos. 3, 6. und Jes. 6, 5—7. einleite. „Wenn der erwählte Mittler, bevor er hineinsieht darf in die Herrlichkeit seines Herrn, die Schuhe ausziehen muß; wenn der Sohn des Amos, nachdem er das Lied der Seraphim vernommen, sich bewußt ward, daß seine Lippen, wie sie sind, nicht fähig sind, von den Wesenstiefen des Herrn zu zeugen, und daß sie vorher entzündigt werden müssen, so dürfen auch wir zu den uns anvertrauten Kindern von diesen hehren Mysterien nicht zeugen, ehe wir die Schuhe ausgezogen, ehe wir den Herrn angefleht, daß er uns entzündige. Aber nicht nur der Pastor im Confirmandenunterricht und auf der Kanzel, sondern auch der Theologe an seinem Arbeitspult wage niemals anders als mit ehrfürchtigem Sinn und nach heißem Gebet über den allerheiligsten Lehrgrund unsers allerheiligsten Glaubens zu schreiben. Gerade die lutherische Theologie, deren wunderbare Kraft und Wirkungsfähigkeit in der heiligen Synthese von Dekumenicität und Confessionalität liegt, würde zu neuer Kraft aufleben und noch einmal befähigt sein, in dem wirren Durcheinander,

welches die moderne Theologie angerichtet hat, die Führerschaft zu übernehmen in dem großen Sanierungsproceſſe der Theologie, deſſen wir bedürfen wie deſ lieben täglichen Brodes, wenn ſie zurückkehrte zu ihren Urſprüngen. . . . Dann würde nach rückwärts auch das Formalprincip zu alter lutheriſcher Fülle wieder aufleben — die Bibel würde wieder als das Waſſer deſ Lebens aus dem dreiquelligen Strome dreifaltiger Gottesmajestät entſprungen angeſehen werden. Dann würde auch nach vorwärts das Materialprincip wieder zu alter Fülle aufleben, die Soteriologie, alſo die Lehre vom Heil, würde ihre Weihe erhalten, weil ſie wieder bekannt wird, beſthaut vom Morgenthau feſten Glaubens an die Trinität.“ — „Gottes Wort der Lehrquell, die Trinität der Lehrgrund, das sola ſide der Hülfſquell, das ſind die drei treibenden Grundgedanken der Locſ Gerharde. Das müſſen wieder die drei treibenden Grundgedanken der dogmatiſchen Arbeit unſerer Tage werden. Ehe ſie das werden, kann die Dogmatik nicht wieder die königliche Stellung unter den Diſciplinſ erlangen, die ihr von Gottes und Rechts wegen gebührt.“ — „Wie iſt es gekommen, daß in weiten theologiſchen Kreiſen das lebendige ſeeliſche Intereſſe für die grundlegende Bedeutung der Trinitätslehre geſchwunden iſt? Die erſte Schuld trägt der Pietismus. . . . Da er auf dem Gebiete der Soteriologie an die Stelle der Palingeneſie, dieſes Wunderwerks deſ dreieinigen Gottes, die *conversio* und noch dazu die *conversio sensu activo* zum dominirenden Begriffe machte, ſo hat der Pietismus, wenn auch von ihm unbeabſichtigt, doch das Intereſſe für die hohen Artikel göttlicher Majestät abgeſchwächt. . . . Der Rationalismus hat in ſeiner milderen Form die Trinitätslehre bis zur Unkenntlichkeit ablaſſen laſſen, in ſeiner rohen Form als rationalismus vulgaris hat er ſie poſitiv bekämpft; in ſeiner roheſten Köhriſche hat er ſie direct verhöhnt. . . . Das Schlimmſte war, daß Fr. Schleiermacher, der Mann, dem es unvergeſſen bleiben ſoll, daß er der Chriſtusloſ gewordenen Theologie Chriſtum wieder ins Mittel geſtellt, wenn auch freilich zunächſt nicht den Chriſtus, wie ihn Gott der Heilige Geiſt im geſchriebenen Worte Gottes gezeichnet hat, ſondern zunächſt nur einen Chriſtus, wie ſich ihn Schleiermacher conſtruirte, die Trinitätslehre aus dem Centrum in die äußerſte Peripherie verbannte, indem er ſie ganz zulezt als Anhang zum zweiten Bande ſeiner Glaubenslehre brachte, zur Athanaſianiſchen Hypotheſe herabwürdigte und mit der Sabellianiſchen gleichſtellte. Die neuere Theologie iſt . . . den Spuren ihres Meiſters Schleiermacher ganz gefolgt.“ — Dieſes Zeugniß aus der preußiſchen Union iſt aller Anerkennung werth. Möchte der liebe Mann nur auch erkennen, daß ſich damit die Bruderschaft mit falſchen Propheten ſchlecht verträgt! Prof. Voofs, den er in ſeiner Ausführung einer „bodenloſen Verleumdung Luthers“ beſchuldigte, hat ihn ſchon an „gerichtlich en Schutz“ erinnert, den man wider ihn ſuchen könnte. Der liberale Wolf mit ſeinem Poliſtiſten am Arm ſteht aber dem ſtaatskirchlichen Bekenner doch näher als der freikirchliche Athanaſius. G. S.

**Das Kirchenregiment im Katechiſmusunterricht.** Die katechetiſche Zeiſchrift von Spanuth fordert eine Eingliederung deſ Unterrichts über die kirchliche Verfaſſung in den ganzen Katechiſmus- und Conſirmandenunterricht, wie ſie die Jeſuiten ſtets für nöthig gehalten haben, um dem Papſte einen Stuhl in den Gewiſſen aufzurichten. Sie ſchreibt (nach dem „Breslauer Kirchenbl.“): „Es iſt einſeitig und unzuläſſig, bei der Lehre von der kirchlichen Erziehung independentiſch nur das Heil der einzelnen Seele in ihrem Verhältniß zu Gott im Auge zu haben; es iſt vielmehr erforderlich, auch das Recht der kirchlichen Gemeinſchaft an ihren einzelnen Gliedern zu entſprechender Geltung zu bringen“, und zwar nicht etwa in einem Anhang, wobei es noch als etwas Nebenſächliches oder gar Ueberflüſſiges erſcheinen könnte, ſondern an drei Stellen deſ Katechiſmus, bei dem vierten Ge-

bote, bei der Lehre von der Kirche und bei der vierten Bitte des Vaterunser. Hier hat der Unterricht „1. das richtige Verständniß für die äußern Ordnungen der sichtbaren Kirche zu vermitteln und 2. das entsprechende Verhalten diesen Ordnungen gegenüber zu bewirken“. „Das vierte Gebot umfaßt nach dem Wortlaute der Erklärung Eltern und Herren, auch die Lehrer und Seelsorger, nicht bloß die weltlichen Herren, sondern alle Vorgesetzten. Es ist also hier der gegebene Ort, derer zu gedenken, welche in der Kirche das Regiment führen oder in der Einzelmehrheit als Kirchenvorsteher an der Spitze stehen. Es ergibt sich aus dem göttlichen Gebote die Pflicht der vertrauensvollen Ehrerbietung in der Gesinnung und des freudigen Gehorsams im äußern Benehmen und im Handeln. . . . Es kommt hier überhaupt die Pflicht des kirchlich-sittlichen Lebens den kirchlichen Oberen als den Trägern des Amtes gegenüber zur Geltung.“ Bei dem Artikel von der Kirche soll man nicht bloß einer Gemeinde der Heiligen, sondern auch der sichtbaren Kirche gedenken, „sofern sie in ihren Einrichtungen, Ordnungen und Aemtern in die Erscheinung tritt“. „Die vierte Bitte des Vaterunser umfaßt nach den Worten der Erklärung: ‚fromme und getreue Oberherren, gut Regiment‘, nicht bloß die weltliche Obrigkeit, sondern auch die kirchlichen Oberen. Wir haben also für die letztern treue Fürbitte zu thun, nachdem wir an der Hand des vierten Gebots die rechte Gesinnung gegen sie uns zu eigen gemacht und beim dritten Artikel ihre Stellung und Aufgabe erkannt haben.“ — Weil sich der Breslauer Oberkirchenrath auch gerne zu dem täglichen Brode rechnen läßt, ohne welches man nicht wohl leben kann, so schreibt das „Kirchenblatt“ dazu: „Wir können dem Gesagten nur zustimmen und sprechen unsere Freude darüber aus, daß hier so klar und entschieden Wahrheiten bekannt werden, welche unsere Kirche seit langer Zeit schon vertreten hat.“ (S. 49.) G. G.

Ein festes prophetisches Wort ist den Modernen unbekannt. In der mit dem Leipziger Missionsfeste verbundenen Pastoralconferenz trug der Leipziger Professor Kittel unter reichstem Beifall vor: „Man hat längst erkannt, daß man die Schrift nur versteht, wenn man analog der untrennbaren Doppelnatur Christi, des Gottessohnes und wahrhaftigen Menschensohnes, auch in Gottes Wort Göttliches und Menschliches vereinigt sieht. . . . Den Gipfel dieser prophetischen Verkündigungen nennen wir ‚messianische Weissagungen‘. Sind diese Thatsachen? . . . Männer wie Jesaja und Jeremia darf man nicht ohne Weiteres Lügner und Fälscher nennen. Und berechnen lassen sich solche Dinge nicht; denn da trifft es das eine Mal ein, das andere Mal bleibt es aus. . . . Muß die Weissagung sich immer auch äußerlich erfüllen? Nein. Die Weissagung ist immer bedingt gestellt; sie stellt keinen mechanischen Spruch Gottes dar, sondern ist immer vom menschlichen Verhalten abhängig. Man denke an Jonas Weissagung über Ninive oder an Jeremia; ja, es gibt gewisse Züge der Weissagung, die überhaupt nicht erfüllt sind, wie die chriastischen. Erst wenn wir erwägen, daß, wie die Schrift selbst, so auch die Prophetie ihre menschliche Seite hat, verstehen wir gewisse Züge in der prophetischen Erwartung, die uns sonst quälend werden können.“ („A. G. L. R.“, S. 547.) — Der lutherische Prof. E. Menegoz behauptete in der Pariser Conferenz, das von Jesu und den Synoptikern verkündigte Reich sei nicht gekommen, darum habe Johannes „als Verkäufer der heutigen Theologie alles Irdische und Zeitliche abgestreift“. Der Glaube habe aber noch Hoffnung. Was Wunder, daß Schnedermann vor „Bibelgößen-dienst“ warnt! G. G.

„Feuerbestattung.“ Die Versammlung des württembergischen Pfarrvereins vom 3. Mai sprach „die Hoffnung aus, es werde unserer Kirche bald gelingen, eine öffentliche gottesdienstliche Feier an der passendsten Stelle der Bestattung zu



ermöglichen, und beauftragte den Vorstand, eine dahin gehende Bitte der Oberkirchenbehörde gegenüber vorzulegen“. Der Referent hatte sie „vor Ueberführung der Leiche ins Crematorium“ gewünscht und behauptet: „Unkirchlichkeit oder Unchristlichkeit als Motiv der Feuerbestattung im Allgemeinen vorauszusetzen, ist je länger je mehr unberechtig.“ Zugleich mit dem Pfarrverein richtete am 21. April „Der Verein für facultative Feuerbestattung“ eine Eingabe an das Consistorium und bat um Aenderung des Erlasses vom 17. April 1894, der den Geistlichen die Ausübung der kirchlichen Functionen verbietet; denn es habe „weit über Württemberg's Grenzen hinaus peinliches Aufsehen erregt“, daß die Asche des Oberbürgermeisters von Rümelin, dessen Leiche auf seinen Wunsch zu Heidelberg unter kirchlicher Einsegnung verbrannt worden war, trotz angelegentlichster Bitten seiner Hinterbliebenen in seiner Vaterstadt „ohne geistliche Mitwirkung“ beigelegt werden mußte. Hauptpastor Lehrmann in Hamburg, ein Mann von „der kirchlichen Rechten“, habe in ähnlichem Falle seine Theilnahme nicht ver sagt. „Welch bellagenswerthe Verschiedenheit der Praxis unter den evangelischen Landeskirchen läßt dies erkennen!“ Wohl an, bei den Ausgrabungen in den alten Ländern wird sich ja noch eine passende Agende aus der vorchristlichen Zeit finden, in welcher die Kirchenregimente nur die Gottesnamen zu ändern brauchen, um sie ihren „Geistlichen“ zum Gebrauche bei Leichenverbrennungen empfehlen zu können! S. S.

„**Auswendig ein Jude.**“ Röm. 2, 28. Die beiden Kirchspiele Emmaus und Heiligkreuz in Berlin zählen zusammen 222.000 Seelen. Wie sollen diese alle kirchlich versorgt werden? In Staatskirchen empfindet man diese Noth weniger, weil die meisten Glieder nur zu der Kirche gezählt werden, ohne ein kirchliches Bedürfniß zu empfinden. Socialdemokraten werden ohne ihren Willen bei Protestanten wie bei Papisten mit zum Haufen gerechnet. „Es handelt sich darum, der christlichen Kirche die ihr anvertrauten Seelen zu bewahren. . . Der Geistliche darf es nie vergessen, daß auch der Socialdemokrat seiner Seelsorge zugewiesen ist und in der Gefahr, ihn aus der Kirche zu treiben, liegt die Schwierigkeit des Verfahrens des Geistlichen.“ („Ev. Kzt.“, S. 251.) Wie kann denn aber der rohe Spötter noch in der Kirche sein, der vielleicht seit Jahrzehnten keine Predigt gehört, kein Sacrament begehrt hat? Nun — er hat ja seinen Austritt nicht amtlich erklärt! Der Pastor muß sich wohl versehen, daß er ihn dazu reize und so die Volkskirche bei der Volkszählung um eine Seele bringe. Der Däne Kierkegaard schließt: „Nach Christo ist der Weg schmal, die Pforte eng; wenige sind, die ihn finden. Jetzt sind wir alle Christen, der Weg breit und comfortabel, die Pforte denkbar weit, ergo ist das Neue Testament nicht mehr Wahrheit.“ („Theol. Lit. Ver.“, S. 177.) So grob wollen es viele nicht heraus sagen, daß sie im großen Haufen das Gehör für die Stimme des guten Hirten selbst verloren haben; es soll den Spöttern vielmehr heilsam sein, wenn sie noch an der Kirche äußerlich mit dranhängen. Welchen belebenden Einfluß hat dann aber die Staatskirche auf das stinkende Aas, von dem ihre Größe herrührt? Ein Referent bekannte auf dem im April tagenden kirchlich-socialen Congreß: „Zweifelloß sei es bisher nicht gelungen, das noch ungedrohen gebliebene oder wieder mächtig gewordene Heidenthum in der christlichen Welt zu überwinden und so zu einer wahren Volkskirche zu gelangen. Der Einfluß der evangelischen Kirche auf das öffentliche Leben, auf Kunst, Staat und Volk sei gering. . . Pfarrer Werner aus Frankfurt fügte hinzu, daß nicht der Sturm von außen Gefahr für das Kirchenschiff bilde, sondern gleichsam die Leichen, die es an Bord habe.“ Der Congreß bedauerte nun, daß der Staat gegen die Volksünden, Trunksucht und Unzucht, nicht energischer vorgehe. („Ev. Kzt.“, S. 285 f.) Man hat auch im preußischen Herrenhause den An-

trag gestellt, den jungen Leuten unter 18 Jahren den Besuch der Gasthäuser zu verbieten und ihnen Beschäftigung und Vergnügung in guten Vereinen zu bieten. Was thut aber die Kirche? Dem Consistorialrath Deutsch war für die kirchliche Conferenz der Kurmark in Potsdam (1. und 2. Mai) das „schwierige Thema“ gestellt: wodurch sie zu durchgreifendem Einfluß im deutschen Volke gelange. „Er beschränkte sich darauf, diesen Einfluß von der lebendigen Verbindung der Particularkirchen zu erwarten.“ Freie Conferenzen und schließlich synodale Vereinigung aller Staatskirchen — das wird's thun. (S. 333 f.) Eine Banterottserklärung! G. G.

„**Protestantisches Mönchtum.**“ Das ist der Titel einer im letzten Jahre in Stuttgart erschienenen anonymen Schrift, deren Inhalt nach der „Ev. Rzt.“ darauf hinausläuft: „Die Mönche sind die besten Helfer der katholischen Kirche gewesen. Auch in der protestantischen Kirche muß es Männer und Frauen geben, die nicht allein, wie Luther begehrt, in ihrem Berufe treu sind, sondern darüber hinaus im Dienste der Armen und Elenden Außerordentliches thun nach der Regel des Paulinus von Nola: Werde arm mit den Armen und arbeite mit ihnen, und nach dem Vorbilde des Franz von Assisi alles Irdische darangeben. So hat es Göhre, v. Wächter, Wangemann, Graf Tolstoi gethan, aber ohne Erfolg, weil sie allein blieben. Junge Männer aus höheren Ständen sollen auf die materiellen Vorzüge verzichten, reiche Fabrikantensöhne unter Aufgabe des Besitzes unter die Arbeiter gehen. Je zwei und zwei sollen solche protestantischen Mönche ausgehen nach der Anweisung des Herrn, welcher sein Leben für einige arme ‚Tropfen‘ (!) dahingegeben hat. Die Dauer des Dienstes sei auf mehrere Jahre oder noch besser auf Lebenszeit.“ Da durch Diakonissenvereine u. dgl. bereits vorgearbeitet ist, so hofft der Anonymus, daß protestantische Mönche und Nonnen im nächsten Jahrhunderte „große sociale und kirchliche Bedeutung haben werden“. Der Schrift ist 1 Cor. 4, 11. als Motto mitgegeben und sie macht Aufsehen, weil sie nicht bloß eine in kirchlichen Vereinen viel besprochene Sache berührt, sondern auch den seit der Pietistenzeit immer mehr eingewurzeltten Gedanken so recht zum Ausdruck bringt: wer dem Herrn wirklich dienen wolle, müsse den täglichen Beruf verlassen. Der Recensent in Josephsons „Theol. Lit. Bericht“ will sie nicht empfehlen, lobt aber an ihr, daß sie Pauli Lebensregel hervorhebe: Ihr aber seid Christii. Der Referent der Gnabauer Conferenz besaß noch so viel lutherische Erkenntniß, um zu urtheilen: „Der falsche Grundgedanke ist die übertriebene Werthlegung auf das außerordentliche Thun unter Verkennung der segensvollen Wirksamkeit der christlichen Liebesarbeit und Geringschätzung der kirchlichen Gnabnsmittel. Damit ist zugleich die Gefahr verbunden, in unevangelisches, werktreiberisches Wesen zu gerathen und von der gesunden Lehre abzuweichen.“ („Ev. Rzt.“, S. 283.) Länger als die Kirche der Reformation hat es bekanntlich auch die apostolische Kirche nicht ohne Möncherei und Nonnerei ausgehalten. G. G.

**Diakonissenwesen.** Der Diakonissenpastor Schäfer in Altona läßt wieder einen „Diakonissen-Katechismus“ ausgehen, der besonders Pfarrerstöchter anziehen soll. Das Interesse dafür nimmt nach dem Berliner Diakonissenpastor Schulze eher ab als zu, seitdem eine Frauenbewegung gegen die klösterlichen „Mutterhäuser“ in Gang gekommen ist. Der Kaiserswerther Diakonissenpastor Zöllner zeigt in einem Vortrage: „Die moderne Frauenbewegung und die Diakonissen-Mutterhäuser“, welch „tiefer Graben“ zwischen den Unternehmungen selbständig arbeitender Diakonissen und denen der alten Mutterhäuser sei, um, wie Schulze nachzuweisen, „daß die weibliche Diakonie ihren vollen Segen auch fürder nur werde entfalten können, wenn die Mutterhaus-Organisation beibehalten wird, wogegen sich jetzt die Angriffe

von links und auch von rechts richten“. — Daß die Kirche ohne Diakonissen nicht gedeihen könne, sprach der unirte Superintendent Dr. *Holzheuer* in seiner Predigt aus, die er an Sexagesimä in Leipzig zum Jahresfeste des dortigen Diakonissenhauses hielt. „Eine große Stunde war's im Reiche Gottes, als in unserm Jahrhundert auch der Dienst in der Kirche des Evangeliums wieder erweckt wurde, der insonderheit als Diakonie bezeichnet wird. Daß unsere Kirche seitdem wieder Diakonissen und Diakonon im biblischen Sinne (?) hat, ist eine Gabe von Gott, durch welche nicht zum wenigsten erwiesen wird, daß sie die echte Erbin des apostolischen Zeitalters ist. . . . Heute sei hier rückhaltlos anerkannt, daß die Fortschritte in der Wiederbelebung der evangelischen Christenheit, zu denen es in der neueren Zeit durch Gottes Gnade gekommen ist, ganz wesentlich zusammenhängen auch mit dem innern und äußern Wachsthum der Diakonissensache.“ Sie wird wohl noch zu den Kennzeichen der heiligen Kirche gerechnet! Schmerzlich ist es den Herren nur, daß Paulus keine ehelosen Frauenpersonen „zwischen 18 und 40 Jahren“ zu Gemeinbediakonissen haben wollte und daß der Segen auch nicht von einer Mutterhaus-Organisation ausging, sondern darin lag, daß ein ehrwürdiges Mütterlein von mehr als sechzig Jahren, das in einem christlichen Ehestande reiche Erfahrungen gesammelt hatte, das Amt von der Gemeinde erhielt, in der Erweisung der Liebe an Armen und Kranken allen Frauen voranzugehen und auf Kosten der Gemeinde auch den verschämten Armen nach Kräften zu dienen. G. G.

**Prostituirte in Berlin** werden vom Polizeipräsidium circa 45,000, von anderer Seite circa 60,000 geschätzt. Dem Pastor *Onasch* wurden im Jahre 1898 von der Polizei 1347 gefallene und aufgegriffene Dirnen von Berlin überliefert, die das erste Mal zur Controlle erschienen, 23 jüdische, 24 nicht eingegnete, 179 katholische, 1120 evangelische; darunter 1204 unverheirathet, 38 verheirathet, 69 eheverlassen; 225 frühere Kellnerinnen, 348 krank, 176 ohne Wohnung. Die jüngsten unter Controlle stehenden Mädchen waren 16 Jahre alt. (A. E. L. K.)

**Die Kaisersfahrt nach Jerusalem** hatte von Anfang den Zweck, daß der deutsche Kaiser „als Herold der ganzen evangelischen Christenheit“ auftreten solle. In einer Rede des Generalsuperintendenten *Umbed* heißt es: „Bei der Feier waren sämtliche evangelische Kirchenregierungen der Welt vertreten mit Ausnahme der Schweiz, die Entschuldigung und Glückwunschtelegramm nach Jerusalem sandte, und Belgien, wohin eine Einladung ergangen, die aber auf unerklärliche Weise dem Kirchenregiment nicht zugegangen war, das sonst sicher einen Vertreter gesandt haben würde. Nur ein deutsches Kirchenregiment ließ die Einladung unbeachtet; es war Keuß ältere Linie. Nun deretwegen fuhr das Schiff doch.“ Es ist aber nicht wahr, daß Keuß die Einladung nicht beachtet hätte, sondern es sprach seine Bedenken gegen die Unionspläne aus und lehnte die Betheiligung aus confessionellen Gründen ab. Die in der *Darmoschee* auf „zerlaunenen lappigen Sandalen“ herumgeführten Theologen wußten es auch, weshalb sie des Kaisers Schwanz sein sollten. Zunächst mußten sie bei der kaiserlichen Prachtentfaltung mithelfen, wovon „das ganze Volk hingerissen und aufs höchste begeistert war“; doch verspricht sich Dr. *Holzheuer*, einer der Theilnehmer, davon keine „tiefsergehenden Wirkungen“ für eine Evangelisierung des Orients, weil er noch weiß, daß der König Zions anders einzieht. Als „echten Kern“ der Jerusalemfahrt, welcher nun als „keimkräftiges Samenkorn“ fortarbeiten soll, bezeichnet er „die bei dieser Gelegenheit stärker und stärker gewordene Ueberzeugung, daß es für die Evangelischen bei allen zwischen ihnen bestehenden Unterschieden doch gemeinsame Lebensinteressen gibt“. Der Kaiser, „seines Priesterrechts offensichtlich wahrnehmend“, sprach am Altare der Erlöserkirche u. a.: „Jeru-

Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsere FüÙe stehen, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlöserthat unsers HErrn und Heilandes. Sie bezeugt uns die gemeinsame Wahrheit, welche alle Christen aller Confessionen und Nationen im apostolischen Glauben eint. . . Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesammte Christenheit, . . daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche immer mehr durchbringe und heilige!“ Der Präsident des unirten Berliner Oberkirchenraths, Dr. Barthausen, hatte „als Vertreter der Deputirten der evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands“ die Kirchenschlüssel aus den Händen des Kaisers empfangen; in der von den Majestäten unterzeichneten Urkunde nannte der Kaiser sich aber „umgeben von den Vertretern der evangelischen Christenheit“. Barthausen pries die Erlöserkirche auch in seiner Rede „als ein sichtbares Zeugniß der Glaubens- und Liebesgemeinschaft, in der die evangelischen Christen der ganzen Welt mit einander und mit ihrem göttlichen Haupte verbunden sind. Und der Präsident des bayerischen protestantischen Oberconsistoriums (v. Schneider) war nach dem gottesdienstlichen Acte vor dem Kaiser in der Kapelle des Muristan der Sprecher der Abgeordneten aller betheiligten deutschen evangelischen Kirchenregierungen mit einer zuvor vereinbarten Erklärung, deren hier in Betracht kommende Sätze lauteten: „Dies Gotteshaus ist und soll zugleich sein ein sichtbarer Ausdruck des gemeinschaftlichen geistigen Bandes, welches die evangelischen Bekenntnisse der Heimath mit einander verknüpft und das seine einigende Kraft immer dadurch bewährt, daß ihnen allen Christi Person und Werk der Mittelpunkt ihres Glaubens, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung ist. Wir vertrauen, daß die Theilnahme, mit welcher forthin alle evangelischen Christen das von diesem Gotteshause ausgehende Wachstum evangelischer Lehre und evangelischen Lebens begleiten werden, ihrerseits dazu dienen wird, allenthalben die Einheit des evangelischen Bewußtseins zu stärken.“ Der Kaiser selbst aber hatte Tags vorher in Bethlehem demselben Gedanken Ausdruck gegeben, indem er den um ihn versammelten palästinensischen evangelischen Geistlichen die Nothwendigkeit für alle, die an Jesum Christum glauben, in lebensvoller Verkündigung und Bethätigung des Evangeliums friedlich zusammenzuwirken, ans Herz gelegt und betont hatte, daß namentlich allen Nichtchristen gegenüber Spaltungen unsehbar erfolglosigkeit zur Folge haben müßten.“ — Die „Ev. Kzt.“ nennt es „etwas von Gott Gegebenes“, daß hier „die deutschen evangelischen Kirchen, und zwar noch vervollständigt durch evangelische Kirchengemeinschaften des Auslandes, namentlich durch die so bedeutungsvollen lutherischen Kirchen Schwedens und Norwegens, in rechter Einmüthigkeit des Glaubens auf dem Plan waren. Einer solchen mit inbrünstigem Dank gegen den HErrn der Kirche zu begrüßenden kirchengeschichtlichen Constellation wird aber die Fähigkeit, sich weiter zu entwickeln, nicht abgesprochen werden können“. Wohl an vornehmen Unionschneidern und -Schustern hat es nie gefehlt; sie haben aber noch keine Einigkeit des Geistes und Glaubens fertig gebracht, trotz aller guten Meinung des Kaisers. Ob eine solche kirchenpolitische „Constellation“ in Jerusalem oder auf einem Kaffernkraal in Africa stattfindet, „etwas von Gott Gegebenes“ wird ein Kind Gottes darin nicht sehen. Die sogenannten heiligen Stätten, an welchen die Kreuzfahrer vor achthundert Jahren sich festgesetzt haben, thun ja nichts zur Sache, wie die „Ev. Kzt.“ selbst gestehen muß. „Der Gedanke scheint einem Paulus und wie ihm den andern Aposteln gar nicht gekommen zu sein, daß die Stätte für die Erinnerung an die Heilsthatsachen anderswo sein könne als in der Gemeinde, gleichviel, wo sie sich versammelte.“

G. S.

**Juden, Indaißen, Zionisten, Tempel.** Im Jahre 1889 hatte ein Jude unter dem Namen Saulus eine „Neue Epistel an die Ebräer“ ausgehen lassen, worin er

alle Juden aufforderte, sie sollten aufhören, eine Gesellschaft von Händlern zu sein, und ernstlich darnach trachten, eine selbständige Nation im eigenen Lande zu werden, die das Christenthum als welterlösende Nation anerkenne. Von demselben Verfasser erschien im letzten Jahre bei Hedenast Nachf. in Preßburg-Leipzig eine Schrift: „Der Protestantismus als Weltmacht. Ein Begleitwort zur Palästinafahrt des deutschen Kaisers.“ Darin wird dem Kaiser empfohlen, als Haupt des Protestantismus, der die Sache des ursprünglichen Christenthums vertritt, die Ausführung des zionistischen Planes zu übernehmen; die Juden würden ihn dann als ihren Messias begrüßen. Der erste Zionistencongreß hatte dem Sultan schon dasselbe Anerbieten gemacht. Nach dem „theologischen Literaturbericht“ von Josephson ist jetzt wieder in Frankfurt a. M. eine Schrift von R. Hillel: „Die Veröhnung des Judenthums mit dem Christenthum“, ausgegangen, welche den Protestanten vorhält, Jesu jüdische Zeitgenossen seien an seinem Tode unschuldig gewesen; nur die Römer mit ihrem kleinen jüdischen Anhang hätten ihn verschuldet. Die jetzigen Juden sollten Jesum auch „als von Gott berufenen Glaubenshelden“ anerkennen und alle Besonderheiten fahren lassen, wogegen die Christen natürlich auf Jesu Gottheit verzichteten und ihn einen großen Lehrer der Synagoge bleiben lassen müßten. — Unbeschnittene Juden sind mit dieser Union ganz zufrieden; denn „jede Religionsform ist ein Weg zu Gott, der derselbe Geist der Weisheit, Liebe und Verzeihung ist, wir mögen ihn Allah, Bramah, Jehova oder Unser Vater nennen“. (Burov: Herzensworte. Berlin 1899.) Der protestantenvereintliche Missionar R r a n z predigt ja in einem chinesischen Tractate das Christenthum auch als „die Vollendung des Confucianismus“; weshalb dann so spröde gegen die glaubensverwandten Juden? Die Unionskleute, welche mit dem Kaiser nach Palästina wallfahrteten, haben aber dorten von Juden und Judengenossen einen schlechten Eindruck bekommen. Sie besahen sich mit mitleidigen Herzen die an der Klagemauer in Jerusalem lamentirenden Juden, welche unter Seufzen und Wehklagen in ihren vergilbten Thorabläthern lasen, plötzlich aber über einen Deutschen herfielen, um ihn auszuplündern. Mit Entrüstung hörte man von dem fanatischen Edicte der Großjuden Europas, wodurch ihre Glaubensgenossen in Jerusalem aller Unterstützung beraubt sein sollen, wenn sie in Krankheiten das englische Hospital betreten, das die Inschrift hat: „Für Israels Bekehrung.“ („Ev. Kzt.“, S. 87 f.) Eben waren Nebe und Loth in Bethlehem von einem jüdischen Kutscher bestohlen worden. Die schwäbischen Chiliaften und Templar fanden sie zum Theil ganz rationalistisch verarmt und kirchensfeindlich, und dabei in ihrem Judaismus doch so feurig, daß einer bei der Grundsteinlegung der evangelischen Kirche in Jassa vor sie alle hintrat und rief: „Die Weissagung wird doch erfüllt werden.“ Von diesen Juden unter Christennamen hatten die Herren vom Kirchenregiment doch wenigstens noch so viel erwartet, daß sie bei ihren Colonisationsbestrebungen im heiligen Lande nicht zu Materialisten und „den christlichen Grunddogmen gegenüber“ nicht zu Christusfeindlichen Juden werden könnten. Sie wollen auch noch christliche Elemente darunter gefunden haben, welche einen „Rückbildungsproceß“ unter ihnen nähren. Ganz wohl ist's ihnen aber unter diesen in Union mit den Juden stehenden Schwärmern nicht geworden, obgleich sie am Bahnhofe zu Jassa von den Schulkindern derselben mit dem Gesange begrüßt wurden: „Deutschland, Deutschland über alles“ und immer wieder dieses Lied zu hören bekamen. Die „Ev. Kzt.“ meint: „Das bloße Deutchthum thut's eben nicht, weder in Deutschland noch in Palästina, sondern das vom Evangelium Gottes erleuchtete und beseelte deutsche Wesen ist erst die rechte deutsche Art. Darüber wird man sich aber, auch im Hinblick auf die Geschichte dieser Tempelgemeinde, ebenfalls nicht täuschen dürfen, daß irgenbwie geartetes judaisirendes

Christenthum dort, wo der Tempel zerstört, und in dem Sühnetode Christi der Zaun, der die Heiden außerhalb des Reichs hielt, zum Abbruch gekommen ist, nicht anders als zu tiefer Schädigung der Sache Christi wieder seinen Einzug halten könnte. Für judaisirendes Christenthum gibt es, wie in der ganzen Welt, so auch in Jerusalem und dem gelobten Lande keine Berechtigung mehr.“ (S. 21 f.)

G. G.

**Die wilde Jagd des Abfalls und das Pseudo-Evangelium des modernen Zeitgeistes in Göthes Fausttragödie.** Das ist das Thema eines durch vier Nummern von „Beweis des Glaubens“ sich hinziehenden Artikels. Dem Verfasser geht es wie dem Fr. Liedner, welcher in seiner Schrift: „Das Paradies“ (Heidelberg, 1899), behauptet: „Selbst Göthe ist durch Gnade noch gerettet, von der hier all sein Singen widerhallt.“ Bei dem Lesen der sogenannten Classifier spricht wohl mancher Christ mit Ph. Spitta (von H. Heines Herz und Hütte, worin Engel trauern und Teufel jubeln): „Und wer in die Hütte will schauen, dem wird so wohl und so bang. Er sieht den Teufel mit Grauen und hört doch den Engels- gesang.“ Weil aber viele Moderne von einem Himmel, worin nicht alle Classifier versammelt werden, gar nichts hören wollen, so geben sie sich große Mühe, um zu beweisen, daß große Geister niemals unchristlich gedacht haben. So soll Göthes „Faust“ auch keine „Apologie des Abfalls vom Offenbarungs-, Kirchen- und Volksglauben und damit eine Apotheose des modernen Protestantismus sein, der nur von der Negation lebt“, sondern nur ein Schreckbild, wodurch Göthe „die Nation vor allen Anwandlungen zu solchen volkszerstörenden Krankheiten warnen wollte“. Er war „der getreue Eckart“, der in der Fausttragödie der wilden Jagd voraus- schreitet, „als gehöre er selbst zu ihr“, aber „nur vorausschreitet, um vor des Zeit- geistes gewaltig frechem Toben sein Volk zu warnen“. Man verstehe nur die tragische Ironie des Dichters nicht, wenn man glaube, er habe je so gottlos gedacht, als er seinen Culturhelden Faust reden läßt. Mit Zeugnissen aus Göthes Schriften wird erwiesen, daß er „b i b e l f e s t e r war, als man heutzutage in kirchlichen Kreisen selbst zu sein pflegt“; daß er von der Kritik der biblischen Bücher wegwerfend sprach und bedauerte, „daß die Wortgelehrten den Werth des Wortes nicht erkannten“; daß er in den Evangelien „den Abglanz einer Hoheit“ zu sehen rühmte, „die von der Person Christi ausgeht und die so göttlicher Art ist, wie nur je das Göttliche auf Erden erschien“. („Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Verehrung zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor der göttlichen Offenbarung.“) Von Luther habe Göthe mehr gehalten als seine Zeitgenossen, wie er sprach: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation alles zu danken haben. Wir sind fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben auch wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen. Mag die geistige Cultur nur immer fort- schreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“ Die Aufhebung der P r i v a t b e i t e habe er für ein großes Kirchenübel erklärt, weil jetzt ein belastetes Gewissen seine Last allein tragen müsse und die Kirche, welche nichts darnach fragt, ob man solches auch vermöge, „dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben habe“. Von seiner Zeit aber urtheilte er ganz christlich: „Denkt man sich recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Uebel häuft sich von Generation zu Generation! Nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir

überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eigenen vermehrt, unsern Nachkommen.“ — So schön dies ist und so sehr sich jeder Christ freuen wird, wenn auch ein Götze den Weg des Schächers noch gefunden hat, so kann der Apologet doch nicht leugnen, daß „der antibiblich und antilutherisch geprägte Geist“ des Faust zum Nihilismus führt; er meint aber, die Warnung vor diesem Kreise zu Zaubereien müsse man sich als selbstverständlich hinzudenken; denn Götze lasse den vermeintlichen Kulturhelden zum Nordbrenner werden und urtheile damit von den Freigeistern ähnlich wie Wieland: „Auch bitte ich, nicht zu vergessen, daß man unter zehn Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfadel so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sei, uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden.“ Er habe auch selbst gesagt: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht? Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung.“ Hat jedoch der Dichter den Gottlosen nicht aus allen Sünden heraus ohne Buße eine fröhliche Himmelfahrt halten lassen? Hat er nicht, dem menschlichen Hochmuth schmeichelnd, die Sache so dargestellt, als ob Gott, Engel und Teufel Respect hätten vor einem „Genie, das immer strebend sich bemüht“? Allerdings kann darnach der verstodteste Sünder trotz Unbußfertigkeit und Unglaubens nicht verloren gehen, falls er nur ein Genie ist. Das soll aber nur eine Ironie auf die Leichenredner und „rührenden Schnupftuchsprediger“ sein, die in ihrer lügnerischen, blumenreichen Rhetorik dem Genie am Grabe immer Rosen streuen, „Rosen so blendende, Balsam versendende“, daß das Volk meint: „De priesen warben will, moet starven“, und daß der Teufel selber spottet: „Sie denken wohl mit solchen Blümeleien die heißen Teufel einzuschneien!“ Götze habe selbst einmal gesagt: „Diese Gefinnung ist dem modernen Wesen analog. . . Es steht dies mit unserer modernen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.“ Diese Epicurereiworte sind keine Warnung. Die Gefahren des Spiels sieht selbst die ehrbare Welt. Ist die Apologetik berufen, die schmutzige Wäsche aller großen Geister zu waschen?

G. G.

**Johannes auf der Bühne.** Schon früher hat der Italiener Silvio Pellico in seiner Tragödie „Crobade“ und der Deutsche Fr. A. Krummacker in einem Drama „Johannes“ das Leben Johannis des Täufers für die Bühne zu verarbeiten versucht. Neuestens trat der Dichter Sudermann, der Berliner Lieblinge und der Modernsten unter den Modernen einer, mit einer Tragödie „Johannes“ vor das Theaterpublicum. Nach einer Reihe glänzender Aufführungen hat das Schauspiel auch die literarische Welt für sich gewonnen. Sogar Theologen preisen es als ein „Dichterwerk ersten Ranges, eine Meisterleistung der Dichtkunst, welche in die erste Reihe unserer deutschen Bühnenwerke gehört, hofentlich für immer gehören wird“. (Th. Kappstein: Johannes. 1898. — Josephson: Theol. Literaturbericht. S. 196 f.) Prof. Göbel in Bonn charakterisirt in einem Vortrage (Beweis des St., S. 165 ff.) den Bühnenhelden Johannes als ein Sudermannsches Phantasiegebilde, an dem er zwar noch manches Gute sieht, u. a. dieses, daß es Jesum im Hintergrunde läßt — „für mich ist trotz Oberammergau das Auftreten Jesu auf einer Schaubühne der Gipfel von Widerwärtigkeit“ —, das ihm aber doch Fälschung und Entweihung der heiligen Geschichte ist. „Den Charakter eines großen Mannes der Geschichte gänzlich zu fälschen, das geht über die erlaubte dichterische Freiheit weit hinaus. Das ist unerlaubt schon auf dem Boden der Profangeschichte, und ist doppelt unerlaubt

auf dem Boden der heiligen Geschichte.“ Die Sudermannsche Tragödie läßt Johannem fast nur in Jerusalem und Galiläa auftreten, wovon die Schrift nichts weiß, und zwar als düsteren, lieblosen Fanatiker, zu dem die unzüchtige Herodias-tochter eine leidenschaftliche Liebe hegt, die keine Erwiderung findet. Der Wüstenmensch kennt keine Gatten- und Familienliebe, keine Freunds- und Volksliebe, kein Erbarmen mit den Elenden, hat selbst für seine Jünger kein Herz, sondern nur einen Blick für das Verderben der Zeit und die nahenden Gerichte. Mit strengem Schelten und herrischem Gebieten stößt der Gerichtsbote alles von sich ab und kann trotz allen Flammeneifers in der Bußpredigt nie Frieden finden; denn es wohnen — wie in einem Schauspieler — zwei Seelen in seiner Brust. Die Priesterschaft will im Tempel die ehebrecherische Verbindung Herodis einsegnen nach Art staatskirchlicher Pastoren. Da stürmt der Eiferer, der immer mehr zum grübelnden Träumer geworden ist, nach Jerusalem und wird zum Barricadenhelden. Weil das Zeugniß den Frevel nicht hindern kann, greift er nach dem Stein und will das Zeichen zur Steinigung geben. Darüber wird er mit Recht verhaftet. Ein verfehltes Leben endet auf dem Schaffot. Eben ist hinter der Scene das Haupt gefallen, da — erscheint Jesus, um fröhlichen Einzug zu halten. — Was kann man dem „ästhetischen Publicum“ nicht alles bieten! O arme Studenten, denen sich in Theatern Mächte der Finsterniß an die Ferse hängen für Lebenszeit! G. G.

**Von Hamann, dem Nagus des Nordens**, muß die Luthardt'sche Rzt. gestehen: „Der Mann, der so unglaublich viel Bücher gelesen hatte, fand die Schrift durch Wunder von allen Büchern geschieden.“ — Ja, er urtheilte von seiner eigenen Schriftstellerei: „Jerusalem ist eines großen Königs Stadt. Diesem König, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser Siloah, das still geht. Kunstreicherlicher Ernst verfolgte den dünnen Palm und jedes fliegende Blatt meiner Muse, weil der dürre Palm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend piß, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Sanftmuth und Demuth des Herzens von sich rühmen konnte: Sie ist mehr denn Salomo! Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet und keinen jungen Baum des Gartens noch Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verschont: so war das Gedächtniß des schönsten unter den Menschenkindern, mitten unter den Feinden des Königs, eine ausgeschüttete Magdalenen salbe und floß wie der köstliche Balsam von Haupte Arons hinab in seinen ganzen Bart, hinab in sein Kleid. Das Haus Simonis des Ausfägigen ward voll vom Geruch der evangelischen Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunstrichter aber waren unwillig über den Unrath und hatten ihre Nase nur vom Leichengeruche voll.“ So schrieb der große Gelehrte noch in seinem letzten „fliegenden Blatt“. G. G.

**Das römische Jubeljahr.** Durch eine Bulle vom 11. Mai hat der Papst für die Zeit von der Weihnachtsvigilie 1899 bis dahin 1900 ein Jubiläumsjahr „zur Ehre Gottes, zum Heil der Seelen und zum Besten der Kirche“ verordnet. Wer sich dieser Bulle widersetzt, dem wird zuletzt der Unwille des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus angewünscht. Sie verheißt „einen vollkommenen Ablass allen Christgläubigen“, welche nach Beichte und Communion 20 Tage lang, täglich wenigstens einmal, „andächtig die Basiliken der heiligen Apostel Petrus und Paulus, des heiligen Johannes vom Lateran und der heiligen Maria Maggiore in Rom besuchen, sofern sie dort ansässig sind“. Auswärtige Wallfahrer können es auf zehnmal abmachen, und bei denen, welche durchaus nicht



kommen können, genügt auch der gute Wille. „Alle sollen aus ganzem Herzen zu Gott beten um die Erhöhung der Kirche, die Ausrottung der Ketzer, die Eintracht der katholischen Fürsten und das Wohl des christlichen Volks. . . . Euch alle also, geliebte Söhne, wo immer ihr sein möget, ruft Rom liebevoll zu sich heran, wenn es euch möglich ist, zu kommen“, aber nur mit echt papistischen Betrachtungen, wozu einläßt „der urreigenste Charakter der ewigen Stadt, das göttliche Wahrzeichen, das ihr ausgeprägt ist und weder durch menschliche Anschläge noch irgend welche Gewalt verändert werden kann. Jesus Christus, der Heiland der Welt, hat die Stadt Rom einzig und allein vor allen andern zu einer erhabeneren und mehr als menschlichen Bestimmung ausgewählt und für sich geweiht. Er hat in ihr nicht ohne eine lange und geheimnißvolle Vorbereitung den Sitz seines Reiches errichtet. Dort sollte nach seinem Willen der Thron seines Stellvertreters für alle Zeiten stehen. Er wollte, daß das Licht der himmlischen Lehre gewissenhaft und unerlezt dort gehütet werden sollte, und daß von dort dieses Licht wie von seinem Ursprung und seiner erhabenen Quelle sich weithin über die ganze Erde verbreiten solle, so daß, wer immer sich vom römischen Glauben trennt, sich von Christus selbst entfernt. Die Heiligkeit Roms wird noch durch anderes vermehrt: die uralten Denkmale der Religion, die außerordentliche Erhabenheit seiner Tempel, die Gräber der Apostelfürsten, die Katakomben, in denen heroische Märtyrer ruhen. Der Gläubige, welcher die Stimmen aller dieser Denkmäler zu hören versteht, wird fühlen, daß er nicht in Rom weilt wie ein Reisender in einer fremden Stadt, sondern im Gegentheil, daß er wie in seinem Vaterlande zu Hause ist, und unter Gottes Beistand wird er, ein Besserer, als er gekommen ist, zurückkehren“ etc. — Dagegen sprach Cardinal Hohenlohe einst zu Prof. J. Friedrich: „Herr Professor, haben Sie schon ein Wunder erlebt?“ Auf dessen verneinende Antwort fuhr er fort: „Nun, sehen Sie mich an, so haben Sie ein lebendes Wunder vor sich. Ich betrachte es als eines der größten Wunder, daß ich 23 Jahre am päpstlichen Hofe und in der Nähe des Papstes war und meinen Christenglauben nicht verloren habe.“ Wolte Gott, es wäre nur auch mehr als der historische Glaube gewesen! Wer in Rom diesen noch behält, sieht ein Wunder darin. Eine feine Sippchaft! G. S.

**Los von Rom!** Die österreichische Bewegung unter dieser Parole hat viel Mißtrauen erfahren. Mit Recht schrieb das „Sächs. R.- u. Sch.-Bl.“: „Die rein negative Parole läßt befürchten, daß der Sprung viele nicht nur los von Rom, sondern auch über das Evangelium hinwegreißt.“ (S. 190.) Die Verquickung der religiösen mit der politischen Bewegung war nicht zu leugnen; denn es trat immer wieder stark hervor, daß Deutsche und Tschechen sich für Todfeinde ansehen. Das Pfingstwunder aber „weist darauf hin, daß der Wein des Evangeliums in den Schlauch jeder Sprache und des Wesens jedes Volkes gegossen werden kann. . . . Es ist wahr, Gott hat es gefügt, daß Luther im deutschen Volke aufgetreten und daß Deutschland die Wiege des Protestantismus ist. Aber sonst bleibt das deutsche Volk ein Volk wie alle Völker. Eine besondere Verheißung vor andern hat es nicht. Es hat seine eigenen schönen Gaben, die es z. B. nach gewisser Seite über das Tschechenvolk stellen. Allein sonst sind, was die Berufung für das Reich Gottes anlangt, Tscheche und Deutscher ganz gleich. Hus war ja ein Tscheche und Luthers Vorläufer. Die evangelische Bewegung in Böhmen also begrüßen wir mit Jubel. Ihre Vermengung mit nationalem Treiben aber haben wir zu verwerfen und alles zu thun, sie aus solcher Bahn herauszubringen, wenn sie auch mit darin ihren Anfang hatte.“ (Ebendaf., S. 232.) Die 84 evangelischen Pfarrer Oesterreichs, welche die öffentliche Erklärung zu Gunsten der Bewegung unterschrieben haben, hätten sich auch in dieser Weise aussprechen dürfen. Das Wiener Presbyterium äußerte sich in seiner

öffentlichen Bekanntmachung ganz nüchtern: „Weil nur ein aus religiöser Ueberzeugung erfolgter Uebertritt zu einem andern Glaubensbekenntnisse vom kirchlichen Standpunkte aus zu billigen ist, muß sich das Presbyterium gegen jede Ausnützung des evangelischen Bekenntnisses zu politischen Zwecken entschieden verwahren.“ (S. 284.) Daß sich an große Bewegungen auch unreine Elemente mit anhängen (2 Mos. 12, 38.), ist nie zu verhüten. Die Kirche soll aber thun, was in ihren Kräften steht. Es ist nun erfreulich, zu lesen: „Eine arme, vielgeplagte czechische Gemeinde in Mähren (Name zu nennen, wird nicht gewünscht) schickte sechs Gulden für die Bewegung. Die lutherischen Czechen sind keine nationalen Heißsporne. Sie wissen sich mit den lutherischen Deutschen eins.“ (S. 285.) Uebrigens schreibt auch eine czechische Zeitung: „Das böhmische Volk wird zu der Erkenntniß kommen, daß nichts anderes übrig bleibt als zurückkehren zum wahren Glauben seiner Väter, der aus der heiligen Schrift wie ein Brunn krystallklaren Wassers sprudelte. Die Deutschen machen sich los von Rom, und was thun wir Czechen? Wir wollen den Deutschen ihre Bewegung nicht im Geringsten mißgönnen, aber wir bedauern aufrichtig, daß sie uns zuvorgekommen sind, da eigentlich wir Czechen schon längst allen Grund gehabt hätten, so zu handeln, wie jetzt die Deutschen. Die Deutschen, vermöge ihrer größern Freiheit, haben den Klerikalismus früher durchschaut als wir, und uns bleibt nichts übrig, als ihrem Beispiel zu folgen.“ (A. E. L. R., S. 558.) Die Bewegung unter den Deutschen ist noch nicht zu Ende, obgleich von den politischen Parteiführern nicht mehr viel zu hören ist. Pastor Dr. v. Zimmermann in Wien hat einen regelmäßigen Confirmandenunterricht für Uebertretende eingerichtet. Von Neujahr an bis Mitte Mai sind etwa 700 Personen in seiner Kirche öffentlich aufgenommen worden. In Graz betrug die Zahl in dieser Zeit 206. Die evangelischen Gottesdienste werden überall von Katholiken reichlich besucht; besondere Vorträge, wie sie Zimmermann zuweilen auswärts hält, noch mehr. Zum Uebertritte aber melden sich nicht die Haufen, sondern einzelne Familien. — Daß Rom's Fanatismus erwacht, ist begreiflich. Zuerst spotteten die Römlinge zwar, die Bewegung werde ins Lächerliche verlaufen; sie sei ein Segen für die Kirche, predigte der Jesuitenführer Deckert; denn was faul und morch sei, gehöre auf den Mist. („Sächs. R.-u. Schulbl.“, S. 284.) So oft sie aber auch die Austretenden Säue und lutherische Schriften Schweinereien schalteten, so sind sie doch bald besorgt geworden, es könne ihnen selbst an die Schweinsborsten gehen. Auf den 18. Mai wurde eine katholische Volksversammlung nach Wien berufen, welche die Hülfe des Staats wider die „hochverrätherische“ Bewegung forderte; denn bei den Führern derselben heiße es nicht bloß: Los von Rom! sondern: Los von Oesterreich! Zugleich erläßt das katholische Actionscommittee in Wien folgenden Aufruf: „Katholiken! Patrioten! Die Unterfertigten sprechen im Namen des katholischen Actionscommittees allen denen, welche an der bisherigen Action mitgearbeitet haben, den wärmsten Dank aus. Dieser gilt besonders den Veranstaltern von Versammlungen und den Rednern in denselben. Dieser Dank gilt den Redacturen und Herausgebern vieler katholischen Zeitschriften des In- und Auslandes, sowie einer Reihe von Schriftstellern. Dieser Dank gilt auch denen, welche die eingeleitete Action moralisch und materiell gefördert haben. Das katholische Actionscommittee verbindet mit diesem Danke die Erklärung, daß seine Arbeiten durchaus noch nicht als abgeschlossen anzusehen sind, vielmehr hat sich dasselbe in Personanz erklärt. Das katholische Actionscommittee weiß, daß auch von antikatholischer Seite offen und insäheheim fortgearbeitet und fortgewühlt wird. Es hat Kenntniß von der fortgesetzten Verbreitung antikatholischer Schriften. Es weiß, daß in verschiedenen protestantischen Rundgebungen die katholischen Bischöfe und

Priester der Gegenwart und Vergangenheit, wie auch verschiedene katholische Einrichtungen (Sacramente, Eölibat zc.) verdächtigt und entstellt werden, und Verwirrung unter die Katholiken gebracht wird. Es erinnert alle Katholiken, welche die Wahrheit lieben und üben, an das Wort des Herrn: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Da es immer klarer wird, daß wir Katholiken Oesterreichs nebst dem, daß wir fest auf Gott vertrauen, zum großen Theile auf die Selbsthülfe angewiesen sind, so fordert das katholische Actionscomittee von Wien alle Katholiken Oesterreichs auf, einzutreten in den heiligen Kampf für unsern Glauben und für unser Vaterland. Es bittet dringend, daß sich nach dem wackern Beispiele, welches uns die Katholiken von Salzburg geben, in allen Hauptstädten der österreichischen Kronländer, eventuell auch an andern Orten Actionscomittees bilden, und daß die katholischen Laien in innigem Verbande mit ihren Priestern und Bischöfen unsere heiligsten Interessen schützen und vertheidigen. Hinweg endlich einmal mit allen Spannungen und Mißverständnissen, mit allen Empfindlichkeiten und Zwistigkeiten! Wir müssen einig sein, durchaus einig, alle Katholiken von ganz Oesterreich! Das Wiener Actionscomittee ist gerne bereit, mit den auswärtigen Comittees in Correspondenz zu treten, und wo immer es verlangt wird, durch tüchtige Redner, durch Flugschriften und auf andere passende Weise die auswärtige Action zu fördern und zu unterstützen. Schon in den nächsten Tagen wird eine Liste von sehr passenden Broschüren und Flugschriften veröffentlicht werden. Die vier ausgezeichneten Reden, welche in der Wiener Action von Dr. Pattaé, Dr. Porzer, Kanonikus Dr. Gust. Müller und Prinz Alois v. Liechtenstein gehalten wurden, werden in den nächsten Tagen wörtlich, also ohne jede Verzierung, in einer eigenen Broschüre erscheinen. Wien, am heiligen Fronleichnamstage, den 1. Juni 1899. — Mit Schriften hatten die Papisten schon längst auf ähnliche Weise agitiert, wie am Ende des 16. Jahrhunderts, als sie durch literarischen Betrug Luthers Lehre auszurotten bemüht waren. Damals gab der Jesuit Sigism. Ernhofer im Jahre 1689 anonym Luthers Katechismus mit Anmerkungen aus Luthers ersten Schriften heraus, worin die Autorität des Papstes noch anerkannt war. Wer das Buch las, mußte es für Luthers Werk halten, bis Jac. Heerbrand diesen Jesuitenschwindel in Oesterreich aufdeckte. Ein ähnliches Jesuitenstücklein war die jüngst vom Landgerichte in Wien zur Vernichtung verurtheilte Dedertsche Schrift „Luthers Selbstmord“, welche einer Schmähschrift des am 21. Mai verstorbenen Galunken Dr. P. Rajunko nachgebildet war. Den Staat hat man auch schon mißtrauisch gegen alle protestantischen Theologen aus dem Auslande gemacht. Deshalb wurde Pastor Kröber von Leipzig aus dem Reiche gewiesen, als er in Karbitz eine Rede halten wollte. Lic. Everling von Krefeld, der auf einer Studienreise nicht vorsichtig genug sich geäußert hatte, wurde nicht nur per Schub über die Grenze gebracht, sondern man untersuchte ihn nach Waffen vom Kopf bis zum Fuß und nahm ihm seine Papiere weg, durch welche sich angesehene Personen des Inlandes verdächtigen ließen. Durch die Proceßirung zweier derselben gab man aber dem Kaplan Marcus Bayer in Steiermark den Anstoß dazu, daß er sich am 10. Juni zu Graz in die evangelische Kirche A. C. aufnehmen ließ. Dem vom Rhein her in die evangelische Gemeinde Hermannseifen in Böhmen berufenen Pastor Schneider wurde ebenfalls das Land verboten. In Bayern haben die Ultramontanen in Zeitungen und in der Abgeordnetenämmer darüber Lärm geschlagen, daß die Politzer Vorträge über die „hochverrätherische“ Bewegung „wider das österreichische Kaiserhaus“ in Nürnberg, Augsburg und München gestattet. Der ungarische Justizminister trifft Vorkehrungen wider „staatsfeindliches Verhalten von Geistlichen“. Die weitere Anzeige der seit zehn Jahren in vierter Auflage erschienenen Schrift v. Zimmermanns:

„Was wir der Reformation zu danken haben?“ wurde verboten. Alle polemischen Schriften gegen Rom dürfen von außen nicht mehr ins Land kommen. Bei evangelischen Buchhändlern fanden Hausdurchsuchungen unter Confiscation statt. Luthardt sammelt darum gute alte Bücher für die jungen österreichischen Lutheraner. Wer unter uns Verwandte in Oesterreich hat, könnte ihnen auch unsere Schriften senden. Was fleischlich an der Bewegung ist, mag im Feuer der Anfechtung verbrennen; was aus Gott ist, wird doch bleiben trotz Papst und Kaiser. G. G.

**Schulwesen.** Ein Hindu beschuldigte die religionslosen englischen Schulen, daß sie nur Atheisten und Aufrührer erziehen können. „Sie blicken auf die Religion als auf Träumerei hysterischer Frauen. Sie glauben nicht mehr an die göttliche Quelle der Tugend. Sie sind unehrerbietig, ungehorsam und unloyal geworden.“ Der oberste Leiter des Schulwesens in Bengalen, Dr. Martin, stimmt zu: „Die Wissenschaft hat den Aberglauben niedergedrückt, aber zugleich eine Lust am Zweifel und einen Geist der Unbotmäßigkeit wachgerufen, die die Grundlagen des sittlichen Charakters erschüttern.“ („Miss. Ztsch.“, S. 93.) Die Heiden hätten freilich auch keine bessern Schulen fertig gebracht. Sie können Phantasten erziehen, welche die Ausrottung der wilden Thiere als Barbarei verabscheuen („Lpz. Miss. Bl.“, S. 107 f.), aber für Wittwenverbrennung, Kindermord, heiligen Krieg u. dgl. schwärmen. Würden sie überhaupt für Schulbildung regelmäßige Opfer bringen? Eine religiöse und politische Bewegung möchte vielleicht die Geldschränke dafür öffnen; sobald sich die Aufregung aber gelegt haben würde, ginge es wie bei den Socialdemokraten, welche ihre vor fünf Jahren errichtete Universität in Brüssel jüngst schließen mußten, weil die dafür nöthigen \$15,000 jährlich nicht aufkamen. („Ev. Rzt.“, S. 254.) So viel aber steht auch fest, daß „Schulen ohne die tiefste Grundlage aller Erziehung, die Religion“, weder dem Staate noch der Kirche wirklich nützen, wie der preußische Cultusminister im Abgeordnetenhause sagte; denn sie können die Menschen nicht besser machen als sie sind, sondern nur den alten Adam ausbilden. Das wird den Untergang des deutschen Volks auch beschleunigen, daß es so eifrig auf Ausrottung der christlichen Volksschule bedacht ist. Der Staat erhält zwar aus Gnaden noch Bekenntnisschulen ohne Bekenntniß mit einem Schein von kirchlicher Aufsicht, die in Zeitungen und Landtagen lächerlich genug gemacht wird. Er will auch Religion darin haben; denn diese ist nach preußischen Begriffen, wie der Cultusminister wider die Socialdemokraten erklärte, „Volkssache, und nicht Privatsache.“ (S. 220 f.) Nun gibt es aber keine allgemeine Volksreligion, sondern er fabricirt eine eigene und bringt sie auch denen auf, die sie nicht wollen, obgleich die religiöse Erziehung der Kinder von Gottes und Rechts wegen den Eltern zukommt, und nicht dem Staate. Oder will man nur noch Bibellesen fordern, wie es in America und Australien gerühmt wird? Das wäre freilich keine „religiöse Erziehung“. Uebrigens kämpften bereits auf dem letzten evangelisch-socialen Congreß angesehene Männer dafür, daß man Luthers Katechismus als „alten Ballast“ wegwerfe; denn er hindere das Aufstreben des Volks, und durch den Unterricht in den alten Dogmen würden die jungen Leute nur verdorben. („A. G. L. R.“, S. 550 f.) Unter den Schullehrern ist die Sprache ohnehin etwas Alltägliches; denn es ist längst sprüchwörtlich, daß christliche Lehrer, christliche Aerzte und christliche Barbieri die seltensten Personen in deutschen Landen sind. Die „Allg. deutsche Lehrerzeitung“ konnte sogar Rousseau verherrlichen und zur Empfehlung des französischen Zweikindersystems schreiben: „Ich bemerke, daß ich unsere Sitte, alle noch so verkrüppelten und siechen Kinder auf alle Weise am Leben zu erhalten durchaus nicht lobenswerth finde. Das Alterthum hatte in Bezug auf diesen Punkt unstreitig richtigere Ansichten.“ Ein solches Schulmeistergeschlecht ist sicherlich gar nicht

fähig, christlichen Unterricht zu erteilen. Doch — „Schulmeister“ darf man diese superflugen Hochmuthspinsel nicht mehr nennen! Das Schöffengericht und darnach das Landgericht in Hannover hat achtzig Mark Strafe darauf gesetzt, weil „das Wort Schulmeister, gleichviel, in welchem Zusammenhange, in öffentlicher Versammlung gebraucht, eine Beleidigung sei, da es verleidend auf den Lehrer wirken müsse, der gewohnt sei, ‚Herr Lehrer‘ und nicht ‚Herr Schulmeister‘ angeredet zu werden“. Wohlan, „wer sich die Meisterschaft nicht zutraut, braucht auch den Titel nicht“. („Sächs. R. u. Sch.“, S. 224. 277.) Daß bei ihnen etwas faul ist, fühlen diese Lehrer auch; sie wollen nur den wunden Punkt nicht sehen. Darum fordern sie immer höhere Vorbildung für ihr Amt, obgleich man ihnen sagt: Was soll es denn einem Lehrer nützen, wenn er fließend den Horaz lesen kann? An Gottes Recht und Gesetz aber denken sie nicht. Es war ihnen etwas bitteres Salz, als der sächsische Cultusminister Dr. v. Seydewitz sich bei der Einweihung des Lehrerseminars in Plauen am 27. April dahin aussprach: „Wenn wir mit offenen Augen in die Gegenwart blicken, in die Welt, so werden wir zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß wir als Lehrer für unser Volk vor allen Dingen Männer brauchen, die sittlich gefestigte und ausgereifte Charaktere, lebensvolle, warmherzige Persönlichkeiten sind und nur darum geeignet erscheinen, ein kerniges, kraftvolles Geschlecht mit allseitig gesunder Lebensauffassung heranzubilden. Aber um solche Volkslehrer zu gewinnen, bedarf es nicht der von vielen Seiten gewünschten, ja, geforderten tief einschneidenden Reform unserer Seminareinrichtung. Dazu ist in erster Linie nothwendig, daß der Lehrer der Pflicht, seine Schüler nach Gottes Wort zu erziehen, und der Schüler seiner Pflicht, sich so erziehen zu lassen, eingedenk seien. Dazu ist weiter nothwendig, die guten Eigenschaften festzuhalten, die dem ehrwürdigen Schulmeister der alten Zeit eigen waren: Zufriedenheit, bescheidener Sinn, eiserner Fleiß, Selbstlosigkeit und aus innigstem Herzen herausfließende Gottesfurcht.“ Wie will der Staat aber christliche Schulen aufrichten und christliche Lehrer heranziehen, der gar kein christlich Volk hat? Das „Sächs. R. u. Schulbl.“ meint: „Es stellt sich eben immer mehr heraus, wie die gegenwärtigen Verhältnisse, die ganze völlig veränderte Lage Selbststeuerung der evangelischen Kirche fordern.“ Wäre sie noch einer Erneuerung fähig, so hätte sie sich schon längst als Freikirche mit eigenen Schulen organisiert und des Lutherworts gedacht: „Vor allen Dingen soll in den hohen und niedern Schulen die fürnehmste und gemeinste Lectüre sein die heilige Schrift.“ Sie könnte dann die theologischen Lehrstühle nicht mehr den Feinden Christi überlassen und sich bei diesen noch entschuldigen: „Läßt denn nicht die Kirche selbst längst ihre zukünftigen Diener bei der kritischen Theologie in die Schule gehen? Wird denn irgend einem Gebildeten das alte Dogma von einer Landeskirche aufgedrungen?“ (Josephs. „Lit. Ver.“, S. 106.) Sie ließe die Universitäten sammt dem großen Haufen fahren, um eine getreue Ragd Christi zu sein. Läßt sie doch den „Götzen von Ehre“, der nach Harleß, und den „Saufcomment“, der nach dem Universitäts-Rector Köster in Bonn ihre Studenten tyrannisiert, ganz unangetastet und ließt es ohne Schmerz, daß H. v. Treitschke in seinen Vorlesungen sagt: „Ein theoretischer Weibercultus neben praktischer Flegellei“ sei allgemein. Wo regt sich noch Leben, wenn es sich hier nicht einmal erhebt? S. S.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

September 1899.

No. 9.

## Ist der Synergismus vernünftig?

Der Synergismus ist schriftwidrig. Wir Menschen glauben weder ganz noch theilweise aus uns selbst, sondern wir glauben „nach der Wirkung seiner — Gottes — mächtigen Stärke“, sagt der Apostel Eph. 1, 19. Wie kann da von unserer menschlichen „Mitwirkung“ die Rede sein! Zudem: Wir Menschen sind nach dem Zeugniß der Schrift „tobt in Sünden“, Eph. 2, 1. 5. Der Synergismus muß vor die Schriftausagen, welche die Bekehrung als eine Wirkung Gottes und der göttlichen Allmacht beschreiben, ein „nicht“ einschieben und aus dem „tobt in Sünden“ ein „halbtobt“ oder „scheintobt“ machen, wenn er sich durch die Schrift legitimiren will.

Der Synergismus widerspricht auch aller christlichen Erfahrung. Kein Christ, der die Bekehrung erfahren hat, schreibt dieselbe ganz oder theilweise sich selbst zu. Oder mehr mit Beziehung auf die Gegenwart ausgedrückt: kein Christ schreibt den Umstand, daß er vor Andern zum Glauben gekommen ist, seinem „bessern Verhalten“, seiner „freien Selbstentscheidung“ zc. zu. Jeder Christ, der aus seiner christlichen Erfahrung Zeugniß ablegt, stimmt von ganzem Herzen dem Apostel bei, der 1 Cor. 4, 7. bezeugt: „Wer hat dich vorgezogen? Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte.“ Jeder Christ ist seiner christlichen Erfahrung nach ein „Missourier“. Auch diejenigen unter den Ohioern, welche Christen sind und Erfahrung von der Gnade haben, sind im Herzen, das heißt, in ihrem Glaubensleben vor Gott, „missourisch“, wenn sie auch mit dem Munde — aus synodalen Gründen und andern Gründen des alten Adam — der Schrift und dem lutherischen Bekenntniß eine Nase drehen und auf die „Missourier“ schelten.

Also der Synergismus ist schriftwidrig und widerspricht der christlichen Erfahrung. Beides haben wir bisher schon des öfteren und reichlich dargelegt.

Aber ist der Synergismus nicht wenigstens vernünftig? Auch das ist er nicht! Zwar, er stellt sich sehr vernünftig. Er beruft sich theils direct auf die Vernunft, theils operirt er doch unter der Hand den Schriftausagen gegenüber mit Vernunftbeweisen. Der Synergismus ist aus dem Rationalismus geboren. Insonderheit ist auch beim Vater des Synergismus innerhalb der lutherischen Kirche, bei Melancthon, der Rationalismus als Quelle des Synergismus nachweisbar. Aber bei aller Vernünftigthuerei ist und bleibt der Synergismus überaus unvernünftig. Er will vernünftig sein; er bringt es aber zu keiner rechten Vernunft, sondern zum Gegentheil. Es braucht uns auch dies nicht Wunder zu nehmen. Es ist dies immer so, wenn die Vernunft sich daran macht, die göttliche Offenbarung zu bekämpfen. Die göttliche Offenbarung steht über der menschlichen Vernunft. Sie kann nicht aus der menschlichen Vernunft bewiesen werden. Aber darum kann sie auch nicht aus der Vernunft bekämpft werden. Geschieht letzteres dennoch, so wird die Vernunft nothwendigerweise und nachweisbar unvernünftig. Was sich wider die göttliche Höhe der Offenbarung erhebt, muß zu Schanden werden. So geschieht es auch der menschlichen Vernunft, wenn sie wider die göttliche Offenbarung zu Felde zieht. Dies wollen wir nun nachweisen an der vernünftig sein sollenden Bekämpfung der Lehre von der Bekehrung. Wir wollen nachweisen, daß der Synergismus mit seiner Art und Weise, gegen die Schriftlehre von der Bekehrung zu argumentiren, äußerst unvernünftig ist. Wir führen uns zu diesem Zweck die Hauptbeweise des Synergismus vor.

Die Synergisten haben von Alters her so argumentirt und argumentiren noch also: Der Glaube oder die Bekehrung werde von dem Menschen gefordert, z. B. Apost. 16, 31.: „Glaube<sup>1)</sup> an den Herrn Jesum Christum.“ Demnach könne der Glaube nicht bloß vom Heiligen Geist gewirkt werden, sondern müsse durch die Mitwirkung des Menschen zu Stande kommen. Man hat hinzugesetzt: alle Aufforderung zur Bekehrung wäre sinnlos, wenn die Bekehrung nicht irgendwie in der Macht des Menschen stehe. Der Mensch könne zu nichts aufgefordert werden, das nicht in seiner Gewalt sei. Kurz: die Synergisten schließen aus dem göttlichen Befehl zur Bekehrung auf eine Fähigkeit im Menschen, diesem Befehl nachzukommen. So schon Erasmus gegen Luther. Erasmus schreibt: „Wozu hilfst der Zuruf, sie sollten sich bekehren und wieder kommen, wenn sie durchaus nicht ihrer selbst mächtig sind? . . . Noch deutlicher zeigt Sacharja das Bemühen des freien Willens und die Gnade, welche dem, der sich bemüht, bereit ist, in diesen Worten an: ‚Kehret euch zu mir, spricht der Herr Zebaoth, so will ich mich zu euch lehren, spricht der Herr‘, Sach. 1, 3.“<sup>2)</sup> Ebenso Latermann im 17. Jahrhundert: „Wenn die Bekehrung des

1) πιστευσον, Imperativ.

2) Erasmus' Diatribe, St. Louiser Ausg. von Luthers Werken XVIII, 1621.

Menschen nur von Gott abhängt, so werden alle Ermahnungen zur Bekehrung vergeblich sein.“<sup>1)</sup> Ebenso argumentirt zu unserer Zeit Luthardt aus der Imperativform für die Mitwirkung des Menschen bei der Bekehrung. Nachdem er eine Reihe von Schriftstellen angeführt hat, in welchen die Bekehrung des Menschen als Gottes Werk allein beschrieben wird, fährt er fort: „Und doch wird auf der anderen Seite Buße und Glaube als dasjenige bezeichnet, welches der Mensch zu leisten hat, und die Bekehrung von ihm gefordert. *Μετανοήτε* lautet vom Alten Testament her auf jeder Stufe der Heils offenbarung die göttliche Predigt, die sich an den Willen des Menschen richtet. Immer ist, von der Zeit der Propheten an, die *μετάνοια* die sittliche Grundlegung der Heilszukunft. Und es liegt auf der Hand, daß jener alte Grundsatz, den Luther gegen Erasmus und die strengen Lutheraner gegen die Synergisten so gerne anwandten, hier nicht gilt: a mandato ad posse non valet consequentia.“<sup>2)</sup> Gott würde die Buße nicht fordern, könnte sie der Mensch nicht leisten. . . . Ingleichen wird der Glaube vom Menschen gefordert. *Ἰσχυεῖτε* verbindet sich in der Regel mit *μετανοήτε*. Und schon daß er als ‚Gehorsam‘ bezeichnet wird, z. B. Röm. 1, 5., zeigt, daß er als ein sittliches Verhalten gemeint ist, welches der Mensch zu leisten hat. . . . In Buße und Glaube aber vollzieht sich die Bekehrung. Von dieser gilt daher daselbe. . . . Es mag die Gnade dem Menschen noch so nahe kommen, die Thüre muß der Mensch selbst aufmachen, daß Jesus zu ihm eingehe; er muß hören auf Jesu Stimme, Apost. 3, 20.“<sup>3)</sup> Auch in dem Böttlerschen „Handbuch der theologischen Wissenschaften“ heißt es: „Andererseits trägt die Bekehrung aber auch doch den Character einer selbstthätigen Umkehr des Menschen zu Gott, eines Sichbelehrens, einer Willensumwandlung, wozu der Mensch ermahnt werden kann, worin also sein Wille sich nicht mehr ganz unthätig oder passiv verhält.“<sup>4)</sup>

Also immer dieselbe Weise der Argumentation: weil Gott den Menschen auffordert, daß der Mensch sich bekehre oder glaube, so muß man annehmen, daß der Mensch irgendwie zum Zustandekommen der Bekehrung mitwirke!

Was ist nun von dieser Argumentation vom Standpunkt der Vernunft aus zu halten? Sie ist durchaus unvernünftig. Wenn Aufforderungen zur Bekehrung oder zum Glauben zc. etwas für die Fähigkeit des Menschen bewiesen, so würden sie beweisen, daß der Mensch sich ganz aus eigener Fähigkeit bekehre, da die Aufforderungen auf die Bekehrung schlechthin lauten, nicht bloß auf einen Theil derselben. Noch anders ausgedrückt: Wenn Gott dem Menschen zuruft: „bekehre dich“,

1) Bei Baier, ed. Walther III, 223. 224.

2) Man darf nicht vom Gebot aufs Können schließen.

3) Die Lehre vom freien Willen zc., S. 426 f.

4) Handbuch zc. Zweite Aufl. Bd. III, S. 157.



„glaube“ zc., so ist nicht bloß die Hälfte oder ein Viertel der Bekehrung, sondern die ganze Bekehrung gemeint. Schließt man nun überhaupt aus der göttlichen Aufforderung auf eine Fähigkeit im Menschen, so würde folgen, daß der Mensch die Bekehrung ganz aus sich leisten könne, daß der Mensch zur Bekehrung nicht bloß mitwirke, sondern dieselbe allein wirke. Das wollen aber die Synergisten selbst nicht. Somit thun sie selbst kund, daß ihre ganze Argumentation aus der Befehlsform unvernünftig sei.

So führt schon Luther Erasmus ad absurdum. Luther hält Erasmus vor: „Die Worte der Schrift, welche du anführst, sind befehlende und beweisen nichts, lehren nichts in Bezug auf die menschlichen Kräfte, sondern schreiben vor, was man thun und lassen soll. Die Folgerungen aber oder Zusätze und deine Gleichnisse, wenn sie überhaupt etwas beweisen, beweisen dies, daß der freie Wille alles vermöge ohne die Gnade. Das aber zu beweisen hast du dir nicht vorgenommen, ja, du hast es in Abrede gestellt. . . . Diejenigen, welche dieses jetzt verstehen, verstehen zu gleicher Zeit auch leicht, daß die Diatribe mit der ganzen Reihe von Gründen durchaus nichts ausrichte, da sie aus der Schrift nur befehlende Wörter zusammenbringt, von denen sie nicht versteht, was sie bedeuten und weshalb sie gesagt sind; dann aber macht sie durch die Hinzufügung ihrer Folgerungen und fleischlichen Gleichnisse einen so großen Brei, daß sie mehr behauptet und beweist, als sie vorhatte, und wider sich selbst streitet. . . . Es ist eine Art Stumpfsinn oder Schläfrigkeit (stupor quidam vel lethargia quaedam), daß man glaubt, durch jene Worte: ‚Bekehret euch‘, ‚Wenn du dich bekehrst‘, und ähnliche, werde die Kraft des freien Willens bestätigt, und nicht Acht hat, daß aus demselben Grunde sie auch mit diesem Worte bestätigt würde: ‚Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen‘, da an beiden Stellen der gleiche Ausdruck des Befehls und Forderns vorliegt. Es wird aber die Liebe gegen Gott nicht weniger gefordert, als unsere Bekehrung und das Halten aller Gebote, da die Liebe gegen Gott unsere wahre Bekehrung ist. Und doch folgert Niemand aus jenem Gebot der Liebe den freien Willen; aber aus jenen Worten: ‚Wenn du willst‘, ‚Wenn du hörst‘, ‚Bekehre dich‘, und ähnlichen, folgern ihn alle.<sup>1)</sup> Wenn also aus jenem Worte: ‚Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen‘ nicht folgt, daß der freie Wille etwas sei oder vermöge, so ist es gewiß, daß er auch aus diesem nicht folgt: ‚Wenn du willst‘, ‚Wenn du hörst‘, ‚Bekehret euch‘, und ähnlichen, welche weder weniger fordern noch weniger streng fordern als jenes: ‚Liebe Gott‘, ‚Liebe den Herrn‘. Alles, was man daher antwortet auf jenes Wort ‚Liebe Gott‘, daß es nicht für den freien Willen beweise, dasselbe kann man auch sagen in Bezug auf alle andern Worte, durch welche

1) nämlich Pelagianer, Synergisten zc.

etwas befohlen oder gefordert wird, daß sie nichts beweisen für den freien Willen.“<sup>1)</sup> „Wie kommt es daher“ — ruft Luther in demselben Zusammenhang aus —,<sup>2)</sup> „daß ihr Theologen so narret, gleich als wäret ihr zwiefältig Kinder, daß ihr alsbald, wenn ihr ein Wort in Befehlsform findet, daraus die Wirklichkeit schließet?“

Nur im Vorbeigehen erinnern wir daran, wie jene „befehlenden Wörter“ zu verstehen sind, „von denen sie (die Diatribe) nicht versteht, was sie bedeuten und weshalb sie gesagt sind“. Jene Aufforderungen sind doppelter Art, entweder gesetzliche oder evangelische. Durch die gesetzlichen Aufforderungen (z. B. Luc. 10, 28.: „Thue das, so wirst du leben“) will Gott dem müthigen, indem er dadurch die Menschen zur Erkenntniß ihres Unvermögens führt. Durch die evangelischen Aufforderungen (z. B. Matth. 11, 28.: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“) wirkt Gott den Glauben oder die Befehlung. Als Analogon führen die alten Lehrer an: die Auferweckung des Lazarus durch Christi Aufforderung: „Lazare, komm heraus“,<sup>3)</sup> sowie die Heilung des Lahmen durch Petri Befehlswort: „Stehe auf und wandle.“<sup>4)</sup> So sind weder die gesetzlichen noch die evangelischen Aufforderungen „sinnlos“, wiewohl in dem Menschen selbst sich keine Fähigkeit findet, denselben nachzukommen.

Doch dies nur nebenbei. Wir wollten jetzt nur darauf hinweisen, wie wenig die Synergisten mit ihrem Schluß aus dem göttlichen Befehl auf die menschliche Mitwirkung vor der menschlichen Vernunft bestehen können.

F. P.

(Fortsetzung folgt.)

(Conferenzreferat, eingesandt von P. D. L. S.)

## „Lebensversicherung im Lichte der heiligen Schrift.“

So lautet das den Vätern und Brüdern der Conferenz zur Verhandlung vorliegende Thema. Darüber habe ich folgende Thesen aufgestellt.

### Thesis I.

Unter „Versicherung“ versteht man den Contract, nach welchem eine Person oder eine Gesellschaft von Personen die Gefahr einer fremden Sache auf sich genommen hat, indem sie sich um einen gewissen Preis verpflichtet, dieselbe zu ersetzen, wenn sie verloren geht, oder einen geschehenen Schaden an derselben gutzumachen.

1) A. a. O., S. 1781.

2) Luther, St. Louiser Ausg. XVIII, 1783 ff. Opera lat. curavit Schmidt VII, 212 sqq.

3) Joh. 11, 43.

4) Apost. 3, 6.

## Thesis II.

Unter „Lebensversicherung“ versteht man den Contract, nach welchem eine Person oder eine Gesellschaft von Personen sich verpflichtet, einer bestimmten Person oder Personen entweder nach Ablauf einer bestimmten Lebenszeit oder auf den Tod gesagter Person oder Personen eine bestimmte Summe oder Summen Geldes ausbezahlen in Anbetracht der Einzahlung von Prämien, deren Anzahl, Höhe und Fälligkeit im Contracte genau stipulirt sind.

## Thesis III.

Während es sich bei der „Versicherung“ um Schadenersatz oder um annähernde Bewahrung des Besitzstandes des Versicherten handelt, handelt es sich hingegen bei der sogenannten „Lebensversicherung“ um mögliche Erlangung von Geld und Gut oder um mögliche Vermehrung des Besitzstandes des Versicherten.

## Thesis IV.

Die einzigen rechtmäßigen Mittel zur Erlangung von Geld und Gut sind nach Gottes Wort: 1. Arbeit, 2. Geschenk (entweder von Menschen oder durch besonderen göttlichen Segen in unserm Stand und Beruf) und 3. Erbschaft.

## Thesis V.

Die Lebensversicherungssumme wird weder durch Arbeit, noch durch Erbschaft, noch durch Geschenk erlangt.

## Thesis VI.

„Lebensversicherung“ ist ein Glücksspiel auf Gewinn und Verlust.

## Thesis VII.

Solche Spiele sind sonderlich im neunten und siebenten Gebot verboten.

## Thesis VIII.

„Lebensversicherung“ ist also ein an sich sündliches Mittel zur Erlangung von Geld und Gut und darum nach Gottes Wort verwerflich.

---

Wollen wir in der jetzt fast überall in unsern Kreisen brennenden Lebensversicherungsfrage klar und durch Gottes Gnade einig werden, so scheint mir unumgänglich nothwendig zu sein, daß wir zunächst feststellen, was überhaupt „Versicherung“ ist, was mit diesem Worte eigentlich bezeichnet wird, und was wir daher darunter zu verstehen haben. Und dies ist der Zweck der ersten Thesis, welche lautet:

### Thesis I.

Unter „Versicherung“ versteht man den Contract, nach welchem eine Person oder eine Gesellschaft von Personen die Gefahr einer fremden Sache auf sich genommen hat, indem sie sich um einen gewissen Preis verpflichtet, dieselbe zu ersetzen, wenn sie verloren geht, oder einen geschehenen Schaden an derselben gutzumachen.

Nun ist die erste und Hauptfrage: Ist die hier gegebene Definition von „Versicherung“ correct, schließt sie alles ein, was zum Wesen der Sache gehört, die „Versicherung“ genannt wird? Die Antwort auf diese Frage können uns natürlich nur solche Leute geben, von denen wir annehmen müssen, daß sie die in Frage stehende Sache gekannt und den guten Willen und die nöthige Fähigkeit gehabt haben, uns dieselbe recht darzustellen. Solche Leute werden uns im „Lutheraner“, Jahrg. 48, No. 4, von Herrn Prof. Gräbner vorgeführt. Hier sind sie. Der Italiener Roccus, in seiner Abhandlung: „De assecuratione“, sagt: „Die Versicherung ist ein Contract, nach welchem jemand die Gefahr einer fremden Sache auf sich genommen hat, indem er sich um einen gewissen Preis verpflichtet, sie zu ersetzen, wenn sie verloren geht.“ Der Franzose Mauzet sagt: „Die Versicherung hat den Zweck, einen Verlust gutzumachen, den der Versicherte erlitten hat, niemals, ihm einen Gewinn zu verschaffen.“ Derselbe: „Es gehört zum Wesen des Versicherungscontracts, nur den erlittenen Schaden und die gemachten Ausgaben zu garantiren.“ Derselbe: „Die Versicherung darf nie dem Versicherten einen Gewinn bringen können. Dieser Grundsatz muß mit der äußersten Strenge festgehalten werden.“ — Der Americaner May, in seiner Schrift: „The Law of Insurance“, S. 2, schreibt von dem Versicherungscontract: „Er verspricht Entschädigung. Dies Princip liegt dem Contract zu Grunde, und derselbe kann niemals, ohne daß seinem Wesen und Geist Gewalt angethan würde, von dem Versicherten zur Quelle des Profits gemacht werden.“ (Vgl. „Lutheraner“, Jahrg. 48, No. 4.) In „Johnson's Universal Cyclopaedia“, unter der Ueberschrift „Insurance“, ist zu lesen: „Its fundamental principle is indemnity for loss, as distinguished from an agreement to pay a fixed sum absolutely, as in the case of life and accident insurance; and so far as it is made the means of accomplishing more than this it passes over into the domain of speculation and leads to the mischiefs of gambling.“

Vergleichen wir nun das eben Gehörte mit der in der ersten Thesis gegebenen Definition, so werden wir dieselbe, glaube ich, correct finden.

Die „Versicherung“ hat es also hiernach nicht mit der absoluten Sicherstellung oder Erhaltung der versicherten Gegenstände zu thun;

denn das ist bei der anerkannten Vergänglichkeit alles Irdischen und Zeitlichen einfach unmöglich. Die „Versicherung“ will die versicherten Gegenstände oder deren Werth im Verlustfalle nur annähernd ersetzen oder den an den versicherten Objecten erlittenen Schaden gutmachen. Die „Versicherung“ hat einzig und allein Entschädigung zum Zweck. Bei der „Versicherung“, so lange sie eben „Versicherung“ ist und bleibt, darf es sich niemals um die Erlangung eines möglichen Gewinnes, überhaupt nicht um mögliche Vermehrung des Besitzstandes des Versicherten handeln, sondern nur um Ersetzung eines erlittenen Verlustes an dem versicherten Gegenstand, oder um annähernde Bewahrung des Besitzstandes des Versicherten bezüglich des versicherten Gutes. Und hierin besteht das eigentliche Wesen der „Versicherung“. Das ist *asscuratio proprio sic dicta*.

Hieraus folgt: ein Contract, der es nicht allein und ausschließlich mit Entschädigung zu thun hat, sondern auch einen möglichen Gewinn in Aussicht stellt, ist kein reiner „Versicherungs“-Contract. Insofern ein solcher Contract die Möglichkeit eines Profits involviret, ist er gar kein „Versicherungs“-Contract, sondern etwas wesentlich anderes. Dies müssen wir durchaus festhalten und dürfen es nie aus den Augen verlieren, sonst werden wir in der „Lebensversicherungsfrage“, meines Erachtens, nie zur Klarheit kommen. Bei allen Arten von „Versicherung“, wenn sie diesen Namen mit Recht tragen, handelt es sich nur um die Ersetzung eines erlittenen Verlustes. Die sogenannte „Feuerversicherung“, z. B., hat zum Zweck die annähernde Ersetzung des Verlustes, den Feuer an dem gegen Brandschaden versicherten Eigenthum verursachen mag; die sogenannten „Krankenkassen“ haben zum Zweck die annähernde Wiedererstattung des Verlustes, der einem Mitgließe dadurch entstehen mag, daß es durch Krankheit verdienstunfähig wird; die sogenannten „Sterbe“- oder „Begräbniskassen“ haben den Zweck die unter alle Mitgließer gleichmäßige Vertheilung des Verlustes, den das einzelne Glied durch die nöthig werdende Bestreitung gewisser Begräbniskosten erleiden mag u. Aber das muß auch bei diesen sogenannten „Kranken“- und „Sterbekassen“ und allen ähnlichen Einrichtungen festgehalten werden, ein reines „Versicherungs“-Geschäft treiben sie nur dann und nur insofern, wenn und insofern sie ausschließlich auf Schadenersatzleistung beruhen. Wenn und insofern aber bei diesen Einrichtungen irgend welche contractliche Auszahlungen an Mitgließer oder deren Angehörige und Erben gemacht werden, die keine Entschädigung für wirklich erlittene bestimmbar Verluste sind, dann und insofern wird bei diesen Einrichtungen keine Versicherung getrieben, und wenn man es auch hundertmal so nennen sollte. Der Name macht nicht die Sache. Und es macht auch keinen wesentlichen Unterschied, ob dieses sogenannte „Geschäft“ von einem sogenannten „weltlichen“ oder „christlichen“ „Kranken“-

oder „Unterstützungsverein“, oder wie sie sonst heißen mögen, oder von einer regulären „Company“ betrieben wird.

So viel über die erste These. Was nun von der eigentlichen, wahren „Versicherung“ nach Gottes Wort zu halten ist, das ist eine Frage für sich, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde. Es lag uns hier nur daran, festzustellen, worin das eigentliche Wesen der „Versicherung“ besteht, alles andere lassen wir hier auf sich beruhen.

## These II.

Unter „Lebensversicherung“ versteht man den Contract, nach welchem eine Person oder eine Gesellschaft von Personen sich verpflichtet, einer bestimmten Person oder Personen entweder nach Ablauf einer bestimmten Lebenszeit oder auf den Tod gesagter Person oder Personen eine bestimmte Summe oder Summen Geldes auszuzahlen in Anbetracht der Einzahlung von Prämien, deren Anzahl, Höhe und Fälligkeit im Contracte genau stipulirt sind.

Diese zweite These gibt eine Definition von dem, was man „Lebensversicherung“ nennt, was aber in Wahrheit gar keine Versicherung, am allerwenigsten Lebensversicherung ist.

Ob die oben gegebene Definition von „Lebensversicherung“ correct ist, das werden wir wiederum nur aus dem beurtheilen können, was anerkannte Autoritäten über das Wesen und die Gestaltung der „Lebensversicherung“ gesagt haben. Davon finden wir das Wesentliche in der allgemein als sehr zuverlässig anerkannten „Columbian Cyclopaedia“ unter der Ueberschrift „Life Insurance.“ Da heißt es: “. . . the companies are distinguished as *stock or proprietary, mutual, and mixed* as to organization, and *level premium, natural premium, and assessment* as to system of operation. A *stock* company is one organized on the cash capital subscribed by its projectors. The capital is held as a pledge for the payment of policy-holders' claims while premiums are accumulating, and as the liability is limited to the aggregate amount of policies in force, it is necessary to provide only a sum sufficient to meet those liabilities. No policy-holder has any voice in the management of the company, nor any share in the profits of its business. A *mutual* company is one constituted by persons who are themselves insured, who corporately insure others, and who as policy-holders control the management by electing directors from among themselves, and receive in various forms the annual profits. As these companies are organized without any capital, it is necessary that they should accumulate more quickly than stock com-

panies a fund to meet liabilities; hence they charge premium rates in excess of the amount that will really effect the insurance, viz.: a reserve element, a mortality element (together constituting the net premium), and the 'loading' or expense element, which is an addition to the real cost of insurance to provide for operating expenses and an occasional excess of mortuary loss. A *mixed* company is one organized with a stock capital, in which policy-holders have no managing voice, but which does or does not yield them a share in the profits according to their form of insurance, mutual or stock. — A company doing business on the *level premium* system requires advance payment of premiums, makes a contract with the insured called a policy, indicates in the policy the exact sum payable to the beneficiary, and keeps the premium *level* or the same each year of the paying period excepting where they may be reduced by dividends. — A company doing business on the *natural premium* system requires advance payment of premium, makes a contract with the insured (policy) indicates in the policy the exact sum payable to the beneficiary, insures for one year only or a fractional part—3 or 6 months—renewable from time to time at the option of the insured without further medical examination, and charges a progressive premium, one that increases each year beyond the rate of the preceding year, but may be reduced somewhat by dividends. . . . A company doing business on the *assessment* system classifies its members by age-periods; fixes a different rate of assessment (premium) for each class, and calls assessments either for a single death, a specified number of deaths, at specified intervals of time, or when the amount of money on hand falls below the aggregate of immediate liabilities or existing claims. Some of these companies do not designate on their certificates of membership a definite sum that will be paid to the beneficiary. . . . Another form of insurance . . . is known as the *co-operative*. Among the first if not the very first organization to adopt this form was the order of Freemasonry. The rate of admission was graded by age, assessments of \$1.00 or \$1.10 were levied whenever a death occurred, and the beneficiary of a member received \$1.00 for each member at the time of his death. . . .

“A person desiring to become insured may make his choice from among *whole-life, term, endowment, joint-life, annuity, survivorship annuity, tontine, semi-tontine, renewable term life, and quarterly renewable term life* policies, or, if his means are too limited for him to pay the premiums required for the above forms, he can take insurance in another line of companies doing what is called an *industrial* business, where a really larger premium is

paid on a given amount, but is more easily paid because of its division into weekly sums. This form is popular for children from the age of 3 years and poor people, and the weekly payments will run from 5 to 40 cents on \$500. A regular *whole-life* policy, payable at the death of the insured only, may be obtained (1) by the payment of a net single premium, or all the premiums that the mortality tables show that the insured would be likely to pay, in one sum; (2) by equal annual payments through life; (3) by 5 annual payments; . . . (4) by 10 annual payments; (5) by 15 annual payments; and (6) by 20 annual payments. . . . A *term* policy is one given for a specified number of years and amount, and is paid only when death occurs within the specified term. . . . An *endowment* policy is paid at death during the term, or to the insured if living at the end of the term. . . . To these some companies add a *semi-endowment* policy, which provides for the payment of the face value of the policy if the insured die within a specified term, but only one-half the amount with whatever dividends have accumulated if he survives the term. — A *joint-life* policy is payable on the death of one of two or more persons on whose joint lives the insurance is made. . . . A simple *annuity* policy provides that in consideration of the payment at one time of a specified gross sum, the company will pay to the annuitant a stipulated sum annually, either for a stated term or during life; and a *survivorship annuity* . . . guarantees the payment of a stated sum to the person named by the person taking the policy during the period in which the nominee survives the insured. — A *tontine* policy is similar in form to the ordinary life, limited payment life, or endowment policy; is issued at the usual rates of premium, which must be paid in full in cash during the whole tontine period without dividend reductions; and is subject to the following stipulations: No dividend is allowed or paid until the insured has survived the completion of the tontine period, and then only when the policy has been kept alive by premium payments, and the policy is not regarded as possessing a surrender value in a paid-up policy or otherwise previous to the completion of the tontine period. . . . If the insured die before the completion of the tontine period (or term of years specified in the policy), the beneficiary will receive only the sum indicated in the policy; but if the insured survives the period he will share with all other members of his class in the equitable division of the accumulated dividends, and may then surrender his policy for a cash payment by the company, or convert it into any other desired form of insurance.” — Die *semi-tontine*, die *renewable term life* und die *quarterly renewable term life* policies unterscheiden sich nicht wesentlich von



der einen oder der andern Art der oben beschriebenen policies, und so ist es nicht nöthig, darauf weiter einzugehen.

Wenn wir nun die oben gegebene Definition von „Lebensversicherung“ mit den eben gehörten Ausführungen vergleichen, so wird sich's finden, daß sie alles Wesentliche von dem hier Gesagten in sich schließt. Eine Life Insurance Policy ist also ein Schriftstück, welches die Bestimmungen und Bedingungen enthält, unter welchen eine Gesellschaft auf den Tod einer bestimmten Person oder Personen oder auf das Leben derselben bis zu einer bestimmten Zeit eine gewisse Summe oder Summen Geldes an die im Contract genannte Person oder Personen auszuzahlen verspricht.

Worauf gründet sich denn nun die ganze „Lebensversicherung“? Darüber gibt uns ein gewisser N. Willey Aufschluß auf S. 32 seines Buches: „A Treatise on the Principles and Practice of Life Insurance,“ wenn er schreibt: „The first fundamental basis of all life insurance calculations is the law of mortality, or inversely the duration of human life. The age which any individual will attain is always a matter of great uncertainty, as death in a thousand different ways is liable to take away human life; and yet there is a certain uniform death rate when applied to a large number of people of any given age which would be truly astonishing, were it not one of the recognized laws which govern human affairs. . . . According to the American table of mortality . . . out of a class of 100,000 persons living at the age of 10 years, 92,637 will be living at 20, 85,441 at 30, 78,106 at 40 years of age, and so on . . .“ Ueber „Table of Mortality“ heißt es in „Johnson's Universal Cyclopaedia“: „This shows, for each year of life, from birth to the highest age attainable, how many persons out of a given number alive at the beginning of any year die by the end of it.“ —

Abgesehen von allem andern, so ist aus dem Mitgetheilten klar, das Fundament, auf dem der ganze ungeheure Bau der „Lebensversicherung“ sich erhoben hat, ist die Ungewißheit des menschlichen Lebens, und die erfahrungsmäßige Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens bei einer angenommenen großen Anzahl menschlicher Individuen in einem bestimmten Alter bildet die Grundzahl aller Berechnungen und ist gleichsam die Operationsbasis für das ganze sogenannte Lebensversicherungs-„Geschäft“. Hieraus ergibt sich, was in der dritten Thesis ausgesagt wird.

### Thesis III.

Während es sich bei der „Versicherung“ um Schadenersatz oder um annähernde Bewahrung des Besitzstandes des Versicherten handelt, handelt es sich hingegen bei

der sogenannten „Lebensversicherung“ um mögliche Erlangung von Geld und Gut oder um mögliche Vermehrung des Besitzstandes des Versicherten.

Diese dritte These constatirt den Unterschied zwischen eigentlicher „Versicherung“ und dem, was man „Lebensversicherung“ nennt, was aber gar keine „Versicherung“ ist; denn die „Lebensversicherung“ gründet sich nicht auf Schadenersatzleistung, wie die eigentliche „Versicherung“; hier wird auch nicht mit wirklich vorhandenen und bestimmbareren Werthen gerechnet und deren Ersetzung im Verlustfalle vereinbart, wie dort, sondern hier macht man einfach die Thatsache, daß alle Menschen sterben müssen, aber die Lebensdauer des Einzelnen ungewiß ist, mit der den Kindern dieser Welt eigenen Klugheit zur Quelle möglichen zeitlichen Gewinnes. Die Lebensversicherungsgesellschaft fragt gar nicht darnach, ob das menschliche Leben einen pecuniären Werth habe oder nicht, ihr ist es auch ganz einerlei, ob dem zu Versichernden oder dessen Hinterbleibenden aus seinem Tode oder Fortleben ein pecuniärer Verlust oder Gewinn erwachse, sondern sie benützt einfach die Ungewißheit seines Lebens dazu, mit ihm einen Contract zu vereinbaren, bei dem es sich für beide Theile, sowohl für den Versicherer als den Versicherten, um möglichen Gewinn oder Verlust handelt, und hierin besteht bei aller sonstigen Verschiedenheit der zahlreichen Arten von Life Insurance Policies das eigentliche Wesen der „Lebensversicherung“. Sie ist also etwas wesentlich anderes als eigentliche „Versicherung“. Während es sich bei der wahren „Versicherung“ um wirkliche Entschädigung für den wirklichen Verlust wirklicher und bestimmbarer Werthe handelt, so handelt es sich hingegen bei der „Lebensversicherung“ nicht um wirkliche Entschädigung für den Verlust wirklicher und bestimmbarer Werthe, sondern um die Erlangung eines möglichen Gewinnes, der nicht durch den Werth des „versicherten“ menschlichen Lebens, auch nicht durch die Verdienstfähigkeit oder das Einkommen des Versicherten bemessen, sondern durch den Lebensversicherungs-Contract bestimmt wird. — Daher schreibt Bacon: “No limit has ever been fixed upon the amount for which one can insure his life, for human life is something, which, in one sense, is priceless, and for which no compensation can be made, consequently a man’s inclination, or ability, to pay the premiums, can alone establish bounds to the insurance he may carry on his life.” (Siehe „Lutheraner“, Jahrg. 48, No. 4, S. 26.) In der *Encyclop. Brit.* aber steht Folgendes zu lesen: “It may be observed that, while life insurance has much in common with fire and marine insurance, there are some *essential* differences between it and them. The insurance of houses and goods against fire, or of ships and merchandise against the casualties of the sea, is a contract of indemnity against loss, and

in like manner an insurance on human life *may be regarded*” (?) “as indemnifying a man’s family or his creditors or others interested against the loss of future income by his premature death. *But it does not necessarily take the value of such income into account, nor does it relate to any intrinsic value of the subject of the insurance — the life of the insured party. . . . The idea of distinguishing in terms (assurance and insurance) between contracts which differ so widely in reality appears to have early suggested itself.*” — Wenn hier gesagt wird, daß die „Lebensversicherung“ mit der Feuer- und Seeversicherung vieles gemein habe, so gilt das nur von der äußerlichen Form. Wenn aber gesagt wird, die „Lebensversicherung“ könne angesehen werden als eine Entschädigung der Familie zc. des Versicherten für den Verlust zukünftigen Einkommens, das durch den vorzeitigen Tod des Versicherten verloren gehe, so wäre dazu zu bemerken, daß niemand ein Recht hat, eine Sache anders anzusehen, als sie ist. So sehen z. B. die Römischen die Anrufung der Heiligen für ein gutes Werk an und begehen doch damit eine greuliche Sünde. Geradezu widersinnig aber ist es, von einem Verlust eines möglichen zukünftigen Einkommens zu reden, den die „Lebensversicherung“ ersetze! Was ein Mensch noch nicht hat, das kann er doch auch noch nicht verlieren, und was er nicht verloren hat, das kann ihm auch nicht ersetzt werden. Im Uebrigen wird auch hier bezeugt, daß es sich bei der „Lebensversicherung“ in That und Wahrheit nicht um irgend einen „innerlichen Werth“ des menschlichen Lebens, oder um die Verdienstfähigkeit des Versicherten, auch nicht einmal um “the loss (?) of future income by his premature (?) death” handelt, kurz, daß „Lebensversicherung“ in That und Wahrheit überhaupt keine „Versicherung“, sondern ein wesentlich ander Ding sei. Bei der Lebensversicherung handelt es sich um mögliche Erlangung von Geld und Gut, um den möglichen Gewinn einer gewissen Geldsumme, die die Lebensversicherungsgesellschaft an den Versicherten, oder an seine Erben zc. auszuzahlen verspricht, wenn von seiner Seite aus gewisse Bedingungen bis zu einer bestimmten Zeit oder bis zum Tode erfüllt werden.

Nun könnte jemand fragen: Warum darf ich denn nicht versuchen, auf dem Wege der „Lebensversicherung“ eine Summe Geldes zu erlangen, entweder für mich oder für die Meinigen? Dies ist zweifelsohne die Hauptfrage, deren Beantwortung aus Gottes Wort die ganze Lebensversicherungsfrage für einen Christen definitiv entscheidet. Wir werden uns also jetzt folgende Frage aus Gottes Wort zu beantworten haben: Ist „Lebensversicherung“ ein erlaubtes, an sich unsündliches Mittel zur Erlangung von Geld und Gut? Zur Beantwortung dieser Frage macht die vierte These den Anfang.

(Schluß folgt.)

## Die Bornholmer.

In den skandinavischen Ländern findet sich eine religiöse Richtung, welche man die bornholmsche nennt, weil diese Bewegung auf der dänischen Insel Bornholm zuerst eine größere Ausdehnung gewonnen hat. Sie stammt aus den Kreisen der sogenannten „Läser“ oder „Lutherläser“, welche im nördlichen Schweden Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts an verschiedenen Orten hervortraten. Fromme Leute, die weit von der Kirche entfernt wohnten, und vielleicht auch den Mangel der reinen Lehre des Wortes Gottes in den öffentlichen Gottesdiensten schmerzlich empanden, suchten dadurch einen Ersatz, daß sie oft zusammenkamen, um die Bibel und insonderheit Luthers Schriften gemeinschaftlich zu lesen und darüber sich zu besprechen. Meistens waren die Pastoren nicht dagegen, wenigstens Anfangs, weil die „Läser“ sich als ernste Christen und gute Bürger im Leben bewiesen. Der Pastor Anders Rosenius, ein Erweckungsprediger, der an verschiedenen Stellen im nördlichen Schweden wirkte, nahm sich der „Lutherläser“ hauptsächlich an, beförderte ihre Conventikel und genoß großes Vertrauen unter ihnen.

Der Sohn dieses Anders Rosenius, Carl Olof, geboren am 3. Februar 1816, ward der Führer und geistliche Vater der Bornholmer. Man findet bei ihm schon früh einen Hang zur Mystik und Selbstbeschaulichkeit. In seinem 16. Lebensjahre (er war streng gottesfürchtig, vielleicht etwas gesetlich erzogen) kam er durch das Lesen von „Pontoppidans Glaubensspiegel“ in Unruhe über seinen Zustand, „fühlte sich eine Zeitlang sehr unglücklich, gerieth in einen tiefen und langwierigen Besserungskampf, ward aber zuletzt durch die Liebe Christi frei gemacht und sehr glücklich, froh und selig“. <sup>1)</sup> Schon hier bemerkt man an ihm das Gepräge, welches er auch seinen Anhängern aufgedrückt hat, und das sich in all seinen Schriften, besonders aber in seinen Briefen, <sup>2)</sup> immer wieder findet: ein Suchen und Forschen nach dem innern Leben, ein Hervorziehen der Gefühle und Triebe des Herzens, Selbstprüfung bis zur Uebertreibung, Angst vor Selbstbetrug und Eigengerechtigkeit, häufig betonte Unterscheidung zwischen einem nur frommen Manne und einem wahren Christen. —

Eine außergewöhnlich begabte Bauersfrau, Maria Elisabeth Söderlund, welche vielfach religiöse Versammlungen leitete und von Ort zu Ort zog, um zu predigen, machte auf Rosenius einen nachhaltigen Eindruck. Er nannte sie oft „die Prophetin von Storlage“ und schätzte sie sehr hoch, blieb auch in lebhaftem Briefwechsel mit ihr bis an ihren Tod. „Ich befinde mich nun außergewöhnlich wohl“, schrieb er an einen Freund, „denn ich bin einige Tage Zuhörer der weitberühmten Maja Lisa gewesen.“

1) „Rosenli Levnetsbeskrivelse“, S. 5 (Lebensbeschreibung).

2) „Breve i aandellige Aemner“ (Briefe in geistlichen Sachen).

(S. 11, a. a. D.) Die „Lutherleser“ hatten vielfach Frauen als Vorleserinnen und wehrten nicht dem 1 Tim. 2, 12. und 1 Cor. 14, 34. verbotenen öffentlichen Reden und Lehren der Weiber, wodurch die Bewegung von Anfang an einen schwärmerischen Beigeschmack erkennen läßt.

Ursprünglich zum Pastor in der Landeskirche bestimmt, ward Rosenius genöthigt, seine Studien auf der Universität in Upsala 1839 wegen Kränklichkeit und pecuniärer Verlegenheit aufzugeben und mußte einen Platz als Hauslehrer in der Nähe von Stockholm annehmen. Als sein jahrelanges, ernstes Beten um Hülfe (wobei er kaum für nöthig erachtete, hinzuzusetzen: nicht mein, sondern dein Wille geschehe, S. 35, a. a. D.) scheinbar nicht erhört wurde, fiel er in lang anhaltende furchtbare Zweifel an dem Dasein Gottes, der Wahrheit der Bibel und an allem Heiligen. Die Rathschläge und Belehrungen des methodistischen Erweckungspredigers Scott aus England, der in der schwedischen Hauptstadt viel Rumor machte, und den er gerade deswegen aufsuchte, benutzte Gott, um ihn wieder zum Bibelglauben und zur Gewißheit seines Gnadenstandes zurückzuführen. Daß er diesem Manne dankbar war und sich zu ihm, der den einsamen Jüngling freundlich in sein Haus und seine religiösen Kreise einführte, hingezogen fühlte, läßt sich begreifen, aber unerklärlich bleibt es, daß der aus Norrlands „Lutherlesern“ hervorgegangene und in des Reformators Schriften wohl bewanderte Lutheraner mit einem Sectenprediger sich verbinden und mit demselben viele Jahre lang geistlich wirken konnte.

Rosenius vergleicht — für seinen Standpunkt sehr bezeichnend — die lutherische und die methodistische Kirche mit den beiden Frauen Jakobs: die erstere die schöne Rahel mit scharfen Augen, die andere die blöde aber fruchtbare Lea. An einen Freund, der ihm wegen seiner Verbindung mit den Methodisten Vorwürfe machte, schrieb er (S. 64, a. a. D.): „Die Methodistenkirche sieht nicht so scharf die einzelnen Lehrunterschiede, aber gebiert unzählige Söhne durch ihre großartige Missionsthätigkeit. Jakob, der Patriarch, bekam beide Schwestern zur Ehe. Gott allein weiß, ob ich ein solcher Jakob werden soll; doch gibt es dadurch Trübsal, denn es steht geschrieben: Die Schwestern waren zuweilen uneinig und verursachten dadurch dem lieben Patriarchen manche Verdrießlichkeiten.“ Der gute Rosenius hat wohl nicht daran gedacht, daß Jakob mit der Lea betrogen worden ist (1 Mos. 29, 25.), und aus der geistigen Doppelhehe sind denn auch wunderliche Kinder entsprossen, die lutherische und methodistische Züge an sich tragen und oft schwer errathen lassen, wohin man sie zählen soll.

Eine Zeitlang ging Rosenius mit dem Gedanken um, sich ganz der Methodistensecte anzuschließen, wie aus einer Aeußerung in einem Briefe (S. 48 und 83, a. a. D.) hervorgeht. Die freiere Wirkungsweise dieser Gemeinschaft zog ihn sehr an. Zu einem formellen Uebertritt kam es allerdings nicht, doch blieb er mit Scott bis an seinen Tod in inniger Freundschaft. Er war Scotts Gehülfe, predigte mit ihm zusammen in der Metho-

distenkapelle und in den Hausversammlungen und hat wahrscheinlich auch mit ihm communicirt. (S. 67, a. a. D.)

Rosenii schriftstellerische Thätigkeit bestand im Redigiren der „Missionszeitung“ und des „Pietisten“ (ein bezeichnender Name). Die Aufsätze in den 18 Jahrgängen des letzteren Blattes sind später, gesammelt unter dem Titel: „Geheimnisse im Gesetz und Evangelium“, erschienen und ins Dänische und Deutsche übersetzt worden. Auch ist ein Andachtsbuch: „Tägliches Seelenbrod“ und andere kleinere Schriften hieraus entstanden.

Erst durch seine Schriften wurde Rosenius in weiteren Kreisen bekannt und gewann hierdurch viele Anhänger.

Im Jahre 1842 mußte Scott plötzlich Schweden für immer verlassen, weil man ihm nach dem Leben stand. Von dieser Zeit an war Rosenius das Haupt der ganzen Bewegung, die jetzt mehr und mehr wuchs und sich ausbreitete. Durch Scotts Vermittelung bekam er eine Anstellung als Missionar (für Stockholm) von einer americanischen Missionsgesellschaft („The American and Christian Foreign Union“). Die Missionare dieser Gesellschaft sollten (wie es S. 91, a. a. D., heißt) „nicht für irgend ein Bekenntniß wirken, sondern, außer in America, in verschiedenen europäischen Ländern und in allen Kirchengemeinschaften die Bekenner Christi zu mehr Eifer und neuem Leben erwecken“.

Es ist wieder bezeichnend, daß Rosenius, der doch Lutheraner sein wollte, in der Lehre von der Kirche und dem Beruf zum Predigtamt so wenig Erkenntniß hatte, daß er theils ohne Beruf predigte, theils einen Beruf annahm von einer offenbar falschgläubigen und gegen das Bekenntniß einer bestimmten Lehre so gleichgültigen Missionsgesellschaft.

Ebenso unklar wie die Lehre von Kirche und Amt war ihm auch die Frage der Separation. Der Verfasser seiner Lebensbeschreibung rühmt es insonderheit an ihm, daß er durch seinen großen Einfluß auf breite religiöse Kreise sehr viel dazu beigetragen habe, daß der Austritt aus der schwedischen Staatskirche und die Bildung von Freigemeinden auf verhältnißmäßig wenige Orte beschränkt geblieben ist. Wie wenig Rosenius erfaßt hat, daß es sich bei dem Austritt aus einer abgefallenen Kirchengemeinschaft um klar im Worte Gottes ausgesprochene Befehle des Herrn handelt, beweist folgender Ausspruch von ihm: „Und in all solchen Fragen, worin aufrichtige Seelen, welche wirklich bloß Gottes Willen wissen wollen, trotzdem verschiedene Meinungen haben, gilt des Apostels Wort: ‚Einer glaubt, er möge allerlei essen. . . Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß.‘ Röm. 14.“ (S. 189, a. a. D.) Als ob es sich hier bei der Separationsfrage um Meinungen der Menschen und nicht um ganz klare Gebote Gottes handelte!

Obgleich er weiter zugeben muß, daß die zu der Zeit obrigkeitlich eingeführten „neuen Bücher“: ein Handbuch (wahrscheinlich eine Kirchenagenda), ein Kirchengesangbuch und ein Katechismus, Fehler, zum Theil „grobe Irrthümer“ (S. 189, a. a. D.) enthalten, so sucht er die darüber

in Unruhe gekommenen Seelen damit zu beruhigen, daß er sagt: „Die Taufe hat nichts zu thun mit den Ceremonien, womit sie verrichtet wird; wenn nur Christi Wort und Wasser dabei gebraucht wird, so hat es nichts auf sich, was Menschen hinzusetzen. Es ging ganz anders und sehr einfach zu, als z. B. Philippus den Rämmerer taufte.“ — Gewiß, aber Philippus brachte auch keine falsche Lehre hinein, als er taufte, und vermischte nicht Gottes Wort mit Menschenlehren, und darum handelt es sich doch in dieser Sache. Weiter schreibt er: „Gleich irrthümlich ist es, wenn sie (die Separirten) meinen, daß man durch die Annahme des Abendmahls in der Kirche alles bestätigt, was dort unrecht gelehrt wird. Denn was sie hier sagen (die Ausgetretenen), ist etwas, was nur geschehen kann in dem Lande, wo man zu wählen hat zwischen den Kirchengemeinschaften, gleich wie es war in Luthers Land, da er hierüber schrieb. Da in unserm Lande nur eine Kirche ist, so beweist mein Abendmahlsgang in derselben nicht, daß ich dem Falschen, was da gelehrt wird, hulldige, sondern nur, daß ich das theure Sacrament meines HERN begehre.“ Nachdem er noch Christi und der Apostel Exempel in der jüdischen Kirche und Luther angeführt hat, beschließt er seine Beweisführung so: „Wenn wir 1. unsere Seele nähren dürfen mit dem reinsten Wort Gottes in unsern Häusern, 2. Christi Sacramente in all ihren Bestandtheilen ganz unverändert erhalten und 3. offen unsern Glauben bekennen, das Böse strafen und nach unserm Bekenntniß leben können, so lange sollen wir in Geduld nur der Stadt Festes suchen (Jer. 29), auch wenn wir in der Stadt der ‚Verwirrungen‘ wohnen müssen“ zc.

Außer den hier erwähnten Irrthümern lehrt Rosenius falsch von der Gnadenwahl, indem er theils dem Huberschen Irrthum hulldigt, daß die ganze Welt auserwählt sei (dies nennt er die allgemeine Wahl), theils eine sogenannte engere Wahl lehrt „in Ansehung des Glaubens“. Er beruft sich hierbei auf Röm. 8, 29. und erklärt das Wort: „zuvor versehen“ ganz willkürlich also: „Das Wort ‚zuvor versehen‘ bedeutet also nur, daß Gott in seiner ewigen Allwissenheit voraus erkannt hat, welche die Gnade annehmen und derselben folgen würden, und diese hat er auch deswegen bereits bestimmt oder vorherbestimmt“ zc. „Die Lehre von der Gnadenwahl gründet sich auf Gottes Vorauswissen“ zc. (Auslegung des Römerbr., 1. Theil, S. 587 ff.)

In der Lehre vom Sonntag vermischt Rosenius lutherische und reformirte Anschauungen, doch so, daß die reformirten Aeußerungen vormalten. Siehe Geh. im Gef. u. Ev., S. 312 ff.<sup>1)</sup>

1) Vergleiche z. B. folgende Stellen: „Vergeblich und eitel ist darum der Gedanke, daß das Gebot des Sabbath's nur den Juden gelte, daß es nur von demselben Werth als das vorbildliche Ceremonialgesetz sei“ zc. (A. a. D., S. 312.)

„Denn da dieser Tag schon im Paradiese die erste Stiftung Gottes für die Menschen war, so sehen wir ja, daß das Gebot des Sabbath's an und für sich kein zufälliges Gebot für die Juden war, sondern daß der Sabbath selbst einen un-

Den Pabst hat er wohl nicht als den Antichristen erkannt, denn er spricht sich, meines Wissens, nie darüber aus. (Sein Schüler und früherer Leiter der Bornholmer in Schleswig-Holstein und wohl fast alle seine Anhänger sind ebenfalls in Bezug auf diese Lehre nicht lutherisch.) Rosenius scheint mit der Mehrzahl der falschgläubigen Kirchengemeinschaften auf eine allgemeine Judenbeteuerung gehofft zu haben, wie aus Stellen in seiner Auslegung des Römerbriefs hervorgeht.

Es ist zu beklagen, daß dieser bedeutende Mann nicht erkannt hat, welche Gefahr der Kirche droht von reformirter (methodistischer) Seite und von der „evangelischen Allianz“ (an deren Bestrebungen er — wenn auch selten — Theil nahm, a. a. D., S. 230), daß ihm der Subjectivismus und der Pietismus (ein Halbbruder des Methodismus) zu sehr anklebte und daß er in manchen Punkten der Vernunft zu viel Spielraum gewährte. Seine geistliche Zeugung war keine reine, wie sie sein soll nach 2 Cor. 11, 2. ff. und Gal. 4, 19. ff., und was ihm selbst an Irrthum anhing, das pflanzte er auch nach dem Geßez der Zeugung (1 Mos. 4, 3.) in die von ihm Gezeugten, in seine geistlichen Kinder, in denen das Verlehrte sich noch stärker entwickelte.

Wir können aber Rosenius, trotz mancher Abweichungen von der heiligen Schrift und unsern lutherischen Symbolen (deren er sich, wie wir an-

veränderlichen Werth hat für alles, was Mensch heißt, so lange die Erde steht.“ (A. a. D., S. 313.)

„Christus hob den Sabbath nicht auf, er sagte nie: Ihr sollt von nun an keinen bestimmten Sabbath mehr feiern“ zc. (A. a. D., S. 313.)

„Darum konnten die Apostel auch einen andern Tag zum Sabbath des neuen Testaments auserwählen, nämlich den Tag, an welchem die neue Schöpfung des verlorenen Menschengeschlechts durch die Auferstehung Christi von den Todten vollzogen wurde, den Sonntag, den sie den Tag des Herrn nannten.“ (Offenb. 1, 10.) (A. a. D., S. 313.)

„Nun, daß ein Sabbathtag gefeiert werden soll, das ist der eigene Befehl Gottes, von Christo nicht aufgehoben, sondern bestätigt.“ „Wenn man außerdem gute Gründe für die alte Annahme hat, daß schon die Apostel den Sonntag zum Sabbath auserwählt hatten; wenn zweitens Gott selbst durch so viele Zeichen diesen Tag ausgezeichnet hat, daß 1. das ganze Werk der Bersöhnung an diesem Tage vollzogen und durch die Auferstehung Christi besiegelt wurde, und 2. das große Werk der Heiligung auf Erden an demselben Tage eingeweiht wurde durch die wunderbare Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingsttage, wodurch der Sonntag gleichsam zu einem heiligen Tag gesalbt und eingeweiht wurde: — so kann man wohl sagen, daß Gott selbst diesen Tag als den rechten Sabbathtag des neuen Bundes ausgezeichnet hat.“ (A. a. D., S. 315.) „Aber, daß ein Tag in der Woche heilig gehalten werden soll, das ist dagegen ein bestimmter Befehl Gottes, der bis ans Ende der Tage seine volle Kraft behalten wird.“

Dagegen siehe Gottes Wort: Col. 2, 16. 17. Gal. 4, 9—11. Matth. 12, 8. Gal. 5, 1. Hof. 2, 11. Jes. 66, 23. Bekenntnißschriften: Augsb. Conf., Art. 28, S. 65—68 (Berl. Ausg., S. 32—35). Apologie, Art. 4, S. 161; Art. 8, S. 211. 212.



nehmen, nicht bewußt war), das Zeugniß nicht versagen, daß er bestrebt war, sich im großen Ganzen zu Luthers Lehre zu halten und daß er Luthers Schriften oft empfohlen hat. Eine merkwürdige Stelle aus einem seiner Briefe an Pastor Hedberg in Finland möge hier noch angeführt werden: „Du fragst nach den Lesern in Norrland. Ich will darüber nicht viel sagen, aber das, was Du nach der Aussage Deines Briefes von ihnen glaubst, ist ganz treffend, nämlich, daß die Leser in Helsingland von Predigern geleitet werden und dessen ungeachtet sich theilweise nach Scharians Lehre hinneigen, andre sind mehr evangelisch, aber schwach, thöricht, beladen, in Folge ihres quietistischen Lebens unter der Leitung ihrer Lehrer. In dem höhern Norden, wo sie sich mit ihrem Luther nähren, äußert sich mehr Kraft, Leben, Bewegung, Festigkeit in der Wahrheit.“

Durch Rosenii weit verbreitete Schriften, seine packenden, aus dem Herzen kommenden Predigten, in denen Sünde und Gnade die Angelpunkte waren, um die sich alles drehte, endlich durch seine eifrige Missionsthätigkeit entstand in Schweden und über dessen Grenzen hinaus eine große Bewegung und ein eigenartiges religiöses Leben. Man findet in seinen Schriften trotz allem Krankhaften reiche Erbauung und Belehrung, Anregung zur Selbstprüfung, Hinweisung auf das Eine, was noth ist, und den Trost der freien Gnade. Freilich muß man beim Gebrauch seiner Schriften — die die gewöhnliche derartige Literatur bedeutend überragen — die Spreu vom Weizen zu sondern verstehen. Sein privates Leben war musterhaft. Ein tiefes Bewußtsein seines sündlichen Verderbens, die freie unbedingte Gnade, das Wachen über sein inneres Leben, die Liebe zu dem Sünderheiland und zu den Brüdern, Eifer um die Errettung und Bewahrung der Seelen — waren hervortretende Züge in seinem Charakter. Am 24. Februar 1868, im 53. Lebensjahre, beschloß er sein thätiges Leben.

Rosenii Schriften wurden schon früh in Dänemark bekannt und erregten auch hier Aufsehen. Bereits 1849 hielt sein Mitarbeiter Oscar Ahnfeldt (der Verfasser der „Geistlichen Lieder“, die überall bei den Bornholmern im Gebrauch sind) in Kopenhagen und Helsingör<sup>1)</sup> religiöse Versammlungen und hat seitdem regelmäßig Seeland besucht. 1869 ward der sogenannte „Lutherische Missionsverein“ in Dänemark gegründet. Der Leiter der Vereinsabtheilung auf der Insel Bornholm, Christian Möller, früher Schmied, wußte durch großen Eifer für diese Richtung und durch Zerstörung der Freigemeinde Pastor Trandbergs<sup>2)</sup> (der ein schwankender, schwärmerischer Mann war), sich Anhang zu verschaffen. Der sogenannte

1) Ein Theil der dortigen Bornholmer ist in die dänische Freikirche (Pastor Brunnet) eingetreten.

2) Es ist bezeichnend für die Stellung der Bornholmer zu den heiligen Sacramenten, daß Möller sofort Taufstein und Altar aus dem Kirchsaal der bisherigen Freigemeinde entfernen ließ, nachdem er Besitz davon ergriffen.

„Lutherische Missionsverein“ spaltete sich nun in zwei Parteien. Ein Theil blieb streng bei Rosenii Schriften, nahm es aber durchweg nicht so genau mit der Heiligung, während die sogenannten „Möllerianer“ mehr Gewicht auf ein ernstes, frommes Leben legten und sich — wenigstens früher — mit allerlei Sonderlehren, z. B. Heilung von Kranken durchs Gebet und Salben mit Del nach Jac. 5, 14., Chiliasmus, Vollkommenheitslehre u. dgl. mehr befaßten. Beide Richtungen stehen sich feindlich gegenüber.

Nach Deutschland wurde die bornholmische Secte etwa Ende der siebziger Jahre durch den früheren Hauslehrer Christian Bau in Christiansfeld (unweit der dänischen Grenze) verpflanzt. Bau gehörte der Brüdergemeinde an, war für das geistliche Amt bestimmt, mußte aber, nachdem er das Gymnasium absolvirt hatte, wegen eines Herzfehlers vom weiteren Studium absehen. Wie er erzählte, kam er in große Sündennoth, konnte durch seinen Seelsorger und seine Glaubensbrüder, die ihn stets aufs Gebet und Kämpfen und Warten verwiesen, nicht zum Frieden kommen, bis er die Schriften des schwedischen M. Rosenius las und hier Trost und Frieden fand, als er sah, daß all seine Sündenschuld schon bezahlt und vergeben sei vor 1800 Jahren, als Christus für die ganze Welt sein Blut vergossen habe. Nun erkannte er auch den Abfall seiner Kirchengemeinschaft von der Lehre des Wortes Gottes und trat zur lutherischen Landeskirche über. Mit großem Eifer begann er Rosenii Werke ins Deutsche zu übertragen und zu verbreiten. Bei seiner Colportage gewann er bald einige Leute für diese in deutschen Landeskirchen fast unbekannte Lehre und gründete nun 1881 den „Lutherischen Missionsverein zur Förderung des Reiches Gottes in Schleswig-Holstein“, mit dem Sitz in Flensburg, wohin er auch seinen Wohnsitz verlegte. Von diesem Verein ließ er sich als Präses wählen und predigte überall, wo er Eingang finden konnte. Da er sehr begabt war und die in Schleswig-Holstein selten vernommene Predigt von der freien Gnade Gottes in besonderer Betonung der objectiven Rechtfertigung begeistert verkündigte, fand er bald Zulauf. Leider fehlte ihm die Selbstzucht, die geistliche Nüchternheit und geordnete kirchliche Gemeinschaft, insonderheit, da er noch jung war, die Leitung und Ermahnung wahrer Freunde. Durch die hieraus entspringenden Uebelstände, durch den Anstoß, den er oft gab und durch häufig liebloses und ungerechtes Richten und Verdammnen anderer, stieß er manche, die ihm Anfangs zufliehen, wieder zurück. Auf seine ihm ergebenden Anhänger besaß er gewaltigen Einfluß und ward von vielen derselben fast vergöttert, wodurch sich mehr und mehr im Verein ein päpstliches Wesen entwickelte. Manche Züge in Baus Charakter und Vereinsleitung erinnern unwillkürlich an Stephan, der ja den Lesern aus der Geschichte der Missouri-Synode bekannt ist. Baus schlimmste Feinde waren seine Freunde, die ihm schmeichelten und sich scheuten, ihm offen die Wahrheit zu sagen. Es hätte noch manches wieder gut gemacht werden können, wenn Bau, und mit ihm der Verein, im Sommer 1896, als durch Gottes wunderbare Fügung

und Gnade die reine lutherische Lehre und die rechtgläubige Kirche ihm entgegnetrat, seine Fehler und Irrthümer erkannt und der Wahrheit gefolgt wäre. Leider verschloß er sich allen biblischen Beweisen, obwohl verschiedene Aeußerungen darauf hindeuten, daß er im Innern von der Macht der Wahrheit gepackt und größtentheils überzeugt war, z. B. die Frage an den Präses der Freikirche, ob er, falls er überträte, ordinirt werden könne 2c. Nicht lange nach dieser gnädigen Heimsuchung Gottes ward er — nach ganz kurzer Krankheit, im besten Mannesalter — von dieser Erde abgerufen.

Ob die in Schleswig-Holstein und Ostfriesland zerstreuten etwa zweihis dreihundert Mitglieder des Vereins, nachdem der Stifter und einflußreiche Führer ihnen fehlt, sich als Verein werden halten können, ist sehr fraglich, wenn auch die Sendboten und der Vorstand alles aufbieten, um den Zusammenhalt zu wahren.

Eine Anzahl dänisch redender Bornholmer an der Westküste Schwedens mit dem Sitz in Ballum (daher die Ballumer genannt), haben ihren Verein, ihre Sendboten und Versammlungshäuser für sich. Sie werden von der Aussenwelt für Abgefallene und Pharisäer angesehen und stehen mit den „Möllerianern“ in Dänemark in Verbindung. Ihre Opferwilligkeit ist sehr groß, da sie außer ihren Sendboten noch einen eigenen Missionar in China unterhalten.

Wenn ich nun in Kürze zusammenfassen soll, was die „Bornholmer“ von den rechtgläubigen Lutheranern unterscheidet, so ist es sehr schwer, ein ganz zutreffendes Urtheil niederzuschreiben, da sie 1. kein bestimmtes Glaubensbekenntniß haben, 2. unter sich nicht einig sind, und 3. Lehre und Praxis bei ihnen oft nicht mit einander harmoniren. Freilich bekennen sie sich in § 1 ihrer Vereinsstatuten „in allen Punkten zu der Augsburgerischen Confession“, aber in Wirklichkeit weichen sie doch vielfach davon ab, wie schon nachgewiesen worden ist. Sie trennen das Predigtamt von der Verwaltung der heiligen Sacramente, indem sie ersteres unter sich ausgerichtet haben, die letzteren aber in der Landeskirche nehmen. Die von ihrer eigenen Landeskirche (deren Glieder sie sein und bleiben wollen) angestellten Prediger erkennen sie nicht als ihre Seelsorger und Hirten an, sondern halten sie für Wölfe, Miethlinge und Irrlehrer, die man fliehen soll, gehen daher auch nicht zum Gottesdienst; trotzdem lassen sie ihre Kinder von denselben in der Kirche taufen und nehmen von diesen „Irrlehrern“ und „Wölfen“ das heilige Abendmahl und die Absolution, bei welcher Gelegenheit sie dann nothgedrungen auch die Predigt und die Beichtrede anhören müssen. Ihre Sendboten, die sie für ihre eigentlichen Prediger und Seelsorger anerkennen, werden vom Vorstand, resp. Präses gewählt, und stehen in schroffem Gegensatz zum geistlichen Amt. Sie können das theologische Studium nicht leiden, was sie mit Schwarmgeistern und Sectirern gemein haben, die sich unmittelbar vom „Geist“ berufen wähnen und die kirchliche Ordnung verachten. Obwohl sie die „reine Lehre“ zu haben meinen, können sie doch

3. B. mit einem schwedischen Sendboten, der offenkundig die Kindertaufe verwirft, auf Missionsfesten 2c. zusammenarbeiten, weil der Betreffende im Uebrigen ein guter Bornholmer ist. Entgegen den lutherischen Symbolen wirken die Sendboten des Vereins überall im feindlichen Gegensatz zu den berufenen Pastoren und ihren Gemeinden, obwohl sie nicht aus der Landeskirche ausgetreten sind. Daß unsere Bekenntnißschriften und Luther im „Galaterbrief“ gemäß des Wortes Gottes diese Praxis der Winkelprediger verdammen, scheint weder sie noch den Verein irgendwie zu beunruhigen. Die Bornholmer stehen mit dem einen Fuß in der Landeskirche, mit dem andern außerhalb derselben; sie haben sich so zu sagen „zwischen den Grenzen gelagert“. Brüderliche Gemeinschaft pflegen sie nur mit den Ihrigen und stehen allen, die nicht zum Verein gehören, schroff und kalt gegenüber. Luther, mit dem sie nichts anzufangen wissen, sowie die „Concordia“, lassen sie wohl stehen, doch nehmen sie aus diesen Schriften nur das, was für sie passend erscheint; und Stellen daraus haben für sie nur dann Beweiskraft, wenn sie mit Rosenius und Bau übereinstimmen. Die Schriften der Letzgenannten bilden fast ausschließlich ihre geistige Nahrung. Als Schreiber dieses vor Jahren — er war derzeit Vorleser — auch die Bibel und Luthers Predigten neben „Rosenius“ in den Versammlungen zum Vorlesen mit heranzog, wurde ihm dies als eine „Neuerung“ übel vermerkt, und als er von Flensburg fortzog, kam Luther wieder unter die Dank. Statt der alten lutherischen Kernlieder, die von der ganzen lutherischen Kirche in allen fünf Welttheilen in großem Segen gebraucht werden, bedienen sie sich stets der von Bau aus dem Schwedischen übersetzten „Geistliche Lieder von Oskar Ahnsfeldt“. Nur zwei Lieder von Luther haben sie in einem „Anhang“ neben einigen englischen Liedern aus der „Frohen Botschaft“ übernommen, in einer Zeit, da von den Ahnsfeldtschen Liedern erst wenige übersetzt waren. — Ihre Führer genießen fast unbedingtes Vertrauen und Rosenius und Bau dürfen als Autoritäten nicht angetastet werden. Ein Sendbote schrieb einst an den Verfasser dieses Artikels, nachdem er Beweise für seine angebliche Kezerei von dem ersteren aus Gottes Wort oder den Bekenntnißschriften erbeten: „Du hast ja Rosenius (nämlich dessen Werke), Du kennst Rosenius und weißt, was er lehrt, da hast Du ja Gottes Wort“ 2c. — Die Bornholmer sind mißtrauisch gegen alles Fremde, verschließen sich krampfhast allem, was nicht aus ihrer Richtung fließt und sind sehr schwer zur Prüfung zu veranlassen, umsomehr, als sie jetzt stets von ihren Leitern gewarnt werden, missourische Schriften zu lesen oder mit Missouriern sich einzulassen, „es könne ihre Seligkeit kosten“! Es wird zuweilen ein Inquisitionsverfahren und eine Gewissenstyrannie geübt, die an das römische Papstthum streift. Das „innere Leben“, das „es gut haben“, wie der technische Ausdruck bei ihnen lautet, steht ihnen viel höher als die Lehre, weshalb auch Belehrung im eigentlichen Sinne, feste Lehrbegriffe, Katechismus-Unterricht, Einführung in die heilige Schrift, Selbstforschen (das an den

Christen zu Veröa so gelobt wird, Apost. 17, 11.), die lutherischen Bekenntnisschriften ihnen ganz fremd geworden sind. Alles spitzt sich auf sogenannte Erbauung zu und alle Themata, die nicht direct Sünde und Gnade berühren, halten sie für gefährlich, weil „es unbemerkt von Christo wegführt“. Dieses Urtheil ward z. B. über Dr. Walthers herrliches Buch: „Die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt“, abgegeben und wird im Allgemeinen über uns gefällt. Gesetz und Evangelium vermischen sie öfters; so z. B., wenn sie in ihren Predigten und Gesprächen oftmals einen Christen so beschreiben, als wäre zwischen ihm und einem Weltmenschen in Bezug auf den Wandel kein Unterschied. Der Unterschied zwischen Todsünden, die uns von Gott scheiden und den Geist Gottes vertreiben, und sogenannten Schwachheitsünden wird bei den Bornholmern oft vermischt. In manchen Stücken gibt man dem Fleische zu viel Raum, man setzt sich über vieles, was einen wahren Christen beunruhigen sollte, als „schon vergeben“ hinweg; in andern Fällen wieder spannt man das Gewissen zu enge und erklärt für Sünde, was die Schrift nicht Sünde nennt. „Deine Sünde ist ja längst vergeben, bevor du sie begingst.“ — „Ich stehe in derselben Gnade bei Gott, ob ich im Gebet auf meinen Knien liege, oder in groben Sünden stecke“, diese und ähnliche Aussprüche beweisen das Gesagte. Als Schreiber dieses den früheren und den jetzigen Präses einmal auf die Verkehrtheiten des Vereins und das schriftwidrige Verhalten in bestimmten Fällen hinwies, wurde ihm entgegnet: „Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo sind“ und „Gott selbst sieht unsere Sünde nicht“.

Obwohl sie die objective Rechtfertigung sehr betonen, fehlt es ihnen doch an der objectiven Heilsgewißheit, da sie die Gnadenmittel, insonderheit die heiligen Sacramente als die Träger und Vermittler des Verdienstes Christi, nicht genügend erkennen und schätzen. Freilich geht dies nicht sowohl aus ihren Schriften, als vielmehr aus ihrer Praxis klar hervor, da das Urtheil ihrer Gemeinschaft, besonders der Angesehenen unter ihnen, im großen Ganzen doch weit mehr gilt als das, was Gott gesagt und gethan hat. Die tägliche Selbstprüfung, gleichsam das gewaltsame Hervorziehen ihres geistlichen Zustandes, ihres innern Lebens, das fortwährende Behorchen des geistlichen Herzschlags, das „Sich-selber-mißtrauen“, die Furcht vor Selbstbetrug und Abfall und heimlichem Tod, die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, das Klagen und Seufzen über das Elend der Sünde, welches in Briefen und Gesprächen stets den Grundton bilden muß, gelten als die Hauptkennzeichen eines wahren Christen. Und merkwürdig, während sie die Heilsgewißheit, und die Lehre, daß jeder Christ seiner Auserwählung gewiß werden soll, als gefährliche Irrlehre, die zur fleischlichen Sicherheit führt, verwerfen und fliehen, suchen sie gerade darin, daß sie die obigen Kennzeichen bei sich verspüren, einen Trost, der schriftwidrig ist und wirklich zur Selbstgefälligkeit und Sicherheit führen muß. Der Subjectivismus spielt

bei dieser Gemeinschaft eine große Rolle. Was bei ihrem Lehrvater Rosenius in den Anfängen sich zeigte, das wird bei seinen Anhängern und Nachfolgern mehr und mehr ausgebildet und — da die Leiter keine theologische Ausbildung besitzen, um so schneller bis zur groben Keterei und Sectirerei entwickelt. Die Bornholmer Richtung hat, bei mancher sonstigen Verschiedenheit, doch das mit dem Pietismus und Methodismus gemein, daß sie den Christen von Anfang an in die Beschauung seiner selbst, seiner Gefühle und Zustände bannt und ihn damit verrückt von der Einfalt des Glaubens und des unverrückten Blickes auf Christum in den Gnadenmitteln. Die reine Lehre, Beruf, Predigtamt, Kirche und Kirchenordnung, Absolution &c., das alles sind für den Bornholmer Wände, an die er mit dem Kopfe anstößt. Die geistgesalbten und erleuchteten Persönlichkeiten gelten ihm als die Kanäle, durch die ihm das Heil zufließt und allein zufließen kann.

Durch obige Ausführungen soll nicht gesagt werden, daß alle hier erwähnten Abweichungen und Irrthümer in Lehre und Praxis sich bei allen Mitgliedern dieser Richtung finden oder in gleichem Maße angetroffen werden. Im Verhältniß zu andern irrgläubigen Gemeinschaften predigen sie das Evangelium noch mit am reinsten und haben viele guten Seiten. Auch wollen wir in keiner Weise über die Personen richten, insofern wir glauben, daß in ihrer Gemeinschaft viele wahre Kinder Gottes sich befinden, die nur aus Schwachheit irren, gleich den 200 Mann, welche mit Absalom gingen in ihrer Einfalt und nichts wußten um die Sache. (2 Sam. 15, 11.) Aber auch sie stehen in großer Gefahr, da „ein wenig Sauerteig (ein wenig falsche Lehre) den ganzen Teig versäuert“ (Gal. 5, 9.), und die vom Worte Gottes abweichende Lehre „um sich kriecht wie der Krebs“ (2 Tim. 2, 17.), da sie sich durch Bleiben in der abgefallenen Staatskirche und durch Verkehrung der von Gott gewollten kirchlichen Ordnung und Praxis, durch Gemeinschaft (in Kirche und Abendmahl) mit den offenbar Ungläubigen, Irrlehrern und Lasterknechten und andererseits durch Fliehen und Verbammen der rechtgläubigen Kirche schwerer Sünden schuldig machen. Sie sind nach Gottes Wort verbunden, ihre Lehre und Praxis mit der heiligen Schrift zu vergleichen, und zu prüfen, was ihnen vorgehalten wird (1 Thess. 5, 21.), den Irrthum fahren zu lassen und der rechtgläubigen Kirche sich anzuschließen. Wir hoffen zu Gottes Gnade, daß noch viele Herzen willig gemacht werden, sich in der Lehre recht unterrichten zu lassen, ihre Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi (2 Cor. 10, 5.) und „durch Anleitung des Heiligen Geistes zu der unfehlbaren Wahrheit des göttlichen Wortes mit uns und unsern Kirchen sich begeben und wenden werden“. (Siehe Vorrede zum Concordienbuch.)

Johannes Harbed.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Ein Bundesgenosse für die Ohio-Synode.** Das unirte „Magazin“ sagt in Bezug auf einen Artikel in den ohioischen „Zeitblättern“: „Würden wir in den Streit wider Missouri hineingezogen, so könnten wir mit voller Freude einstimmen in die Darstellung der Ohio-Synode in Betreff der Lehre von der Gnadenwahl. . . . Mag Missouri in seiner Verblendung es „Synergismus“ schelten, wenn man die Belehrung von dem „Verhalten“ des Menschen zur göttlichen Gnade abhängig macht. Es ist und bleibt klare Schriftlehre, daß zwar das erste, initiative Gnadenwirken am Herzen des Menschen Gottes Sache sei, daß es aber schließlich am Willen und Mitwirken des Menschen liegt, an seinem Verhalten, ob jenes göttliche Thun einen seligen oder unseligen Ausgang hat.“ So weit der Unirte. Er hat offenbar die ohioische Lehre ganz richtig aufgefaßt: nicht durch Gottes Gnade allein wird man bekehrt und selig, sondern „es liegt schließlich am Willen und Mitwirken des Menschen, an seinem Verhalten“. Zwar sagt der Apostel Paulus: „So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Aber man braucht ja die Worte nur um zu kehren, so daß es heißt: „So liegt es nun an Jemandes Wollen oder Laufen, nicht an Gottes Erbarmen“, dann leuchtet augenblicklich ein, daß die ohioische Lehre „klare Schriftlehre“ sei. So weit wäre die Sache in Ordnung! Wir sehen nicht ein, warum Prof. Stellohorn und der unirte „H.“ sich nicht unter Freudenthränen in die brüderlichen Arme fallen sollten. Was kann die noch trennen, die „Missouri“ gegenüber so ganz von Herzen in dem Fundamentalsatz einig sind: „Es liegt schließlich am Willen und Mitwirken des Menschen“, ob er bekehrt und selig wird, nicht an Gottes Erbarmen; nur „das erste, initiative Gnadenwirken am Herzen des Menschen ist Gottes Sache“. In einer Forderung geht jedoch der unirte Bruder Prof. Stellohorn gegenüber entschieden zu weit. Er rät nämlich Prof. Stellohorn, auf die „Vorausicht des Glaubens“ bei der Darstellung der Lehre von der Gnadenwahl zu verzichten. Dies sei zwar der Standpunkt der lutherischen Dogmatiker. Derselbe bedürfe aber „entschieden der Berichtigung“. Es empfehle sich „die so schöne Auffassung“ von J. P. Lange, der die „Erwählung“, „absolut“ fasse und dann die „Verordnung“ fest und unzweideutig in Ansehung „des menschlichen Verhaltens“ geschehen sein lasse. Hierauf kann Prof. Stellohorn von seinem Standpunkt aus wirklich nicht eingehen. Er braucht die Redeweise „in Ansehung des Glaubens“, um sich und andere Gimpel zu fangen, das heißt, um sich und Andern einzureden, daß die Ohio-Synode nur die Lehre der späteren Dogmatiker vertrete. Uebrigens braucht der unirte Bruder nicht bange zu sein, daß durch diesen kleinen Unterschied in der Phrasologie die Geisteseinigkeit beeinträchtigt werde. Die ohioischen Wortführer brauchen die Redeweisen „in Ansehung des Glaubens“ und „in Ansehung des Verhaltens“ als gleichwerthig. Sie meinen immer „in Ansehung des Verhaltens“, wenn sie auch, in Anbequemung an die Redeweise der Alten, sagen: „in Ansehung des Glaubens“. So bleibt die herrliche Einigkeit in dem unirt-ohioischen Glauben, daß es an Jemandes Wollen und Laufen, und nicht an Gottes Erbarmen liegt, vollkommen gewahrt.

J. P.

**Auch Moody.** Moody, bisher ungefähr der „positivste“ unter den „Erweckungs-predigern“, hat neulich einen „Kritiker“ auf seine Kanzel in Northfield gelassen und dies mit allerlei Redensarten von christlicher Liebe auch den Strenden gegenüber ic.

zu entschuldigen gesucht. Sehr gut sagt dagegen der "Lutheran": „Wir brauchen nicht die Personen zu hassen, wohl aber sollen wir ihre Irrthümer hassen. Christus liebte sogar seine Feinde, aber er hat nie Irrlehrern die Hand gereicht über die Kluft der Wahrheit hinweg, welche ihn von den Irrlehrern trennte.“ Und vorher: „Es gibt Christen, die auf Kosten der Wahrheit den Menschen Liebe erweisen; aber bisher meinten wir, Moody gehöre nicht zu diesen Leuten.“ Auch wir haben Moody, der in seinen Predigten oft so entschieden das Schriftprincip hervorkehrte, nicht dieser Gottlosigkeit für fähig gehalten, mit einem Bekämpfer der Autorität der Heiligen Schrift kirchliche Gemeinschaft zu machen. Aber die Stellung eines Revivalisten ist eine sehr gefährliche. Der fahrende Erweckungsprediger ist selbst dann noch eine "nuisance" in der Kirche, wenn er die Wahrheit predigt. Er steht fortwährend im Widerspruch mit der göttlichen Ordnung. Gott will die Gemeinden durch ihre ordentlich berufenen Prediger, nicht durch fahrende Erweckungsprediger gebaut haben. Sodann hascht so ein Erweckungsprediger, namentlich wenn er einen nationalen Ruf erlangt hat, naturgemäß nach dem Beifall seiner Zuhörerschaft. Er wird daher, selbst wenn er Anfangs besser stand, gar leicht der Gefahr erliegen, die Gunst des Publicums zu seinem Gößen zu machen. Dies erklärt die Erscheinung, daß die großen Erweckungsprediger sich gewöhnlich in absteigender Linie entwickeln.

F. P.

Ueber die Kosten des Studiums auf amerikanischen höheren Lehranstalten hat eine Zeitung in New York die folgenden Erhebungen angestellt. Es kostet jährlich auf den Colleges, resp. Universities: Pennsylvania (bei Philadelphia) \$450; Princeton (New Jersey) \$329; Colgate \$250; Columbia (New York) \$550; Cornell \$500; Hamilton \$300 bis \$400; Syracuse \$250 bis \$400; Union \$280 bis \$400; Amherst \$500; Brown \$500; Dartmouth \$400; Harvard \$600 bis \$700; Yale \$600. Auf unsern Anstalten ist es also vorläufig noch bedeutend billiger, als auf den meisten eben genannten. Das führt uns einerseits eine große Anzahl von Schülern und Studenten zu, die sonst nicht studiren würden; andererseits entzieht uns derselbe Umstand immer einige Schüler, weil man glaubt, theure Anstalten leisteten mehr und hätten jedenfalls mehr Ansehen.

F. P.

Die Sitte, im Sommer einige Monate die Kirchen ganz zu schließen, wird auch in einigen Sectenblättern verurtheilt. Es wird darauf hingewiesen, daß die Zahl der Kirchenglieder, welche im Sommer abwesend sind, in der Regel nur eine geringe sei im Vergleich mit der Zahl derer, die an ihrem Heimathsort bleiben. Durch den Schluß der Kirchen aber würden die letzteren der öffentlichen Gottesdienste beraubt. Dies könne nur dazu dienen, Geringschätzung in Bezug auf die öffentlichen Gottesdienste großzuziehen und zu pflegen. Mit Recht sagt ein uns vorliegendes Blatt: „Man kann den öffentlichen Gottesdienst nicht zwei Monate hindurch einstellen und dann denselben in der übrigen Zeit des Jahres mit Liebe pflegen.“ Der Christ, welcher die Predigt des göttlichen Wortes lieb hat, will dieselbe auch während der Sommermonate nicht entbehren. Hoffentlich dringt die Unsitte, „Ferien“ in dem öffentlichen Gottesdienst eintreten zu lassen, nicht auch in die lutherischen Kirchen ein. Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn eine Gemeinde ihrem mit Arbeit überbürdeten Pastor eine kurze Zeit der Ruhe gewährt. Hierfür haben wir sogar ein biblisches Beispiel, Marc. 6, 31. Dafür, daß die öffentlichen Gottesdienste in dieser Zeit nicht ganz ausfallen und überhaupt die Gemeinde nicht der Dienste des Predigtamts beraubt ist, können die Gemeinden schon Fürsorge treffen.

F. P.



## II. Auslaub.

**Eine americanische Kirche in Berlin.** In Berlin soll eine große americanische Kirche gebaut werden. Sie wird etwa \$100,000 kosten, von welcher Summe Dr. Dicke, der Prediger der Berliner americanischen Gemeinde, bereits die Hälfte in den Vereinigten Staaten gesammelt haben soll. Leider! können wir unsere Glaubensbrüder in Berlin nicht in diese americanische Gemeinde weisen. Dieselbe ist ihrer Stellung nach eine Allerweltskirche, in welcher alles andere eher als Gottes reines Wort gepredigt wird. Höchstens die Generalsynödler von der äußersten Linken würden sich in der Berliner „americanischen“ Gemeinde wohl fühlen.

F. P.

In der diesjährigen Kürnberger Festwoche gab es manches Neue aus Brasilien und Oesterreich, Indien und Africa. Man mußte sich über den Vorschlag des Pfarrers von Schormveisach berathen, alle sechs bis acht Wochen im Vormittags-gottesdienst eine eigene Missionspredigt einzuführen. Wenn sich der Mann in seiner sittlich verkommenen Gemeinde selbst für einen Missionar ansähe, kämen ihm andere Gedanken. Es erhoben sich auch „gewichtige Stimmen“ dagegen. — Nun hieß es, man müsse die römische Kirche zum Vorbild nehmen für das Wirken auf socialem Gebiete. Die Kirche soll „die Organisation der Arbeiterschaft fördern“. „In das Kämpfen und Ringen des arbeitenden Volkes muß die Kirche mit eintreten. Sie muß eintreten für die Erschließung weiterer Berufe für die Frauenwelt.“ Es gab aber manche bedenkliche Gesichter dabei und Kirchenrath Bendel von Augsburg erinnerte an die Gefahren dieses Treibens, „als außerhalb dessen liegend, was der Kirche befohlen ist“. Doch konnte man es nicht unterlassen, eine ständige kirchlich-socialen Conferenz für Bayern zu bilden. Möge man sich durch die Erfahrung in Hall warnen lassen, wo Pf. Faulhaber als Leiter der Industrie Bankrott machte, in gerichtliche Untersuchung kam, das Diakonissenhaus mit verwickelte und Kergerniß über Kirche und Amt häufte!

G. G.

„Sie reißen den Grund um.“ Prof. L. K. Cheyne in Oxford mußte hören, er treibe Geschichtsconstruction, indem er das Alte Testament nach seinem Geschmack zuschneide. In seiner Schrift „Jewish religious life after the exile. 1898“ nimmt er den Vorwurf an, meint aber, „der richtige Augenblick für derartige Versuche sei gekommen und seine Darstellung besitze „considerable probability“. (Josephf. „Lit. Ver.“, S. 87.) — So offen sind deutsche Professoren gewöhnlich nicht. Da bringt die „Ev. Kzt.“ „Weserlinger Vorlesungen über die biblische Urgeschichte (Genesis c. 1—11)“, deren Verfasser „den Pentateuch und auch schon die Urgeschichte für eine Sammlung der verschiedensten Stoffe hält“. Alles beruht ihm auf einer „Vision“, wo, „wie bei aller Offenbarung Gottes durch Menschen, der menschliche Factor weit mehr in Rechnung zu ziehen ist, als dies bisher geschehen“. „Arabische Ursprungs ist die Geschichte in Gen. 2 und 3. . . . Zu diesem Bericht hat die farbenreiche Uebersetzung der alten vorderasiatischen, bezw. arabischen Welt den Stoff geliefert. Wir befinden uns hier in der echten Vorstellungswelt des Alterthums, die allerdings erklärt ist durch die Offenbarung des lebendigen Gottes.“ „Zu der Ausmalung dieses Bildes hat die Anschauungswelt damaliger Zeit die Farben geliefert.“ „Die Unschuld der ersten Menschen war im Grunde Unwissenheit, der Geist war in ihnen noch träumend; in einem solchen Zustande ist Frieden und Ruhe, aber auch zugleich Angst, das ist, das Geheimniß der Unschuld war nun aufs äußerste gespannt durch das Verbot, das ihnen zum Theil gänzlich unverständlich war.“ — „Die ganze Urgeschichte ist aus einer Reihe von Stücken zusammengesetzt, die verschiedenen Ursprung verrathen.“ „Der Fluthbericht macht den Ein-

druck, als ob der Text öfter beschädigt oder verloren gegangen gewesen und nun vielleicht mit Heranziehung von Quellen zweiter Güte in mühseliger Mosaisarbeit nothdürftig wieder hergestellt sei.“ „Der biblische Bericht nöthigt durchaus nicht zu der Annahme, daß die Fluth eine allgemeine gewesen. . . Ich habe nichts dagegen, wenn man diesen Bericht eine Volksfage nennt.“ (S. 165. 180. 200. 202. 214 f.) Treibt dieser Vorleser nicht auch Geschichtsconstruction? Er wird es aber nicht zugeben. — Zu gleicher Zeit führt ein Artikel der apoletischen Zeitschrift „Beweis des Glaubens“ aus, daß „der biblische Schöpfungsbereich ganz und gar als eine Vision sich zu erkennen gibt, zu deren richtigem Verständniß die Naturwissenschaft erst den Schlüssel geliefert hat“. Der Verfasser meint Gott einen großen Dienst mit seiner Arbeit zu thun; denn „selbst gläubige Leute wagen es nicht, den Werth des biblischen Schöpfungsberichtes weiter auszudehnen als auf die Thatsache, daß die Welt geschaffen und daß die Erde aus einem chaotischen Zustand in ihren jetzigen allmählich herausgebildet worden sei. Die ungläubigen Naturforscher aber haben für den biblischen Schöpfungsbericht nichts weiter übrig als ein verächtliches Achselzucken“. Beiden Theilen zur Ueberraschung will er zeigen, daß eine „evidente Uebereinstimmung zwischen dem biblischen Berichte und dem der Weltgelehrten besteht, sobald man jenen zur Vision macht“. (S. 62 ff.) Weil sich die Menschen nicht zu Gottes Wort bekehren wollen, so soll sich aber Gottes Wort zu den Menschen bekehren, in Anbetracht dessen, daß „das Wort Gottes doch auch in den Augen der Welt nicht höher geehrt werden kann, als wenn sich zeigt, daß die Resultate der Naturwissenschaft das uralte Gotteswort nur bestätigen“. „Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß das sechsmalige Reden Gottes nur visionär ist.“ „In der Wirklichkeit schafft er doch wohl, ohne zu reden.“ „Wenn wir fragen, ob dieser Visionstag unserm durch die Rotation der Erde und die leuchtende Sonne bewirkten 24 Stunden-Tag auch in der Wirklichkeit gleich zu setzen sei, so müßten wir entschieden mit Nein! antworten; denn dazu fehlte . . . nicht weniger wie alles. . . Wenn nun die Naturwissenschaft, hier noch ganz insbesondere die Geologie, die bestimmte Erklärung abgibt, die fertige Erde mit ihren Urgebirgen und Steinkohlenlagern und ganzen Generationen untergegangener Lebewesen in Form von Versteinerungen bergenden Kalkgebirgen und Koralleninseln zc. könne unmöglich in sechs Erdentagen geworden sein, so kann es uns als Theologen, sobald wir den Schöpfungsbericht als Vision erkannt haben, durchaus gleichgültig sein, ob die Naturforscher für die volle Ausbildung der Erde 100,000 von Erdentagen beanspruchen, oder auch noch tausendmal mehr.“ Allerdings! Man braucht nur Gottes Wort nicht zu nehmen, wie es lautet, so kann man hineinlegen, was man will. Trotz alles Nodelns ist der Schreiber den Beweis aber schuldig geblieben, daß man mit dem festen und gewissen Wort also spielen und seine Berichte zu schönen Träumen machen darf. — Um zwischen Zeitgeist und Glauben eine Verständigung zu stiften, hat man das Buch des von der englischen Staatskirche abgefallenen A. Brooke: „Glaube und Wissenschaft“, ins Deutsche übersezt. Dasselbe stellt den Christen vor, daß sie noch alle gelehrten Leute verlieren müßten, wenn sie von dem allmächtigen Gott und seinen durch wunderthätige Tugenden berichteten Wundern nicht lassen können. Der Mann hat Mitleiden mit uns. Er schreibt: „Sie sehnen sich nach einem Gott, der über der Natur steht und unabhängig von dieser zu handeln vermag, der als Wille, als Person, losgelöst über dem Weltganzen steht. Dieses ihr Herzensbedürfnis ist eines, das der tiefsten Noth aller menschlichen Herzen entspricht, und es ist kein Wunder, wenn die Angst, sich einen Gott zu verlieren, die Menschen in den heftigsten Kampf für den Wunderglauben treibt. Sie fürchten sich, sie kommen sich völlig verwaist vor, ohne einen Gott, nur

der toten Materie angehörend, dem Zufalle, den unpersönlichen Mächten anheimgegeben, den Weltgesetzen, welche sich um den Menschen nicht kümmern. Es schaudert sie beim Gedanken an ihr Volk und an ihr eigenes Leben, und es macht sie elend, Religion und Moral nur als Früchte der menschlichen Entwicklung anzusehen und nicht als von Gott stammend. . . . Im Gegensatz zu der erbarmungslosen Beständigkeit der Natur und der gesetzmäßig geregelten Entwicklung der Menschheit scheint ihnen das Wunder allein die göttliche Macht und Liebe zu bekunden, die über allem steht und die Geschehe der Welt regiert. Nimmt man ihnen die Wunder, so halten sie sich verloren; denn nur die zeitweilige Durchbrechung oder Aufhebung der Naturgesetze beweist ihnen die Existenz eines Willens, der über der Natur steht und dem sie ihren Ursprung verdankt.“ (S. 188 f.) Es koste aber viel oder wenig, das Opfer müßte der Wissenschaft gebracht werden. Gott könne ebensowenig durch Wunder die Ordnung der Natur durchbrechen, wie er nicht lügen könne. (S. 189.) Man hört die Stimme des verlorenen Sohnes aus diesen Reden, der schon etwas von seinem Elende merkt, aber noch nicht umkehren will. Es wird ihm wenig nützen, wenn Lic. Steude nachweist, daß auch die Naturwissenschaft Wunder zugibt. (J. Müller: „Nur eine Durchbrechung der Naturgesetze, ein Wunder, kann den lebendigen Organismus aus der leblosen Materie bilden.“ Darwins Geständniß, „daß wir über den Ursprung des Lebens ebenso wenig wissen, wie über den Ursprung von Kraft und Stoff“. „Ich nehme an, daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die jemals auf dieser Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen, welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden ist.“) Auch die lahme Entgegnung, daß wir Gott nicht bloß im Wunder sehen („Bew. d. Bl.“, S. 195 ff.), wird den Gottesfeind nicht bekehren. Er muß das Wunder selbst erfahren, das ihn wie den Saulus zu Boden schmettert und ohne „Bergewaltigung“ ihn aus der Tiefe heraufholt, um ihn an Gottes Brust zu legen. Dr. Soedemater in Amsterdam zeigt aber den Kritikern, daß sie solchen Geistern gegenüber selbst ohne festen Grund sind. In einer Schrift: „Christus voor de Rechtbank der Moderne Wetenschap. 1898“ fragt er: „Was verliert man, wenn in dieser Weise die göttliche Autorität des Alten Testaments preisgegeben und die Behauptungen der modernen Kritik als unumstößlich angenommen werden?“ Er antwortet: Man verliert 1. die Kenntniß von dem einen wahrhaftigen Gott; 2. von Jesu Christo als dem Bringer der Heilsbotschaft; 3. die Möglichkeit einer echt wissenschaftlichen Untersuchung religiöser Wahrheiten überhaupt; 4. Grund, Gegenstand und Festigkeit des Glaubens; kurz, 5. den Christus der heiligen Schrift. (Ebd. S. 164.) — Sellin fiel über den Jesajas her, um ihn nach Art wilder Thiere zu zerreißen. Ihm folgen immer mehr Geister, welche ausschneiden wollen, was „einen zusammengefiickten Eindruck“ macht (J. Reinhold), und besonders messianische Weissagungen beschmutzen. Das „verschlägt nichts für den, der die Propheten nicht mit früherem Inspirationsbegriff als passive Werkzeuge des inspirirenden Geistes Gottes ansieht“. Nach der „dogmatischen Neugestaltung der Schriftlehre durch Schleiermacher und seine Schule“ ist Offenbarung „etwas allgemein Menschliches, was sich auch in heidnischen Religionen findet“ (Prof. Röldeke). Träger der Offenbarung waren auch Franz von Assisi, Katharina von Siena und der Norweger Hans Nilsen Hauge. Nur „die dogmatische Gebundenheit der Kirche“ setzt sie nach Prof. Michelet in Christiania hinter die Propheten des alten Bundes zurück. „Auch ein Muhammed ist dafür anzusehen, und zwar er vor allen andern.“ (Joseph. „Lit. Ver.“, S. 128.) Prof. Thudichum in Tübingen verwirft in eigener Schrift das apostolische, nicänische und athanasianische Symbol als „kirchliche Fälschungen“. (S. 94.) Damit „das wissenschaftliche Gewissen“

nicht weiter beleidigt werde, forbert G. Gerol (Sohn des Prälaten G.), der „dem Prof. Ritschl das Eine, was noth ist, verdankt“, Predigten ohne Bibeltexte, Darlegung der Ergebnisse der Bibelkritik im Jugendunterricht, kräftigere Unterstützung liberaler Pastoren wider die positiven und Umgestaltung des heiligen Abendmahls. (S. 106. Gerol: Unsere Gebildeten und die Kirche.) G. G.

Von der römischen Mission in Ostafrika erwähnte der Leipziger Missionsdirector in seinem Jahresberichte, „daß in Riboscho wöchentlich beinahe 4000 Personen und in Rilema 700 Kinder Unterricht empfangen“. Der Missionar in Rilema veranstaltete „ein Tauffest, bei dem fünf Ochsen geschlachtet wurden und Negerbier in Fülle die Wadshagga erquickte“. Der „apostolische Missionar“ Zug schreibt: „Sehr viele junge Leute in Rilema verlangen heute die Taufe. Sie wollen ein Fest haben wie ihre Landsleute.“ Der Häuptling Mareale erzählte dem Leipziger Missionar Althaus, daß der Bischof von Zanzibar ihn besucht und ihm ein goldenes Kreuz geschenkt habe mit dem Bedeuten, es so zu tragen, wie der Bischof selbst sein Bischofskreuz. Diejenigen in Riboscho, die nicht zum Unterricht kommen, läßt man „durch Wegnahme von Ziegen strafen“. Der Leipziger Missionar Fajmann wurde darum an einem Platze sogleich nach Bier gefragt, weil man bei der Kirche die sociale Fürsorge Roms erwartete, und dem Missionar Bleiden sagten die Neger, die bei dem Bau eines Unterrichtshauses sehr langsam waren: „Wenn du aber unser Vieh wegnimmst, so wagen wir nicht zum Unterricht zu kommen.“ (Leipz. Missionsabl.) G. G.

Russische Secten. Man hält America besonders für das Sectenland; die jüngst bei Richter in Leipzig erschienene Schrift von J. Geßring: „Die Secten der russischen Kirche“ deckt aber in Rußland ein solches Sectengewimmel unter allem Druck auf, daß die Mannichfaltigkeit kaum geringer ist. Darnach halten sich etwa 20 Millionen Einwohner Rußlands zu den die Staatskirche bekämpfenden Secten. Abgesehen von den aus alter Zeit stammenden monophysitischen, donatistischen, judaistischen und antitrinitarischen Secten erzeugte ein Schisma (Kaskol) vom Jahre 1687 so viele Gemeinschaften, daß die Zersplitterung der Kaskolniken noch immer fortgeht. Eine zwischen 1520 und 1525 vollzogene Revision der Liturgie gab die erste Veranlassung zu dem Schisma. Der Revisor fand in den verderbten „heiligen Büchern“ der unwissenden Popen Sätze wie diese: „Der Sohn ist erschaffen“ (statt unerschaffen). „Der Sohn war nur Mensch“ (statt wahrer Mensch). Er „ist des ewigen Todes gestorben“. Weil er die Ketzereien entfernte, wurde er als „Verberber der ehrwürdigen Kirchenbücher“ zu lebenslänglicher Klosterhaft verurtheilt. Die ersten gedruckten Bücher vom Jahre 1564 waren noch mehr verschlechtert, und alle Besserungsversuche waren umsonst. Erst der Patriarch Nikon setzte mit Hülfe der Caren in den Jahren 1654 und 1655 die Revision durch, ließ aber die Gegner knuten, in Klöster sperren und nach Sibirien verbannen. Die Moskauer Kirchensynode vom Jahre 1666 und 1667 decretirte seine Absetzung und Klosterhaft, aber auch den Bann über alle Gegner der Revision. Die Anhänger des „alten Ritus“ trennten sich und blieben dabei: 1. Der Gottesdienst ist nach den alten, als durchaus unfehlbaren und vom Geiste Gottes durchdrungenen Büchern zu vollziehen. „Gott wolle verhüten, daß wir selbst in dem Geringsten fehlen, weder im Glauben noch in der kleinsten Partikel des Gesangskanons!“ 2. Im Artikel des Symbols muß es vom Heiligen Geist lauten: „und an den Heiligen Geist, den wahrhaftigen und lebenbringenden Herrn, dessen Reich ohne Ende ist“. 3. Das Halleluja in der Dogologie darf nicht dreimal, sondern nur zweimal gesungen werden mit Hinzufügung von „Ehre sei dir, Gott!“ 4. Bei kirchlichen Processionen muß man mit dem Sonnenlauf, nicht gegen ihn gehen. 5. Das Kreuz

ist nach Christi und der Apostel Vorbild (nicht mit drei Fingern, sondern) mit dem Zeige- und Mittelfinger zu schlagen zum Zeichen der zwei Naturen in Christo. 6. Nur ein achtermiges Kreuz ist zu gebrauchen und zu verehren. 7. Nur alte oder nach diesen hergestellte Bilder dürfen verehrt werden. 8. Christi Name ist Iſſus zu schreiben und zu sprechen, nicht Iſſus. 9. Das Kyrie eleison muß lauten: *Господи Исусе Христе, unser Gott, erbarm dich über unsere Sünde.* 10. Zur Feier des heiligen Abendmahls gehören sieben, nicht fünf Brode. 11. Bei Beerdigungen wird das Rauchfaß der Leiche nicht nach-, sondern vorangetragen und bei Taufhandlungen wird der Täufling nicht von Mittag nach Norden, sondern von Norden nach Mittag im Baptisterium herumgetragen. Außerdem hat der Rasol an 70 *Adiaphora* gesammelt, welche für kirchentrennend gelten müßten, worunter Rauchen, Schnupfen, Theetinken, Bartscheren, abendländische Kleidertracht. Als die letzten rasolnikischen Priester hinstarben, entstand die Frage: Woher kommen rite geweihte Popen? Die Rasolniken gingen darüber in zwei Richtungen aus einander. Eine Secte beschloß: „Das Priestertum hat aufgehört zu existiren“, und behilft sich seitdem ohne Priester; die andere suchte nach staatskirchlichen Popen, die sich für die Separation gewinnen ließen. Aus letzteren entstand im Jahre 1800 eine dritte Richtung, eine Unionssecte, die sich ihren Klerus von der Staatskirche ausbilden läßt und ihren Cultus dem orthodoxen mehr anbequemt. Alle theilen sich wieder in eine Anzahl Nebensekten. Zu den Popenlosen gehören die *Pomorzy* oder *Danieliten*, welche die Uebertretenden nochmals taufen, die in der Staatskirche eingesegneten Ehen für Unzucht erklären, mit den Orthodoxen keine Gemeinschaft in Speise und Trank erlauben, von ihren Anhängern unter Umständen eine „Feuertaufe“ oder Selbstverbrennung um des Glaubens willen fordern und Christi Wiederkunft für die nächste Zeit in Aussicht stellen. Aehnlich die *Hirtensecte*, welche jedoch die „Feuertaufe“ verwirft, die *Philipponen*, welche noch strengere Astele fordert und die Fürbitte für die kaiserliche Familie verweigert, die *Capitonnen*, welche nur Waldbeeren, Brod und Früchte als Nahrungsmittel gestatten, und die sibirischen *Веспы*. Staatsgefährlich sind die *Stranniki* (Wanderer) oder *Djeguny* (Läufer), Communisten mit Weibergemeinschaft, mit Verweigerung der Steuer- und Wehrpflicht, die den Kaiser als Antichristen abbilden, welchem der Teufel ein Licht hinhält, und die Staatskirche als verkommene Hure. Die *Theodosianer* mit ihren reichen Klöstern, Hospitälern, Waisen- und Versorgungsanstalten stehen sich mit dem Staate besser und bilden zur Zeit die stärkste Secte unter den Priesterlosen. Sonst gehören noch dazu die *Stephanowsky*, die der Unzucht als „heiligen Liebe“ fröhnen, die *Rasini* oder *Rundauffperrer*, die *Ressalianer* oder beständigen Beter, die *Dunkelmännerbrüderschaft*, welche nur Nachts tauft. — Zu den geheimen geistigen Secten zählt Gehring die *Geißler* oder *Tänzer*, die *Verſchnittenen* und ihre Nebensekten der *Hüpfen*, *Zionskinder*, *Adamiten*, *Napoleoniten* &c. — Rationalistisch-spiritualistische Secten sind die *Milchesser* oder, wie sie sich selbst nennen, echt geistlichen Christen und *Evangeliumskämpfer*, die *Duchoborzy* oder *Geisteskämpfer* mit ihrer *Seelenwanderungslehre*, die *Nichtbeter*, *Seufzende*, *Zähler*, *Namenlose*. Die „*Hesler*“ und die Anhänger des Grafen *Leo Tolstoi* sind politische Secten. *Stundisten*, *Paschkowianer* u. dgl. mögen mit den *Pietisten* viel gemein haben. Alle aber beschäftigen sich mit dem großen *Ras* der russisch-orthodoxen Kirche gleich den *Fliegen*. „*Viel Secten und viel Schwärmerei!*“

G. G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

October 1899.

No. 10.

## Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit Josuas stand es gut in Israel. Auch noch geraume Zeit, nachdem Josua gestorben war, so lange die Ältesten lebten, welche die Werke des Herrn gesehen hatten, diente das Volk dem Herrn von ganzem Herzen. Dann aber trat eine Wendung zum Schlimmeren ein. Es wuchs ein anderes Geschlecht auf, das den Herrn nicht kannte. Es folgte die Zeit der Richter, und das war eine lange traurige Zeit des Abfalls und Verfalls. Der Abfall geschah nicht schnell und plötzlich, wie dort am Sinai, als Israel das goldene Kalb anbetete, oder bei Kades in der Wüste, da es sich weigerte, nach Canaan hinaufzuziehen. Allmählich ging es abwärts. Der Anlaß und Anfang des Abfalls war, daß die Kinder Israel im Kampf erlahmten und nachließen. Im ersten Capitel des Buchs der Richter wird hervorgehoben, daß die meisten Stämme es unterließen, die noch übrigen Canaaniter zu vertreiben und zu vertilgen, wie dies doch des Herrn Wille und Befehl war, daß sie die Canaaniter ruhig unter sich wohnen ließen. Der Engel des Herrn strafte das Volk, daß es mit den Einwohnern des Landes einen Bund gemacht hatte. So sollten die Letzteren ihm zu Stacheln und zu einem Fallstrick werden. Richt. 2, 1—3. Der Herr wollte durch die Canaaniter Israel versuchen, und Israel hat die Versuchung nicht bestanden, sondern wurde in alle die Götzengreuel der Kinder Hams verstrickt. Auf ähnliche Weise hat sich auch in der neutestamentlichen Kirche oft der Abfall angebahnt. Die Christen wurden laß und lau im Kampf, lernten sich mit den Feinden ihres Glaubens vertragen, schlossen mit der ungläubigen Welt Bund und Freundschaft, und wenn die Christen aufhören, die Welt zu bekämpfen und zu überwinden, so werden sie von der Welt überwunden. Der Friede mit der Welt zehrt am Mark der Kirche und führt schließlich zum Ruin der Kirche. Der Weltfynn verdrängt den frommen Sinn und Glauben der Väter.

Die Richterzeit war eine Periode des Abfalls. Das Heiligtum in Silo, Opfer und Gottesdienst gerieth in Verfall und Verachtung. Die Kinder Israels dienten den Götzen der Canaaniter und der benachbarten Heidenvölker. Doch war der Abfall noch nicht bis zur Verhärtung und Verstockung vorgeschritten. So gab sie der Herr in seinem Zorn wohl in die Hand ihrer Feinde. Aber wenn sie in ihrer schweren Noth und Bedrängniß zu ihm aufschrieten, erbarmte er sich ihrer und erweckte ihnen Richter und Heilande, die sie von ihren Feinden erretteten. Jahrhunderte hindurch wiederholte sich dieser Wechsel von Ungehorsam, Strafe, Buße und Errettung, und Gott wurde nicht müde und erhörte immer wieder ihr Wehklagen und half ihnen, obgleich sie ihn oft mit ihrer Buße betrogen und seine vorige Hülfe schnell wieder vergessen hatten. Solchen Wechsel gewahren wir auch in der Geschichte der christlichen Kirche. Anhaltende Treue ist ein gar seltenes Ding. Es geht mit dem Glauben und der Gottesfurcht auf und nieder. Aber Gottes Treue und große Langmuth verherrlicht sich gerade auch an einem wankelmüthigen Geschlecht. Gott zieht seine Hand nicht alsbald von seinem Volk ab, gibt den Ungehorsamen Raum zur Buße, und wenn er nur etliche geringe Fünkeln wahrer Reue und Buße erblickt, so ist er mit seiner Gnade, Vergebung, Hülfe und Wohlthat zur Hand, ob auch seine Kinder schon oft seine Erwartungen getäuscht und frühere Wohlthaten ihm übel vergolten haben.

Es fehlte in jener dunkeln Zeit nicht ganz an Lichtpunkten. Hin und wieder raffte sich Israel auf, entsagte den fremden Göttern und wandte sich wieder dem Gott der Väter zu. Bei einer bestimmten Gelegenheit bewies es auch besondern Eifer um den Herrn, seinen Gott. Die Geschichte von dem Krieg der elf Stämme gegen den Stamm Benjamin, der uns im Buch der Richter Cap. 19—21 berichtet wird, ist instructiv. Die Bewohner von Gibea in Benjamin hatten eine Greuelthat begangen, wie man sie seit dem Auszug der Kinder Israels aus Egypten nicht gesehen, Richt. 19, 30., hatten der Sodomiterei sich schuldig gemacht, mit dem Rebsweib eines Leviten, der als Gast in ihrer Stadt herbergte, Unzucht getrieben und dasselbe zu Tode gemartert. Da gerieth ganz Israel in heilige Entrüstung und erhob sich wie Ein Mann. Es führt hier den Titel „Gemeinde Gottes“. Als solche erwies es sich in diesem Fall. Zunächst wurde eine große Versammlung abgehalten und der Beschluß gefaßt, mit der Stadt Gibea nach dem Loos zu verfahren, das heißt, mit ihr wie mit den Städten der Canaaniter zu verfahren, sie zu verbannen, einzuäschern und ihr Gebiet durch das Loos zu vertheilen. Vor Ausführung dieses Beschlusses sandten die Stämme Israels Boten an alle Geschlechter Benjamins und ließen ihnen sagen: „Was ist das für eine Bosheit, die bei euch geschehen ist? So gebet nun her die Männer, die bösen Huben zu Gibea, daß wir sie tödten und das Uebel aus Israel thun.“ Richt. 20, 12, 13. Der Stamm Benjamin hatte zuvörderst die Pflicht, an jene nichtswürdigen Leute zu Gibea, seine Stam-

mesgenossen, Hand anzulegen und sie dem Tode zu überliefern. Aber schließlich haftete jener Frevel als Schuld an ganz Israel, und so war die ganze Gemeinde Gottes verbunden, die Schuld zu sühnen und das Böse aus Israel auszutilgen. Die Kinder Benjamins gehorchten aber nicht der Stimme ihrer Brüder, sondern ergriffen Partei für die Frevler und zogen aus ihren Städten aus, der Stadt Gibeon zu Hilfe. So mußten sie als Mitschuldige mit den Schuldigen leiden. Die elf Stämme, ein großes Heer von 400,000 Mann, überfielen jetzt, nachdem sie durch den Hohenpriester den Willen Gottes erkundet hatten, die sündige Stadt und steckten sie in Brand. Das war ein Gericht Gottes über die Sünder. „Also schlug der Herr Benjamin vor den Kindern Israel, daß die Kinder Israel auf den Tag verderbten 25,100 Mann in Benjamin.“ Richt. 20, 35. Dieses göttliche Strafgericht war aber zugleich eine Wohlthat für den Stamm Benjamin. Derselbe wurde auf diese Weise von jenem Greuel gereinigt. Die noch übrigen Benjaminiten demüthigten sich unter Gottes Hand, flehten ihre Brüder um Erbarmen und fanden Erbarmen, und der Herr selbst baute wieder den Stamm Benjamin. Der Prophet Hosea redet das Israel seiner Tage also an: „Israel, du hast seit den Tagen Gibeons gesündigt, dabei sind sie auch geblieben, es erreicht sie nicht zu Gibeon der Krieg gegen die Kinder der Bosheit.“ Hos. 10, 9. Zur Zeit Hoseas beging Israel ähnliche Greuelthaten, wie einst die Bewohner Gibeons, es blieb aber auch dabei stehen, ließ nicht von seiner Bosheit ab, und es wurde auch kein heiliger Krieg gegen sie ins Werk gesetzt, wie einst gegen Gibeon und Benjamin, der etwa zur Läuterung des Volks dienen konnte. Das Geschlecht, dem Hosea predigte, war bereits dem Gericht der Verstockung verfallen, Gott hatte seine segnende und züchtigende Hand von ihm abgezogen. So erscheint also jener Krieg der elf Stämme gegen Benjamin als eine Liebesthat Gottes, welche zum Besten derer ausschlug, die von dem schweren Schlag getroffen wurden. Diese Geschichte beweist, ähnlich wie die vom Aufruhr der Rotte Korah und die von der Bestrafung Achans, daß alle Glieder des Volks Gottes solidarisch mit einander verbunden sind und eins für das andere mit verantwortlich ist. Es gilt hier nicht die Rede: Jeder muß seine eigene Last tragen. Was geht es mich an, was mein Bruder Uebels thut? Was ein Bruder Schimpfliches und Schändliches verübt, das wird allen Brüdern angerechnet, wenn sie die Uebelthat ungeahndet lassen oder gar gutheißen und in Schutz nehmen. Es ist dies Gottes Wille auch für die neutestamentliche Gemeinde: Was offenbar böse ist und wer offenbar böse ist und von seiner Bosheit nicht läßt, soll aus Israel hinausgethan werden. Nur daß die Kirche des Neuen Bundes die Bosheit und die Bösewichter nicht mit dem Schwert austrottet, sondern Alles mit dem Wort ausrichtet, indem sie den Bösen im Namen Gottes das Urtheil spricht, daß sie Canaaniter, Heiden und Höllner sind und an der Gemeinde Gottes kein Theil und Erbe mehr haben. Jenes Verfahren der Stämme Israels



wider Gibeon und Benjamin deutet auch noch des Näheren auf den Weg, auf dem sich die christliche Kirche des Bösen und der Bösen zu entledigen hat. Der engere Bruderverband, wie dort Benjamin, also die Localgemeinde hat zuoberst die Pflicht, gegen die bösen Buben in ihrer Mitte einzuschreiten. Wenn aber die Gemeinde ihr Strafamt versäumt und für die Uebelthäter Partei nimmt, dann soll die Gesamtkirche ihr gleichsam den Krieg erklären, die Bruderschaft versagen, bis sie thut, was in Israel Rechtens ist. Und solch Zuchtverfahren ist kein Rigorismus, sondern Liebe und Wohlthat, dient zur Besserung der Ungehorsamen und bewahrt die Kirche vor Gottes Zorn und Ungnade. Wenn Zucht und Strafe erst erloschen ist und die Bosheit ungehindert fortwuchert, wenn man dort bei Gibeon, bei der Schandthat Gibeons unentwegt stehen bleibt und kein Krieg die von Gibeon mehr erreicht, ach, dann steht es schlimm in Israel, dann hat Gott sein Volk verlassen.

Gott erbarmte sich seines Volks und schuf ein Neues in Israel. Zur Zeit der Richter war Gottes Wort theuer im Land, und war wenig Weissagung. 1 Sam. 3, 1. Gott hätte sein Wort zurückgezogen und offenbarte sich nicht mehr in Israel, wie ehemals. Das war der Fluch des Ungehorsams und der Untreue Israels. Doch war es noch nicht zum Äußersten gekommen. In Gnaden wandte der Herr seinem Volk sein Antlitz wieder zu. In aller Stille bereitete er sein Werk vor. In dem vereinsamten Heiligtum zu Silo wuchs der junge Samuel auf. Von dem Hohenpriester Eli und seinen gottlosen Söhnen lernte der fromme Knabe, den seine Mutter dem Dienst des Herrn übergeben hatte, nichts Gutes und Rechtes. Da griff der Herr selber ein, rief den Knaben eines Nachts, theilte ihm mit, was er mit dem Hause Elis vorhatte, und berief ihn damit zugleich zu seinem Propheten, erschien ihm fernerhin und gab durch ihn Israel wieder Weissagung und Offenbarung. Und ganz Israel, von Dan bis gen Bersbea, erkannte, daß Samuel ein treuer Prophet des Herrn war. 1 Sam. 3, 20. Gott hält in der Führung der neutestamentlichen Kirche dieselbe Weise ein. Schon öfter, einmal in diesem, einmal in jenem Lande lag die Kirche Christi wie erstarrt am Boden und glich einem wüsten Acker, einem großen Leichenfeld. Gottes Wort war theuer, man vernahm selten noch eine rechte Weissagung. Das war die Folge der allgemeinen Verachtung des Worts. Die Stillen im Land senkten betrübt ihre Häupter und hatten keine Hoffnung mehr für ihr Volk. Aber wider Erwarten wendete sich doch schließlich das Blättlein. Auf lang anhaltende geistliche Dürre folgte eine Zeit der Erweckung, ein neues geistliches Leben begann sich zu regen, Gottes Wort kam wieder auf den Plan. Indeß solche bessere Zeiten sind nie von Menschen herbeigeführt. Ohn alles Zuthun der Menschen, ohn all ihr Verdienst und Würdigkeit hat Gott dann seinen Geist über die Todtengebeine rauschen lassen, sein gnädiges Wort erweckt, treue Propheten erweckt und berufen, die Gottes Wort wieder verkündigten mit Beweiskraft

des Geistes und der Kraft, und deren kräftiges Zeugniß weit und breit Widerhall fand.

Die Prophetenthätigkeit Samuels hatte eine Art Wiedergeburt Israels zur Folge. Indes erst nach und nach drang der Sauerteig des prophetischen Wortes durch. Vorerst war nur ein äußerlicher Respekt vor dem Heiligthum wiederhergestellt. Als die Philister um diese Zeit Israel bekriegten, ließen die Ältesten die Bundeslade ins Lager holen, und das ganze Volk jauchzte der Lade entgegen. Ja wohl, das war die Lade des Bundes des HErrn Zebaoth, der über den Cherubim sitzt. 1 Sam. 4, 4. Nun, meinte man, könne der Sieg nicht fehlen. Aber es war bei den Meisten nur fleischliches Vertrauen. Der alte heidnische Sinn und Sauerteig war noch nicht ausgefegt. So brachte die Lade Israel zunächst Verderben. Gott gab es in die Hand seiner Feinde, Jahrzehnte schmachete dasselbe unter der Gewaltherrschaft der Heiden. Der HErr mußte erst noch tiefer graben und sein Volk hart demüthigen, ehe eine durchgreifende Aenderung und Besserung zu Stande kam. In diesen Tagen schwerer Drangsal ging Samuel von Ort zu Ort und richtete Israel nach dem Gesetz des HErrn. Er gründete auch allenthalben Prophetenschulen, und die Prophetenschüler zogen durch das Land und streuten den Samen der Wiedergeburt aus. Und das wirkte. Als nach zwanzig Jahren die Philister wieder das Land verwüsteten, versammelte Samuel das Volk nach Mizpa. Da weinte das ganze Haus Israel vor dem HErrn. Sie schöpften Wasser und gossen es aus vor dem HErrn und bezeugten damit, daß sie „ihre Herzen auf den HErrn richteten“. Ja, sie bekehrten sich zum HErrn „mit ganzem Herzen“, thaten auch die fremden Götter ab, denen sie bis dahin noch heimlich gedient hatten. Sie bekannten einmüthig: „Wir haben dem HErrn gesündigt.“ 1 Sam. 7, 3—6. Das war eine allgemeine Volksbuße, die reife Frucht der langen, gebuldigen Arbeit Gottes und seiner Propheten. So erhörte Gott jetzt auch das Gebet Samuels und gab seinem Volk Sieg über seine Feinde, Segen und Gelingen. Das ist der Gang der Dinge im Reich Gottes, auch jetzt noch im Neuen Bunde. Gott gibt seinen Geist, wo und wann er will, und bereitet sich durch seinen Geist ein Volk, das ihm willig dient. Freilich geschieht es nicht mit Einem Schlage, daß ein entartetes Geschlecht wieder zu dem Gott seiner Väter zurückkehrt. Es bedarf dazu lang anhaltender, treuer Arbeit der Knechte Gottes. Daß man äußerlich dem Heiligthum wieder Reverenz erweist, kirchliche Sitte und Ordnung wieder aufrichtet, damit ist die Sache noch nicht gebessert. Es ist nicht genug, daß man sich des bloßen Besizes des reinen Wortes und Sacraments rühmt. Gott will neue, gehorsame Herzen haben. Bei denen, die zerschlagenen Geistes sind und sich vor seinem Worte fürchten, will er wohnen und thronen, die will er segnen. Wo aber das lautere Gotteswort im Schwange geht, da wird auch, indem Gott Segen und Gedeihen gibt, nach und nach Frucht geschafft fürs ewige Leben. Und oft sind es gerade Zeiten schwerer Nothe

und Bedrängnisse, in denen Gott seine Furchen zieht, die den göttlichen Samen aufnehmen. Allmählich öffnen sich die Herzen, und immer mehr Seelen fallen dem Worte zu. Schon mehr, als Ein Mal, hat Gott einem abtrünnigen Geschlecht, das lange der Sünde und den Götzen der Welt gedient hat, Buße geschenkt zum Leben, und zwar aufrichtige, nachhaltige Buße.

Seit den Tagen Samuels ging es in Israel aufwärts, äußerlich und innerlich. Freilich zeigte sich noch wiederholt die natürliche sündige Art des Volks. Es war ein sündliches Begehren, daß Israel einen König nach Art der Heidenkönige forderte. Das böse Verhalten und Exempel des Königs Saul, nachdem derselbe von Gott abgetreten und vom Herrn verworfen war, übte übeln Einfluß auf dessen Untergebene aus. Aber es waren das vorübergehende Störungen und Schwankungen. Das Regiment Davids und die erste Zeit der Regierung Salomos war die Glanzperiode der alttestamentlichen Theokratie. David war ein Kriegsheld und befreite nicht nur Israel aus der Hand aller seiner Feinde, sondern unterwarf auch die benachbarten Heidenvölker seiner Herrschaft und dehnte die Grenzen seines Reichs bis an den Euphrat und an den Bach Egyptens aus. Und Salomo regierte dieses große Reich im Frieden. Unter seinem Regiment wohnte jeder Israelit sicher unter seinem Feigenbaum. Das gelobte Land floß über von Milch und Honig. Dieses Glück Israels gipfelte aber in dem geistlichen Segen, in dem rechten Gottesdienst. David stellte den öffentlichen Kultus wieder her. Was Gott in seinem Gesetz betreffs der Opfer, Sabbathe, Feste etc. verordnet hatte, das wurde jetzt in seinem vollen Umfang in Praxis umgesetzt. David regelte genau die Dienste und Berrichtungen der einzelnen Priester- und Levitenklassen. Er war der Begründer der heiligen Musik, richtete die Sängerschöre ein, unter Leitung ihrer Sangmeister, und dichtete seine Psalmen für den öffentlichen Gebrauch im Heiligthum. 1 Chron. 23. 24. Salomo baute dann dem Gott Israels zu Ehren ein stattliches Haus. Der Tempel Salomos war seitdem Ruhm und Zierde Jerusalems. Der Tempelbau war das wichtigste Ereigniß seit der Erlösung der Kinder Israel aus Egypten, bildete gleichsam den Höhepunkt der Geschichte Israels. Darum wird der Beginn desselben mit den Worten markirt: „Im 480. Jahr nach dem Ausgang der Kinder Israel aus Egyptenland . . . ward das Haus dem Herrn gebaut.“ 1 Kön. 6, 1. Und das ist nun auch das Wahrzeichen des neutestamentlichen Israel, der rechte Gottesdienst. Wo es um den öffentlichen Gottesdienst recht bestellt ist, da steht es gut in der Christenheit. Daraus fließt Heil und Leben und alles Gute. Und indem David Frucht und Gewinn aller seiner schweren Kämpfe und Siege, die den Heiden abgenommenen Schätze und Reichthümer seinem Sohn Salomo zum Bau des Hauses Gottes überließ, hat er uns Christen ein Vorbild gegeben. Das ist fürwahr das vornehmste Christenwerk, unsere eigentliche Lebensaufgabe, daß wir alle unsere Kräfte, Frucht und Erwerb

unserer Erdenarbeit der Förderung und Ausbreitung des rechten Gottesdienstes, dem Bau des Reichs Gottes zuwenden.

Worin bestand aber nun Wesen und Bedeutung jenes Gottesdienstes auf dem heiligen Berge in Jerusalem? David gab hier einmal einem verkehrten Gedanken Raum. Er wollte selber dem HErrn ein Haus bauen aus Cedernholz und meinte ihm damit einen besondern Dienst zu leisten. Da erinnerte ihn Gott durch den Propheten Nathan, daß er Alles, was er sei und habe, der Gnade Gottes verdanke, daß Er ihn von den Schafhürden weggenommen und zum Fürst über sein Volk Israel gesetzt habe, daß Er alle seine Feinde ausgerottet und ihm einen großen Namen gemacht habe. So soll nicht David dem HErrn ein Haus bauen, sondern der HErr will David ein Haus machen. 2 Sam. 7, 1—11. Das war der Kern des alttestamentlichen Gottesdienstes: Nicht Israel sollte seinem Gott etwas leisten und zu gute thun, nicht mit seinem Beten und Opfern erst Gott zufrieden stellen und günstig stimmen, sondern Gott wollte in Gnaden sich zu seinem Volk herablassen und ihm dienen und es segnen. In der Hütte, die David auf Zion errichtet hatte, in dem Tempel Salomos wohnte und thronte der Gott Israels mitten unter den Kindern Israel. Als der Tempel vollendet war und die Priester die Bundeslade im Allerheiligsten niedergestellt hatten, da erfüllte die Herrlichkeit des HErrn das Haus des HErrn. 2 Sam. 6, 2. 1 Kön. 8, 10. 11. Hier, im Tempel auf Morija war nun die Stätte, da Gott seines Namens Gedächtniß gestiftet hatte. Ps. 82, 2. 3. heißt es: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, HErr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des HErrn, mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.“ Hier, in den Wohnungen und Vorhöfen des HErrn ließ sich der lebendige Gott, den aller Himmel Himmel nicht fassen mögen, von seinem Volke finden. Hier offenbarte er sich seinem Volk durch Licht und Recht des Hohenpriesters, durch die Lehre der Priester. Hier predigte man von allen Wundern des HErrn. Ps. 26, 7. Hier hörte und erhörte Gott das Flehen und Beten seines Volks, das in allen seinen Nöthen in seinem Heiligthum Zuflucht suchte. Hier versiegelte Gott seinem Volk seine Gnade durch die Opfer, die er selbst angeordnet hatte und die auf das bessere Opfer des Neuen Testaments weisagten. Hier reinigte Gott Israel von allen seinen Sünden. So flossen aus dem Heiligthum Israels Ströme des Segens und des Lebens. Und von seinem Volk erwartete Gott nichts Anderes, und das war kein eigentlicher Dienst, keine Leistung, als daß es sich seiner Gnade und seines Segens von Herzen freuen und ihn darum loben und preisen möchte. Gott wohnte im Tempel über den Lobliedern Israels. Noch Eins ist aber hierbei zu beachten. Während der Tempelbau im Gang war, geschah des HErrn Wort zu Salomo und sprach: „Wirst du in meinen Geboten wandeln und nach meinen Rechten thun, und alle meine Gebote halten, darinnen zu wandeln, so will ich mein Wort mit dir bestätigen, wie ich deinem Vater David geredet habe, und will wohnen

unter den Kindern Israel, und will mein Volk Israel nicht verlassen.“ 1 Kön. 6, 11—13. Dem entsprechend ermahnte dann Salomo bei der Tempelweihe das versammelte Volk: „Euer Herz sei rechtschaffen mit dem Herrn, unserm Gott, zu wandeln in seinen Sitten, und zu halten seine Gebote, wie es heute gehet.“ 1 Kön. 8, 61. Der Tempel des Herrn war kein Asyl für böswillige Uebertreter. Bei einem ungehorsamen Volk wollte Gott nicht auf die Dauer wohnen bleiben. Der alttestamentliche Cultus ist Typus des neutestamentlichen Gottesdienstes. Jetzt im Neuen Bunde beten zwar die wahrhaftigen Anbeter den Vater nicht mehr auf Garizim oder in Jerusalem an. Gott hat jetzt auf eine neue Weise bei seinem Volk Wohnung gemacht. Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit als eine Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater. Joh. 1, 14. Und Christus ist allenthalben auf Erden seiner Gemeinde nahe. Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen. Aber wenn auch nicht an eine bestimmte Stätte, so hat Christus seine Gegenwart doch an bestimmte äußere Zeichen und Mittel gebunden. Wo Gottes Wort lauter und rein verkündigt wird, wo die Sacramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden, da wohnt Christus, da wohnt der Vater Jesu Christi, da ist der Thronsiß des dreieinigen Gottes, da bezeugt und offenbart sich der lebendige Gott seinem Volk. Und jetzt im Neuen Bund gilt nun erst recht, daß Gott den Menschen dient, und nicht umgekehrt. Die Menschen rüsten den äußern Apparat zu, wie Salomo den Tempel baute, bestellen das Predigtamt, predigen, hören, lernen, verwalten das Sacrament. Doch eben diese Mittel, welche die Menschen in Bewegung setzen, nimmt Gott in seine Hand und richtet dadurch sein Werk unter den Menschen aus. Durch Wort und Sacrament bietet der erhöhte Christus den sündigen Menschen alle Güter des Heils dar, die er durch Leiden und Sterben ihnen erworben hat, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Und die rechte Anbetung Gottes besteht eben darin, daß der Mensch nimmt und dafür dankt, was Gott ihm darreicht. Ja, und Gott selbst, der Heilige Geist, schafft und wirkt durch das hörbare und sichtbare Wort im Menschen die Annahme des Heils. Das sind den Christen wohl bekannte Dinge. Aber sie müssen immer wieder daran erinnert werden, weil sie es so leicht außer Acht lassen, was es um die geringe, verachtete Predigt des Evangeliums ist, daß gerade auf diesem Wege Gott dem Menschen nahe kommt, daß gerade durch dieses Mittel Gott dem Menschen Alles schenkt und Alles in ihm wirkt, was zu seiner Seligkeit nütze und nötig ist. Im Uebrigen sollen auch die Kinder des Neuen Bundes dessen eingedenk sein, daß das Heiligthum Gottes keine Räuber- und Mörderhöhle ist, daß Wort und Sacrament, die Predigt von Christo kein Ruhepolster für sichere Sünder ist. Unbußfertigkeit und anhaltender Ungehorsam nöthigt schließlich Gott, seine Gnadengegenwart zurückzuziehen und seine Gnadenwirksamkeit einzustellen.

Die Wiederherstellung des Kultus, das fröhliche Gotteslob im Tempel fand Zustimmung und Wiederhall im ganzen Volk. In den Tagen Davids und Salomos hatte Israel seine Lust an den schönen Gottesdiensten des HErrn. Das Volk bekannte mit seinem König: „HErr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet.“ Ps. 26, 8. „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des HErrn gehen, und daß unsere Füße stehen werden in deinen Thoren, Jerusalem. Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll, da die Stämme hinaufgehen sollen, nämlich die Stämme des HErrn.“ Ps. 122, 1—4. Wenn eins der hohen Feste sich nahte, da zogen von allen Grenzen Canaans große Schaaren frommer Festpilger hinauf ins Heiligthum, zogen mit Palmen und Liedern in die Thore Jerusalems ein und kehrten fröhlich wieder ihre Straße heim. Bei einer doppelten Gelegenheit zeigte sich recht deutlich diese heilige Freude an dem HErrn und seinem Geseß. Als David dem HErrn auf Zion ein Zelt errichtet hatte, da führte er sammt dem ganzen Israel die Lade des HErrn herauf, mit Pauken und Posaunen. David und das ganze Haus Israel spielte vor dem HErrn her mit allerlei Saitenspiel, ja David tanzte mit aller Macht vor dem HErrn her und ward also niedrig mit den Mägden seines Volks. 2 Sam. 6, 5. 14. 15. 22. Bei der Tempelweihe machte Salomo ein großes Fest, zwei Wochen lang, und war da eine große Versammlung von der Grenze Hemath an bis an den Bach Egyptens. Und das Volk segnete den König und gingen dann hin zu ihren Hütten fröhlich und guten Muths über alle dem Guten, das der HErr an seinem Volk Israel gethan hatte. 1 Kön. 8, 65. 66. Diese Freude am HErrn war aber auch die Stärke zu allem Guten. In jenen Tagen wandelte Israel auch treulich in allen Rechten und Satzungen des HErrn. Und daß Israel um jene Zeit die Güter und Segnungen des gelobten Landes in vollen Zügen genießen durfte, war auch Folge der echten, wahren Frömmigkeit, von der es damals beseelt war. Es geschah ihm nach dem Wort des HErrn: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren.“ Und das gilt auch jezt noch im Neuen Bunde: „Wie ein Volk geht zu Gottes Haus, so sieht's um seine Wohlfahrt aus“, um seine geistliche und leibliche Wohlfahrt. Das sind gesegnete Zeiten, wenn Gottes Volk im Hause Gottes recht heimisch ist, wenn Gottes Wort nicht nur lauter und rein und mit aller Freudigkeit gepredigt, sondern auch mit herzlichster Begier als Gottes Wort aufgenommen wird, wenn die Christen Christi Wort reichlich unter sich wohnen lassen und dem HErrn singen und spielen mit Mund und Herzen. Gefüllte Gotteshäuser, eine andächtige Zuhörermenge, fröhliches, lautstarkes Gotteslob, ein reges kirchliches Leben und Treiben — das sind keine bloßen äußerlichen Dinge, darin zeigt sich, wie eine Gemeinde, eine Kirche zu ihrem Gotte steht, das ist ein Beweis wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit. Es geht daraus auch liebliche Frucht hervor, Zucht und Ehrbarkeit im Leben und Wandel. Die sich der Nähe und Gnade ihres Gottes von Herzen freuen,

wandeln dann auch mit und vor dem HErrn. Wenn allerlei Schäden in die Kirche einreißen und man forscht der Wurzel des Bösen nach, so wird man wohl ausfinden, daß die Christen zuvor lau und lässig geworden sind im Hören und Lernen des Wortes. Ein Volk, das Gottes Wort in Ehren hält und eifrig ist im Dienst Gottes, wird schließlich auch im Irdischen Gottes Segen, Schutz und Beistand reichlich erfahren und genießen.

In der Geschichte Davids und Salomos wird mehrfach des Hiram, Königs von Tyrus, Erwähnung gethan. Der war ein Freund und Bundesgenosse dieser beiden Könige und betete auch an seinem Theil den Gott Israels an und leistete beim Tempelbau kräftigen Beistand. 1 Kön. 5, 1. ff. Ueberhaupt haben zu jener Zeit gar manche der unterworfenen oder benachbarten Heiden und ihre Fürsten dem wahren, lebendigen Gott die Ehre gegeben. Wenn Gottes Volk mit Ernst und Eifer dem HErrn dient, so hat das auch Wirkung und Einfluß auf die, welche draußen sind. Die werden wohl etwas davon inne, daß der rechte Gott zu Zion ist. Halbschüriges Wesen dagegen hat keine Anziehungskraft.

Eins darf man aber, wenn man jene herrliche Blüthezeit des israelitischen Reichs und der israelitischen Kirche betrachtet und bewundert, schließlich nicht übersehen. Es gab auch zu der Zeit, da Gottes Wort und Gesetz im Lande die Herrschaft hatte und in Ansehen stand, wie nie zuvor und hernach, Heuchler in Israel, welche mit ihren Opfern Gott betrogen, welche den Bund Gottes in ihren Mund nahmen und doch innerlich Zucht haßten und Gottes Worte hinter sich warfen. Das zeigt der 50. Psalm. Und es fanden sich allenthalben neben und außer dem Hause, der zum Hause Gottes wallfahrtete, offenbar gottlose Menschen, ja grobe Religionsverächter und Religionspötker. Das beweisen die Psalmen Davids, auch solche, die nicht aus der saulischen oder absalomischen Verfolgungszeit stammen, z. B. Ps. 12. 14. 37. David sehnte sich nach der Zeit, da die Bösen ausgerottet werden aus dem Erbtheil des HErrn. Und das soll auch die Kirche Christi zu keiner Zeit vergessen, daß der Glaube nicht Jedermanns Ding ist. Sie soll nimmer wännen, daß es ihr je gelingen werde, die ganze Welt zu bekehren und zum Dienst des lebendigen Gottes heranzuziehen. Und auch in den besten Zeiten, da Gottes Wort in Kraft einhergeht, ist die Kirche des HErrn doch keine Gemeinde von eitel Heiligen, es fehlt da nie an Heuchlern und falschen Brüdern. Diese traurige Thatsache, an der sie selbst keine Schuld hat, soll aber der Gemeinde Gottes die Freude an dem HErrn und seinem Wort und die Freudigkeit zu ihrem Beruf auf Erden nimmer verkümmern.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

(Conferenzreferat, eingesandt von P. D. S. S.)

## „Lebensversicherung im Lichte der heiligen Schrift.“

(Schluß.)

## Thesis IV.

Die einzigen rechtmäßigen Mittel zur Erlangung von Geld und Gut sind nach Gottes Wort: 1. Arbeit, 2. Geschenk (entweder von Menschen oder durch besondern göttlichen Segen in unserm Stand und Beruf) und 3. Erbschaft.

Da der Besitz irdischen Geldes und Gutes von Seiten der einzelnen menschlichen Individuen durch das heilige siebente Gebot: „Du sollst nicht stehlen“, göttlich sanctionirt ist, so muß es auch nothwendigerweise gottgefällige Mittel und Wege geben, wie man irdisch Geld und Gut erlangt, sintemal wir nichts davon mit auf die Welt bringen, 1 Tim. 6, 6. Ein solches gottgefälliges Mittel zur Erlangung von Geld und Gut ist aber

1. **Arbeit.** Was sich ein Arbeiter durch das Mittel der Arbeit unter Gottes Schutz und Segen erwirbt, das ist auf gottgefällige Weise sein Eigenthum geworden, und wer ihm davon etwas abbricht, vorenthält oder entwendet, der ist ein Dieb. — Unter dem Wort „Arbeiter“ verstehe ich hier alle Menschen, die zum Nutz und Frommen ihrer Mitmenschen in einem ordentlichen Berufe, der entweder zum Nährstande, oder Wehrstande, oder Lehrstande gehört, thätig sind. Zu diesen Arbeitern soll nach Gottes Willen jeder arbeitsfähige Mensch ohne Ausnahme gehören; denn 2 Thess. 3, 10—12. steht geschrieben: „So jemand nicht will arbeiten (*ὅτι εἰ τις οὐ θέλει ἐργάζεσθαι*), der soll auch nicht essen, denn wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich (*ἀτάκτως*) und arbeiten nichts, sondern treiben Vorwitz“ (eigentlich: Die nichts arbeiten, sondern um die Arbeit herumgehen, oder „die mit Sorgfalt etwas Unnützes treiben“ — *μηδὲν ἐργαζομένους ἀλλὰ περιεργαζομένους*). „Solchen aber gebieten wir, und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brod essen.“ Ferner steht Eph. 4, 28.: „Er arbeite und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes“ (das Gute, *τὸ ἀγαθόν*). Und Luc. 10, 7. spricht der Herr Christus: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ (Vgl. 5 Mos. 24, 14. Ps. 128, 2. Matth. 10, 10. 1 Cor. 9, 14. u. a.) — Aus diesen und ähnlichen Stellen ist klar, daß es Gottes Wille ist, daß jeder arbeitsfähige Mensch zum Dienste des Nächsten in der Schaffung des Guten thätig sei, und was Gott ihm auf diesem Wege durch seinen Segen an Geld und Gut zukommen läßt, das ist sein auf gottgefällige Weise erlangtes Eigenthum. (Vgl. „Die Arbeit im Lichte des göttlichen Wortes“ von Dr. C. F. W. Walther.)



Ein anderes Mittel, auf Gott gefällige Weise zu irdischem Besitz zu gelangen, ist 2. **Schenkung**. Was mir jemand von dem, was sein Eigenthum ist, schenkt, das heißt, frei und umsonst gibt, das wird eben durch die Schenkung mein Eigenthum. So wollte Ephron der Hethiter dem Abraham seinen Acker mit der zweifachen Höhle schenken, das heißt, umsonst, ohne Entgelt geben zu eigenthümlichem Besitz; dies Gut sollte nicht mehr sein, Ephrons, sondern Abrahams Eigenthum sein. (1 Mos. 23.) Dieses Anerbieten hätte Abraham annehmen und so in gottgefälliger Weise in den Besitz dieses Gutes kommen können. Was aber Abraham bewogen habe, den Acker nicht als Geschenk anzunehmen, das dürfen wir wohl aus 1 Mos. 14, 22. ff. schließen, woselbst uns berichtet wird, daß Abraham zwar seinen Bundesgenossen „ihr Theil“ der zurückeroberten Güter zuerkannt und die Unkosten des Kriegszuges erstattet wissen wollte, er selbst aber wollte von dem König zu Sodom nichts geschenkt haben. Warum nicht? Das sehen wir aus der Antwort, die Abraham dem Könige von Sodom gab, nachdem dieser gesagt hatte: „Gib mir die Leute, die Güter behalte dir.“ Hierauf entgegnete nämlich Abraham: „Ich hebe meine Hände auf zu dem Herrn, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, daß ich von allem, das dein ist, nicht einen Faden, noch einen Schuhriemen nehmen will, daß du nicht sagest, du habest Abraham reich gemacht.“ Sodann war es immerhin auch ein sichererer Weg, sich für alle Zeiten auf diesen Begräbnißplatz einen unanfechtbaren Besitztitel zu erwerben, wenn Abraham denselben kaufte, als wenn er ihn sich hätte schenken lassen; denn nun konnte niemand sagen, Ephron habe dem Abraham den Acker nur für den einen Nothfall geliehen. — Daniel empfing und nahm an große und viele Geschenke von Nebucadnezar (Dan. 2, 48.), David von den Roabitern (2 Sam. 8, 2.), Salomo von Egypten (1 Kön. 4, 21.), und die Weisen aus dem Morgenlande schenkten dem neugeborenen König der Juden, in dem sie ihren Gott und Heiland erkannten, Gold, Weihrauch und Myrrhen (Matth. 2, 11.). — Eine so schreckliche Sünde es ist, aus unlauteren, selbstsüchtigen Gründen Geschenke zu geben und zu nehmen, namentlich wenn dies zur Unterdrückung von Recht und Gerechtigkeit geschieht, so bleibt doch die Schenkung an sich ein Gott wohlgefälliges Mittel zur Erlangung irdischer Güter. Der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf.

Ein anderes Mittel, auf vor Gott rechtmäßige Weise zu irdischem Gut zu gelangen, ist endlich 3. **Erbschaft**. Der Begräbnißplatz, den Abraham von Ephron, dem Hethiter, um 400 Sidel Silbers kaufte, ging durch Erbschaft in den Besitz seiner Nachkommen über und wird eben deswegen ein Erbbegräbniß genannt. Das von Gott dem Volke Israel geschenkte und auf seinen Befehl durchs Los an die verschiedenen Stämme (mit Ausnahme der Stämme Ruben, Gad und des halben Stammes Manasse, vgl. 4 Mos. 34, 13. 14. 32, 33.) vertheilte Land Canaan wurde nach Got-

tes Ordnung durch Erbschaft der Nachkommen Eigenthum und Besitz. (4 Mos. 34, 13. Cap. 36.) Was also jemand auf rechtmäßige Weise geerbt hat, das hat er auf Gott wohlgefällige Weise erlangt.

Anderer vor Gott rechtmäßige Mittel und Wege zur Erlangung von Geld und Gut außer Arbeit, Schenkung und Erbschaft kennt die heilige Schrift nicht. Denn beim Kaufen und Tauschen handelt es sich, wenn alles ehrlich und ordentlich zugeht, eigentlich nicht um Vermehrung des Besitzstandes, sondern nur um Wechselung der Werthgegenstände, die die Menschen bereits besitzen; denn „kaufen“ heißt, eine Sache, die einem andern gehört, auf die Weise erlangen, daß man den durch Zeit, Ort und Verhältnisse bestimmten Werth derselben mit Geld bezahlt; und „tauschen“ heißt, eine Sache, die einem andern gehört, auf die Weise erlangen, daß man eine nach Zeit, Ort und Verhältnissen gleichwerthige Sache für dieselbe hingibt. Die Personen aber, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, Werthgegenstände zu kaufen und wieder zu verkaufen und so (oder auch durch Tauschhandel) den Austausch derselben unter den Menschen vermitteln, nennt man Kauf- oder Handelsleute. Und diese stehen (*ceteris paribus*) in einem ordentlichen göttlichen Berufe und ihre ehrlichen Profile sind ein Entgelt für ihre Mühe und Arbeit; und wenn sie zu Zeiten durch günstige Gestaltung der Verhältnisse besondere Gewinne erzielen, so werden christliche Kaufleute dieselben als einen besonderen Segen, als ein Geschenk Gottes ansehen und mit herzlichster Dankagung hinnehmen, wie sie denn auch andererseits wegen der Unbeständigkeit alles Irdischen bei ungünstiger Gestaltung der Verhältnisse Nachtheile und Verluste zu tragen haben. Ebenso wird auch ein christlicher Fabrikant, Landmann, Handwerker, Arbeiter &c. allen besonderen göttlichen Segen in seinem Stand und Berufe als besondere göttliche Geschenke ansehen und sich derselben dankbar freuen, wie sich denn ein Christ überhaupt dessen stets bewußt sein sollte, daß an Gottes Segen alles gelegen ist und daß alles, was er ist und hat, im letzten Grunde lauter Geschenke seines Gottes sind. (Jac. 1, 16. 17.) —

### Thesis V.

Die Lebensversicherungssumme wird weder durch Arbeit, noch durch Erbschaft, noch durch Geschenk erlangt.

Wie steht es nun mit der Geldsumme, die auf eine Life Insurance Policy ausgezahlt wird? Ist sie etwas, was sich der Versicherte durch Thätigkeit in einem ordentlichen Berufe, durch ehrlichen Handel und Wandel im Dienste des Nächsten erworben hat? Dies wird niemand, der da weiß, was er redet, zu behaupten wagen. Denn eben deswegen, weil man eine solche Geldsumme durch seine Berufsarbeit nicht erlangen, resp. von seinen Einnahmen nicht ersparen kann, oder wenigstens nicht erlangen, resp. nicht ersparen zu können glaubt, darum sucht man sie durch „Lebens-

versicherung“ zu erlangen. Man ist nicht zufrieden mit dem und läßt sich nicht genügen an dem, was Gott durch und bei redlicher und treuer Berufsthätigkeit beschert und was man sich ohne Geiz und heidnisches Sorgen für die Zukunft etwa ersparen könnte, man will mehr und Gewisses haben. Wer sein Leben versichern läßt, der will, daß nach Ablauf einer bestimmten Zeit ihm selbst, oder nach seinem Tode seinen Hinterbliebenen (Wittwe, Kindern, Gläubigern u. dergl.) eine bestimmte Summe Geldes ausbezahlt werde, die er nicht durch Arbeit und christliche Sparsamkeit zusammenbringen und vererben kann, namentlich dann nicht, wenn er bald sterben sollte.

Aber wenn die Lebensversicherungssumme kein Lohn für geleistete Arbeit ist, so ist sie vielleicht ein Geschenk, das die Versicherer den Hinterbliebenen des Versicherten, resp. dem Versicherten selbst, machen? Auch nicht. Denn für den Versicherten mußte, so lange er lebte, oder bis er ein gewisses Alter erreichte (je nach den diesbezüglichen Bestimmungen der Policy), immer wieder bezahlt werden. Durch die unerslässlichen, nach Zeit und Maß genau bestimmten Einzahlungen des Versicherten war die Zahlung oder Nichtzahlung der Versicherungssumme von Seiten der Versicherer bedingt. Unterblieb auch nur eine der bestimmten Einzahlungen, so bezahlte die Gesellschaft nichts. Ein Geschenk aber nennt man das, was man umsonst, ohne Entgelt empfängt. Wer daher von der Geldsumme, welche auf eine Life Insurance Policy ausgezahlt wird, als von einem Geschenke redet, der spricht allen gesunden menschlichen Begriffen Hohn, und man brauchte sich gar nicht zu wundern, wenn ein solcher Confusionsrath eines schönen Tages seinen Mitmenschen ein Kalb vorführte und allen Ernstes erklärte, das sei ein Windhund edelster Rasse.

Ebensowenig kann gesagt werden, daß die Lebensversicherungssumme durch Erbschaft erlangt werde. Denn ein Erbe (oder Erbtheil) ist das von Eltern, Freunden und Anverwandten hinterlassene Gut, welches nach ihrem Ableben die Angehörigen eigenthümlich (als Eigenthum) erhalten, nutzen und besitzen. Und die Erbschaft ist die Nachfolge in dem Besitze des von Eltern, Anverwandten und Freunden hinterlassenen Gutes. (Siehe Stod, Hom. Real-Lex.) Wenn jemand sein Leben in einer Gesellschaft versichern läßt, so wird er dadurch keineswegs ein Erbe dieser Gesellschaft, so daß er, wenn die Gesellschaft sich auflöste, also zu existiren aufhörte, auf das etwaige Gut der gewesenen Gesellschaft oder auf irgend einen Theil desselben Anspruch hätte. Nein, geht die Gesellschaft in die Brüche, dann kriegt weder der Versicherte als solcher etwas, noch diejenigen, zu deren Gunsten er sich hat versichern lassen, dann ist die Versicherungs-Policy ein mehr oder weniger theures Stück Papier, dessen Werth auf Null steht. Bekommt der Versicherte trotzdem etwas, so kann er es nur als gewesenes Glied der Gesellschaft, also als Miteigenthümer des Gesellschaftsgutes, bekommen. Von der Lebensversicherungssumme als von einer Erb-

schaft, die der Versicherte von der Gesellschaft bekomme, zu reden, wäre daher crasser Unfinn. —

Ist nun aber die Geldsumme, die auf eine Life Insurance Policy ausgezahlt wird, kein Lohn für geleistete Arbeit, auch kein Geschenk, ebenso wenig ein Erbtheil, als was ist sie denn anzusehen? Das sagt uns

### Thesis VI.

„Lebensversicherung“ ist ein Glücksspiel auf Gewinn und Verlust.

Wenn wir alles Unwesentliche weglassen, so besteht der Lebensversicherungscontract nach dem, was wir unter Thesis II darüber gehört haben, aus folgendem Uebereinkommen: Der Versicherte verspricht, der Gesellschaft entweder eine große Prämie, oder eine bestimmte Anzahl kleinerer Prämien, oder aber bis zu seinem Lebensende eine jährliche (resp. wöchentliche oder monatliche) Prämie zu zahlen; die Gesellschaft aber verspricht, entweder nach Ablauf einer bestimmten Lebenszeit des Versicherten, oder auf dessen Tod eine gewisse Summe Geldes auszukzahlen, die den Betrag der einzelnen Prämie weit übersteigt. Stirbt nun der Versicherte nach Zahlung der ersten Prämie, so hat die Gesellschaft zwar eine gewisse Summe bekommen, aber eine viel größere verloren; stirbt er aber erst, nachdem er mehrere Prämien einbezahlt hat, so hat die Gesellschaft mehr von ihm bekommen und ihr Verlust ist dementsprechend geringer. Hört aber der Versicherte aus irgend welchem Grunde mit der vereinbarten Einzahlung vor dem Ablauf der bestimmten Zeit, oder vor dem Tode auf, so hat die Gesellschaft alle Einzahlungen des Versicherten gewonnen und zahlt keinen Cent zurück, wo sie nicht etwa durch ein Staatsgesetz dazu gezwungen ist, wenigstens einen Theil des gewonnenen Prämiengeldes herauszugeben. Die Sache verhält sich in That und Wahrheit so: Die Gesellschaft spielt um das Prämiengeld und der Versicherte spielt um die Versicherungssumme, und das Leben des Versicherten bis zu einer bestimmten Zeit oder sein Tod bringt das Spiel zu Ende, wenn nicht etwa schon vorher die Gesellschaft sich für bankrott erklärt, oder der Versicherte das Spiel aufgibt, indem er die bereits eingezahlten Prämien verloren gibt und weitere Einzahlungen verweigert. Bei der Lebensversicherung handelt es sich also um Gewinn und Verlust. Der Versicherer und der Versicherte benutzen einfach die Thatfache, daß alle Menschen sterblich sind, aber die Todesstunde des einzelnen ungewiß ist, zu dem Zwecke, mit einander ein Glücksspiel auf Gewinn und Verlust zu spielen.

Hierzu einige Zeugnisse. Im „Pilger“ von Reading stand seiner Zeit zu lesen: „Ich behaupte, daß durch die Lebensversicherung ein heillofes Lotteriespiel mit dem Leben getrieben wird. So sehr auch die Vertheidiger derselben sich gegen diese Behauptung ereifern mögen; so dreift sie auch behaupten mögen, ein solches Glücksspiel aufs Leben finde bei derselben nicht

mehr statt, als bei einem Vermächtniß oder Erblaß, die auch erst in Kraft treten durch den Tod des Testators oder Erblassers: so müssen sie doch zugeben, daß bei derselben die Größe des Gewinnes größtentheils durch die Lebensdauer des Versicherten bedingt wird, so daß z. B. der, der ein Jahr nach der Versicherung stirbt, verhältnißmäßig weit mehr gewinnt, als der, der dreißig Jahre darnach stirbt. Somit spielt die Lebensdauer in diesem Glücksspiel eine größere Rolle, als selbst das eingelegte Geld. Deshalb weisen manche Versicherungsgesellschaften in ihren Circularen und Pamphleten so nachdrücklich darauf hin, daß sie nur ‚Leben erster Klasse‘ aufnehmen. . . .“ (Mitgetheilt im „Lutheraner“, Jahrg. 28, S. 54.)

Im „Lutheraner“, Jahrg. 43, No. 4, S. 33, werden aus einer englischen Zeitung u. a. folgende Bemerkungen eines gewissen Herrn C. E. Harroun von Prof. R. Lange mitgetheilt: „Im Geschäft der Lebensversicherung wird mit Menschenleben speculirt.“ . . . „Diese Speculation ist im besten Falle nichts, als ein Hazardspiel, bei welchem ein Menschenleben, das man nach dem ‚gegenwärtigen Werthe‘ seiner wahrscheinlichen Dauer abgeschätzt hat, an der Spielbank als Einsatz angeboten und angenommen wird. Je schneller das eingesetzte Leben zu Grunde geht, je eher zieht der, für den es eingesetzt ist, seinen Gewinn. Es ist eine Schändung des menschlichen Lebens, es zu einem Gegenstand des Schachers zu erniedrigen und feilzubieten.“ . . . „Was ist der Beweggrund, in solcher Weise Steuern“ (nämlich an die „Versicherer“ durch Zahlung von Prämien) „zu zahlen? Die Möglichkeit, eine Geldsumme für etwas, das geringeren Werth hat, als ‚benefit‘, als Wohlthat, zu erlangen! Es ist ein reines Glücksspiel. Die Wohlfahrt des Volkes fordert, daß es sich nicht in die Reize dieser Speculation, mit Tod als Gegengabe für schmutzigen Gewinn, verlocken lasse. Wie kann ein Christ in einem Geschäft speculiren, das sich allein auf den Richterpruch der Strafgerechtigkeit Gottes gründet?!“ —

Jahrg. 48, No. 4, S. 26 f. des „Lutheraner“ schreibt Prof. A. Gräbner von der Lebensversicherung: „Sie ist ihrem Wesen und ihrer Anlage nach ein Hazardspiel, das entweder, wo die sämmtlichen Prämien auf einmal bezahlt werden, in einer Wette besteht, oder, wo eine Reihe kleinerer Prämien vereinbart ist, wie es meistens geschieht, sich aus einer Reihe solcher Wetten zusammensetzt. Wie hoch gespielt werden soll, hängt von der Vereinbarung der Spielenden ab, denn der Werth des Lebens, das versichert werden soll, kommt als Maßstab nicht in Betracht. Doch kommt für den, der versichern lassen will, etwas anders in Betracht; das ist die Höhe des Einsatzes. Mancher würde wohl höher spielen, wenn er mehr einsetzen könnte. So begnügt sich auch mancher, der in der Lotterie spielt, mit der Aussicht auf einen Viertelsgewinn, weil ihm der Einsatz für ein ganzes Los zu hoch ist. Die Höhe des Einsatzes hängt bei der Lebensversicherung vornehmlich von zwei Umständen ab. Der erste ist die Summe, welche als Gewinn in Aussicht genommen wird. . . . Der andere Umstand

ist die Länge der Zeit, die der Versicherte nach Abschluß des Versicherungs-  
contracts noch leben kann. Ist diese Zeit der angestellten Berechnung nach  
länger, so stellen sie die Prämien niedriger, weil voraussichtlich mehr Prä-  
mien bezahlt werden müssen; ist sie kürzer und werden voraussichtlich weni-  
ger Prämien zu entrichten sein, so stellen sie dieselben höher. Je nachdem  
in dem einzelnen Falle die Berechnung zutrifft oder nicht, gewinnen oder  
verlieren sie.“ . . . „So trägt also die Lebensversicherung von Anfang bis  
zu Ende, vom ersten Einsatz an, für die Gewinnenden und für die Verlie-  
renden, sowohl mit als ohne Anbetracht derjenigen Verluste und Gewinnste,  
die mit verfallenen Policen zusammenhängen, das Gepräge eines Spiels  
auf Gewinnst und Verlust, mit dem ein zartes christliches Gewissen nichts  
zu schaffen haben kann.“ —

Warum darf sich nun aber ein Christ an der „Lebensversicherung“, die  
wesentlich nichts anderes ist, als ein Glücksspiel auf Gewinn und Verlust, nicht  
betheiligen? Das sagt uns

### Thesis VII.

Solche Spiele sind sonderlich im neunten und siebenten  
Gebot verboten.

Wer sein Leben „versichert“, der übertritt sonderlich das neunte  
Gebot, welches lautet: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“;  
er versucht nämlich auf eine vor Gott unrechtmäßige Weise unter dem  
Schein des Rechts irdisch Geld und Gut an sich zu bringen, das nicht ihm,  
sondern einem andern gehört; und wer die Versicherungssumme (mehr als  
die eingezahlten Prämien, die nach göttlichem Recht nicht der Gesellschaft,  
sondern dem „Versicherten“ gehören) nimmt, der übertritt insonderheit  
das siebente Gebot, welches sagt: „Du sollst nicht stehlen“; er nimmt näm-  
lich etwas in Besitz, was vor Gott nicht das Seine ist. Das ganze Lebens-  
versicherungswesen steht auch in directem Widerspruch mit den Worten des  
Apostels, 1 Tim. 6, 6. ff.: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist  
und läffet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt ge-  
bracht; darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinaus bringen. Wenn  
wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen. Wenn  
die da reich werden wollen (das heißt, die mehr haben wollen,  
als Nahrung und Kleidung), die fallen in Versuchung und Stricke, und  
viel thörichter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen  
ins Verderben und Verdammniß. Denn Geiz (das Reichwerden-  
wollen) ist eine Wurzel alles Uebels, welches hat etliche gelüftet, und sind  
vom Glauben irre gegangen, und machen ihnen selbst viel Schmerzen.“  
— Sowohl, der Geiz, die Sucht nach Geld und Gut, das Trachten nach  
irdischen Gütern, ist die Wurzel alles Uebels, auch des Uebels der Lebens-  
versicherung. Wenn sich diejenigen, welche ihr Leben versichert haben,  
recht vor Gott und ihrem Gewissen prüfen würden, so würden sie finden,

daß es im letzten Grunde der leidige Geiz, das Reichwerdenwollen ist, was sie dazu getrieben hat. „Die Ursache, die einen Menschen bewegen wird, sein Leben zu versichern, ist entweder Kleinglaube oder Unglaube oder Sucht nach Reichthum; im Ganzen liegt also das zu Grunde, daß man sein Vertrauen nicht auf Gott, sondern auf die Creatur, auf den Mammon setzt, und das ist in Gottes Wort, ist schon im ersten Gebot verboten, gerichtet und verdammt. . . . Während es bei den einen mehr Kleinglaube und Unglaube ist, warum sie ihr Leben versichern, so ist es bei den andern das Bestreben und die Sucht, ihren Familien Reichthümer zu hinterlassen, was sie zu demselben Thun verleitet.“ („Lutheraner“, Jahrg. 26, S. 139.) Also wieder der Geiz, welcher ist Abgötterei.

Weil aber die Lebensversicherung, wie wir gesehen haben, ein Glücksspiel auf Gewinn und Verlust ist, so verstößt sie insonderheit gegen das neunte und siebente Gebot. Hierzu nur ein kurzes Zeugniß aus dem „Lutheraner“ (Jahrg. 49, No. 4, S. 26): „Das Glücksspiel um Geld und Geldeswerth ist eine Sünde, weil es Gott verboten hat, und Gott hat es für alle Zeiten und allen Menschen verboten durch das Gesezeswort: ‚Du sollst nicht stehlen.‘ Stehlen heißt, fremdes Eigenthum nehmen. Wenn ich nehme, was mir gehört, so ist das niemals stehlen. Wenn ich nehme, was mir nicht gehörte, sondern einem andern, so wäre das jedesmal stehlen. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus; du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh, oder alles, was sein ist, sagt Gott der Herr, und wer nach dem begehrt, das des Nächsten ist, der versündigt sich, sofern er eine sündhafte Begierde hat, gegen das neunte und zehnte Gebot, und insofern als seine Begierde auf des Nächsten Gut gerichtet ist, gegen das siebente Gebot; und wenn er nach solcher Begierde thut, stiehlt er. Dies Thun kann zwar auf mancherlei Weise geschehen: Der eine begehrt des Nächsten Geld und nimmt es ihm auf der Landstraße mit Gewalt ab; der andere begehrt des Nächsten Geld und holt es von der Bank mit einem gefälschten Wechsel; der dritte begehrt des Nächsten Geld und gewinnt es ihm ab im Glücksspiel; aber alle drei nehmen Geld, auf das sie kein Recht haben, um das sie nicht gearbeitet haben, das sie nicht geerbt haben, das ihnen niemand geschenkt hat, das sie einfach, nur auf verschiedene Manier, mit dem siebenten Gebot zu reden, gestohlen haben.“

Aus dem unter Thesis VI und VII Gesagten ergibt sich unwidersprechlich, was behauptet ist in

### Thesis VIII.

„Lebensversicherung“ ist also ein an sich sündliches Mittel zur Erlangung von Geld und Gut und darum nach Gottes Wort verwerflich.

Ist nämlich die „Lebensversicherung“ wesentlich nichts anderes, als ein Glücksspiel auf Gewinn und Verlust, und sind solche Spiele sonderlich im

neunten und siebenten Gebot von Gott verboten, so folgt, daß „Lebensversicherung“ ein an sich sündliches Mittel zur Erlangung von Geld und Gut und darum nach Gottes Wort verwerflich ist. Diese These bedarf keines weiteren Beweises.

Ich setze zum Schluß hinzu: Gott schenke und erhalte uns, die wir den Christennamen tragen, den großen Gewinn, daß wir allezeit in der seligen Erkenntniß leben und wandeln, daß wir durch den Glauben an unsern lieben Herrn Jesum Christum in ihm schon selig sind, so werden wir uns selbst an Nahrung und Kleidung genügen lassen, und dann werden wir auch durch Gottes Gnade tüchtig und geschickt sein und immer mehr werden, auch unsern Mitmenschen durch Wort und Beispiel die rechte Gottseligkeit und Genügsamkeit in ihre von Natur unseligen und ungenügsamen Herzen zu pflanzen und sie so bewahren vor der Versuchung oder sie erretten aus den Stricken der Lebensversicherung, welche schon so viele Menschen ins Verderben und Verdammniß versenkt hat. Das helfe uns Gott! Amen.

---

### Vermischtes.

---

**Dannhauer und Tholud.** Der verstorbene Prof. Tholud in Halle hat bekanntlich eine Reihe von Werken über die lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts<sup>1)</sup> geschrieben und auch eine Anzahl einschlägiger Artikel für die erste und zweite Auflage der großen Herzoglichen „Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche“ verfaßt. In diesen Büchern und Artikeln hat Tholud, der Pietist und Unionist vom reinsten Wasser, seinem ganzen bitteren Groll gegen die treulutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts Luft gemacht, sie in unwahrer, liebloser, gehässiger Weise geschildert, harte, ungerechte Urtheile über sie gefällt, zum Theil sie mit Roth beworfen. Die Werke Tholuds sind nicht ungeschickt geschrieben und in Folge dessen ziemlich verbreitet worden. Zumal durch die Artikel in der Realencyclopädie, die ja für viele die Fundgrube für alles ist, ist das Urtheil über das Zeitalter dieser „tobten Orthodogie“, dieser „lutherischen Scholastik“, dieses „Zelotismus“ und dieser „rabies theologorum“ und über einzelne Theologen dieser Zeit, wie Calov, Dannhauer, Duenstedt u. a., bestimmt worden. Kundige wußten, was von Tholuds Werken und Urtheilen zu halten sei. Theologen wie Kliefoth und Rudelbach, die doch auch, namentlich der letztere, etwas von der Geschichte der lutherischen Kirche und ihrer Theologen wußten, erhoben ihre Stimmen dagegen. Rudelbach

1) „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts.“ „Das academische Leben des 17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologische Facultäten Deutschlands.“ „Das kirchliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts.“



sagte z. B. in einer Recension: „Wen muß nicht das wiederholte bittere Mißurtheil über den trefflichen Straßburger Theologen, J. Contr. Dannhauer, den großen Lehrer des großen Spencers — dem nicht nur wiederholt, harte und besangene Polemik, zelotisches Wesen Schuld gegeben, sondern von dessen schwellendem Geistesreichthum und tiefer Innigkeit auch fast gar nichts anerkannt wird — tief betrüben?“<sup>1)</sup> Aber solche Stimmen verhallen und Tholucks Ansicht und Urtheil wurden als richtig und maßgebend auch bei manchen hier in America angesehen. Um so erfreulicher ist es, daß in der neuesten, dritten Auflage der genannten Realencyclopädie dem viel verkannten Dannhauer Gerechtigkeit widerfährt unter einer wahrhaft vernichtenden Kritik der Arbeit Tholucks, und zwar von dem Kirchenhistoriker Prof. Boffe in Kiel, dem niemand Voreingenommenheit wird vorwerfen können. Boffe sagt:<sup>2)</sup> „Dannhauer . . . hat von der Nachwelt Gerechtigkeit nicht erlangt. Wer ihn nicht bis auf den Namen und etwa den Protest gegen den eben aufkommenden Christbaum vergessen hat, dem ist er durch Tholud verleidet, dessen schlecht verhehlte Antipathie gegen Dannhauer sich auf andere überträgt. . . . Da der einzige Weg zur gerechten Würdigung Dannhauers durch die Entwerthung der ihr entgegenstehenden Autorität Tholucks geht, so läßt sich das freilich unerquidliche Geschäft nicht von der Hand weisen, Tholucks Urtheile über Dannhauer in das gehörige Licht zu stellen, indem man sie einzeln zerpfückt.“<sup>3)</sup> Und was stellt sich dabei heraus? Boffe weist nach, wie der ganze „Maßstab“, den Tholud anlegt, indem er Dannhauer immer an Spencer mißt, „dem Historiker von vornherein fragwürdig erscheint, vollends die Art, wie er von Tholud gehandhabt wird“. Bei der weiteren Ausführung dieses Punktes, wobei Tholucks gehäßige Beurtheilung der Dannhauerschen Polemik, die doch von Schmähsucht und unehrlicher Waffensführung völlig frei ist, zur Sprache kommt, kann Boffe den Vorwurf erheben, daß Tholud eine Stelle aus einem Briefe so frei übersetzt, daß „jeder, der den Brief nachliest, sofort sieht, daß diese Stelle die Verwerthung nicht verträgt, die Tholud ihr angedeihen läßt“. Gewöhnlich nennt man eine solche Uebersetzung eine Fälschung. Tholud reiht ferner eine „Aeußerung Dannhauers aus ihrem Zusammenhang“, verweist seine Leser auf ein Werk, wo sich ein angegebenes Gedicht finden soll, aber nicht findet zc. Bei der Besprechung der trefflichen Schriften Dannhauers heißt es: „Von Dannhauers zahlreichen Schriften können nur die drei hauptsächlichsten hier berücksichtigt werden, auch diese nur unter Polemik gegen den das landläufige Urtheil bestimmenden Tholud, dem wir kein Unrecht thun mit der Behauptung, daß er in diesen Werken höchstens geblät-

1) Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche. XVII, 538 f. Vgl. über Dannhauer namentlich auch die feinen Worte Walthers, Pastorale, S. 21 f.

2) Realencyclopädie IV, 462 ff.

3) Von uns unterstrichen.

tert<sup>1)</sup> hat.“ Zu diesen Werken gehört erstlich die geistreiche, treffliche, nach allegorischer Methode behandelte Dogmatik: *Hodosophia christiana sive theologia positiva*, die nach Boffe „durch zwei Menschenalter“ ihre „Anziehungskraft erhalten hat“, weil darin „das religiöse Bedürfnis des Lesers kräftig angesprochen wird, und zwar nicht nur durch den Titel (so Tholud), auch nicht nur durch die Einkleidung (so Gaf), sondern auch durch die Ausführung, die in keinem Moment außer Acht läßt, daß alle Theologie auf das Leben abzielt, und also immer eminent praktisch bleibt“. Dazu bemerkt Boffe noch: „Man vergleiche übrigens das ganze Urtheil von Gaf, nicht die Tholud'sche Verkürzung, durch die es erst recht schief wird.“ An zweiter Stelle wird mit Recht „das auch für den Culturhistoriker ergiebige ethische Hauptwerk“ genannt, der „*Liber conscientiae apertus sive theologia conscientiarum*“;<sup>2)</sup> an dritter Stelle die ausführliche und gründliche „*Katechismusmilk* oder Erklärung des kirchlichen *Katechismus*“, die aus den regelmäßigen Predigten Dannhauers erwachsen ist. Bei der Besprechung dieses letzten Werkes bezeichnet Boffe Tholud's tendenziösen und malitiosen Satz: „In dem Interesse, die Gemeinde mit der Kirchenlehre in ihrer ganzen Ausdehnung festzumachen, füllte er (Dannhauer) mit seiner *Katechismusmilk* nicht weniger als 10 Quartbände“ „als halb wahr“, ebenso auch Tholud's Reflexion: „Es lag im Zeitbedürfnisse, daß nach der Zeit des Krieges auch bei manchen der Schrifttheologen sich das Interesse der *Katechismuslehre* zuwendet. So auch bei Dannhauer.“<sup>3)</sup> Alles zusammenfassend schließt Boffe seinen Artikel mit den Worten: „Ein abschätzbares Urtheil über den Mann, zu dessen Würdigung ausreichendes Material ungenützt vorhanden, läßt sich mit der Autorität Tholud's nicht decken, denn in Beziehung auf Dannhauer ist der sonst um unsere Kenntniß des 17. Jahrhunderts verdiente Tholud keine Autorität.<sup>1)</sup> An dieser Einsicht hängt das künftige bessere Verständniß dessen, was Dannhauer war, wollte und erreichte.“ Wir meinen, daß Tholud auch in Bezug auf andere Theologen des 17. Jahrhunderts keine zuverlässige Autorität ist. In seiner unionistischen Gesinnung hatte er eben nicht das geringste Verständniß für das Streben, Wirken und Kämpfen jener Männer, und seine sonst gerühmte Freundlichkeit wird jenen Theologen gegenüber zur Bissigkeit, die ihn z. B. Quenstedts „*Systema*“ als einen „*index librorum prohibitorum*“ charakterisiren läßt, ja, zur schändlichsten Verdächtigung, wenn

1) Von uns unterstrichen.

2) Vgl. darüber Walthers, l. c.

3) Es ist zu bedauern, daß von dem sehr praktisch angelegten Auszug aus der jetzt seltenen und kostspieligen Dannhauer'schen „*Katechismusmilk*“, die für *Katechismus*-Predigten und -Erklärungen so trefflich zu verwerthen ist, bisher nur ein Band erschienen ist: „*Johann Conrad Dannhauer's Katechismusmilk im Auszug von A. L. Gräbner. Erster Theil. Die heiligen zehn Gebote. Milwaukee, Wis. 1888.*“

er Calov „sinnliche Fassung“ der Lehre von der stetigen Fürbitte unser<sup>s</sup> Mittlers und Hohenpriesters Jesu Christi vorwirft. Und damit die auch in unsern Kreisen zum Theil bekannten Tholud'schen Schriften nicht als objective Geschichtsforschungen angesehen werden, haben wir Vorstehendes mittheilen wollen.

L. F.

## Litteratur.

“I am the Resurrection and the Life.” A Book of Funeral Sermons by Lutheran Pastors. American Lutheran Publication Board. Pittsburg, Pa. 1899. VII und 336 Seiten. Preis: \$1.00.

Dies ist eine vom „Publication Board“ unserer englischen Schwesterkirche veranstaltete Sammlung von 51 längeren oder kürzeren Leichenreden. Wir fanden nicht Zeit, alle Predigten zu lesen. Die wir gelesen haben, haben wir mit großer Freude gelesen. Es sind englische Predigten, wie sie sein sollen: Lehrpredigten in schöner, entsprechender Form. Angehängt sind Formulare für Begräbnisgottesdienste nach Lockner's liturgischen Monatsheften. Das Ganze bietet wirklich „aids to such pastors as, for want of time or proper equipment, have felt embarrassed when called upon, often on very short notice, to conduct a burial in the English language.“

F. P.

Skizzen aus dem Leben der Alten Kirche. Von Theodor Zahn, Dr. und Prof. der Theologie in Erlangen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1898. 392 Seiten 8×5½. Preis: 5 Mark 25 Pf. ungebunden.

Unter diesem Titel hat der Verfasser auf Verlangen eine Anzahl von Vorträgen herausgegeben, die er in den Jahren 1876—89 an verschiedenen Orten gehalten hat. Es sind, so zu sagen, nur „Abfälle aus der Werkstatt“ eines großen Gelehrten, aber es sind Stücke von hohem Werth. Die 308 Seiten umfassenden acht Vorträge behandeln folgende Themata:

1. Weltverehr und Kirche während der drei ersten Jahrhunderte. 2. Missionsmethoden im Zeitalter der Apostel. 3. Die sociale Frage und die innere Mission nach dem Brief des Jacobus. 4. Sklaverei und Christenthum in der alten Welt. 5. Geschichte des Sonntags vornehmlich in der alten Kirche. 6. Constantin der Große und die Kirche. 7. Glaubensregel und Taufbekenntniß in der alten Kirche. 8. Die Anbetung Jesu im Zeitalter der Apostel. — (Einen Anhang (22 Seiten) bilden „Christliche Gebete aus den Jahren 80—170“ und „Eine geistliche Rede, wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert, über die Arbeitsruhe am Sonntag“. Die Gebete sind: 1. Das Kirchengebet der römischen Gemeinde am Ausgang des ersten Jahrhunderts; 2. die ältesten Abendmahlsgebete; 3. das letzte Gebet des Apostelschülers Polykarp; 4. die letzten Seufzer zweier Märtyrer. In den Anmerkungen (S. 331—392) werden nicht bloß die einschlägigen Schriftstellen und Geschichtsquellen angegeben; sie bieten vielfach auch sehr interessante weitere Ausführungen, für die in den Vorträgen kein Raum war.

Die einzelnen Vorträge, deren jeder viel bietet, näher zu charakterisiren, würde zu weit führen. Nur auf den fünften Vortrag, der die hier zu Lande ja besonders stark hervortretende Sonntagsfrage behandelt, möchten wir eigens aufmerksam machen. In demselben wird aus der Geschichte aufs klarste nachgewiesen, daß die biblisch-lutherische Lehre vom Sonntag die der alten Kirche gewesen ist, und daß es noch im vierten und fünften Jahrhundert nicht an Männern fehlte, welche gegen die bei der Frage hervortretende Vermischung von Heilsordnung und Kirchenordnung protestirten. Es wird in dem Vortrag auch gezeigt, wo die Abweichung von der Wahrheit einsetzte, und kurz angedeutet, wo man nach der Reformation von der durch Luther wieder ans Licht gebrachten rechten Lehre abermals abging.

Daß der Verfasser auch zu den wissenschaftlichen Theologen im modernen Sinn gehört, tritt in seinen „Skizzen“ verhältnißmäßig wenig hervor. Fast als ein Curiosum, um dies nicht unerwähnt zu lassen, erscheint die Auffassung von I Cor. 2, 1—5. Vom Apostel Paulus wird S. 85 gesagt, daß er, „wenn er allein auftrat, wie Anfangs in Corinth, kaum etwas anderes zu predigen wußte,“) als die Grundthatfache vom gekreuzigten Christus“, und S. 75 wird es als eine der Folgen der in Athen gemachten Erfahrungen bezeichnet, daß er sich in Corinth auf den Kern des Evangeliums beschränkte.1) Als ob der Apostel anderswo und zu anderer Zeit noch etwas anderes hätte predigen wollen, als *Ἰησοῦν Χριστὸν καὶ τοῦτον ἑσταυρωμένον*.

Wir wünschen dem interessanten und lehrreichen Buche auch hier zu Lande viele Leser.

F. Z.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Sehr erfreulich ist, daß in letzter Zeit auch außerhalb der Synodal-Conferenz die Nothwendigkeit der Gemeindefchulen sehr entschieden betont wird. Der „Lutherische Herald“, Organ der New York-Synoden (Council), referirt zunächst über den status quo: „Wir wissen von einem Kranken in unserer Mitte, dessen Zustand bedenklich ist. Er nimmt immer mehr ab. Er sieht langsam dahin. Und nicht einmal so ganz langsam. Es will uns fast scheinen, als litte er an der galopirenden Schwindsucht. Wir meinen die Gemeindefchule. Bei uns hier im Osten sind die Gemeindefchulen niemals recht in der Blüthe gewesen. Man hat sie immer nur vereinzelt gefunden, und auch da, wo man sie ausnahmsweise gefunden, hat es harte Kämpfe gekostet, sie zu gründen, und schwere Opfer, sie zu erhalten. Sie haben sich als ‚Schmerzskinder‘ im vollsten Sinne des Wortes erwiesen. Mit der Zeit scheint man es müde geworden zu sein. Anstatt neue Gemeindefchulen zu gründen, läßt man die alten eingehen. Viele sind in den letzten Jahren geschlossen worden. Andere werden geschlossen werden, und wie lange wird es dauern, bis bei uns die eigentlichen Gemeindefchulen (wir verstehen darunter die richtigen Tagesschulen, nicht Nachmittags-Klassen) gänzlich verschwunden sein werden — auch die, die früher stark und erfolgreich gewesen. Das ist gegenwärtig der Zustand unserer Gemeindefchulen. Der Zustand ist bedenklich. Alle Symptome weisen hin auf Schwindsucht, und zwar galopirende Schwindsucht.“ Dann heißt es weiter: „Die Gemeindefchule hat auch hier im Osten viele Freunde. Der bedenkliche Zustand derselben erfüllt nicht wenige mit Besorgniß. Wir können ohne Gemeindefchule unsere Aufgaben unmöglich erfüllen, so wie sie erfüllt werden sollten. Die Jugend geht der Kirche verloren. Die Confirmation ist in vielen Fällen (ohne die vorausgehende gründliche Erziehung) eine leere Ceremonie. Die Kinder verstehen kein Deutsch, und wie können sie ohne Kenntniß der deutschen Sprache, auch nur des deutschen Abces, von einem deutschen Pastor unterrichtet und einer deutschen Kirche einverleibt werden? Man lasse sie zu einer englisch-lutherischen Kirche gehen. Nicht so schnell! Vorderrhand gibt es noch deutsche Gemeinden, die Gott der Herr verantwortlich hält für diese deutschen Kinder. . . . Die englischen Gemeinden können den Kindern beinahe ebenso wenig den nöthigen, gründlichen Religionsunterricht geben, wie die deutschen. Da fehlen ebenfalls die Gemeindefchulen. Da fällt zwar die Schwierigkeit der Unterrichtsprache hinweg, aber wo bleibt der Unterricht? Niemand kann uns weismachen, daß die Sonntagsschule das Deficit

1) Von uns unterstrichen.

bede. Die Leistungen unserer Sonntagschulen, was den gründlichen Unterricht in Gottes Wort und Luthers Lehr anlangt, sind herzlich unbedeutend. . . . Was ist denn nun die Ursache der traurigen Lage unserer Gemeindefchulen? Ist es Mangel an Interesse von Seiten unserer Pastoren? Wir sagen: Nein. Unsere deutschen Pastoren sind (wir glauben es sagen zu dürfen) alle Freunde der Gemeindefchule; viele hegen keinen innigeren Wunsch, als die Gemeindefchule in ihrer Parochie einzuführen, und studiren und planen von Jahr zu Jahr, wie sie es fertig bringen können; einige, die eine Gemeindefchule bereits haben, bringen die größten persönlichen Opfer, um dieselbe zu erhalten, lassen sogar ihren eigenen Gehalt reduciren zu Gunsten der Schule, oder widmen unentgeltlich ihre Zeit, um Tag für Tag in der Schule zu unterrichten. Das zeugt nicht nur von einem Interesse für die Sache, sondern von einer brennenden Begeisterung, der kein Opfer zu groß ist. Es könnten rührende Beispiele von aufopferungsvoller Selbstverleugnung vieler Pastoren im Interesse der Gemeindefchulen angeführt werden. Also an Sinn und Verstandniß, an Liebe und Begeisterung fehlt es nicht, wenigstens nicht auf Seite der Pastoren. Vielleicht aber bei den Gemeindegliedern? Wir sagen: Nicht doch! Das Gros unserer Gemeindeglieder hält eine deutsche Gemeindefchule für nöthig oder doch für wünschenswerth. Abgesehen von dem Religionsunterricht, liegt unsern deutschen Eltern doch daran, daß ihre Kinder Deutsch lernen. Auch daran ist ihnen gelegen, ihre Kinder vor dem bunten und gemischten Haufen von Krethi und Plethi in den Public Schools zu bewahren, und um diese Vortheile zu gewinnen, zahlen sie gerne für den Schulunterricht in der Gemeindefchule; aber sie stellen dann auch Anforderungen an die Leistungen solcher Schulen. Sie wollen wissen, daß ihre Kinder in gute Hände kommen, daß sie etwas lernen; ja, daß sie nicht nur ebenso viel lernen, wie in den freien Schulen, sondern sogar noch etwas mehr. Wenn dies nicht eintritt, dann handeln sie eben im Interesse ihrer Kinder und schicken sie in die Staatsschule. Sie haben ein Recht, (?) „so zu thun; ja, mehr noch, sie haben die Pflicht, und niemand kann es ihnen verdenken. Wir würden es genau so machen.“ (?) „Die Kinder sind nicht der Schule wegen da, sondern die Schule für die Kinder, und was in der Schule versäumt wird, kann später nicht nachgeholt werden. Da, da liegt das Geheimniß der Krankheit. Unsere Gemeindefchulen, im Großen und Ganzen, sind gewogen und zu leicht erfunden worden. Sie sind zurückgeblieben. Und das hat wiederum seinen guten Grund. In der Schule kommt alles auf den Lehrer an. In unsern Staatsschulen müssen die Lehrer, resp. Lehrerinnen jetzt eine äußerst gründliche Ausbildung genossen haben und ein höchst rigoroses Examen bestehen, um Anstellung finden zu können.“ (Ist das überall so?) „Und unsere Gemeindefchulen? Woher nehmen die zumeist ihre Lehrer? Woher? — Nun, wo man sie eben in der Verlegenheit finden kann. Die Verlegenheit ist oft groß, und gar zu wählerisch darf man darum nicht sein; man fragt nach im deutschen Emigrantenhause, ‚ob nicht einer gerade angekommen‘ (NB. deutsche Lehrer sind drüben jetzt so äußerst vortheilhaft in Bezug auf Saläre, Promotion und Pension gestellt, daß sie nicht ohne ‚besondere‘ Gründe herüber kommen; wir haben letztes Jahr es versucht, einen tüchtigsten deutschen Schulmeister mit herüber zu bringen, sind aber ausgelacht worden) — oder man rückt eine Annonce in die Zeitung, worin es heißt (wie oft müssen wir es lesen!): ‚Lehrer gesucht!‘ Wir wissen auch, was für Lehrer sich da oft melden, und was für Lehrer zuweilen angestellt werden — von der mangelhaften Ausbildung vieler wollen wir ganz schweigen; aber es fällt uns schwer, von der moralischen Untauglichkeit eines Theiles dieser hergelaufenen und aufgefundenen Lehrer uns Schweigen aufzuerlegen. Sachen sind da vorgekommen, die zum Himmel schreien. Erst vor Kurzem meldete sich einer, der vorher in einer

socialdemokratischen Sonntagschule unterrichtet hatte, und er ist angenommen worden. Und es gibt noch schlimmere Beispiele. Und solche verkommene Genies stellt man dann an in christlichen Gemeindeschulen, stellt sie als Erzieher unter die Kinder, von denen der Heiland sagt: „Wer aber ärgert dieser Geringssten einen, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde!“ Man stellt sie an, weil man keinen besseren findet. Und warum kann man sie nicht finden, die ordentlichen, tüchtigen, wohlrecommandirten Schullehrer? Darum, weil wir keine Bezugsquelle, kein lutherisches Schullehrer-Seminar haben. Da sitzt der Knoten. Andere Synoden haben ihre Seminare, und bei ihnen gedeihen darum auch die Gemeindeschulen. So lange wir nicht dran gehen, ein ordentliches Schullehrer-Seminar zu gründen, ist all dies Gerede von Gemeindeschulen nichts als Wind. Jawohl, der „Lutherische Herold“ hat auch ein Interesse für die heilige Sache der Gemeindeschule; aber wenn dies Interesse nur mit müßigen Worten und zwecklosen Hochrufen bewiesen werden soll, da thut er nicht mit. Das Leben ist zu kurz, um damit die Zeit zu vergeuden. Es gilt, die Sache einmal am rechten Ende anzufassen. Es kommt kein Meister vom Himmel gefallen — auch kein Schulmeister! Für Prediger, Aerzte, Zahnärzte, Apotheker, Advocaten, Maschinenisten, Techniker hat man Vorbereitungschulen; nur die Schullehrer sollen so ganz von ohngefähr wie Pilze aus der Erde hervorschießen. Bereits vor fünfundsanzig Jahren ist für die Gründung eines Schullehrer-Seminars in unserer Synode agitiert worden, \$1800 waren bereits für den Zweck gesammelt, und der Ort, wo wir dies schreiben, als der Sitz dieses Seminars in Aussicht genommen. Seitdem ist dies Project begraben. Soll es wieder auferstehen? — wenn nicht, dann bedeutet es das Grab unserer Gemeindeschulen, so begeistert man sonst auch dem Dahinsterbenden ein „Hoch soll er leben!“ singen mag. Um die Ehrlichkeit unserer Ueberzeugung zu bekunden, unterzeichnen wir: G. C. Berkemeier.“ Wir haben Vorstehendes so ausführlich abdrucken lassen, weil es nicht nur ein erfreuliches Interesse für die Gemeindeschulen documentirt, sondern auch einen Einblick in die Sachlage im „Osten“ gewährt. Wir können freilich nicht verhehlen, daß wir noch einige Zweifel darüber haben, ob das Fehlen der Schullehrer-Seminare der einzige und unterste Grund für das Fehlen der Gemeindeschulen sei. Es könnte doch auch umgekehrt sein: Die Schullehrer-Seminare fehlen, weil man die Gemeindeschulen nicht allgemein und ernstlich wollte.

F. P.

Die folgenden Thesen über die Lehre von der Bekehrung finden wir im „Lutherischen Herold“ mitgetheilt. Der Thesensteller ist P. W. Fiecke. „I. Die Bekehrung ist die jedem Menschen nothwendige Versekung aus dem Stande der Sünde, des Zornes und des geistlichen Todes in den Stand des Glaubens, der Gnade und des neuen geistlichen Lebens; a. Das Wort Bekehrung wird in der heiligen Schrift, in den Bekenntnißschriften und bei den Dogmatikern der lutherischen Kirche bald in einem weiteren, bald in engerem Sinne gebraucht. Wir wollen hier von der Bekehrung im engeren Sinne handeln; b. Der unbekehrte Mensch befindet sich in einem Stande der Finsterniß, der Sünde und des geistlichen Todes, und steht unter dem Zorne Gottes; c. Durch die Bekehrung wird der Mensch in den Stand des Glaubens, der Gnade und des neuen Lebens versezt; d. Durch die Bekehrung werden also nicht die vorhandenen Kräfte geweckt und vermehrt, sondern wird etwas ganz Neues geschaffen; e. Die Bekehrung ist nothwendig für jeden Menschen, der noch nicht im Stande der Gnade ist, oder der wieder aus derselben gefallen ist. II. Die Bekehrung ist in ihrem ganzen Umfange ein Gnadenwerk Gottes des heiligen Geistes, welcher durch das gepredigte oder geschriebene Wort Gottes den Menschen stufenweise vorbereitet, sein Herz zur Buße wendet und den Glauben in ihm entzündet. Diesem Wirken des heiligen Geistes kann sich der

Mensch wohl hindernd entgegensehen, aber nicht an demselben mitwirken; a. Das Mittel der Belehrung ist das geoffenbarte Wort Gottes, sowohl das gepredigte als das geschriebene; sowohl in seiner Gesamtheit als auch in seinen Theilen; b. Durch das Wort wirkt der Heilige Geist beides, Buße und Glauben, und vollführt so die Belehrung; c. Die Belehrung geschieht, in der Regel nach längerer oder kürzerer Vorbereitung, in dem Augenblick, in welchem das Fünkeln des Glaubens im Herzen angezündet wird; d. Die Belehrung ist in ihrem ganzen Umfange ein Werk des Heiligen Geistes. Der Mensch kann weder im Anfang noch im weiteren Verlaufe derselben etwas mitwirken. Er hat nur die traurige Freiheit, ihr auf allen Stufen widerstreben zu können.“ Diese Thesen bringen die rechte Lehre von der Belehrung zum Ausdruck. Die etwas zu allgemeine Fassung: „welcher durch das gepredigte und geschriebene Wort Gottes den Menschen stufen weise vorbereitet“, erhält die richtige nähere Einschränkung unter c.: „Die Belehrung geschieht, in der Regel nach längerer oder kürzerer Vorbereitung, in dem Augenblick“ 2c. Die Worte unter II a.: „sowohl in seiner Gesamtheit als auch in seinen Theilen“ bleiben uns unverständlich. F. P.

**Zum Capitel „Gewissensfreiheit“.** Der „Herold“ schreibt: „Der Kaiser von Deutschland hat verfügt, daß Mennoniten oder Wiedertäufer, welche bekanntlich das Tragen und den Gebrauch von Waffen für schristwidrig und unchristlich halten, in Zukunft nicht mehr durch Haftstrafe, weich und mühe gemacht werden dürfen, wie es wohl bisher geschehen ist. Mennonitische Recruten werden vielmehr sofort beim Eintritt ins Heer dem Fuhrwesen oder der Sanitätsabtheilung zugewiesen. Die Regierung hat sich also hier von einem Stück Gewissenstyrannie losgemacht; denn wenn das Gewissen der Mennoniten hierin auch ein irrendes Gewissen ist, so muß es doch respectirt werden.“ Wirklich? Muß der Staat das mennonitische Gewissen respectiren? Wie, wenn nun alle Bürger sich ein mennonitisches Gewissen anschaffen würden? Wo beläme dann der Staat die nöthigen Krieger her? Sodann: was den Mennoniten recht ist, ist den Römischen 2c. billig. Wenn nun z. B. die Römischen sagten, ihr Gewissen schreibe ihnen vor, auch in weltlichen Dingen nur dem Pabst als obersten Herrn unterthan zu sein: müßte der Staat dann auch das irrende Gewissen der Römischen respectiren und den römischen Theil seiner Bürger von der Untertanenpflicht entbinden? Die Sache muß theologisch und juristisch von einer andern Seite angefaßt werden. Doch wir geben dem „Herold“ das Wort. F. P.

**Gemeindeschule.** Der „Lutheran“ berichtet: „Die südtliche Conferenz der Pittsburg-Synode hat auf ihrem trefflichen Programm eine Frage, die von sehr großer praktischer Bedeutung für die Kirche ist. Es ist dies die Frage, die die Gemeindeschule und die Sonntagsschule betrifft. Wenn die zwei Redner, die Pastoren Waters und Sarver, der Kirche neues Licht darüber geben, wie die Ziele beider erfolgreich verbunden und in unser Gemeinwesen eingeführt werden können, so haben sie eins der schwierigsten Probleme gelöst, mit denen sich die Kirche zu beschäftigen hat. Die Schule, in der die Bibel, und die Schule, in der die Lehre der Kirche gelehrt wird (the Bible school and the doctrinal school) — diese beiden sind die Hoffnung der Kirche; — aber wie kann man die Stunden und die Lehrer finden, um diese Schulen erfolgreich zu machen: das ist die Frage.“ Wir möchten uns die Bemerkung erlauben: Man hüte sich davor, aus Dingen, die doch auf der Hand liegen, schwierige „Probleme“ zu machen. Was die Zeit betrifft, so ist allgemein zugestanden, daß eine Woche sechs Arbeitstage hat. Wenn man nun an fünf von sechs Tagen täglich fünf oder sechs Stunden Gemeindeschule hält, so sind die „Stunden“ für die Gemeindeschule gefunden. Was die nöthigen Lehrer betrifft, so „findet“ man die freilich nicht, sondern die Kirche muß sich dieselben erziehen.

Aber darüber braucht man sich gar nicht zu verwundern. Man „findet“ ja auch die Pastoren nicht, die die Kirche braucht, sondern erzieht sie sich in den theologischen Schulen. Wenn nun die Kirche in Bezug auf die Lehrer dasselbe thut, nämlich Schulen zur Heranbildung derselben einrichtet, so ist auf höchst einfache Weise dem Bedürfnis abgeholfen. Die Frage hat sehr wenig von einem „Problem“ an sich. „Where there is a will, there is a way.“ Wir fürchten, die ganze Schwierigkeit liegt da: es fehlt in den betreffenden Kreisen an dem ernstlichen Willen, Gemeindefschulen einzurichten. Das ganze „Problem“ reducirt sich schließlich darauf, wie man in den Gemeinden das ernstliche Wollen der Gemeindefschulen zuwege bringe. Aber auch an diesem Punkte stehen wir nicht rathlos da. Gottes Wort macht es den christlichen Eltern zur Pflicht, ihre Kinder in der Zucht und Vermaahnung zum Herrn aufzuziehen. Diese Pflicht muß den Eltern „mit aller Geduld und Lehre“ (2 Tim. 4, 2.) eingeschärft werden. Dann folgen die Gemeindefschulen ganz von selbst. F. P.

## II. Ausland.

„Die Evangelisationsbewegung“, welche innerhalb der deutschen Landeskirchen „lebendiges, entschiedenes Christenthum“ wecken will, wird vielfach gerade von den besseren Elementen gefördert, obgleich ihr schwärmerisches Wesen offenbar genug ist. Die preussische Generalsynode vom December 1897 hat sie für brauchbar erklärt. Die Belgardener Conferenz der Unionslutheraner fordert nun für größere Gemeinden „Zuhilfenahme von Laien, die unter Leitung und Verantwortlichkeit des geistlichen Amtes bekenntnißmäßig das Evangelium, wenn auch in freierer, erwecklicher Weise an die dem Pfarramt nicht erreichbaren Gemeindeglieder heranbringen“. (Ev. Rt., S. 357.) Auf diese Weise soll wohl das methodistische Wesen noch in gewissen Schranken gehalten werden. Die Oldenburger Conferenz vom 31. Mai war aber „darüber einig, daß von der wilden, die Arbeit der Kirche durchkreuzenden Evangelisation nur eine Störung des Friedens und eine Zersplitterung und Verwirrung der Gemeinden zu erwarten sei. Ob jede Evangelisationsthätigkeit einen ungesunden Methodismus in sich trage oder ob es auch eine gesunde Evangelisationsthätigkeit gebe; ob die Kirche die Bewegung in jedem Falle bekämpfen müsse oder ob es gerathen sei zu versuchen, eine etwa vorhandene Evangelisation in kirchliche Bahnen zu lenken und sie unter Leitung und Aufsicht der Kirche zu bringen, darüber gingen die Ansichten auseinander. Durchweg aber glaubte man, keine Veranlassung zu haben, der Bewegung den Eingang in unsere bisher von derselben noch ziemlich verschonte“ (Oldenburger) „Landeskirche zu erleichtern“. (A. E. L. R., S. 573.) — Prof. W. Walter in Rostock sagt in einem Vortrag: „Was uns zunächst besonders bei den Führern dieser Bewegung entgegentritt, ist der Eifer, die Begeisterung, womit sie eine Belebung der Kirche durch neue Mittel herbeizuführen suchen. Die Einen betonen mehr die erste Erweckung und wollen durch Aufrihtung eines neuen Amtes, des Evangelistenamtes, Leben in die todtten Massen bringen. Die Andern erstreben mehr die Sammlung der Erweckten und wollen durch Gründung eines Bundes mit ‚feierlichen Gelübden‘ und mit ‚Weisestunden‘, durch Stiftung neuer ‚Gemeinschaften‘ und ‚Kränzchen‘ Leben wecken und erhalten. Die Dritten legen alles Gewicht auf die Heiligung und wollen durch Gebetsversammlungen und ähnliche Veranstaltungen die Gläubigen zu höheren Stufen emporheben.“ „Die längst auch unter den Evangelischen Deutschlands vorhandene schwärmerische Geistesrichtung hat der in England und America weiter ausgebildeten und von dort her bei uns importirten ungesunden religiösen Strömung als Nährboden gebietet. Die daraus erwachsene Schwarmgeisterei greift jetzt mit solcher Macht um sich und schließt sich immer mehr in neuen Organisationen



zusammen und von den übrigen Christen ab.“ (Ebd. S. 538. 541.) — Das Breslauer Kirchenblatt urtheilt (S. 318) über dieses Zeichen der Zeit sehr gut: „Das in die Gemeinden eindringende methodistische Heiligungswesen lockt schon den innern Zusammenhang; die ‚evangelische Vereinigung‘ baut sich schon Predigtstühle neben den Kirchen; vorläufig halten sie zwar ihre religiöse Erbauung nicht zu den Zeiten des kirchlichen Gottesdienstes, aber sie gewöhnen die Leute an religiöse Erbauung außerhalb des geordneten Predigtamtes. So kommt die schriftwidrige Separation, weil man von der schriftgemäßen nichts hören wollte!“

G. G.

**Die Unionsgesinnung in der heutigem Christenheit.** Ein sehr wahres Wort sprach der Oberhofprediger Dryander gelegentlich der „Kirchlichen Conferenz der Kurmark“. Er sagte nämlich: „Die Unionsgesinnung ist weiter verbreitet als man denkt, auch im Königreich Sachsen.“ Die Luthardt'sche Kirchenzeitung meint zwar, die Unionsgesinnung, welche sich in Sachsen finde, sei aus Preußen importirt. Aber das ist eine unzutreffende Auffassung. Unionsgesinnung ist doch überall dort, wo dem Irrthum kirchliche Duldung gewährt wird. Das ist aber überall in den deutschländischen Landeskirchen, sonderlich auch in Sachsen, der Fall. Das ganze Theologengeschlecht ist schon durch und durch unionistisch erzogen, da auf den Universitäten ein Sammelsurium von allerlei Lehren vorgetragen wird. Wo gibt es in Deutschland noch eine Universität, auf welcher die eine göttliche Wahrheit aus der Schrift einhellig gelehrt und die Scheidung von allem Irrthum als göttliches Gebot eingeschärft wird? Die allgemein herrschende Unionsgesinnung ist übrigens nur eine natürliche Folge des Abfalls von der Schrift. Hat man die Schrift als Gottes untrügliches Wort preisgegeben und sich dessen entwöhnt, alles nach dem „Es steht geschrieben“ zu beurtheilen und zu messen, so ist eo ipso der Unionismus da. Allerlei Leute wohnen da einträchtig unter einem Kirchendach zusammen. Die Kriege, welche die unionistische Eintracht hin und wieder stören, werden wesentlich nur um das Futter und um auf derselben Linie liegende Dinge geführt. Wir erinnern uns gar wohl, daß in sächsischen kirchlichen Blättern wiederholt sehr ernste Bedenken gegen die Anstellung von preussischen Pastoren innerhalb der sächsischen Landeskirche geäußert wurden. Aber auch diese Bedenken hatten, so weit wir uns erinnern, ihren Sitz im Magen. Man sprach es ganz offen aus, daß an die besser gefüllten sächsischen Krippen von Rechts wegen nur sächsische Pastoren gehörten. J. P.

**Mission und Pietismus.** In einem Vortrage über „die Bedeutung des Pietismus für die Heidenmission“ hebt Prof. Rirbt in Marburg hervor, daß es durchaus verständlich ist, wenn die Reformationszeit für Ausbreitung des evangelischen Christenthums unter nichtchristlichen Völkern nichts geleistet hat. „Alle Kraft mußte auf die Selbstbehauptung gegenüber der römischen Kirche concentrirt werden. Colontien besaß Deutschland nicht. Die bisher wirksamen Missionsmotive, das politische, hierarchische und ascetische, welche gleichzeitig den großen Aufschwung der römisch-katholischen Mission herbeigeführt haben, konnten und durften auf protestantischem Boden nicht wirksam werden. Auch an den Trägern für Missionsunternehmungen, auf welchen die moderne evangelische Mission ruht, fehlte es damals noch vollständig, und — jeder größer angelegte Versuch einer überseeischen Propaganda wäre bei der maritimen Vorherrschaft von Spanien und Portugal im Keim unterdrückt worden.“ (Warnck: Miss. Ztsch., S. 149.) Wenn er übrigens den Missionsgedanken vor der Pietistenzeit nirgends als bei Savaria (1591) ausgesprochen findet, so hat er sich noch nicht genügend umgesehen. Die lutherische Kirche war eine Gebundene Jesu Christi und führte nicht sich selbst, sondern ließ sich vom Herrn führen nach seinem Rath, wie Paulus. Sie mußte der Zeit des Herrn harren, bis er rief und ihr die Thüre aufthat. Als die Gesandtschaft Ernsts des Frommen nach Aethiopien

und die Reise des A. Clearius und des B. Flemming nach Persien Anregung gaben, war allerdings wenig Verständniß mehr vorhanden, und Chr. Gerber hatte Ursache, in seinen „Unerkannten Sünden“ die Gewissen in diesem Stück zu schärfen. Die beiden ersten lutherischen Missionare sind im Todesjahre Speners 1705 in Kopenhagen ordinirt worden. Bald darauf hat A. F. Franke allerdings die dauernde Verbindung zwischen Pietismus und Mission geschaffen und den Missions Sinn in Zinzendorf geweckt, den Prof. Kirbt „eine originelle, vielseitige, elastische und schmieglame Natur nennt, von sprudelndem Geist und überströmendem Gefühlsleben, voll von Widersprüchen, kein durchsichtiger Charakter, schillernd, zu Extremen geneigt, unter den Brüdern ein Bruder, aber ‚im Reiche der Demuth nach der obersten Stelle strebend‘, wie eine Tante von ihm gesagt hat“. Da die Landeskirchen dem Rufe zur Missionsarbeit unter den Heidenvölkern, die sich ihnen erschlossen, keine Folge leisteten, blieb das Werk auch in den Händen der pietistischen Kreise und der Herrnhuter, und lebte zuerst in den pietistischen Conventikeln wieder auf, als nach der Nacht des Rationalismus sich wieder Leben regte. Je mehr sich diese Vereine von den Staatskirchen abgestoßen fühlten, um so mehr lehnten sie sich an die unruhigen englischen Secten an und saugten deren Geist ein. Die Folgen davon sind noch zu sehen. Wenn M. meint, dazu gehöre der Umstand, daß man mehr auf Belehrung Einzelner, als auf Christianisirung der Völker sehe, so ruht sein Urtheil freilich nicht auf apostolischen, sondern auf staatskirchlichen Grundsätzen. Anders ist es mit der Hinausziehung der Taufe, die noch oft aus methodistischen Bedenken erfolgt, mit der gesetzlichen Beurtheilung der Volks sitten und natürlichen Verhältnisse, dem Mangel an Rüsternheit, mit der frömmelnden Schönfärberei u. dgl. Wo hin aber gehört das, daß man so gerne eigene Wege anschlügt und doch in unmittelbarem Verkehre mit Gott stehen will? Woher der himmelfürmerische Geist in vielen Missionsgebeten, der von der heiligen Scheu der Cherubim und Seraphim keine Ahnung hat? Woher die Geringschätzung confessioneller Unterschiede und die Ueberschätzung menschlicher Formen und Werke auf diesem Gebiete?

G. G.

Für den unirten Kirchenbau in Dar-es-Salaam (Ostafrika) hat das bayerische Kirchenregiment eine Kirchencollecte angeordnet, welche M. 12.719.71 einbrachte. Sie und da nimmt man es etwas übel, daß der Priester und Levit an dem österreichischen Bruder, der unter die Mörder gefallen ist, mäusehstille vorüberschlüpft, ohne auch nur gleich dem sächsischen Kirchenregimente den Candidaten die Samariterdienste zu erlauben, während die Geldnoth eines unirten Kirchleins in Africa in alle protestantischen Kirchen Bayerns hineinschreien muß. — Die bayerische Generalsynode wünschte wenigstens für die lutherischen Soldaten in Mek die Anstellung eines eigenen Divisionspfarrers; der Prinzregent lehnte sie aber ab, als von der preussischen Militärseelsorge-Organisation ausgeschlossen. Die Abzweigung der bayerischen Soldaten lutherischen Bekenntnisses von der evangelischen Militärgemeinde erscheine auch nicht angemessen. Die Erhaltung der Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft müsse vielmehr „vom militärischen Standpunkte aus als in hohem Grade wünschenswerth erachtet werden“. Die eingeholten Gutachten der kaiserlichen und königlichen Beamten gehen alle dahin, daß Soldaten kein anderes als das ancommandirte Gewissen zu haben brauchen. Wenn das Oberconsistorium dazu seine unterthänigste Verbeugung macht, so ist das nichts Neues. Wie kommt es aber, daß das Organ der Unionslutheraner sich über diese Entschließung des römischen Prinzregenten, der eben erst protestantischen Officieren und Eisenbahnbeamten auch Theilnahme an der Fronleichnamprocession „anheimstellen“ (das heißt, nach militärischem Ausdruck befehlen) ließ, so hoch freuen kann? Es findet sich bei den Römischen eine weisere „Berücksichtigung des Confessionsstandes

in der preussischen Landeskirche“ als bei Lutheranern, und das thut dem bösen Gewissen so wohl! Ist doch nun bezeugt, daß die preussischen Unionsleute einen eben so gut lutherischen Katechismus-Unterricht und so bekenntnißgemäße Predigt haben als die Franken und daß ihre Agende so gut ist als irgend eine der evangelischen Christenheit. (Ev. Kzt., S. 430.) Was kommt dagegen in Betracht, daß einige lutherische Soldatengewissen tyrannisiert und nöthigenfalls ganz zertreten werden?! Der Unionsgeist wird sich überhaupt bald von dem Papste wieder Petri Schwert borgen müssen; denn seit der Rückkehr des Kaisers von Jerusalem will es manchen Kirchenrätthen mit dem Auftreten der kleinen Landeskirchen gar zu langsam gehen. „Die evangelische Vereinigung“ in Halle ließ den Dr. Benschlag einen Vortrag über „das Bedürfnis der engeren Verbindung der deutsch-protestantischen Landeskirche“ halten. „Er begehrte, daß damit nicht bis zur Erreichung der Zustimmung aller Landeskirchen gewartet werde, sondern daß die preussische Landeskirche, die bereits im Jahre 1891 ihre Willigkeit ausgesprochen habe, mit den bereitwilligen vorangehe.“ (Ebd. S. 398.) Nach den wenigen überlebenden separirten und protestantischen Gemeinden würde die räuberische Akerweltskirche auch nicht fragen, wenn nur nicht die Staatsverfassungen geändert werden müßten, und wenn nur ein Landesregent wie der bayerische überzeugt werden könnte, daß er sich den Segen des Papstes und Erlösung aus dem Fegfeuer damit holen würde, daß er das protestantische Bischofsamt in unirte Kaiserhände legte. G. G.

**Frauenfrage.** Damit hatte die Berliner freie „kirchlich-soziale Conferenz“ viel zu thun, und zwar auf Grund der Thesen von Nathusius: „Bei dem vorhandenen Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung über die männliche machen sich die Umwälzungen im wirtschaftlichen Leben ganz besonders fühlbar auf dem Arbeitsgebiet der Frau, welches eine zum Theil ganz neue Gestaltung anzunehmen genöthigt ist. Die Frauen der niedern Stände werden mit Arbeit überlastet und bedürfen des Schutzes der Gesellschaft; die Frauen der höhern Stände bedürfen der Eröffnung neuer Erwerbsgebiete. Deshalb ist neben einer Reaction gegen das der ganzen Zeit eigene ungesunde Drängen in höhere Berufsclassen, zur Befriedigung des thatsächlichen Bedürfnisses eine Aenderung in der Mädchenbildung anzustreben a. durch Fortbildung der Töchter der handarbeitenden Klassen zur bessern Vorbereitung auf den häuslichen Beruf; b. durch gewerbliche Mittelschulen für Töchter; c. durch Ermöglichung einer entsprechenden Vorbildung derjenigen Mädchen, welche sich dem ärztlichen Berufe widmen wollen oder dem höhern Lehrfach. Bei allen Veränderungen ist den Anforderungen der weiblichen Natur Rechnung zu tragen; im Bildungswesen vermöge einer durchgehenden Sonderung aller höhern Lehranstalten von denen für die männliche Jugend; im Beruf durch möglichste Fernhaltung von dem Parteitreiben des öffentlichen Lebens. Positiv hat die deutsche christliche Frauenwelt weitgehende Vereinigungen anzustreben a. durch Hebung der Geschlechtsgenossinnen in jedem Stande auf christlicher Grundlage, b. zum Schutz der Schutzbedürftigen, wozu auch das Einbringen der Frau in die Aemter der Armenpflege, des Fabrikinspectorats u. dgl. zu verlangen ist, c. zum Kampf gegen alle Schädigungen des Familienlebens, auch durch Pflanzung eines einsachen und wahrhaft weiblichen Sinnes.“ — Bei der Debatte erhob ein Arzt seine Stimme wider das medicinische Studium der Frau, „das er verwirft aus Gründen der geistigen und körperlichen Natur der Frau. Die Folge würde sein eine große Noth des ärztlichen Standes, in erster Linie in der Stadt. Und doch hängt das Wohl der Nation auch von der Güte dieses Standes ab. Wie nun, wenn weibliche Aerzte nicht sittlich intact wären? Sittlich nicht intacte weibliche Aerzte wären eine größere Gefahr als sittlich nicht intacte Männer. (Zuruf einer weiblichen Stimme: Unerhört!) Dinge wie Malthusianismus zc. sind viel gefährlicher in ihren Händen als

in denen der Männer.“ (Sächs. R.- u. Sch.-Bl., S. 259.) — Zur Gründung eines „evangelischen Frauenbundes“ fand vom 5. bis 7. Juni in Kassel der erste Frauentag statt. Gegen Bedenken wider dieses Treiben sagt man, „daß ein intensives und gemeinsames Wirken in der Gegenwart eben ohne solche Formen kaum mehr denkbar ist“. — In Kiel redete Fräulein Dr. Käthe Windscheid, Vorsteherin des Mädchengymnasiums in Leipzig, auf dem „evangelisch-socialen Congreß“ über die bisherigen Ergebnisse des Frauenstudiums in Deutschland und seine voraussichtliche Entwicklung. „Sie forderte allgemeine Gleichberechtigung des Studiums für die Frauen mit den Männern, und damit Gleichstellung im Beruf des Arztes, des Advocaten etc.; denn nach selbständigem Lebensberuf müsse die Frau heutzutage trachten. Die Ehe sei nicht mehr ihre Lebensgrundlage, sondern eine „Krone“, die nur Einzelnen zufalle. Deshalb sei dem Studium freie Bahn zu machen. Eine sittliche Entartung des Weibes sei nicht davon zu fürchten. Das echt Weibliche bestehe nicht in der Unschuld, die vom Leben nichts weiß, sondern in der Unschuld, welche die Gemeinheiten des Lebens kennt und sich rein darin erhält.“ Die „A. G. L. R.“ will über Weiteres schweigen, damit die Krone der Ehe nicht noch seltener werde. Anstatt für die Seelen zu sorgen, stehen Pastoren am Markt der Welt, um deren Revolutionen zu leiten. Sind die Hauptleute der Weiberregimenter dabei noch oben auf? G. G.

**Diatonissen.** Die zuerst von den Liberalen wider die „Mutterhäuser“ in Gang gebrachte Bewegung hat allmählich unter der kirchlichen „Rechten“ immer tiefere Wurzeln geschlagen, so daß eine Stimme nach der andern sich erhebt, welche die ganze Organisation als unkirchlich bezeichnet. Die diesjährige Konferenz der Unionslutheraner in Belgard stellte den Satz auf: „Die Diatonie sollte als Gemeindeglied Sache der berufenen Gemeindeorgane werden, welche zur lebendigen Erfüllung dieser Aufgabe immer mehr heranzubilden sind. Zu erstreben ist nöthigenfalls für jede Gemeinde eine Gemeindeglied, die aber unbeschadet der engsten pietätvollen Beziehungen zu dem Mutterhause zur Verfügung der geordneten kirchlichen Organe steht. Letzteren sollte namentlich auch mit Rücksicht auf den jetzigen Mangel an Diatonissen Gelegenheit geboten werden, geeignete Glieder der Gemeinde zu diesem Zweck in den Mutterhäusern auszubilden zu lassen.“ Bei der Besprechung der Sache „standen sich drei Meinungen gegenüber. Auf der einen Seite wollte man das Diatonissenamt als reines Gemeindeamt haben und die Mutterhäuser lediglich als Ausbildungsanstalten bestehen lassen, wobei Uebergriffe der letzteren in die allein von den Organen der Localgemeinde zu regelnde Arbeit der Schwestern vermieden würden. Andere gestanden zu, daß die Schwestern sich nicht als Gemeindeglieder des Mutterhauses“ (das in der Regel eigenen Pastor und Parochialrechte besitzt wie irgend ein Kloster), „sondern der Gemeinde, in der sie arbeiten, ansehen müßten, daß dem Mutterhause aber als Sammelpunkt der Erfahrungen eine fürsorgende und beratende Leitung zugestanden werden müsse; während etliche dem Hause die freie Verfügung über die Schwestern gewahrt wissen wollen, zumal dasselbe die Altersversorgung für dieselben trage. Darin war man einig, daß ein Bruch mit den bestehenden Verhältnissen nicht ausgeführt werden dürfe, und es wurde darauf hingewiesen, daß die Bestrebungen des Diatonievereins, des rothen Kreuzes, des Johanniterordens die Diatonissensache in eine Bewegung versetzt haben, deren Entwicklung man abwarten müsse. Das Ideal sei jedenfalls, daß jede Gemeinde eine Diatonisse als Gemeindeglied habe. Wenn die Gemeindeorgane zur Gründung solches Amtes nicht willig seien, dürfe man sich das provisorische Eintreten eines freien Vereins gefallen lassen.“ (Ev. Kzt., S. 368.) — Von der „feierlichen Einkleidung“ und dem damit verknüpften Aberglauben, von den geweihten Kleidern, die das Mutterhaus

zu Kaiserswerth allen „Schwestern“, auch denen in Italien und Jerusalem, nachsenden muß, ist man jetzt sehr stille. Die bisherige Mode, wonach die Diakonissen willenlose Arbeitsmaschinen sind, für welche das Mutterhaus den Lohn einzieht, das sich die Rechte des vierten Gebots zuspricht und seine Angehörigen nie so lange an einem Orte läßt, daß Freundschaften und Bekanntschaften daselbst erwachsen können, will nicht mehr zusagen. Pastor Paul Richter will Diakonissen, „bei denen nicht mehr der Mariendienst in steigendem Maße verschlungen wird vom Martha-dienst“. In einer bei Bertelsmann in Gütersloh erschienenen Schrift: „Die Zukunft der weiblichen Diakonie“ schreibt er: „Eine Diakonie nach apostolischer Art ersehne ich, hervorgewachsen aus den Gemeinden und getragen von den die Gemeinden zusammenschließenden Synoden. Nicht eine Abschaffung unserer hochverdienten Mutterhäuser empfehle ich; aber zu einer Befürwortung der allmählichen Verlegung des Schwerpunktes der kirchlichen Diakonissenarbeit aus den Mutterhäusern in die Gemeinden, in die Synoden drängt es mich. Das auf Seiten der Gemeinden jetzt nicht mehr mangelnde Können, noch mehr aber die wachsenden Gefahren, von denen unsere Mutterhäuser umgeben sind, nöthigen hierzu.“ — Sein Recensent in Luthardts theol. Lit. Bl., der Diakonissenpastor E. E. Schmidt in Preßburg, bemerkt dazu: „Das ist ja an sich ein ganz richtiger Standpunkt. Soll die weibliche Diakonie wirklich als kirchliches Amt functioniren, so muß sie aufhören das Haus Stephana zu sein, das sich selbst verordnete zum Dienste der Heiligen, und muß sowohl hinsichtlich ihrer Organisation, als auch hinsichtlich der Ausbildung und Ausübung ihrer Träger der Kirche eingegliedert und unterstellt werden. An einzelnen Stellen ist solches ja auch schon versucht worden. Gerne sei auch zugegeben, daß das Wachsthum der Mutterhäuser viel Schwierigkeiten mit sich bringt, besonders in Bezug auf die Ausbildung der Schwestern. Das weiß jeder Diakonissenpastor sehr wohl. Verfasser spricht da manch wahres, treffendes und beherzigenswerthes Wort. Veräußerlichung, Verweltlichung, ‚Berlatholisirung‘ stehen wirklich gefahrdrohend vor der Diakonissensache. Das darf nicht gelegnet werden. Aber wir meinen doch auch wieder, daß die Abhülfe, die Verfasser vorschlägt, nach dem gegenwärtigen Stand der Kirche all diese Uebel nicht beseitigen, sondern erst recht befördern würde. . . Ob Verfasser sich hierbei nicht doch verrechnet? Man denke sich: Jungfrauen, von Haus aus unklar und unbefähigt, nur zwei kurze Jahre unter der Zucht eines Mutterhauses gestanden, ohne eine eigentliche Heimstätte, ohne Zusammenhalt, ohne Seelsorge“ (Der Gemeindepastor gilt nämlich von vornherein für unfähig, Seelsorge an einer Diakonisse auszuüben), „und vielleicht gar noch mit dem buntscheckigen Allerlei moderner Prediger abg gespeist, der einsichtslosen Willkür unkundiger Gemeindeführer zur Verfügung gestellt! Wir fürchten, da wird vom Diakonissenamt erst recht nicht viel mehr als der Name und das Kleid übrig bleiben. . . Man arbeite vorläufig an der Herstellung wirklich gesunder kirchlicher Zustände, — man entferne zuerst den Balken aus dem Auge der Kirche, dann wird sich der Splitter aus dem Auge des Diakonissenwesens auch leicht entfernen lassen.“ (S. 223.) — Sehr wahr! Aus staatskirchlichen Gemeinden kann unmöglich eine Diakonie der apostolischen Zeit hervorstammen. Gemeinden aber, welche den apostolischen ähnlich sind, werden auch wissen, daß die öffentliche Ausübung der christlichen Barmherzigkeit nicht in die Hände unreifer Mädchen gelegt werden darf. So kommen dann auch Pauli Gedanken 1 Tim. 5, 9. wieder zu Ehren, ohne daß darum junge Lehrerinnen oder Krankenwärterinnen verworfen würden. Man lerne wenigstens endlich, daß der verrotteten Kirche nicht durch Aufrichtung eines neuen Amtes geholfen wird. Wo die Kirche Christi aus der Predigt seines Wortes erwächst, wird sie die Aemter schon errichten, die sie bedarf.

G. G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

November 1899.

No. 11.

## Etlche typische Züge aus der Geschichte Israels.

(Fortsetzung.)

Salomo that in seinem Alter einen schweren Fall. Er nahm viele ausländische Weiber, und diese neigten sein Herz fremden Göttern zu. Ja, das war ein tiefer Fall. Er, der Geliebte Gottes, Zebidja, der vom HErrn so hoch begnadigt, dem der HErr zweimal erschienen war, und der den HErrn gar wohl erkannt und in seinem Dienst besonderen Eifer erwiesen, ihm den Tempel erbaut hatte, lag schließlich mit seinen heidnischen Frauen zu den Füßen der stummen Götzen. Und damit machte er auch Israel sündigen, verstrickte sein Volk in allerlei Abgötterei. 1 Kön. 11, 33. Und wenn er selbst auch zuletzt durch Gottes Gnade noch Buße that, so lehrte doch Israel nicht wieder in die Bahnen zurück, in denen es zur Zeit Davids und in der besseren Zeit Salomos gewandelt hatte. Der HErr ward zornig über Salomo und drohte ihm das Königreich zu entreißen. 1 Kön. 11, 9—11. Diese Drohung erfüllte sich, als sein Sohn Rehabeam ins Regiment gekommen war. Da fielen zehn Stämme vom Hause Davids ab. Seitdem war Israel ein zertheiltes Königreich. Und so begann mit dem Fall Salomos und mit der Reichspaltung der Verfall des Reichs, der Verfall des Gottesdienstes, des Glaubens und der Sitten. Und dieser Verfall wurde chronisch. Es trat ein Schwächestand ein, von dem sich Israel nie wieder erholte. Von den Irrwegen der Richterzeit war das Volk wieder zum Gehorsam zurückgekehrt. Jetzt betrat es die abschüssige Bahn, die es schließlich ins Verderben führte. Und so spiegelt sich in der Geschichte Israels seit dem Ende der Tage Salomos das Geschick der Kirche dieser letzten Tage.

Zerobeam, der erste König des Zehnstämmereichs oder des Reichs Israel, handelte sofort dem Willen Gottes, der ihn doch ins Regiment gesetzt hatte, zuwider, indem er seinem Volk verbot, hinauf in das Haus des HErrn zu Jerusalem zu gehen und dort zu opfern, damit es sich nicht wieder

dem Hause Davids zuwenden möchte. Er schuf einen eigenen Cultus, stellte zwei Kälber auf, in Dan und in Bethel, errichtete auch sonst auf den Höhen Altäre und bestellte für diesen neuen Gottesdienst eigene Priester. Das war zwar kein grober Götzendienst, indem Beides, der Kälberdienst, wie der Höhendienst, dem HErrn Jehova galt, aber doch falscher, selbsterwählter Gottesdienst. Jerusalem war der Ort, wo Gott seines Namens Gedächtniß gestiftet hatte, dort sollte Gottes Volk seinem Gott opfern, sonst nirgends. Auch sollte Israel sich kein Bildniß von Gott machen und dasselbe anbeten. Und nur die Priester aus dem Stamme Levi waren zum Opfer berechtigt. So erscheint das Reich Israel mit seinem Cultus als Typus der falschgläubigen Kirche, welche in Sachen der Lehre und des Glaubens, in der Verehrung Gottes ihren eigenen, irrigen Gedanken und Eingebungen folgt. Das Volk Juda hielt zunächst noch an dem rechten Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem fest, den Gott selbst gestiftet und verordnet hatte, und repräsentirt also die rechthgläubige Kirche, welche nur das lehrt und glaubt, was Gott in seinem Wort offenbart, und Gott nur so dient und anbetet, wie es Gott in seinem Wort angeordnet hat. Und nun ist die Geschichte von dem Manne Gottes aus Juda, die 1 Kön. 13 berichtet wird, instructiv für die Beurtheilung des Verhältnisses der rechthgläubigen zur falschgläubigen Kirche. Ein Mann Gottes aus Juda ging auf Befehl Gottes hinauf nach Bethel und sprach den Fluch aus über den dortigen Altar, als gerade der König Jerobeam an demselben stand und räucherte. Das ist Gottes ernstester Wille und Befehl, daß die rechthgläubige Kirche, jeder orthodoxe Lehrer die falschgläubige Kirche, alle falsche Lehre, allen selbsterwählten Gottesdienst, alle selbsterwählten Werke mit Gottes Wort strafe und richte. Jerobeam streckte seine Hand aus und befahl den Propheten des HErrn zu greifen. Von jeher hat die falschgläubige Kirche sich der Bestrafung aus Gottes Wort widersetzt und die treuen Zeugen der Wahrheit verfolgt. Als bald verdorrte die Hand des Königs, der Altar zerriß und die Opferschale wurde verschüttet. Damit hat Gott ein für alle Mal allem falschen Gottesdienst und den Verfolgern der Wahrheit das Urtheil gesprochen. Als seine Hand auf des Propheten Fürbitte wieder geheilt war, lud der König den Letzteren ein, mit in sein Haus zu gehen, dort wolle er ihn laben und erquicken und dann mit einem reichen Geschenk entlassen. Er wollte von jetzt ab mit dem Manne Gottes gut Freund und Bruder sein, freilich ohne den von ihm eingerichteten falschen Cultus abzustellen. Die falschgläubige Kirche hat von jeher den Unionismus begünstigt und befördert, sie will ganz gern die rechte Lehre dulden, wenn nur auch der falschen Lehre Recht und Duldung zugestanden wird. Der Prophet des HErrn schlug die Einladung Jerobeams ab, der HErr hatte ihm ausdrücklich geboten, er solle in Israel, wo man auf den Höhen räucherte, kein Brod essen und kein Wasser trinken. Es ist Gottes Wille, daß die Rechthgläubigen den Falschgläubigen die Bruderhand und alle brüderliche Gemeinschaft versagen. Der Mann Gottes aus Juda hatte

noch ein recht tragisches Ende. Ein alter Prophet aus Israel, ein falscher Prophet, welcher ein Engelgesichte vorgab, eilte ihm nach, als er eben den Rückweg angetreten hatte, und forderte ihn auf, bei ihm Brod zu essen. Und das that der Mann Gottes. Als aber Beide zu Tische saßen, kam das Wort des Herrn zu dem Propheten aus Israel und strafte den Ungehorsam des Propheten aus Juda und kündigte demselben Tod und Verderben an. Und siehe, auf dem Hinweg begegnete dem Mann Gottes aus Juda ein Löwe und tödtete ihn. Hieraus geht deutlich hervor, wie ernstlich Gott alle Union zwischen Wahrheit und Lüge und zwischen den Dienern der Wahrheit und der Lüge haßt und verabscheut, und welch schweres Gericht Diejenigen auf sich herabziehen, welche in diesem Stück den Willen Gottes erkannt haben und demselben doch zuwiderhandeln.

Es währte nicht lange, so schlug der falsche Gottesdienst in groben, offenbaren Götzendienst um, ein Fortschritt im Bösen, der auch wiederholt in den Annalen der Kirchengeschichte verzeichnet ist. Wir finden an der Spitze des Zehnstämmereichs bald das übelberüchtigte Ehepaar, Ahab und sein Weib Isebel, die phönizische Königstochter. Diese dienten den Götzen der Phönizier und führten den Baalsdienst und unzüchtigen Astarte- oder Hainedienst auch in Israel ein. Derselbe war dem fleischlichen Gelüste des Volks ganz willkommen. Das Verderben griff rasch um sich und drang durch alle Volksschichten durch. Selbst Weiber und Kinder wurden davon erfaßt. Es waren zur Zeit Ahabs viele Wittwen in Israel, aber zu deren keiner wurde der Prophet Elias gesandt, er hätte schlechte Aufnahme bei ihnen gefunden. Die gottlosen Knaben zu Bethel spotteten des Mannes Gottes Elisa. Doch verwarf Gott nicht alsbald das abtrünnige Volk. Er erweckte ihm eben Propheten, die es zur Buße riefen, Elias und Elisa. Er bekräftigte das Zeugniß dieser gewaltigen Bußprediger, indem er viele Zeichen und Wunder durch ihre Hand that, indem er über die Baalspaffen Gericht hielt, indem er lange Dürre und Theuerung über das Land verhängte, indem er die mächtigen Syrerkönige wider Israel aufreizte. Hinwiederum hörte er nicht auf, mit seiner Güte die Sünder zur Buße zu locken, er gab wieder Regen nach der Dürre, errettete zum Desteren die Könige Israels aus der Hand ihrer Feinde. Allerdings brachten alle Bemühungen Gottes und seiner treuen Knechte keine Umkehr des Volks und Königs zu Wege. Ahab und Isebel und deren Nachfolger im Regiment standen den Propheten Gottes nach dem Leben. Indeß als Elias einmal, des Lebens überdrüssig, Gott klagte, daß er vergeblich um seinen Namen geeifert habe, da offenbarte ihm Gott, daß er in Israel noch Siebentausend habe übrig bleiben lassen, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt. 1 Kön. 19, 18. Auch hundert Propheten des Herrn waren noch vorhanden. Die hatte Obadja, der oberste Beamte Ahabs, versteckt. So gab es selbst noch im Hoffstaat Ahabs fromme Kinder Gottes. 1 Kön. 18, 4. Das im wollüstigen Hainedienst ersoffene Israel ist ein Bild der abtrünnigen Christenheit vor unsern



**Augen.** Es ist ein epicuraisches, genussüchtiges, ehebacherisches Geschlecht, das sich auch in den sogenannten christlichen Ländern breit macht. Der Fleischescultus treibt überall seine giftigen Blüten und Früchte. Wo wir auch Umschau halten mögen, auf den Straßen und Märkten, in den Tempeln der Kunst, in Theatern, Ballsälen, in der Litteratur und Tagespresse, allenthalben hat man der Astarte Altäre errichtet. Alt und Jung, Männer und Weiber, Reiche und Arme sind trunken von dem Geist der Hurerei. Scham und Zucht ist gefallen, was göttlich, heilig, ehrbar ist, dient zum Gespötte. Gleichwohl ist es Gottes Wille, daß auch in dieses entartete, sittlich versumpfte Geschlecht Gottes Wort hineingetragen werde. Und Gott selbst redet mit demselben öfter direct ein Wörtlein, fährt mit seinem Donner und Blitz, mit seinen Strafgerichten in das wüste, tolle Treiben hinein und gibt den Taumelnden einen Vorschmack von dem schrecklichen Ende der Fleischeseligkeit. Zugleich probirt er es immer noch mit seiner Güte und Wohlthat. Und ob nun auch die große Menge das Wort der Wahrheit, allen Ernst und alle Güte Gottes mit Hohn und Verachtung zurückweist, so ist doch auch in solchen schlimmen Zeiten, mitten unter einem verkommenen Geschlecht noch eine *ἐκλογὴ χάριτος*, Röm. 11, 5., vorhanden. Es werden durch das allmächtige prophetische Wort immer noch Etlche vor dem Verderben bewahrt oder aus dem Verderben herausgerissen.

Gleichzeitig mit Ahab von Israel regierte in Juda der fromme König Josaphat. Derselbe wandelte treulich in allen Geboten und Wegen des HErrn. Es lag ihm auch daran, daß sein Volk mit der Erkenntniß und der Furcht des HErrn erfüllt würde. Darum hielt er eine Art Kirchendisputation und sandte Fürsten, Priester und Leviten in die Städte Judas mit dem Gesetzbuch des HErrn, um überall das Volk im Gesez zu unterrichten und zur Frömmigkeit anzuleiten. So bekannte sich auch der HErr zu seinem Volk, hielt die feindlichen Nachbarvölker, Philister und Araber, in Schranken, gab ihm einmal einen wunderbaren Sieg über ein heidnisches Heer, welches gegen Jerusalem heranrückte, indem er in demselben Verwirrung anrichtete und das Schwert des Einen wider den Andern kehrte. Doch in einem wichtigen Stück hat es auch Josaphat versehen. Er verbündete sich mit Ahab, dem König Israels, und zog dem ausdrücklichen Willen des HErrn zuwider mit demselben in den Krieg gegen die Syrer. Er gab auch seinem Sohne Joram die Athalja, die gottlose Tochter der gottlosen Königin Isebel, zum Weibe. Da kam der Prophet Jehu zu ihm und sprach: „Sollst du so dem Gottlosen helfen, und lieben, die den HErrn hassen? Und um deswillen ist über dir der Zorn vom HErrn.“ 2 Chron. 19, 2. Die Verbindung mit dem Hause Ahabs schlug bald zum Verderben Judas aus. Athalja kam dann später zur Herrschaft und verführte auch Juda zum Baalsdienst und Hainedienst. So wird auch durch dieses Exempel bestätigt, wie mißfällig es dem HErrn ist und wie verhängnißvoll, wenn die Frommen ohne Noth und Beruf sich mit den gottlosen Kindern dieser Welt einlassen und sich mit den-

selben befreunden und verbrüdern. Durch Vermengung von Welt und Kirche wird nicht etwa die Welt gebessert und christianisirt, sondern vielmehr die Kirche verderbt und verweltlicht.

Die allgemeine geistlich-sittliche Verheerung, welche der Baaldienst in Israel, wie in Juda angerichtet hatte, führte noch nicht direct zum Ruin des Doppelreichs. Wir bemerken hier in der Geschichte Israels wieder einen zeitweiligen Aufschwung. Im Auftrag Gottes sandte Elisa einen seiner Prophetenschüler ins Lager Israels und ließ einen Hauptmann, Namens Jehu, zum Fürsten über Israel salben. Und nun erhob sich Jehu gegen das sündige Königshaus und rottete das ganze Geschlecht Ahab's aus, bis auf die letzten Sprossen, auch die Großen und Beamten des Reichs, die dem König bei seinen bösen Werken Helfersdienste geleistet hatten. Dergleichen wurden alle Priester und Propheten des Baal mit dem Schwert niedergehauen. Vor Allem aber hatte es Jehu darauf abgesehen, „den Baal“ selbst „aus Israel zu vertilgen“, 2 Kön. 10, 28. Alle Säulen des Baal wurden mit Feuer verbrannt und der Tempel des Baal zerstört. Mit Recht sagte Jehu zu dem frommen Jonadab: „Siehe meinen Eifer um den HErrn.“ 2 Kön. 10, 16. Gott selbst lobte ihn, darum, daß er Alles gethan, was in seinem, in Gottes Herzen war, daß er mit dem Allen den Rath des HErrn hinausgeführt hatte. Auch im Reich Juda erweckte sich der HErr ein Rüstzeug, welches seine Ehre wiederherstellen sollte. Dort stand der Hohepriester Jojada auf, stürzte das Regiment der gottlosen Königin Athalja, hob den jungen Joas, den letzten Sprößling aus dem Hause Davids, auf den Thron, und alles Volk des Landes Juda war fröhlich, erneuerte den Bund mit Gott und zerbrach den Tempel, die Bilder und Altäre des Baal. 2 Kön. 11, 20. Auch diese Geschichte findet ihre Anwendung auf die Kirche des Neuen Testaments, nur daß dieselbe selbstverständlich nichts mit Feuer und Schwert zu schaffen hat. Ein Doppeltes können wir hieraus lernen. Erstlich werden wir auch hier wieder daran erinnert, daß Abgötterei, Werke des Fleisches, Greuel der Heiden im Volk Gottes keinen Raum haben und keine Duldung finden sollen, ja, daß es Gottes heiliger Wille ist, daß die Kirche hier reine Bahn mache und auch keine Reste des Gözencultus übrig lasse. Zum Andern ist wohl zu beachten, daß auch in Zeiten, da die erste Kraft und die erste Liebe entschwunden ist, in Zeiten allgemeinen und chronischen Niedergangs ein zeitweiliges Aufsteigen wohl noch Statt hat. Wie der Fortschritt, so vollzieht sich der Rückschritt in der Kirche nicht immer mit unerbittlicher Consequenz, stetig von Stufe zu Stufe. Gottes Gnade einerseits, Buße und Gehorsam auf Seite der Menschen greift oft in den Lauf der Dinge ein und ändert den Curs. Auch in den letzten Tagen der Welt erweckt sich Gott noch hie und da Männer, die um seinen Namen eifern, an ihrem Ort Wandel schaffen und auch tief eingeroostete Schäden aus Israel vertilgen. Man soll nicht vergessen, daß Gottes Wort mächtiger ist, als alle Bollwerke der Finsterniß.

Man soll nicht alsbald alle Hoffnung auf Aenderung und Besserung preisgeben, auch wenn man in der Kirche, der man zugehört, bereits Baalszeichen errichtet sieht.

Der Wiederherstellung des rechten Cultus folgte ein politischer Aufschwung in beiden Reichen. Unter Jerobeam II. von Israel, aus der Dynastie Jehus, und Amazja und Ufia von Juda erlangte das Doppelreich seine alte Ausdehnung, bis an den Euphrat und die Grenzen Egyptens. Große stehende Heere und starke Festungen bürgten für die Sicherheit des Volks. Handel und Gewerbe standen in Blüthe. Es war freilich nur ein schwacher Nachglanz der davidisch-salomonischen Zeit, immerhin aber ein Segen, mit dem sich der Gott Israels zu seinem Volke bekannte. So hält Gott nie seinen Segen zurück, wenn ein Volk, ein Geschlecht den stummen Götzen entsagt und Ihm, dem Herrn und Schöpfer Himmels und der Erde, wieder die Ehre gibt.

Indeß eine durchgreifende, nachhaltige Erneuerung, wie in den Tagen Samuels, war zu der Zeit in Israel-Juda nicht eingetreten. Nach kurzer Unterbrechung ging es auf der vordem eingeschlagenen schiefen Bahn weiter abwärts. Das neue Glück machte das Volk stolz, hoffärtig, genußsüchtig und näherte nur den irdischen Sinn. Schon an Jehu von Israel hatte der Herr ausgesetzt, daß er den Rälber- und Höhendienst bestehen ließ. Jerobeam II. aus Jehus Geschlecht cultivirte diesen falschen Gottesdienst mit allem Fleiß. Und schon unter seinem Regiment bürgerten sich wieder heidnische Culte im Jehnstämmereich ein. In Juda bestand noch eine Weile der Jehovadienst zu Recht. Unter Jotham, dem Sohn Ufias, einem kräftigen Herrscher, brachte Juda eine Menge Opfethiere in den Tempel, hielt fleißig die Neumonde und Sabbathe ein und versammelte sich da schaarenweise im Vorhof des Heiligthums. Aber es war das ein äußerliches Gepränge, ein bloßes opus operatum, ein „Zertreten der Vorhöfe des Herrn“. Jes. 1, 10—15. Und der heuchlerische Gottesdienst führt ebenso consequent, wie der falsche Gottesdienst, wenn ihm nicht gesteuert wird, zum Götzendienste. Der König Ahas von Juda trieb es ärger, als die Könige Israels. Er wandelte in allen Greueln der Heiden, machte dem Baal gegoffene Bilder, opferte seine Kinder dem Moabitergötzen Moloch, ließ im Tempelvorhof dem Gott von Damascus einen Altar errichten. Es ist ein gar düsteres Nachtgemälde, welches uns die gleichzeitigen prophetischen Schriften von dem sittlichen Zustand des Doppelreichs in der letzten Periode desselben entwerfen. Die Hauptfünde Israels, wie Judas war die Abgötterei. „Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm predigen; denn der Hurereigeist verführt sie, daß sie wider ihren Gott Hurerei treiben. Oben auf den Bergen opfern sie, und auf den Hügeln räuchern sie, unter den Eichen, Linden und Buchen, denn die haben sein Schatten.“ Hof. 4, 12. 13. Das war die Wurzel alles Uebels. „Es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande, sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und

Ehebrechen hat überhand genommen, und kommt eine Blutschuld nach der andern.“ Hof. 4, 1. 2. Mit der geistlichen Hurerei war leibliche Hurerei eng verbunden. Unter den schattigen Bäumen feierte man wollüstige Orgien. „Sie sind allesammt Ehebrecher, gleichwie ein Backofen, den der Bäcker heizet.“ Hof. 7, 4. „Es schläft Sohn und Vater bei Einer Dirne.“ Amos 2, 7. Auch andere Werke des Fleisches, Fressen, Saufen, Schwelgen, Zechen, gingen im Schwange. „Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu fleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet, und haben Harfen, Psalter, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben.“ Jes. 5, 11. 12. Die Töchter Jerusalems waren ein eitles, üppiges, frivoles Geschlecht, ein Geschlecht von Mannweibern. Jes. 3, 17. ff. Und um gut leben zu können, trachtete man mit den raffiniertesten Mitteln dem Gewinn nach. „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen, und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie alleine das Land besitzen.“ Jes. 5, 8. Der Rammondsdienst führte zu unmenschlicher Bedrückung des Nächsten, sonderlich der geringeren Volksklassen. „Sie verkaufen die Gerechten um Geld, und die Armen um ein Paar Schuh. Sie treten den Kopf der Armen in den Roth und hindern den Weg der Elenden.“ Amos 2, 6. 7. So schildert Jesaias die Bewohner Jerusalems „Mörder“ und „Diebe“. 1, 21. 23. Insbesondere die Häupter des Volks, die Fürsten, die Richter, selbst die Priester gaben hier ein böses Exempel. „Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebsegelassen, sie nehmen alle gern Geschenke, und trachten nach Gaben, den Waisen schaffen sie nicht Recht, und der Wittwen Sohn kommt nicht vor sie.“ Jes. 1, 23. „Ihre Häupter richten um Geschenke, ihre Priester lehren um Lohn, und ihre Propheten wahr sagen um Geld.“ Micha 3, 11. Kurz, sittliche Fäulniß hatte den ganzen Volkskörper durchdrungen. Und das Schlimmste war, daß man sich dieser Greuel gar nicht schämte, sondern seine Sünde und Schande anzeigte, offen zur Schau trug, wie die zu Sodom. Jes. 3, 9. Es ist offenbar, daß diese Sittenschilderung auch auf unser Volk, auch auf die sogenannte christliche Culturwelt zutrifft. Wir gewahren an dem Geschlecht unserer Tage bis ins Einzelne dieselben Züge des Verderbens. Wenn ein christlicher Prediger die Sünden und Schäden seiner Zeit aufdecken und geißeln will, kann er nichts Besseres thun, als die eben angeführten ernstlichen prophetischen Worte und ähnliche seinen Zeitgenossen vorhalten. Ja, auch im Haufen derer, die noch äußerlich dem Gott Israels huldigen, auch in der rechtgläubigen Kirche, da, wo Gebet, Opfer, Gottesdienst zum opus operatum herabgesunken ist, erblickt man die Spuren der allgemeinen sittlichen Degeneration.

Der erneute, fortgesetzte Ungehorsam brachte neues Unheil über Israel-Juda. Dasselbe wurde nicht nur von den feindlichen Nachbarvölkern bedrängt, sondern der Herr bestellte ihm jetzt ein neue Zuchttruthe, die ihm noch viel übler mißspielte. Das war die im Osten neu erstandene Welt-

macht, der Großkönig von Assyrien. Dazu kam Zwist und Aufruhr im eigenen Hause; Israel bekämpfte Juda, und in Israel stürzte ein Regent den andern vom Throne. Aber noch auf eine andere Weise suchte Gott sein Volk heim. Er erweckte ihm Propheten, in größerer Fülle, als vordem, welche nun gleichsam in die Stelle und in das Amt der abgefallenen Priester eintraten. Die letzte Zeit des Doppelreichs ist die eigentliche Hauptperiode der alttestamentlichen Prophetie. Die Propheten schlugen Israel mit dem Stab des Worts, zeigten Israel sein Sündigen und Juda sein Uebertreten an. Mit der Strafe des Gesetzes war es auch jetzt noch auf die Belehrung und Heilung des Volks abgesehen. So verband sich mit der Gesetzespredigt die Predigt des Evangeliums. Die Propheten erinnerten das Volk an die vorigen Großthaten und Wohlthaten Gottes und wiesen auf das künftige Heil hin, um die harten Herzen zu erweichen. Gerade in jenen dunkeln Tagen leuchtete die messianische Weissagung so klar und hell, wie nie zuvor. Aber Israel-Juda sah, hörte und vernahm nicht, was Gott an ihm that und zu ihm redete. „Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht; du plagest sie, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härteres Angesicht, denn ein Fels, und wollen sich nicht belehren.“ Jer. 5, 3. Diese Klage geht durch alle Propheten: Sie wollen sich nicht belehren. „Wenn ich Israel heilen will, so findet sich erst die Sünde Ephraims und die Bosheit Samarias.“ Hos. 7, 1. Gerade wenn Gott durch die Verheißung von dem künftigen Erlöser sein Volk heilen wollte von den tödtlichen Schäden, da zeigte sich erst recht dessen Bosheit, Israel wies auch die Gnade seines Gottes zurück, wollte sich nicht heilen und helfen lassen. Und so kam es zum Aeußersten. Gott gab schließlich das verhärtete, verstockte Volk in seinen verstockten Sinn dahin. Gott entzog sich seinem Volk. Hos. 5, 5. Er zog seine Hand von dem unfruchtbaren, erstorbenen Weinberg ab, er stellte seine Arbeit an demselben ein, daß er nicht mehr beschnitten und behackt wurde, und gebot den Wolken, daß sie nicht mehr darauf regneten. Jes. 5, 6. Die Propheten überkamen jetzt von Gott den schweren Auftrag, das Herz dieses Volkes zu verstocken, daß sie mit sehenden Augen nicht sähen, mit hörenden Ohren nicht hörten, damit sie sich nicht bekehrten und ihnen Heilung widerführe. Jes. 6, 10. Und so war freilich alle Hoffnung auf Besserung dahin. Die Propheten hatten dem Volk nur noch anzukündigen, „daß sie also fallen sollen, daß sie nicht wieder aufstehen mögen“. Amos 8, 14. Diese Drohung erfüllte sich an dem Zehnstämmereich, als Samaria von dem König Assyriens zerstört wurde. Dem Reiche Juda erwirkten die frommen Könige Hiskias und Josias, die freilich auch keine gründliche Reformation mehr zu Wege brachten, noch einen Aufschub des Gerichts. Doch zuletzt verfiel auch Juda-Jerusalem seinem Geschick und wurde von Nebukadnezar nach Babel gefangen geführt. Das alles ist typisch. In den letzten Geschichten des Doppelreichs spiegelt sich das Endgeschick der neutestamentlichen Kirche. Welches ist denn der Stand der Dinge in diesen letzten

Tagen? Die Zeichen, Vorwehen, Schreden des jüngsten Tages sind allenthalben sichtbar. Aber wer achtet darauf? Gott hat noch einmal sein Wort in Fülle gegeben. Das ewige Evangelium von der Gnade und Herrlichkeit Gottes ist noch einmal vor dem Abend der Welt in seiner ursprünglichen Reinheit und Schönheit, als heller Glanz aus der Finsterniß hervorgegangen. Aber die Welt verachtet es. Und gerade auch das Haus Israel ist jetzt noch ein ungehorsames, widerspenstiges Haus. Die Abtrünnigen wollen sich nicht belehren, die zum Tode Erkrankten wollen sich nicht heilen lassen. Ob man auch die Strafe des Wortes noch über sich ergehen läßt und den lieblichen Tönen der Verheißung äußerlich das Ohr leiht, die Herzen sind stumpf, starr und todt. Und so ist das letzte schwere Verhängniß bereits eingetreten. Der größte Theil der sogenannten Christenheit liegt unter dem Gericht der Verstockung, ist von Gott verlassen und hat nichts Anderes mehr zu erwarten, als Jorn und Gericht. Alle Christen aber und Christengemeinden, die noch ein sensorium haben für Gottes Wort und Werk, sollen sich durch solche Exempel des Unglaubens und der Verstockung warnen und witzigen lassen. Es ist ein gefährlich Ding, wenn ein Christ, eine Gemeinde erst auch nur in etlichen Stücken der Stimme der Wahrheit wissentlich widerstrebt und derselben den Eingang verwehrt. Es kann dann bald dazu kommen, daß ein Christ ganz unvermögend wird, Gottes Wort noch zu fassen, und sich selbst den Weg der Buße und Rettung abschneidet. Es kann dann bei einer Christengemeinde wohl geschehen, daß der Herr den Leuchter des Evangeliums in ihrer Mitte umstößt; und wenn auch etliche Schalen und Hülsen der himmlischen Güter zurückbleiben, so ist doch Geist und Gnade gewichen und Gott hat seine Arbeit eingestellt.

Eins darf man aber hierbei nicht vergessen. Es war auch in jener letzten, bösen Zeit, da die *massa perdita* der Verstockung anheimgefallen war, noch ein Rest in Israel, wie in Juda vorhanden, der dem Gott Israels treulich anhing. Der Prophet Amos redet davon, daß der Hirte dem Löwen noch ein Ohrläpplein aus dem Maul reißen wird. 3, 12. Jesaias sagt von den getreuen Schülern und Kindern Gottes, die Gott als Zeichen und Wunder in Israel hingestellt hat, welche Gott, der Herr, durch das Gericht hindurch rettet und bewahrt. 8, 18. Es gab bis zur letzten Katastrophe hin und wieder noch etliche Fromme, die gingen nicht den Weg dieses Volks, die hatten sich von der verderbten Kirche separirt, saßen zu den Füßen der Propheten und trösteten sich der künftigen Erlösung. Und so bleibt auch jetzt noch, bis hin zum Ende der Welt, die Regel in Kraft, daß Gottes Wort, wenn es auch von den Meisten verachtet wird, doch nie ganz leer zurückkommt, daß ein Rest sich bekehrt, daß ein Rest selig wird.

G. St.

(Schluß folgt.)

## Ist der Synergismus vernünftig?

(Fortsetzung.)

Wir haben nachgewiesen, daß die Weise der Synergisten, aus dem göttlichen Befehl zur Bekehrung auf eine Mitwirkung des Menschen bei der Bekehrung zu schließen, eine unvernünftige sei.

Eine weitere den Synergisten geläufige Argumentation ist die, von der Widerstehlichkeit der Gnade auf die Mitwirkung des Menschen bei der Bekehrung zu schließen. Man sagt: aus dem Umstande, daß der Mensch der Gnadenwirkung Gottes, welche auf die Bekehrung abzielt, widerstreben und somit seine Bekehrung verhindern kann, folgt, daß jede Bekehrung, die wirklich zu Stande kommt, auch von dem guten Verhalten des Menschen abhängt. Dies scheint den Synergisten so gewiß zu folgen, daß sie diejenigen, welche die Bekehrung allein von der Gnade Gottes und nicht auch von dem guten Verhalten des Menschen abhängig sein lassen wollen, beschuldigen, sie lehrten calvinistisch, nämlich die Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnadenwirkung.

Dieser Weise zu argumentiren hat sich unter unsern deutschländischen Gegnern ganz besonders Dieckhoff bedient. Er schrieb z. B.: „Wenn die Gnade nicht unwiderstehlich wirkt, so hängt es vom Verhalten der Prädestinirten ab, daß sie durch Wirkung der Gnade glauben und im Glauben beharren.“<sup>1)</sup> Und abermal: „Kann der Mensch der in ihm wirkenden Gnade mit Erfolg widerstreben, während er zugleich durch Wirkung der Gnade die Gnade annehmen kann, so hängt es von seinem Verhalten auf Grund der Freiheit, die ihm der nicht unwiderstehlich wirkenden Gnade gegenüber gelassen ist, ab, ob durch die Gnade der Glaube und das Beharren im Glauben zu Stande kommt oder nicht.“<sup>2)</sup>

Bei den Wortführern der Ohio-Synode wiederholt sich dieselbe Weise der Argumentation in schier endlosen Variationen. Die Ohioer haben nicht abgelassen zu behaupten: weil der Gnadenwirkung Gottes von Seiten des Menschen widerstanden werden kann, so kommt auch die Bekehrung eines Menschen nicht allein durch Gottes Gnade, sondern auch durch das gute Verhalten des Menschen zu Stande. So schrieben sie z. B.: „Gott hat in sein Wort die Kraft gelegt, jeden Sünder selig zu machen, ihm den Glauben zu schenken und zu erhalten. Aber diese Kraft ist keine unwiderstehliche. . . . Wer beharrlich nicht selig werden will, der wird auch nicht selig. Eine erzwungene Seligkeit wäre gar keine Seligkeit. Wovon hängt also die Bekehrung und Seligkeit des Menschen ab? Offenbar nicht in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade; denn wenn es in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner

1) Erste Entgegnung, S. 42.

2) A. a. D., S. 25. 26.

Gnade abhinge, ob ein Mensch belehrt und selig würde, dann würden alle Menschen belehrt und selig werden.“<sup>1)</sup> Ebendasselbst heißt es mit Anwendung auf die Juden: „So klagt zum Beispiel der Heiland selbst über Jerusalem: ‚Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt‘ (Matth. 23, 37.). Da sagt also Christus selbst, daß sein gnädiger Wille, die Juden zum Glauben an ihn und damit zur Seligkeit zu bringen, durch ihr muthwilliges Widerstreben verhindert oder vereitelt worden ist. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß dieser sein gnädiger Wille nicht unwiderstehlich ist, und daß die Bekehrung und Seligkeit der Juden nicht in jeder Hinsicht lediglich von seinem gnädigen Willen abhing.“<sup>2)</sup>

Also immer dieselbe Weise der Argumentation uns „Missouriern“ gegenüber: „Ihr gesteht zu, daß der Mensch seine Bekehrung verhindern kann oder die Schuld seiner Nicht-Bekehrung trägt. So müßt ihr auch zugestehen, daß die Bekehrung nicht bloß von Gottes Gnade, sondern auch von dem guten Verhalten des Menschen abhängt. Weil ihr Letzteres nicht zugestehet, so lehrt ihr eine unwiderstehliche Gnade und seid Calvinisten.“

Der ohioischen „Kirchenzeitung“ wird bei diesem Schluß von der Widerstehlichkeit der Gnade auf das gute Verhalten des Menschen zur Bekehrung ganz andächtig zu Muth. Sie redet von einem „gottgewollten Gebrauch der gesunden Vernunft“. Und Dieckhoff war seiner Zeit offenbar der Meinung, daß er an diesem Punkt einen ganz besonderen Triumph über die americanischen und deutschen „Missourier“ feiere. Er meinte, dies sei der Punkt, wo die Missourier nicht antworten könnten und wollten. Dieckhoff schrieb u. A.: „Der Debatte über die Widerstehlichkeit oder Unwiderstehlichkeit des Gnadenwirkens gehen sie“ (die Missourier) „so viel wie nur immer möglich aus dem Wege. Sie sind vielmehr nur bestrebt, die Debatte auf andere Punkte hinzulenken, um dadurch — wenn auch nur für ihre Leute — zu verdecken, daß sie außer Stande sind, sich wegen des Punktes, um den es sich bei der Beurtheilung ihrer Lehre handelt, zu rechtfertigen.“<sup>3)</sup>

Was ist nun von diesem Schluß, durch welchen man von der Widerstehlichkeit der Gnade auf das gute Verhalten des Menschen in der Bekehrung schließt, zu halten? Wir erinnern daran, daß wir hier den Synergismus nicht nach der Schrift, sondern nach der „gesunden Vernunft“ beurtheilen wollen. Daß der in Rede stehende Schluß wider die Schrift sei, haben wir oft und ausführlich dargethan. Die Schrift lehrt einerseits die Widerstehlichkeit der göttlichen Gnadenwirkung und schließt andererseits

1) Kirchenzeitung 1893, S. 313.

2) Kirchenzeitung 1893, S. 313.

3) Zweite Entgegnung, S. 119.



das gute menschliche Verhalten als Ursache der Bekehrung aus. Doch hier haben wir uns vorgenommen, den Synergismus mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, nämlich ihn nach der „gesunden Vernunft“, auf die er sich so angelegentlich beruft, zu messen. Was ist nun nach der Vernunft davon zu halten, daß die Synergisten sagen: weil der Mensch der Gnadenwirkung Gottes erfolgreich widerstreben kann, so muß der Mensch auch durch sein gutes Verhalten die Bekehrung fördern können?

Dieser Schluß ist durchaus unvernünftig, steht mit der „gesunden Vernunft“ im crassesten Widerspruch.

Zu den Vernunftwahrheiten gehört doch auch das, was uns als Tatsache im Reiche der Natur vor Augen liegt. Ein Blick in die Natur lehrt uns Folgendes: Gott, Gottes Allmacht allein ist es, die das Leben in der Natur wirkt und erhält. Gottes Allmacht ruft Menschen, Thiere und Pflanzen ins Dasein und erhält sie im Dasein. Apost. 17, 28.: „In ihm (Gott) leben, weben und sind wir.“ Col. 1, 17.: „Es bestehet alles in ihm.“ Luther schreibt: „Gott ist's, der alle Dinge schafft, wirkt und erhält durch seine allmächtige Gewalt und rechte Hand, wie unser Glaube bekennet; denn er schickt keine Amlleute oder Engel aus, wenn er etwas schafft oder erhält, sondern solches alles ist seiner göttlichen Gewalt selbst eigen Werk. Soll er's aber schaffen und erhalten, so muß er daselbst sein und seine Creatur sowohl im Allerinwendigsten als im Allerauswendigsten machen und erhalten. Darum muß er ja in einer jeglichen Creatur in ihrem Allerinwendigsten, Auswendigsten, um und um, durch und durch, unten und oben, vorn und hinten selbst da sein, daß nichts Gegenwärtigeres noch Innerlicheres sein kann in allen Creaturen, denn Gott selbst mit seiner Gewalt.“<sup>1)</sup> Und doch kann diese Gewalt und Wirkung Gottes von Seiten des Menschen gehindert werden. Menschen können das Leben, das Gott geschaffen hat und durch seine allmächtige Wirkung trägt, zerstören. Abel lebte durch Gottes Machtwirkung. Und doch erhob sich Cain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn todt.<sup>2)</sup> Cain trat also mit Erfolg der Allmachtswirkung Gottes entgegen durch Zerstörung des Lebens, das Gott geschaffen hatte und erhielt. Ein Mensch kann auch sein eigenes Leben zerstören. Es gibt so etwas wie Selbstmord. Das sind allerseits zugestandene Thatfachen.

Was würde man nun aber von dem sagen, der auf Grund dieser Thatfachen also argumentiren wollte: „Weil der Mensch sein Leben zerstören kann, so folgt, daß das menschliche Leben nicht allein durch Gottes allmächtige Wirkung entsteht und aufrecht erhalten wird. Weil Cain Abel tödten konnte, so folgt, nach dem gottgewollten Gebrauch der gesunden Vernunft“, daß Abel nicht allein durch Gottes Allmachtswirkung, sondern auch durch Cains gutes Verhalten lebte. Weil der Mensch eine Pflanze zerstören

1) St. Louiser Ausg., XX, 804.

2) 1 Mos. 4, 8.

kann, so folgt, daß eine Pflanze nicht allein durch Gottes Allmachtswirken, sondern auch durch das menschliche Verhalten wächst.“ Wer so argumentiren wollte, den würde man mit Recht für unsinnig halten. Gerade so unsinnig argumentiren aber diejenigen, welche in Bezug auf die Belehrung sagen: Weil der Mensch die Gnadenwirkung Gottes verhindern kann, so folgt, daß auch die Belehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch vom Verhalten des Menschen abhängt. Diese Weise zu argumentiren, auf die sich die Synergisten so viel zugute thun, bekundet nicht Vernunft, sondern Unvernunft. Wir haben hier nicht die „wissenschaftliche“ Lösung eines schwierigen Problems, wie Dieckhoff behauptete, sondern ein eclatantes Beispiel der Unwissenheit in natürlichen und geistlichen Dingen. Hier liegt nicht der „gottgewollte Gebrauch der gesunden Vernunft“ vor, wie die Ohioer meinen, sondern ein Beweis dafür, daß es dem Teufel noch immer gelingt, die Leute, die wider Gottes Wort klug sein wollen, an der Nase zu führen, und auch an ihrer „gesunden Vernunft“ zu schänden.

Wahrhaft „wissenschaftlich“ oder „vernünftig“ sind an diesem Punkte die alten lutherischen Theologen, welche hier immer und immer wieder einschärfen, daß man sich ja vor einem Schluß von der Widerstehlichkeit der Gnade auf die Mitwirkung des Menschen bei der Belehrung hüten solle. Während den Synergisten alter und neuer Zeit (Dieckhoff, Ohioern zc.) nichts geläufiger ist, als aus dem: „ihr habt nicht gewollt“ (Matth. 23, 37.) auf ein Wollen, gutes Verhalten zc. Seitens des Menschen in der Belehrung zu schließen und dadurch das „allein aus Gnaden“ einzuschränken, so erinnert z. B. Quenstedt zu Matth. 23, 37.: „A noluntate ad voluntatem et a potestate gratiam *repudiandi* ad potestatem eam *amplectendi* et *amplexandi* in statu servitutis et corruptionis argumentari non licet.“<sup>1)</sup>

Die Sache steht so: Gott wirkt die Belehrung nicht unwiderstehlich, und doch wirkt er sie allein, ohne dabei durch das menschliche „gute Verhalten“ unterstützt zu werden. Wenn die Synergisten sagen: „Gibt man zu, daß die Gnade nicht unwiderstehlich wirkt, so muß man auch zugeben, daß die Belehrung nicht allein durch Gottes Gnade, sondern auch durch das gute Verhalten des Menschen zu Stande kommt“, so ist das unvernünftige, kindische Klugthueri.

Gott hat eine Weise zu wirken, der ein Doppeltes zukommt: 1. man kann dieser Wirkung, wiewohl sie eine wahrhaft göttliche, allmächtige ist, widerstehen; 2. wo diese Wirkung sich aber durchsetzt, da ist und bleibt es Gottes Wirkung allein, und ist nicht theils göttliche, theils menschliche Wirkung.

1) Vom Nichtwollen auf das Wollen und von der Macht, die Gnade zurückzuweisen, auf die Macht, die Gnade anzunehmen und zu ergreifen im Stande der Knechtschaft und des Verderbens, darf man nicht schließen. Systema. 1715. II, 2015.

Es liegt hier freilich ein Geheimniß vor, das wir in diesem Leben nicht erklären können. Aber so viel können wir auf Grund der Schrift mit Luther und andern alten Lehrern sagen: Gott, wenn er unmittelbar oder in aufgedeckter Majestät wirkt, kann von den Menschen nicht widerstanden werden; Gott aber, durch Mittel oder in der Hülle seines geoffenbarten Wortes wirkend, kann von den Menschen widerstanden werden. Wenn am jüngsten Tage des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm, und er dann sitzen wird auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, dann „werden vor ihm alle Völker versammelt werden.“<sup>1)</sup> Da ist kein Widerstand möglich. Es wird auch Niemand an Widerstand denken. Ein deutsch-ländischer Jude lästerte vor einigen Jahren, er gedenke liegen zu bleiben, wenn am jüngsten Tage Christus die Todten aus den Gräbern rufe. Der Jude wird am jüngsten Tage die Sachlage anders finden. Er wird durch Christi aufgedeckte Majestät aus dem Grabe gezogen und mit allen Völkern vor Christi Richterstuhl versammelt werden. Anders handelt Christus mit den Juden und mit allen Menschen, so lange er noch in der Hülle seines geoffenbarten Wortes an sie herantritt, ihnen das Heil anbietet und den Glauben an das Heil in ihnen wirken will. Wenn Christus uns Menschen das Wort des Evangeliums vorlegt, wenn er uns zuruft: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ (Matth. 11, 28.), dann wirkt er freilich auch durch dieses Wort mit göttlicher, mit allmächtiger Kraft, wie die Schrift ausdrücklich bezeugt.<sup>2)</sup> Aber dieser Wirkung, weil sie durch das Mittel des Wortes sich vollzieht, kann von den Menschen widerstanden werden; „ihr habt nicht gewollt“, Matth. 23, 37. Näher kann man der Sache mit Erklärungen nicht kommen.

Thoren sind hier auf der einen Seite die Calvinisten, indem sie sagen: wenn Gott ernstlich alle Menschen durch sein Wort bekehren wollte, so würden auch alle Menschen bekehrt werden, denn wer kann Gottes Wirkung widerstehen! Thoren sind hier auf der andern Seite die Synergisten, indem sie sagen: wenn Gottes Gnade in der Bekehrung widerstanden werden kann, so kommt die Bekehrung nicht allein durch Gottes Gnade, sondern auch durch das gute Verhalten des Menschen zu Stande.

F. P.

1) Matth. 25, 32.

2) Eph. 1, 19. 20.: „Wir glauben nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke (κατὰ τὴν ἐνέργειαν τοῦ κράτους τῆς ἰσχύος αὐτοῦ), welche er gewirkt hat in Christo, da er ihn von den Todten auferwecket hat.“ 2 Cor. 4, 6. Röm. 1, 16.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein neuer Goliath.

(Fortsetzung.)

Doch wir lehren zu dem Haack'schen Vortrage zurück, um nun zu zeigen, wie sein durch Verwerfung der Lehre von der *conversio momentanea* allerdings schon klar genug zu Tage getretener *Synergismus* auch sonst recht handgreiflich zum Ausdruck kommt. Wenn er von dem „göttlichen Heilswillen und seiner durch das Verhalten des Menschen bedingten geschichtlichen Verwirklichung“ spricht (S. 18), so versteht er das, wie der ganze Zusammenhang ergibt (denn er redet von der „*voluntas consequens*“) und das Folgende bestätigten wird, nicht von einem *actu ipso* durch die Gnade gewirkten, sondern einem von der Gnade nur ermöglichten, *actu ipso* aber von dem Menschen geleisteten Verhalten, also in synergistischem Sinne. Denn so sagt er S. 45, daß Gottes „*Electionsrathschluß* bedingt war durch das Verhalten des Menschen“, und S. 77: „Dagegen die *voluntas consequens* bestimmt nicht nur im Allgemeinen, was Gott thun will und was die Menschen thun sollen zu ihrem Heil, sondern zieht in Betracht, was die Menschen wirklich thun oder nicht thun, ob sie der *voluntas antecedens* folgen oder nicht, bezw. welche die Heilmittel brauchen und deshalb glauben oder sie verschmähen und deshalb ungläubig bleiben. . . . Denn sie ist der bestimmte Beschluß Gottes, diejenigen selig zu machen, welche *actu ipso* auch den durch die *voluntas antecedens* festgesetzten Heilsweg eingehen und wirklich glauben, ein Beschluß, der sich naturgemäß durchsetzen muß.“<sup>1)</sup> So redet er ferner von „*Erlösungswilligen*“ (S. 83), sagt: „Wenn jemand zum Glauben kommt und demnach selig wird, so geschieht es, weil die *voluntas antecedens* ihm die *Möglichkeit*<sup>2)</sup> dazu gewährte und ihn zugleich die *voluntas consequens* zur Seligkeit erwählte und vorher verordnete, weil er Gott als ein seinem Geiste nicht Widerstrebender, dem Evangelio Gehorsamer im

1) Alles von uns unterstrichen, bis auf das „wirklich“, welches Haack selbst unterstrichen hat. Denn die nach der negativen Seite hin, das ist, mit Bezug auf die Ungläubigen richtigen Aussagen sind nach der positiven Seite hin, das ist, in ihrer Beziehung auf die Gläubigen, falsch, weil der Unglaube aus dem Menschen, der Glaube aber von Gott kommt. Man vergleiche hiermit, was die F. C. nach Aufzählung der die allgemeine Heilsordnung enthaltenden acht Punkte bekennt: „Und hat Gott in solchem seinem Rath nicht allein ingemein die Seligkeit bereitet, sondern hat auch alle und jede Personen der Auserwählten, so durch Christum sollen selig werden, in Gnaden bedacht, zur Seligkeit erwählet, auch verordnet, daß er sie auf die Weise, wie jetzt gemeldet, durch seine Gnade, Gaben und Wirkung dazu bringen, helfen, fördern, stärken und erhalten wolle“ (M. 708, 23).

2) Von uns unterstrichen. Nur die „*Möglichkeit*“ der Bekehrung soll Gott wirken, die *Wirklichkeit* aber der Mensch durch Unterdrücken und Hindern des Widerstrebens selbst leisten. H—r.

Voraus bekannt war.“ (S. 86 ff.) Ferner: „Sie gefielen ihm aber in Christo, und daß sie ihm in Christo gefielen, andere aber nicht, für welche Christus doch auch kommen sollte, hat darin seinen Grund,<sup>1)</sup> daß sie ihm in der Zeit durch den Glauben einverleibt werden sollten“ (S. 89). Genau wie Latermann, so lehrt auch Haack echt synergistisch, „in der Heilsordnung (nämlich vor der Wiedergeburt, weil ja eben dadurch das Geheimniß der Erwählung und Bekehrung eilicher vor anderen erklärt werden soll) werde das *seruum arbitrium* der Menschen wieder zur Freiheit entbunden“ (S. 94).<sup>2)</sup> Wo nicht, so würde der Heilsweg „seinen sittlichen Character einbüßen“ (das.).<sup>3)</sup> und wenn man, wie „Missouri“, welches „ja seinen besonderen Begriff von Synergismus“ habe, „auf keinem Punkte der Bekehrung oder Heilsordnung eine Willensentscheidung, bezw. ein von dem *arbitrium liberatum* ausgehendes Nichtwiderstreben des Menschen zulassen“ wollte,<sup>4)</sup> welches zwar auf eine Weise „Wirkung der Gnade“, aber

1) Wir leugnen nicht, daß Gott in Christo sein besonderes Wohlgefallen hat an denen, welche in Christo sind, und daß er sie auch von Ewigkeit als solche gesehen und also von Ewigkeit her auch dieses besondere Wohlgefallen an ihnen gehabt hat. Aber das ist nicht der Grund und die Ursache der Gnadenwahl, von welcher vielmehr Schrift und Bekenntniß das Gegentheil bezeugen. H—r.

2) Auch Dieckhoffs Lehre war derjenigen Latermanns so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Denn er lehrte ausdrücklich, es werde, wie er zuvor gesagt habe, „zunächst durch die im Menschen kräftig wirkende Berufung der Wille desselben insoweit von der Herrschaft der Sünde freigemacht, daß er dem zu Christo ziehenden Rufe folgen könne, um erleuchtet und im wahren Glauben geheiligt und so wiedergeboren und bekehrt zu werden.“ (S. 7.) Weil aber doch Latermann von der lutherischen Kirche seiner Zeit zu deutlich verurtheilt worden war, bemühte Dieckhoff sich, seine Lehre als von der Latermanns verschieden darzustellen. Aber vergeblich. Denn er vermochte nur dem Dinge einen andern Namen zu geben, indem er, anstatt von „geistlichen Kräften“ zu reden, welche der alte Mensch gebrauchen solle, für diesen den Ausdruck „neuer Mensch“ gebrauchte und also einen uniederbornenen „neuen Menschen“ vorführte. (S. 36. 56. 73 f.) — In derselben No. 5 des „Medl. Kbl.“, in welchem sich obenstehender Satz Haacks findet, schreibt der mecklenburgische Pastor W. F. in L. (Jung-Lübtheen): „Luther nennt das Verhalten ein *pure passive se habere*, was die Concordienformel beifällig aufnimmt. Nach der jetzigen Sprachweise würde man sagen: sich ganz negativ verhalten, oder deutsch: sich die Sache gefallen lassen.“ (S. 96.) Es ist dies die jetzt allgemein verbreitete synergistische Verkehrung der rein passiven Bedeutung in eine active. Wir bemerken dazu nur, daß die F. C. ausdrücklich erklärt, des uniederbornenen Menschen Verstand und Wille sei bei der Bekehrung anders nichts denn „*subjectum convertendum*, das ist, der bekehrt werden soll“.

3) Wie Pelagius und Erasmus, so sind die Synergisten noch immer sehr um die „Sittlichkeit“ besorgt, die ihrer Reinigung nach durch das Evangelium von der Gnade Schaden leiden soll.

4) Hier redet ja auch Haack von einem „Punkte der Bekehrung“, doch wie ein echter Latermannscher Synergist von einem Punkte, da ein neutrales, sogenanntes „*arbitrium liberatum*“ eintreten und von einem solchen „Nichtwiderstreben ausgehen“ soll.

doch unter ihrem „Einflusse“ erst „möglich“ sei, so würde man den Glauben zu einem physischen Act degradiren und nicht bloß die sittliche Natur des Glaubens, sondern des Menschen überhaupt aufheben. (S. 119.) Da wird nun Ha a d ganz pelagianisch, wie wir noch weiter sehen werden.

Ehe wir jedoch darauf weiter eingehen, glauben wir zuvor noch ein anderes seiner synergistischen Argumente widerlegen zu sollen, welches übrigenz auch nicht neu ist. Es ist dies die Unterscheidung zwischen dem „natürlichen“ und „muthwilligen Widerstreben“. Er schreibt davon also: „Gewiß sind alle Menschen zunächst in pari conditione. Sie widerstreben von Natur alle dem Heiligen Geist, auch noch im Werke der Bekehrung, und wenn unter seinem Einfluß die Hand sich zum Gebet erhebt: ‚Reinige mich von meiner Sünde,‘<sup>1)</sup> so möchte die alte Natur der Seele, welche die Sünde liebt, sie niederziehen, oder fügt ein: ‚aber jetzt noch nicht‘ hinzu. Aber die bekehrende Macht der Gnade im Worte überwindet das natürliche Widerstreben, nur nicht modo irresistibili, auch nicht ἐν βίῃ ἁμαρτος. Widerstrebt man ihr, so verfestigt sich die *resistentia naturalis* zur *resistentia malitiosa*, welche nicht glauben will, und zwar dies nicht will nicht vermöge jenes *nolle negativum*, wie es jedem natürlichen Menschen eignet, sondern vermöge des *nolle positivum*, das die Eindrücke der Gnade erfahren hat und sie dennoch abweist, obwohl es weiß, daß es wollen könnte und müßte.“ (S. 119.) Wir antworten hierauf: 1. Daß diese Auffassung und Darstellung, hinter welcher sich die Synergisten so sicher fühlen, wie hinter einer Schanze, ohne allen Schriftgrund und wie aus der Vernunft geholt ist;<sup>2)</sup> 2. daß hier von dem „natürlichen“ Widerstreben im Unterschiebe und Gegensatz zu dem „muthwilligen“ in einer die Schrift- und Bekenntnißlehre von der Erbsünde semipelagianisch abschwächenden Weise geredet wird, als sei das „natürliche Widerstreben“ eine ziemlich unschuldige und harmlose Sache,<sup>3)</sup> ja, nur ein „*nolle negativum*“, das ist, bloßer Mangel des Guten, und nicht auch, wie die heilige Schrift und alle unsere Bekenntnisse lehren, auch der medlenburgische Katechismus, den doch der Herr Oberkirchenrath billig kennen sollte, eine „Zuneigung zu allem Bösen“. Lehrt doch Gottes Wort, daß, was vom Fleisch geboren ist, Fleisch ist (Joh. 3, 6.), die aber fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnet; fleischlich gesinnet sein aber ist eine „Feindschaft wider Gott“. (Röm. 8, 5. 7.) Und die Concordienformel bekennet, daß der natürliche Mensch

1) Aber ist denn nicht, wenn die Hand sich zum Gebet erhebt und eine neue „Natur der Seele“ vorhanden ist, das Herz bereits bekehrt? H—r.

2) Die Schriftlehre von Schwachheits- und Bosheitsünden bei den Christen gehört natürlich auf ein ganz anderes Blatt.

3) Als ob, wie die Apologie die Gegner sagen läßt, „kein Mensch ewig verdammt werde allein um der Erbsünde oder Erbammers willen“ (Art. 2. Von der Erbsünde. M., S. 79, 5). So ist auch heutzutage die Auffassung unserer Gegner meistens.

„nicht allein von Gott abgewandt, sondern wider Gott zu allem Bösen gewendet und verkehrt ist“ (R. 592, 7), „von Natur und Art ganz böse, und Gott widerspenstig und feind, und zu allem, das Gott mißfällig und zuwider ist, allzu kräftig, lebendig und thätig“ (daf.), daß er „aus angeborner, böser, widerspenstiger Art Gott und seinem Willen feindlich widerstrebet, wo er nicht durch Gottes Geist erleuchtet und regiert wird. Derhalben auch die heilige Schrift des unwiedergeborenen Menschen Herz einem harten Stein, so dem, der ihn anrühret, nicht weicht, sondern widerstehet, und einem ungehobelten Bloß und wildem unbändigem Thier vergleicht“ (S. 593), ja, „viel ärger denn ein Stein und Bloß; denn er widerstehet dem Wort und Willen Gottes, bis Gott ihn vom Tode der Sünden erwecket, erleuchtet und verneuert“. (S. 602.) Auch: „fähret immer fort in seiner Sicherheit, auch wissentlich und willig“ („etiam sciens volensque“, S. 593) etc. Aber freilich weiß die semipelagianisch versuchte Theologie und Kirche unserer Tage davon nichts. 3. Daß somit das sogenannte „muthwillige“ Widerstreben, wie es neuerdings meistens, und so auch bei Haac, dargestellt wird, von dem sogenannten „natürlichen“ Widerstreben seiner Art und Natur nach keineswegs wesentlich verschieden ist, sondern nur eine Fortsetzung, thatsächliche Ausübung und unter Umständen auch Steigerung desselben, sowie Verhärtung und Verstockung in demselben. 4. Wenn gesagt wird, daß die Aufhebung des natürlichen Widerstrebens nicht modo irresistibili geschehe, so ist ja das richtig, und es hat diese Wahrheit ihre große Wichtigkeit zum Beweise für die Schuld derer, welche sich nicht belehren, sondern verstocken und darum allein verloren gehen. Was hat das aber mit der Belehrung und Seligmachung der Auserwählten zu thun? Wir haben bereits früher gesehen, wie unrecht und verkehrt es ist, diese Wahrheit zu mißbrauchen in dem philosophisch-wissenschaftlich-rationalistischen Interesse, das Geheimniß der Belehrung und Erwählung etlicher vor andern zu erklären, sowie auch, diese ins Gesetz gehörende Lehre zur Verdunkelung des Evangelii und zur Abschwächung der Gnade zu mißbrauchen.<sup>1)</sup> 5. Wir nehmen durchaus nicht in Abrede, daß es bei Verlorengehenden, welche sich selbst verstocken, auch wohl die Sünde wider den Heiligen Geist begehen, zu einem so gesteigerten Widerstreben kommt, daß der Heilige Geist mit seiner Gnadenarbeit bei ihnen aufhört. Aber hier ist wiederum die Frage nicht die, ob die Verlorengehenden selbst allein daran Schuld seien (denn auch das leugnen wir keineswegs, bekennen es vielmehr mit lauter Stimme). Die Frage ist vielmehr die: ob auch die Hinderung eines solchen Widerstrebens ein Werk des Menschen oder nicht vielmehr der Gnade sei. Wir bekennen das Letztere. Alle aber, welche dies leugnen, erweisen sich eben auch

1) Es ist immer der alte Fehler der Pelagianer und Semipelagianer, aus dem „Ihr habt nicht gewollt“ zu schließen: „Ihr andern habt gewollt“, und aus der Schuld und Pflicht das Vermögen erweisen zu wollen, nun auch begahnen und erfüllen zu können. Allein „a debito ad posse non valet consequentia“.

damit als Synergisten. Wir dürfen hier übrigens doch wohl daran erinnern, daß wohl kaum ein einigermaßen rechtgläubiger Pastor z. B. bei der Beerdigung eines Christenkindes je Anstand genommen haben dürfte, den Trost auszusprechen, daß ein solches Kind in der Taufgnade gestorben und durch Gottes wundersame Gnade vor möglichem Abfall und daraus folgender ewiger Verdammniß behütet worden sei. Soll das nun eine Redensart sein oder als Wahrheit gelten? Und werden nicht alle wahren Christen, welche nicht Pharisäer sind, es einzig und allein ihrem Gotte und seiner Gnade danken, daß Er sie vor einem den Gnadenstand zerstörenden „muthwilligen“ Widerstreben bewahrt hat? Wir bleiben auch in diesem Stücke einfach bei der Schrift, welche uns sagt: „Ihr werdet aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt zur Seligkeit“ (1 Petr. 1, 5.). Wir beten im Vater-Unser die dritte Bitte: „Dein Wille geschehe“, und glauben, daß dies geschieht, „wenn Gott allen bösen Rath und Willen bricht und hindert, so uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen, als da ist des Teufels, der Welt und unsers Fleisches Wille, sondern stärket und behält uns fest in seinem Wort und Glauben bis an unser Ende“ zc., lassen uns auch von Dieckhoff und andern Synergisten nicht einreden, daß das eigene Fleisch hier ausgenommen werden müsse. Wir beten weiter: „Und führe uns nicht in Versuchung“, und glauben, daß Gott unser Gebet auch erhört, nämlich „daß uns Gott wolle behüten und erhalten, auf daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge, noch verführe in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster, und ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten“. Denn der treue Gott ist es, welcher „machet, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen“ (1 Cor. 10, 13.). An diesem unserm einfältigen Kinderglauben wollen wir uns mit Gottes Hilfe nicht irre machen lassen.

Wenn man, wie Dieckhoff und auch Haack, in keiner Weise und an keinem Punkt der Bekehrung positive Kräfte zu derselben dem zu bekehrenden Menschen zuzuschreiben meint und behauptet, der Mensch thue ja in dem Falle des Nichtwiderstrebens „nichts“, so kann man so natürlich nur sprechen, wenn man in semipelagianischen Anschauungen von der Sünde befangen ist. Denn wie wir gesehen haben, gehört nicht allein zur Ueberwindung eines sogenannten „natürlichen“, sondern auch zur Brechung und Hinderung eines sogenannten „muthwilligen“ Widerstrebens eine nicht geringe Kraft, und es ist keineswegs etwas so Selbstverständliches, wenn der Mensch dies unterläßt. Der natürliche Mensch kann das überhaupt gar nicht und thut es nicht, denn sonst wäre er schon nicht mehr der natürliche Mensch, nämlich ein Feind Gottes. Einen neutralen Menschen aber, wie ihn mit den Römischen auch Latermann aufstellte, Dieckhoff selbst aber ablehnen zu können glaubte, gibt es nicht und kann es nicht geben.



Denn ist nicht der Mensch im Unterschiede von der unvernünftigen Creatur gerade als ein „sittliches Wesen“ von Gott geschaffen, wie solches die Synergisten selbst immer betonen zu müssen meinen? Ebenso wenig aber gibt es oder kann es geben einen un wiedergeborenen „neuen“ Menschen, wie ihn Diedhoff lehrte. Der neue Mensch ist eben der wiedergeborene, der bekehrte Mensch. Wenn aber dieser an seinem Theil und in Ueberwindung des alten Menschen (denn der bleibt wie zuvor) das Widerstreben unterläßt, so ist es eben die Gnade, welche solches in dem Act der Bekehrung zu wirken angefangen hat und in dem bekehrten Menschen fort und fort wirkt.

Wir glauben hier auch darauf aufmerksam machen zu sollen, daß Schrift und Bekenntniß nicht, wie die Synergisten, das Unterlassen des Widerstrebens Seitens des Menschen als ein einfaches „Nichtsthun“ beschreiben (denn er „widerstretet mit seinem Willen, bis er bekehret wird“, und Gott macht, daß „aus einem widerspenstigen Willen ein gehorsamer Wille wird“, F. C., Art. 2, M. 602 f. 59 f.), wohl aber die Nichtbekehrung eines Menschen Seitens Gottes,<sup>1)</sup> welches unser Bekenntniß nach Gottes Wort (4 Mos. 14, 34. und sonst) ein „Handabziehen“ Gottes nennt. Denn so heißt es im 19. Artikel der Augsburgerischen Confession (Von Ursach der Sünden): „... wie denn des Teufels Wille ist und aller Gottlosen, welcher alsbald, so Gott die Hand abgethan, sich von Gott zum Argen gewandt hat“ (M. 44), und im 2. Artikel der Concor dienformel vom bekehrten Menschen: „... und sobald Gott seine gnädige Hand von ihm abzöge, könnte er nicht einen Augenblick in Gottes Gehorsam bestehen“ (M. 604, 66).

Andererseits aber bekennen wir also: „Item, daß er meine Seligkeit so wohl und gewiß habe verwahren wollen, weil sie durch Schwachheit und Bosheit unsers Fleisches aus unsern Händen leichtlich könnte verloren, oder durch List und Gewalt des Teufels und der Welt daraus gerissen und genommen werden, daß er dieselbige in seinem Vorsatz, welcher nicht feilen oder umgestoßen werden kann, verordnet, und in die allmächtige Hand unsers Heilandes Jesu Christi, daraus uns niemand reißen kann, gelegt hat, Joh. 10“ zc. (M. 714, 45), und: „... also den allerbeständigsten Trost den betrübten, angefochtenen Menschen gibt, daß sie wissen, daß ihre Seligkeit nicht in ihrer Hand stehe: sonst würden sie dieselbige viel leichtlicher, als Adam und Eva im Paradiese geschehen, ja, alle Stunde und Augenblick verlieren, sondern in der gnädigen Wahl Gottes, die er uns in Christo geoffenbaret hat, aus des Hand uns niemand reißen wird. Joh. 10. 2 Tim. 2“ (M. 724, 90.).

1) Das ist, daß Gott ihn nicht bekehrt. Daß er selbst sich nicht bekehrt, ist des Menschen eigene Schuld. (Sollte hier ein Synergist fragen, wie das seine Schuld sein könne, wenn er es doch nicht vermöge? so antworten wir mit der Gegenfrage: Gibt es etwa auch keine Erb sün de?)

Von dem allen verstehen die Synergisten so wenig, daß Haad sogar dasjenige, was Schrift und Bekenntniß ein „Handabziehen“ Gottes nennen, für den eigentlichen, normalen Stand der Sache erklärt, indem er um einer angeblichen Würde des Menschen willen einer „Selbstbestimmung“ desselben das Wort redet, so sehr, daß er zu der wahrhaft lästerlichen Rede von einer „Selbstbeschränkung Gottes“ sich fortreißen läßt. Denn er schreibt wörtlich also: „Hat Gott die Menschen nach seinem Bild geschaffen und ihnen damit die Fähigkeit relativer Selbstsetzung und die Freiheit sittlicher Entwicklung garantiert,<sup>1)</sup> so kann er letztere nicht durch die Erlösung als die restauratio creationis (Eph. 4, 24. Col. 3, 10.) aufheben, daß diese sich etwa zwangsweise und mit Beiseitsetzung der menschlichen Freiheit<sup>2)</sup> durchsetzen könnte. Vielmehr hat er als Heilsweg den Weg des Glaubens, der freien Zustimmung<sup>3)</sup> . . . verordnet“ (S. 83). (Daß nach der Belehrung mit dem Glauben „freie Zustimmung“ vorhanden ist, glauben wir auch, aber hier soll ja der Glaube aus „freier Zustimmung“, das ist, aus freiem Willen entstehen. Wo war denn aber des Menschen „Selbstsetzung“ und „freie Zustimmung“ bei der Schöpfung, der doch die „restauratio“ entsprechen soll?!) Und: „Die Schrift kennt ja keinen absolut und unbedingt und allein wirksamen Gott (?) als die unmittelbare causa alles Geschehens, die alle causas secundae ausschließt“ (wer hat solches von der Sünde und dem Bösen je behauptet?), „sondern lehrt eine Selbstbeschränkung Gottes durch die Erschaffung relativ freier Wesen.“<sup>4)</sup> Es ist“, so philosophirt er weiter (und das alles soll die „Schrift lehren“!), „nicht bloß absoluter Geist oder gar absolute Substanz, sondern vor allem die heilige Liebe, die eine wirkliche Gemeinschaft sucht und herstellt zwischen sich und der relativ auch ihm gegenüber selbständigen persönlichen Creatur,<sup>1)</sup> unbeschadet seiner Allmacht. Das gerade ist das Anbetungswürdige, dadurch steht er uns als wirkliche Persönlichkeit gegenüber, daß keine einzelne seiner Eigenschaften sich isolirt und mit einer gewissen Naturnothwendigkeit durchsetzt,<sup>2)</sup> sondern daß sie alle ausgeglichen und zusammengefaßt werden in seinem persönlichen Leben, an welchem die menschliche Persönlichkeit Theil haben soll, ohne aufzuhören, eine selbständige Größe zu sein,<sup>4)</sup> daß er nicht ohne jede andere Rücksicht seine Macht oder Gerechtigkeit erweisen will, daß sich ihm die persönliche Creatur zu ihrem eigenen Heile in freier Liebe zu eigen gibt.“<sup>4)</sup> Die ernst-

1) Von uns unterstrichen. H—r.

2) Von Haad selbst unterstrichen.

3) Ist freilich wahr. So sollte man aber auch nicht so wüthen gegen die freie Gnade. H—r.

4) Von uns unterstrichen. Eine „freie“ Liebe und ein „freier“ Wille des Menschen wird immer gepriesen; von der freien Liebe und Gnade, vom freien Willen Gottes aber ist nie die Rede. H—r.

liche Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit steht so mit der Anerkennung der Persönlichkeit Gottes in engstem Zusammenhang.<sup>1)</sup> Beide fordern und bedingen sich gegenseitig. Alle Negirung der ersteren in prädestinarianischer und deterministischer Richtung führt zum Pantheismus“ (S. 83 f.). Und, indem er diese seine, überhaupt die synergistische — sagen wir hier pelagianische — Lehre gegen den Vorwurf des Anthropomorphosirens zu vertheidigen sucht: „Gewiß ist die Formulirung der Lehre ein kräftiger Anthropomorphismus, aber sie muß es sein, weil sie das wunderbare und außerordentlich starke und tiefe gnädige Anthropomorphosiren Gottes, wie es die Schrift bezeugt, darstellen und deutlich machen will: daß der Hohe und Erhabene, der Ewige und Allmächtige sich in Raum und Zeit begeben und eine Heilsgeschichte gesetzt hat, in deren Entwidlung der menschliche Factor kein bloßer Schein ist, und daß er sich bestimmen läßt durch das Verhalten der Kleinen ohnmächtigen Menschenkinder,<sup>2)</sup> welche seine mächtige Gnade zur Ohnmacht verurtheilen können“ (!!)<sup>3)</sup> „und wirklich seinen universalen Heilswillen so modificiren, daß er zu einer particularen Gnadenwahl wird. Will man diesen Anthropomorphismus der alten Dogmatik“ (der alten Dogmatik?! ) „nicht, die man (?) sonst wegen ihres zu wenig concreten Spiritualismus und ihrer zu abstracten Redeweise schilt, hält man ihn für Gottes unwürdig, dann muß man in majorem dei gloriam entweder<sup>4)</sup> die absolute Prädestination oder die absolute Apokatastasis oder mit Schleiermacher beides lehren. Einen andern Ausweg gibt es meines Erachtens nicht aus der Schwierigkeit, den unzweifelhaften, ernstlich gemeinten Universalismus und den ebenso unzweifelhaften factischen Particularismus der Heilsgnade zu vereinigen“ (S. 87). Das heißt: Weil die Vernunft oder „Wissenschaft“ (wie man's jetzt lieber nennt; denn man will ja kein „Rationalist“ sein!) das „Problem“ der Erwählung lösen und Gottes Bestimmen, Verhalten und Thun reimen, verstehen, beurtheilen und rechtfertigen muß, deswegen aber eine freie Gnade nicht anerkennen kann, so muß sie Ausflüchte suchen und in majorem *hominum* (imprimis philosophorum) gloriam den freien Willen des Menschen erheben. Denn sie hat ja von der Schlange das Wort gehört: „so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott“. Denn nichts anderes als dies ist es, was hinter der lästerlichen Rede von der „Selbständigkeit“ des Menschen und der „Selbstbeschränkung“ Gottes steckt. Daß der Mensch von Gott abfallen, sündigen, sein Heil von sich stoßen und verlorengelien kann, das nennt die pelagianische Verblendung:

1) Von Haack selbst unterstrichen.

2) Nämlich sie zu verdammen! H—r.

3) Von uns unterstrichen. H—r.

4) Hier und in allem Folgenden von Haack unterstrichen.

Gottes „mächtige Gnade zur Ohnmacht verurtheilen können“! Hat uns denn der klägliche Sündenfall und alle nachfolgende Sünde mit allem darauf folgenden Jorn Gottes, Jammer und Elend, Tod und Verdammniß noch nicht genug gezeigt, daß der „freie Wille“, die „Selbständigkeit des Menschen Gotte gegenüber“ nichts ist? Damit, daß Gott persönliche Creaturen geschaffen hat, soll er „sich selbst beschränkt“ haben? Das heißt nichts anderes als, wie Luther sagt, daß Gott soll aufhören Gott zu sein um der Gottlosen willen, ja, nun gar um der Menschen überhaupt, auch um der sogenannten „Frommen“ willen. Sollte nicht ein Christ sich scheuen, so etwas zu sagen oder zu schreiben? „Aber da siehet man, wie gefährlich das ist, wenn man Gottes Sachen und die heilige Schrift ohne Gottes Geist, nur aus Vermessenheit menschlicher Vernunft handelt.“ (Luther.)

(Schluß folgt.)

---

## V e r m i s c h t e s .

**Gottes Creaturen.** In einer Erklärung des Luther-Brenzischen Katechismus von Dr. Haller wird behauptet, Naturübel, schädliche Naturereignisse wie Krankheit, Hagel, Ungewitter, Erdbeben, böse Thiere seien von der Schöpfung her, vor dem Sündenfall, in der Welt, und die Sünde sei nur, wie der Stachel des Todes, so auch der der Uebel. Aehnlich schreibt der „Bew. des Gl.“ in einem halb theologischen, halb philosophischen Artikel über „den ersten und den zweiten Tod“: „Wenn ein Todesbaum im Paradiese stehen konnte, so muß die Erde selbst ein Gebiet des Todes gewesen sein. Wie konnte doch Jehova die Todesdrohung gegen den Menschen im Falle der Uebertretung des Verbotes aussprechen und wie hätte der Mensch ein Verständniß derselben erlangen können, wenn die Einsicht richtig wäre, daß vor dem Fall des Menschen der Tod auf Erden noch nicht gewaltet habe! Ohne diese Anschauung von der Macht und Wirksamkeit des Todes, von der Knechtschaft des Verderbens, der die Creatur unterworfen war, würde ihm das Verständniß jener Drohung verschlossen geblieben, also der Zweck derselben verfehlt gewesen sein. (Plitt: Ev. Glaubensl. I, 268.)“ — „Die heilige Schrift bezeugt zwar: Der Tod ist der Sünde Sold, sagt aber nicht, wie und wodurch die Sünde den Tod zur Folge hatte.“ — Nach des Verfassers Meinung war schon die ganze Materie um die ersten Menschen her im Dienste der Sünde und des Todes. Die Materie ist Träger des Todes. Der Mensch habe darum bei der Schöpfung keine „materielle Leiblichkeit“ empfangen, sondern nur einen geistlichen Leib, der von der Seele untrennbar ist. Durch den Fall sei zu jenem, der jetzt „der inwendige Mensch“ ist, „ein anderer, und zwar ein fleischlich materieller hinzugekommen. . . . Der Mensch hat durch seinen

Ungehorsam, durch seine Ablehnung von Gott zur Welt die latente fleischliche Seelenpotenz in sich erweckt, die sich schließlich zu diesem sterblichen Leibe entwickelt hat. Er mit Einschluß der organischen Seele wurde dadurch zu einer selbständigen Macht gegenüber dem Centrum der persönlichen Seele. . . . Jene organische, fleischliche Seele, die Blutseele, mit ihrem fleischlichen Leibe wurde daher nur die äußere Hülle, das im Tode hinwegfallende Baugerüst, von welchem umgeben der inwendige Mensch zur Herrlichkeit oder zur Verdammnis heranreift. Weil nun diese fleischliche Hülle, diese ‚Bekleidung mit Fellen‘ in absolutem Widerspruch mit seinem innersten Wesen steht, so muß er sich beschwert (*παρούμενοι*, 2 Cor. 5, 4.) von ihr fühlen, wenn er, sei es auf intellectuellem oder auf sittlichem Wege zu einer tieferen Erkenntnis seiner Würde und Bestimmung gelangt. Sie ist von diesem Standpunkt aus etwas dem Menschen Außerliches, nicht zu seinem wahren Wesen Gehöriges. — Wenn es nun mit der fleischlichen Leiblichkeit diese Bewandnis hat, so leuchtet es ein, daß der Mensch mit derselben nicht unmittelbar von Gott geschaffen sein kann. Die Behauptung, daß dieses in beständigem Sterben begriffene, unaufhaltsam zum Tode eilende Fleisch unsterblich sein soll, ist eine *contradictio in adjecto*.“ — Wie sich wohl der Katechismus in der Erklärung eines solchen modernen Theologen gestalten mag! Luthers Auslegung des ersten Glaubensartikels muß er wegwerfen; denn unsere Leiber sind nicht Gottes Geschöpfe und Gott kann ihrer nicht gedenken. Die Krankenpflege muß eine andere werden. Hat Gottes Sohn wirklich unser Fleisch angenommen? Wie konnte er sich mit der Heilung leiblich Kranker befassen? Wie sogar Sacramente stiften, durch welche auch unsere Leiber mit dem Himmelreiche in eine Berührung kommen? Eine Auferstehung will jener Theologe zwar lehren, aber er kann doch nicht sagen, daß wir in diesem unserm Fleische Gott sehen werden!

G. G.

„Der Gotteskasten“ ist ein Verein, der in den fünfziger Jahren von sächsischen Lutheranern gegründet worden ist. Er hat dieselben Zwecke wie der Gustav-Adolph-Verein, und doch auch nicht dieselben; denn seine Gründer wollten Gewissens halber mit diesem unionistischen Vereine nichts zu thun haben, sondern gerade jene freikirchlichen und staatskirchlichen Gemeinden unterstützen, welche derselbe grundsätzlich von seiner Fürsorge ausschloß. Er soll auch Kirchen bauen, aber nur lutherische Kirchen. Seine Hauptforge soll übrigens nicht die Errichtung kirchlicher Gebäude, sondern die Ausbildung und Erhaltung lutherischer Prediger für die Diaspora sein. § 1 der Statuten des mecklenburgischen Gotteskastens lautet: „Zweck des Gotteskastens ist: die in der Zerstreung lebenden lutherischen Glaubensgenossen in ihrer kirchlichen Noth zu unterstützen.“ Er hat keine Organisation mit centraler Leitung, sondern jedes Land hat seine eigene Gesellschaft, welche selbständig für sich arbeitet. Nur in freier Liebe verbinden sich seine Landesvereine zu einem gemeinsamen Werke, das einem einzelnen

Vereine zu schwer werden will, wie § 8 der erwähnten Statuten sagt: „Der Vorstand setzt sich mit ähnlichen Stiftungen und Genossenschaften lutherischer Christen in Verbindung, um ein sich gegenseitig ergänzendes Zusammenwirken herbeizuführen.“ Schon darum arbeitet er mehr in der Stille als der stolz und prahlerisch auf den Weltmarkt tretende Gustav-Abolph-Verein, dem in vollem Maße Lic. Ströbels Urtheil gilt: „Siehst du wohl, St. Petrus, jetzt spricht man nicht mehr: Silber und Gold habe ich nicht, — oder gar: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! Jetzt ist in der Kirche das glorreiche Zeitalter der metallenen und arithmetischen Heiligkeit angebrochen, welche nicht mehr fragt: Was glaubt, sondern nur noch: Was zählt der Christ?“ Die Leute dieses AllermweltsKirchenvereins wütheten aus unionistischer Liebe gegen den Gotteskasten nicht wenig (vgl. „L. u. W.“ 5, 59 ff.), und zogen auch die Liberalen, Hoftheologen, Kirchenregimente, Unionisten und Pietisten nach sich. Das bayerische Oberconsistorium sprach noch in seinem Erlaß auf die Verhandlungen der Diöcesansynoden v. J. 1879 seine schweren Bedenken darüber aus, „daß streng lutherische Geistliche Anstoß an dem Gustav-Abolph-Verein nehmen, weil derselbe auch reformirten und unirten Gemeinden Unterstützung zukommen lasse“. Es befürchtet von der Gründung eines lutherischen Gotteskastens in Bayern „eine schwere Schädigung der allgemeinen Interessen der evangelischen Kirche, weil sehr zu bezweifeln sei, daß der Schaden, welchen der Gotteskasten dem Gustav-Abolph-Verein zufüge, von ihm nur entfernt ausgeglichen werde“. (Münkel: N. Ztbl. 1880, S. 87.) Man mußte ihn aber stehen lassen. In Mecklenburg hat er sich besonders eingelebt. Er hat auch schon viel Gutes gewirkt, und er würde noch mehr gewirkt haben, wenn seine Glieder und insbesondere seine Führer, welche allerdings zu den edelsten Lutheranern der Neuzeit gezählt werden, für die rechtgläubige Kirche auch ein ganzes Herz hätten. Leider spiegelt sich aber in ihm das gebrechliche, an Altersschwäche leidende Lutherthum Deutschlands wieder. Festprediger suchen sein Dasein noch zu entschuldigen. Man bietet dem Gustav-Abolph-Verein noch die Hand und bittet um Gunst bei Feinden der lutherischen Kirche. Nichts fürchtet man mehr, als daß man gegen den Geist der Zeit zu schroff werden könnte. Darum schließt man sich ängstlich ab gegen entschiedenes Lutherthum und würde sich wohl hüten, eine „missourische“ Gemeinde zu unterstützen. Wenn des Herrn Wort ergeht: Hui, Zion, die du wohnest bei der Tochter Babel, entrinne (Sach. 2, 7.), so hält man beide Ohren zu und fällt in Angstschweiß. Es fehlt die Kraft.

G. G.

## Kirchlich: Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**General Council.** Der „Lutherische Herald“, bisher Organ des New York- Ministeriums, ist kürzlich das officielle deutsche Organ des Council geworden. In seiner Nummer vom 28. October zieht er aber in folgender Weise gegen einige seiner Council-Brüder zu Felde: „Der Name Protestantismus allein ist noch lange kein Schutzmittel gegen päpstliche Anmaßungen; im Gegentheil, der eifrigste Ultra-Protestant erscheint zuweilen als der vollendetste Papst, der absolute Unfehlbarkeit sich anmaßt und alle, die solche nicht anerkennen, in Acht und Bann erklärt und über sie die liebenswürdigsten Anathema ausruft. Wir kennen solche Päbste in unserer lutherischen Kirche, die trotz ihres ausgeprägtesten Pabstthums (oder vielleicht gerade deswegen?) an einen Uebergang zur papistischen Kirche Roms nicht denken — sie würden niemals unter einen andern Pabst sich beugen können; auch zu Missouri treten sie nicht über, auch da könnten sie sich nicht unter die rücksichtsloseste Autorität beugen; bei der General-Synode würden sie dem Gericht der Lächerlichkeit anheimfallen; — so wählen sie schließlich das General-Concil, das gutmüthige, geduldige und harmlose General-Concil, und zum Dank, daß sie hier geduldet werden, schimpfen und lästern und anathematifiren sie nun weidlich gegen ihre eigene Organisation, darum, weil sie darin nicht die Alleinherrschaft gewinnen und als Päbste sich etabliren können. Man achte einmal darauf: so lange sie leiten und führen können, ist alles recht; sobald ihnen aber das Pest aus den Händen gerissen wird, ist alles, alles verkehrt. Es geht auch hier nach dem Grundsatz: *Rule or ruin!* Nun bedenke man noch einmal die Stellung solcher Charaktere: die Pabstkirche verdammen sie, Missouri verwerfen sie, die General-Synode meiden sie, das General-Concil, trotzdem sie darin ihr Nest gefunden haben, beschmutzen sie. Wir fragen, wo sollen sie bleiben? Wir wissen wahrlich keinen andern Rath, als daß sie eine eigene Kirche gründen, die wahre Kirche, die durchaus die reine Lehre hat, weil solche Lehre sich auf ihre Unfehlbarkeit gründet, und schriftgemäße Praxis, weil Praxis die Lehre ex cathedra Petri fließt.“ So weit der „Herald“. Es ist uns fast unbegreiflich, wie Leute, die demselben kirchlichen Verband angehören und zu demselben Abendmahlstisch treten, so einander öffentlich beschden können. Aber im Council fehlt, trotz des gemeinsamen Bekenntnißparagrapheu, der gemeinsame Glaube. Man ist nicht Ein Herz und Eine Seele in Christo. Daher diese widerlichen persönlichen Fehden.

F. P.

**Eine neue lutherische Pacific-Synode?** Im „Gemeinde-Blatt“ lesen wir: „Die 'Luth. World' von der General-Synode berichtet von einem Schreiben, das von Gliedern der englischen Synode des Nordwestens vom General-Concil, der schwedischen Augustana-Synode der Vereinigten Norwegischen Synode, der Ohio- und Zowa-Synode ausgesandt sei, unter den Gemeinden und Pastoren jener Kreise in den Staaten am Stillen Ocean circulare und die Aufforderung zu freien Conferenzen von Gliedern jener Synodalkörper enthalte. Der dabei beabsichtigte Zweck soll sein: die Gründung einer lutherischen Pacific-Synode, bestehend aus seitherigen Gliedern jener Synoden in jenen Gegenden.“ — Diese neue Synode würde also alle „Nicht-Missourier“ umfassen. Doch ist die „antimissourische“ Gesellschaft so gemischt, daß sie sich wohl kaum unter einen Synodalhut wird bringen lassen.

F. P.

**Die Juden.** Professor Gottheil, von der Columbia Universität in New York, sagte kürzlich in einer öffentlichen Ansprache unter Anderm: „Es ist Zeit, daß die

jüdische Frage endlich einmal zum Austrag gebracht werde. Die Juden sollten eine Nation sein, ein Volk in einem eigenen Lande, unter seinen eigenen Gesetzen und unter seinem eigenen Himmel. Eher wird der Friede für die wandernden Söhne Jakobs nicht kommen.“ — Daraus wird nichts werden. Die Juden werden zerstreut bleiben unter allen Völkern, ein Wahrzeichen des jüngsten Tages. Zum Frieden werden nur die Juden kommen, welche den von den Vätern verworfenen Messias als ihren Heiland erkennen und anbeten. F. P.

## II. Ausland.

„Eine Secte.“ Die „A. E. L. R.“ sieht eine Beschimpfung der ganzen lutherischen Kirche darin, daß das Gesetz- und Verordnungsblatt des badiſchen Oberkirchenraths die von der unirten Landeskirche getrennten lutherischen Gemeinden eine Secte ſchilt. Wir grämen uns über diesen „Schimpf“ nicht; denn es liegt ja nur daran, von wem er ausgeht. Kommt er von Juden (Apost. 24) und Papisten, so thut er uns noch wohl. Soll ein unirter Oberkirchenrath die Lehre von der Kirche besser kennen? Ei, wenn die römischen Messungen an einem jährlichen Feste einen Egel als Bischof einkleideten, so konnte er doch seine Art nicht lassen. Dem Fleische geht's im Hofstaat eines badiſchen Oberkirchenraths vielleicht auch nicht besser. Möchten sich nur die staatskirchlichen Lutheraner fragen, wie sie gegen die Freikirche handeln. G. G.

Der Jahresbericht des mecklenburgischen Gottesdienstens weist für 1898 eine Einnahme von M. 9764.25 auf. Unterstützt wurden Gemeinden der Breslauer Synode mit 1000 M., der Immanuelssynode mit 300 M., in Baden und Hessen mit 225 M., in deutschen Staatskirchen mit 1050 M., in Oesterreich-Ungarn mit 4210 M. (wovon 1380 M. für österreichische Studenten in Kostock verwandt wurden), in der Schweiz mit 250 M., in Paris mit 500 M. und in Brasilien mit 500 M. Der Verein gibt ein Blatt heraus, dessen Leserzahl abnimmt. Ein Flugblatt für Confirmanden sucht er besonders zu verbreiten, freilich mehr um des Geschäfts willen. Bei einem Gang durch die unterstützten freikirchlichen Gemeinden kann es der Bericht nicht lassen, auf deren opferwillige Liebe hinzuweisen, „ohne welche Liebe eine Freikirche nicht würde bestehen können“. Das schreckt auch viele halbherzige Lutheraner von der Separation ab. Im Dankschreiben der Breslauer wie der Immanuelssynode wird die Einheit und brüderliche Gesinnung gerühmt. Letztere zählt 15 Pastoren und 16 Kirchen mit 5800 Seelen an 62 Predigtorten. Von den etwa 120,000 „Lutheranern“ in der Schweiz finden sich in Zürich 40 bis 50 und in Basel etwa 30 Personen zum Gottesdienste ein. Es ist dorten alles kirchlich verkommen. „Bei der letzten Volkszählung hatten 1800 Einwohner Zürichs die Frage nach der Religion ganz unbestimmt oder gar nicht beantwortet, 800 sich als religionslos, Freidenker, Atheisten zc. bezeichnet! Und wie kann es anders sein auf einem Kirchenselde, das zum Tummelplatz der wüthendsten Untriebe geworden ist, da völlige Lehrwillkür herrscht, das Predigtamt aber alle sechs Jahre dem Scherbengericht einer Neuwahl unterzogen ist, so daß es alle Stetigkeit einbüßen muß. Auch der Religionsunterricht in den Schulen ist fast durchweg der dürrigste, oft schlimmer als gar keiner, weil vor den Kindern das Heilige gelästert wird. Wie viele, auch deutsche Lutheraner, verwaahrlosen auf diesem Boden kirchlich und sittlich! Uneingeseignete, oft auch wilde Ehen, leichtfertige Scheidungen und Wiederver heirathungen, ungetaufte Kinder und alle traurigen Folgen davon sind an der Tagesordnung. Andere Lutheraner suchen . . . einfach die nächste protestantische Kirche auf und kommen dann nur gar zu oft unter die Kanzel eines Reformerspfarrers, der die Grundwahrheiten des



Christenthums leugnet und seinen Zuhörern ganz allmählich und unvermerkt den Kindheitsglauben aus dem Herzen reißt. Und von den gesammten Pfarrstellen Zürichs sind mehr als die Hälfte in den Händen der Reformirten; eine verwaltet sogar seit einigen Monaten ein ausgesprochener Socialdemokrat! Und wieder andere unfreier Glaubensgenossen gerathen bei ihrem Umherirren in die Reize ungesunder Secten wie der Heilsarmee, der Swedenborgianer und Mormonen. . . . Oder im besten Falle, sie kommen in die Kirche eines gläubigen Pfarrers; . . . aber das Evangelium in seiner ganzen Fülle und Kraft bekommen sie auch hier nicht zu hören.“ (S. 14.) — In die österreichische Bewegung will der Gotteskasten nicht eingreifen, so nahe solches in dem Kampfe der verschiedensten Geister auch liegt. Seine Aufgabe „beginnt erst da, wo wirklich der Austritt aus der römischen Kirche vollzogen und der Anschluß an lutherische Gemeinden erfolgt ist“. (S. 17.) Er will besonders die Vermehrung geistlicher Kräfte und die reichlichere Verkündigung des Wortes befördern, das allein die Geister scheiden kann. Unter den Czechen ist die Bewegung im Allgemeinen verhaßt als eine deutsche, obgleich es auch unter ihnen gewaltig gährt. „Seitdem die Geschichtsschreiber die Zeit der böhmischen Brüder, also die Jahre von 1415 bis 1620, wo die Nation evangelisch war, als die Blüthezeit der Bildung und des christlichen Lebens darstellen und preisen, sind die Gebildeten im Herzen von Rom abgefallen. Aus Feindschaft gegen die katholische Kirche rüsten mehr als 100 Städte und Dörfer zum Bau von Hüdenmälern; man scheut sich nicht, dieselben direct vor der katholischen Kirche aufzurichten; bei den Enthüllungsfeiern wird Rom nicht geschont und Tausende der Zuschauer stimmen zu, aber — man bleibt in der katholischen Kirche. Man schreibt im Sinne des Protestantismus, schimpft wader auf Papst und Priester, aber die Kinder schämt man ruhig in die Klöster.“ Das lassen die Papisten ruhig hingehen wie in Frankreich und Italien, während sie in der deutschen Bewegung etwas so sehr gestochen hat, daß sie sich zum Wüthen und Heßen verbinden. Sie wissen, warum. — Für die czechisch-lutherischen Pfarreien fehlen die Candidaten. Die Amtslasten sind zu groß, die Leute zu arm. Man errichtet immer mehr Predigtstationen. Eine Parochie zählt an 3000 Seelen, die weit zerstreut sind. Dem Pfarrer wurden mit Hülfe des Gotteskastens zwei Vicare zur Seite gestellt, welche an verschiedenen Orten predigen und in einer Stadt- und neun Landschulen wöchentlich 40 Religionsstunden geben müssen. Ein Pfarrer wohnt seit 31 Jahren in einer aus Schiefer aufgeführten Hütte mit einem Zimmer, einem Cabinet, einer Küche und einer Kammer und hat sich in der feuchten Parade unheilbares Siechthum zugezogen. Weil er die zerstreute Gemeinde nicht mehr genügend versorgen kann, sind ihm Herrnhuter eingebrochen. — In Ungarn greifen Glaubenslosigkeit und Sectenwesen rasch um sich. In zwei Jahren sind 8925 Personen aus den verschiedenen Religionsgemeinschaften ausgetreten und nennen sich confessionlos. Durch Uebertritte hat die römische Kirche in dieser Zeit 1565, die griechische 2230 Seelen gewonnen, die lutherische Kirche aber 733 und die fast doppelt so große reformirte Kirche 444 Glieder verloren. Traurig steht es um die Schulen. Von den drei Millionen schulpflichtiger Kinder besuchen nach Angabe des Cultusministeriums trotz strenger Gesetze 600,000 überhaupt keine Schule. „Es gibt Hunderte von Ortschaften ohne Schulen, und wo solche bestehen, sind die Leistungen oft nur geringe. An vielen Orten werden noch heute wie ehemals sogenannte Nothlehrer angestellt, meist verabschiedete Invaliden, heruntergekommene Handwerker oder arbeitsscheue Bauern ohne jegliche Bildung. Es kommt vor, daß Leuten, die bereits im Gefängniß saßen, der Unterricht und die Erziehung der Jugend anvertraut ist. . . . Was soll man dazu sagen, daß Jahre lang die evangelischen Kinder zweier Ortschaften in Ermangelung

einer eigenen Schule gezwungen wurden, nicht nur die dortigen katholischen Schulen zu besuchen, sondern auch an dem katholischen Religionsunterricht Theil zu nehmen? oder wenn an der Staatschule eines Marktflehdens ein israelitischer Lehrer außer den israelitischen auch die lutherischen und katholischen Schulkinder in der Religion zu unterrichten hatte und dieser Unfug erst nach Ablauf eines Jahres abzustellen gelang?“ (S. 27 f.) Da alles maggarisirt werden soll, werden deutsche Schulen mit Gewalt unterdrückt. Mancher Pastor muß auch maggarisch, slowakisch und deutsch amtiren. Die Folge davon ist, daß erledigte Stellen schwer besetzt werden können. Es gibt überall Noth, und man muß sich nur wundern, daß der Capitän auf dem Schiffe der Kirche in allen Stürmen so ruhig bleiben kann.

G. G.

**Oesterreich.** Nach amtlichen Erhebungen des Cultusministeriums überstieg bis zum Juni die Summe der aus der römischen Kirche Ausgetretenen die Zahl 10,000 schon ziemlich. Eine Correspondenz aus Teplitz klagt im Wiener „Ev. Hausfreund“ über Chicanen der Beamten, noch mehr aber über gewissenloses Schweigen des evangelischen Kirchenregiments, obgleich die meisten Ausgetretenen Aufnahme in die evangelische Kirche A. B. begehren. In Teplitz fand jüngst die Wahl zweier sächsischen Candidaten zu Hülfspastoren statt, welche die neuen Glaubensgenossen in drei Bezirkshauptmannschaften bedienen sollen. Auf der nahen Predigtstation Turn sind bereits 140 übergetreten, welche nun den Bau einer Kirche berathen. Deutsche Candidaten haben sich für Oesterreich genug gemeldet. Die „A. G. L. R.“ erinnert aber ganz wohl, daß man „nicht blühende Redner und begeisterte Herolde des ‚deutschen Gottes‘ und des ‚deutschen Glaubens‘“, sondern bibelgläubige Zeugen braucht. „Roms Rauern werden nicht vom menschlichen Anstürmen erschüttert; aber vor der Bibel sinken sie nieder, vor Christus, vor dem Wort seiner Apostel. So war's in der Reformation; so ist es noch heute. . . In festgefühten Landeskirchen kann es eher ertragen werden, wenn der eine und der andere nicht mehr in ungebrogener Stellung zur Schrift steht. In Oesterreich aber, wo die Finsterniß in gewaltigem Kampf mit dem Lichte liegt, wo es gilt, Keullinge im evangelischen Glauben zu festigen und die Zerstreuten zu sammeln, muß die Posaune einen deutlichen Ton geben. Da wäre es geradezu ein Unglück, wollte man in die jungen Pflanzungen Gärtner schicken, deren eigener Glaubensgarten noch voll von Unkraut ist. Solche mögen besser zurückbleiben. Nur kein fremdes Feuer auf die österreichischen Altäre, sondern das Feuer, das Christus und seine Apostel angezündet haben! Gottes Wort und Luthers Lehr! . . . Wenn Gott jenem Lande eine Gnadenstunde geschenkt hat, so braucht er stille, demüthige Arbeiter, die nicht stolze Führer und Bannerträger sein wollen, sondern einfache, schlichte Arbeiter in seinem Weinberge. Das österreichische Arbeitsfeld verspricht keine großen Lorbeeren vor Menschen; es fordert Entsjagung.“ An dieser trefflichen Erinnerung ist nur verwunderlich, weshalb sie Gottes Wort und Luthers Lehr für die deutschen Landeskirchen weniger für nöthig erachtet. — Von Deutschland droht der österreichischen Bewegung allerdings mehr Gefahr als von den inländischen Politikern und den papistischen Fanatikern. Der Erste, der einen Aufruf zu ihren Gunsten erließ, war der bekannte Prof. Harnack in Berlin, der in Gemeinschaft mit andern Protestantenvereinigern das sogenannte „Berliner Committee“ gründete. Wo ein solcher verlornen Sohn an der Spitze steht, können Christen nur beten, daß Gott seine Heiligen vor des Teufels Trug und Nord behüte. Darnach erließ Prof. Luthardt auch einen Aufruf und sammelte für Lutheraner. Außerdem thaten der reiche Gustav-Adolph-Verein und der kleine Gotteskastenverein, was sie konnten. Unversehens ging noch eine von 400 bedeutenden Männern „aller Richtungen“ unterzeichnete Aufforderung aus, „die zerstreuten

ten Kinder Gottes um die Predigt des göttlichen Worts zu sammeln". Diese schlossen „den evangelischen Bund“ und erklärten, „auf dem Boden desselben Evangeliums zu stehen“, obgleich neben dem Christusleugner Kneude in Baden die verschiedensten Positiven und Pietisten wie Heller in Nürnberg und Braun in Stuttgart, neben den Ritschlianern und Protestantenvereinigern wie Kade, Arndt &c. nicht nur Friede, der Vorsitzende des Gustav-Adolph-Centralvereins, sondern allerlei Apologeten und lutherisch Gerichtete bis zu dem Herausgeber der „Ev. Rzt.“ und Führer der preussischen Unionslutheraner Dr. Holzheuer stehen, so daß man an den 1. Psalm erinnert wird. Die Kasse des „Bundes“ füllt sich und das „Berliner Committee“ wird wohl bald in ihm aufgehen. Sein Pionier Dr. Everling, der per Schub aus Oesterreich weggebracht worden ist, hat durch Unvorsichtigkeit die Obrigkeit sehr mißtrauisch gemacht; denn dieser „Evng. Bund“ ist allerdings in die Politik mit verflochten und darf sich um seiner nun verbotenen Hefreden willen nicht verwundern, wenn ihn die Ultramontanen zu einem preussischen Spion machen und das „Sächs. Volksbl.“ schreibt: „Die Herren ‚Altdeutschen‘ schlachten aller acht Tage einen fetten Hammel, aber beileibe nicht ihren eigenen, sondern einen fremden, das liebe Oesterreich, und verteilen die Stücke wie der Fleischer die Keulen, Brust- und Kernstücke. . . . Diese Herren treten in Broschüren und Zeitungsaufstellungen ganz offen dafür ein, daß Deutschland Oesterreich zerstückeln und die deutschen Provinzen annectiren soll.“ Die Schriften, welche der „Bund“ nach Oesterreich bringt, thun oft noch großen Schaden. In einem Briefe aus Oesterreich heißt es: „Was wir von letzteren erhalten haben, eignet sich zur Verbreitung nicht. Vor mir liegt unter anderem ein Buch: ‚Hat die Orthodogie recht, ist die Bibel ein inspirirtes Buch?‘ Es schließt mit den Worten: ‚Laßt uns nicht auf Grund einer späteren, von der Kirche erfundenen Theorie unsern Kindern gegenüber voll Scham dastehen, wenn sie uns fragen, ob wir stehlen und lügen und tödten und rächen dürfen; denn das thut Gott in der Bibel.‘ Solch gotteslästerliches Zeug mußten uns die Leute zu zu verbreiten? Diesen Schund sollten sie behalten. Solche haben überhaupt kein Herz fürs Evangelium und noch weniger für die evangelische Bewegung in Oesterreich. Die Leute, die wirklich übertreten, suchen nach evangelischer Wahrheit! Lebensbrod wollen sie und keine Steine! Man sollte doch in der Sendung der Bücher sorgfältiger zu Werke gehen. Sie kommen oft in Hände, die die Gabe des Prüfens nicht haben. Sie werden auch oft vertheilt, ohne vorher geprüft worden zu sein. Dann gedenkt man zu retten und vergiftet die Seelen! Was wir vertheilen müssen, das sind gute lutherische Schriften, Luthers Schriften selbst!“ („A. E. L. R.“) O der blinden Unionsleute, welche aus Haß wider das Lutherthum mit den Christuslästernern zusammenarbeiten! Das Blut der gemordeten Seelen wird von ihren Händen gefordert werden. Hat der „Bund“ bisher keinen Protestantenvereinler nach Oesterreich gebracht, so war es nur durch die Obrigkeit verhindert. Nun aber ist der Christusleugnerische Badenser Hegemann zum Pfarrer der neuen evangelischen Pfarrgemeinde in Haida-Weipa in Böhmen erwählt, der sich schon dahin geäußert hat, eine Verpflichtung auf das lutherische Bekenntniß wäre ihm so viel, als wenn er katholisch werden sollte. Das Werk des Unionsbundes wird wohl im Laufe der Zeit dem gleichartigen Gustav-Adolph-Verein anheimfallen, wogegen die von Prof. Luthardt angeregte Hülfsarbeit der Lutheraner sich immer mehr mit dem „Gotteskasten“ zusammenschließt. Doch gibt ja auch hier die Posaune keinen klaren Ton, und die „A. E. L. R.“ kann den Gustav-Adolph-Verein sogar mit empfehlen, trotzdem sie schreibt: „Daß die uns anvertrauten Gelder nur der Erbauung der alten ev.-luth. Kirche zu gute kommen, werden unsere Leser uns ohne Weiteres glauben.“ Ein Nachkomme der alten Salzburger Emigranten wünscht, daß einzelne Gemein-

den in Deutschland die Unterstützung bestimmter österreichischer Gemeinden übernehmen möchten, und erbietet sich in solchem Falle, jährlich 600 bis 1000 Mark aufzubringen. Dem Berliner Committee traut er keine Gewähr zu, „daß den jungen Gemeinden auch wirklich der alte, starke, tiefgegründete lutherische und apostolische Glaube gebracht wird, und nicht etwa liberale Theologie“. Wird sie aber eine staatskirchliche Gemeinde geben? G. G.

**Brasilien.** Ende 1897 haben die verbündeten „Gotteskasten“ die Mission unter den Deutschen in Brasilien angefangen. Dem Berichte ihres Missionärs, des P. Rühr, entnehmen wir Folgendes: „Nachdem ich fast ein Jahr lang an der Küste von Santa Catharina thätig war, ist für mich der Augenblick gekommen, wo ich meinem Verufe als Reiseprediger nachkommen und neue Gebiete bereisen will. . . . Gott hat uns wider Erwarten in Brasilien, das für unsere lutherische Kirche mehr denn irgend ein Land der Welt verschlossen war, eine offene Thür gegeben. . . . Wären uns zwei Monate vorher alle Gemeinden, die wir bis jetzt besetzt haben, verschlossen gewesen, so wurden sie durch den Fall Czesus“ (eines offenbar gewordenen gemeinen Betrügers, der sich als Pastor aufspielte) „und dessen Verhaftung und Absezung zugänglich. — Während also Joinville“ (Sitz des Czesus) „auf so traurige Weise geistlich verwaist wurde, öffneten sich die Thüren der Landgemeinden für uns in anderer Weise. P. Rau, Sendling des Oberkirchenraths, bediente die Gemeinde Inselstraße und alle Niederlassungen, die rings um Joinville bis zu fünf Stunden von der Inselstraße entfernt liegen. Nachdem P. Rau 1½ Jahre lang die Gemeinden bedient hatte, glaubte er mit dem ausgefetzten Gehalte nicht auskommen zu können. Seine Freunde in Joinville riefen ihm zu der einträglicheren Stelle eines Rectors über eine höhere Schule in Joinville, die einen jährlichen Beitrag von 2000 Mark durch den deutschen Kaiser erhält. P. Rau schloß den Vertrag mit dem Schulvorstande ab, der vom 1. Januar an in Kraft treten sollte. Die Gemeinden sollten nebenbei von ihm bedient werden. Selbstverständlich waren alle Gemeinden über diese Handlungsweise aufgebracht; denn sie waren wie Schafe ohne Hirten. Die Gemeinde der Inselstraße lehnte jede weitere geistliche Bedienung von Seiten des P. Rau ab und trat in Unterhandlung mit einem Lehrer, der auf fünf Jahre angestellt werden, Lesgottesdienste abhalten und die nöthigen Amtshandlungen vollziehen sollte. Vom 1. Januar an sollte auch dieses bereits abgeschlossene Uebereinkommen in Kraft treten. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt. Am 22. December landete ich in Joinville. Am 24., also am heiligen Abend, fuhr ich nach der Inselstraße, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Ich sprach mit niemandem von der Gemeinde, sondern stattete nur P. Rau einen kurzen Besuch ab. Am 27. schon kamen zwei Vorstandsmitglieder aus der Inselstraße, klagten mir ihre Noth und fragten zugleich, ob ich mich ihrer annehmen könnte. Am Neujahrstage hätten sie Gemeindeversammlung, und es wäre ihnen sehr lieb, wenn ich erscheinen würde. Ich sagte zu, da ich darin keine Verletzung meiner Amtsinstruction sehen konnte. Am Vormittage war ich gebeten worden, in Joinville zu predigen; ein Fuhrwerk nach der Inselstraße war des Feiertags wegen nirgends aufzutreiben. Die Zeit war sehr kurz; aber ich ging trotz der glühenden Hitze zu Fuß. Zwei Kinder begleiteten mich und führten mich den nächsten Weg. . . . Der Vertrag mit dem Lehrer wurde gegen eine Entschädigung gelöst, und ich hielt am darauffolgenden Sonntage, am 2. Januar, meinen ersten Gottesdienst in der Inselstraße ab. . . . Nach zwei Tagen kamen die Vertreter von vier weiteren Gemeinden, Annaberg, Pedreira, Kilometer 21 und West- und Tresbarrasstraße. Diese vier Gemeinden wurden seit Jahren von der Inselstraße aus bedient, wollten sich aber selbständig stellen. . . . Ich wurde gebeten, einen Geistlichen durch die ev.-luth. Gotteskasten

zu besorgen und bis zu dessen Ankunft die Gemeinden zu bedienen. So hatte ich also fünf Gemeinden zu bedienen. — Südlich von der Parochie Annaburg, etwa fünf Stunden von der Inselstraße entfernt, liegen zwei Gemeinden, die den Namen führen Südstraße und Blumenauerstraße oder Reudorf, wie es auf den Karten verzeichnet ist. Diese Gemeinden wurden früher von Joinville aus bedient, etwa zweimal im Jahr, wenn ein oder zwei Duzend Kinder zu taufen waren. So sind z. B. im Kirchenbuche 25 Kinder verzeichnet, die alle auf einen Tag im Hause eines Colonisten getauft wurden. Durch den Fall Ezeus wurden auch diese Gemeinden frei, und ich beschloß, mich mit den Gemeinden in Verbindung zu setzen. Mein Anerbieten, monatlich einmal Gottesdienst zu halten, wurde mit Freuden angenommen. So hatten wir nun sieben Gemeinden.“ — Eine frühere Herrnhuter- und spätere evangelische Gemeinde im Brüderthale wurde die achte Gemeinde; doch hat diese sich von ihrem bisherigen Verbands mit der evangelischen Pastoralconferenz im Blumenauer District noch nicht ganz losgemacht. P. Ruhr nahm sich nur ihrer an, „als ein sittenloser Mensch, der sich als Pfarrer ausgab, in die Gemeinde eindrang“. Nach Ruhrs Predigt an Pfingsten wünschte auch sie einen Pastor vom „Gotteskasten“, unterhandelt aber noch mit der Pastoralconferenz. Zuletzt kam dazu noch „die große, aber kirchlich sehr verkommene Stadtgemeinde Joinville, deren Vorstand sich mit mir in Verbindung setzte“, schreibt R. weiter, „und mit dem ev.-luth. Gotteskastenverbände betreffs Sendung eines akademisch gebildeten Geistlichen in Unterhandlung trat. Da jedoch die Gemeinde auf die Forderung von 3 Contos als Gehalt“ (circa \$750) „nicht eingehen zu können glaubte, da sonst die zur Stadtgemeinde gehörigen Landgemeinden ihren Austritt erklärt hätten, so wurde P. Bühler“ (auch ein Sendling des Gotteskastens, aber im Seminare ausgebildet) „berufen und für sechs Jahre contractlich angestellt. Die Gegenpartei, deren Kern der „Aldeutsche Verband“ war, reichte zwar einen Protest ein gegen die Anstellung eines Missionsgeistlichen, konnte aber nicht durchbringen. . . . P. Bühler hat sich seitdem durch sein taktvolles, gewinnendes Wesen, sowie durch seine gründliche wissenschaftliche Bildung bereits die Achtung seiner Segner gewonnen. Freilich lassen die kirchlichen Verhältnisse sehr viel zu wünschen übrig. Durch die 25jährige planmäßige Thätigkeit eines Atheisten und Trunkenboldes“ (Ezeus) „ist zu viel verdorben worden, so daß nicht zu schnell eine Aenderung zum Besseren erwartet werden kann. Geduldige, ausdauernde Arbeit und die Verkündigung des lauteren Gottesworts, das da allein lebendig und kräftig ist und läuternd, erleuchtend und befehlend in die Herzen brennt, wird auch hier die Macht des Unglaubens siegreich überwinden. — Mit der Stadtgemeinde ist noch als Filiale eine Landgemeinde verbunden, die den Namen führt „die Catharinenstraße“ und sich bis zu einer Entfernung von zehn Kilometern in südlicher Richtung erstreckt. Mit Joinville und dieser Filiale hatten wir also zehn Gemeinden unter unserer Pflege und das ganze Municipium Joinville oder die ganze Colonie Dona Francisca ist nun durch Sendlinge der ev.-luth. Gotteskasten besetzt.“ — Die durch Gottes Fügung der lutherischen Kirche zugefallenen Gemeinden sind freilich noch keineswegs von Gottes Wort gewonnen. Möchte ihnen nun die reine Lehre auch gepredigt werden! Es ist übrigens kein gottgefälliger Anfang, wenn P. Bühler sich contractlich anstellen ließ. Die Kirchenpolitik führt nur zu leicht zur Verleugnung der Wahrheit. Möge die Erkenntniß durch Gottes Gnade wachsen! — Wer erbarmt sich nun der übrigen deutschen Colonien in Südamerica? Auch uns ruft man zu: Kommt herüber und helft uns!

G. G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 45.

December 1899.

No. 12.

## Etliche typische Züge aus der Geschichte Israels.

(Schluß.)

Mit dem Exil begann die Zerstreung Israels unter die Heiden. Ein großer Theil der Bevölkerung des Doppelreichs war bei der Zerstörung Samarias und Jerusalems ausgerottet. Ein anderer Theil wurde in die Gefangenschaft abgeführt. Die zehn Stämme sind in der assyrischen Gefangenschaft untergegangen, dort in der Heidenwelt aufgegangen. Aus den gefangenen Kindern Juda dagegen, die nach Babel versetzt wurden, bildete sich das Volk der „Juden“, welches dann durch die ganze Welt zerstreut wurde. Eben dieses Gericht Gottes aber, die erste Zerstörung Jerusalems und das folgende Exil, schlug, ähnlich wie das Finalgericht im Jahre 70 n. Chr., zum Heil der Heiden aus. Die Verbannung und der Aufenthalt im fremden Lande war für die Kinder Juda eine Art Läuterungsschule. Es war freilich nicht an dem, daß die ganze, große Menge der Exulanten sich zum Herrn bekehrte und zum Sinn und Glauben der frommen Väter zurückkehrte. Die Masse des Volks war und blieb verstockt. Doch Eine Wirkung hatte das Exil. Der grobe Götzendienst war ausgefegt. Wir finden seit der babylonischen Gefangenschaft unter Israel keine Spur mehr der früheren heidnischen Abgötterei. Die Juden, welche unter den Heiden zerstreut lebten, bekannten sich, wenigstens äußerlich, zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, lehrten in der Fremde die Besonderheiten und Vorzüge ihres Volks hervor. Auf diese Weise wurden die Heidenvölker weit und breit mit dem Gott Israels und mit der Messias Hoffnung Israels bekannt, und damit wurde dem Lauf des Evangeliums von Christo der Weg bereitet. So hat auch später in der neutestamentlichen Kirche öfter der Fall und Sturz der Einen Andern Segen gebracht. Es ist eine wunderbare Pädagogie Gottes, daß gerade in dieser letzten Zeit, in der Zeit des Abfalls und der beginnenden Gerichte Gottes, das Evangelium seinen Rundlauf unter den fernern Völkern der Heiden, in bisher unbekanntem Regionen angetreten hat, daß es gerade an dem Abend der Welt, da sich über die

alten christlichen Länder dicke Finsterniß gelagert hat, in den Heidenlanden licht zu werden beginnt.

Es war eine gnädige Fügung und Veranstaltung Gottes, daß während des babylonischen Exils ein Glied des auserwählten Geschlechts, ein Israelit ohne Falsch, der Mann Gottes Daniel im Weltreich eine ähnliche einflußreiche Stellung inne hatte, wie weiland Joseph in Egypten. Derselbe war der Sachwalter seines Volks vor den Großkönigen der Babylonier und dann der Meder und trug an seinem Theil dazu bei, daß das Volk der Juden in seiner Absonderung von den Heiden, mit seinen besonderen Institutionen, seiner besonderen Religion erhalten blieb, daß insonderheit ein Rest, ein Israel nach dem Geist sein Dasein fristete, bis daß die Zeit erfüllt war, bis der verheißene Messias erschien und das neutestamentliche Reich aufrichtete. Und so hat Gott dann auch der Kirche des Neuen Bundes durch mannigfaltige Mittel und Wege mitten in einer fremden, feindlichen Welt die Existenz gesichert und wenn dieselbe einmal am Abgrund des Verderbens stand, sie doch vor gänzlichem Ruin und Untergang bewahrt. Er lenkt auch die Geschichte und Geschicke der Völker in der Weise, daß die Mächte der Welt, die Pforten der Hölle die Kirche Christi nicht überwältigen können. Die Kirche Gottes wird bleiben, bis die letzte Verheißung sich erfüllt, bis Christus kommt und seinem Volk zum endlichen Sieg und Triumph verhilft.

Im Jahre 536 n. Chr. hatte die siebenzigjährige babylonische Gefangenschaft ihr Ende erreicht. Da erweckte der Herr den Geist des Perserkönigs Cyrus, welcher das babylonische Weltreich gestürzt und Babel eingenommen hatte, daß er den Juden die Erlaubniß erteilte, in das Land der Väter heimzukehren, daß er ihnen auch die Gefäße des Heiligthums, welche Nebucadnezar nach Babel gebracht, wieder zurückgab. Esra 1, 1. Gott lenkt die Herzen der Menschen, auch der Fürsten wie Wasserbäche. Wenn Er es will und ihnen heißt, müssen auch die Mächtigen der Erde seinem Volke dienen und sein Reich bauen helfen. Nur ein kleiner Theil des gefangenen Volks Juda, im Ganzen etwa 50,000 Seelen, einschließlich der Knechte und Mägde, machte sich das Edict des Cyrus zu Nuzen und zog hinauf nach Canaan, unter Führung des Fürsten Serubabel aus Davids Geschlecht und des Hohenpriesters Josua. Die meisten Exulanten blieben in Babel zurück. Sie waren in der Fremde heimisch geworden und hatten sich da gemächlich eingerichtet, hatten dort Häuser, Acker, Güter erworben, und wenn sie auch äußerlich die Sitten und Weise der Väter beibehielten, so war doch ihr Sinn auf den zeitlichen Gewinn und Genuß gerichtet, darüber hatten sie Jerusalems vergessen. Diejenigen lehrten in das Land der Verheißung zurück, deren Geist Gott erweckte. Esra 1, 5. Es war nur ein Rest aus Israel, aber das Israel rechter Art, die „Gemeinde“ Israel. Esra 2, 64. Diese heimkehrenden Exulanten hatten sich unter die züchtigende Hand Gottes gedemüthigt, über ihre und ihres Volks Sünde Buße gethan und hielten im

Glauben fest an der Verheißung, die den Vätern geschehen, obgleich es zu der Zeit mit der Verheißung Gottes gar aus zu sein schien. Um Gottes und seines Wortes willen verließen sie die schöne Stadt und das schöne Land Babel und suchten wieder das Land Canaan auf, das verwüftet war, und die Stadt Gottes Jerusalem, die in Trümmern lag. Die kleine Schar der heimkehrenden Exulanten, welche sich dann wieder im Lande der Väter ansiedelte, ist Typus der wahren Kirche Gottes in der letzten Zeit. Es ist nur ein Rest, der durch die schweren Drangsale und Versuchungen der letzten Tage hindurchgerettet wird. Wenn des Menschen Sohn kommen wird, wird er wenig Glauben, wenige Gläubige auf Erden vorfinden. Die große Menge der sogenannten Christen hat sich in Babel eingebürgert, ist der Welt gleich geworden. Doch wenn auch eine kleine Heerde, so ist es doch ein Israel rechter Art, welches dem Herrn und seiner Verheißung entgegenharrt. Es hängt treulich und rechtschaffen seinem Gott an und hat die Welt und das ungöttliche Wesen dieser Welt und die verweltlichte Kirche verlassen und verleugnet. Der Auszug der Kinder Juda aus Babel ist nach der Schrift Typus eines andern Ausgangs, den Gott dem neutestamentlichen Bundesvolk zur Pflicht gemacht hat, des Ausgangs aus der Welt und der verderbten Kirche, die zu Babel geworden. Jes. 52, 11. ff. 2 Cor. 6, 17. ff. Offenb. 18, 4. ff.

Die heimgekehrten Exulanten fristeten zunächst im Lande der Väter ein kümmerliches Dasein. Und auch als sie die verwüfeten Acker und Städte wiederhergestellt hatten und einigermaßen zu Wohlstand gekommen waren, spürten sie doch wenig mehr von dem vorigen Segen des Landes. Canaan war nicht mehr ein Land, da Milch und Honig floß. Sie waren zwar wieder ein einig Volk, und ein Fürst aus Davids Hause stand an ihrer Spitze. Aber derselbe war Vasall des Perserkönigs. Die alte Reichsherrlichkeit war für immer verschwunden. Juda hatte seit der ersten Zerstörung Jerusalems aufgehört, ein selbständiges Königreich zu sein. Es blieb unter der Gewalt und Botmäßigkeit der Heiden, bis es dann ganz und auf ewige Zeiten aus dem Lande vertrieben wurde. Das Erste, was die Kinder des Gefängnisses nach ihrer Rückkehr thaten, war, daß sie den Brandopferaltar, das tägliche Opfer und die gesetzliche Festfeier wiederherstellten. Als der Gottesdienst im Gang war, legten sie dann auch den Grund zu einem neuen Tempel. Der Hohepriester Josua trieb die Arbeiter an, das Werk zu beschleunigen. „Und da die Bauleute den Grund legten am Tempel des Herrn, standen die Priester angezogen, mit Trommeten, und die Leviten, die Kinder Assaph, zu loben den Herrn mit dem Gedicht Davids, des Königs Israel, und sangen mit einander mit Loben und Danken dem Herrn, daß er gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währet über Israel.“ „Aber viele der alten Priester und Leviten und obersten Väter, die das vorige Haus gesehen hatten, und nun dies Haus vor ihren Augen gegründet ward, weinten sie laut . . . daß das Volk nicht erkennen konnte das Löhnen mit Freuden vor dem Geschrei des Weinens im Volk.“ Esra 3, 10—12. Ja, die vorige Herrlichkeit,



auch die Herrlichkeit des alten Tempels und des alten Gottesdienstes, da die Stämme Israels in Haufen gen Jerusalem zogen, war dahin. Darob klagten die Alten. Es war eben nur ein Rest, der sich um den Grundbau des neuen Tempels versammelt hatte. Und es war im Vergleich mit dem salomonischen Prachtbau ein geringes, unansehnliches Haus, das man jetzt zu errichten begann. So fehlte dann später auch in demselben, nachdem es vollendet war, die Ehre und Zier des alten Heiligthums, die Bundeslade mit den Gesetzestafeln, der Gnadenstuhl, die Cherubim der Herrlichkeit und die Wolke darüber. Gleichwohl warnte Gott sein Volk davor, „diese geringen Tage zu verachten“. Sach. 4, 10. Juda hatte doch noch Gottes Wort, Gesetz und Verheißung. Die Priester führten wieder die rechte Lehre. Der Gott Israels war noch nicht von seinem Volk gewichen. Und die Propheten jener Tage verwiesen auf die größere Herrlichkeit des Neuen Testaments, daß der Herr bald seinen Knecht Semach bringen und derselbe viele Heiden herzuführen werde. Sach. 3, 8. Hagg. 2, 6. 7. Mit den letzten Tagen der neutestamentlichen Kirche hat es eine ähnliche Verwandtniß. Das sind auch in jeder Hinsicht geringe Tage. Die Kirche dieser letzten Zeit, und gerade die rechtgläubige Kirche hat einen geringen Stand, ein armseliges Loos auf dieser Erde. Je länger, je mehr bewahrheitet es sich, daß die wahren Christen nur Pilgrime und Fremdlinge hienieden sind. Und nicht nur auf alle weltliche Ehre und Herrlichkeit muß die Kirche verzichten, auch die alte Kirchenherrlichkeit ist dahin. Man sieht nicht mehr große Schaaren zum Hause des Herrn wallfahrten. Es ist jetzt nicht mehr so, wie etwa zur Zeit der ersten Christenheit oder in der Reformationszeit, daß Tausende dem Worte zufliehen. Es ist ein kleines Häuflein, das sich im Tempel Gottes zusammensindet, welches noch am Bau des Reichs Gottes arbeitet. Die volle Erntezeit ist vorüber, es wird allenthalben nur eine spärliche Nachlese gehalten. Doch sollen auch wir nicht diese geringen Tage verachten. Neben allen berechtigten Klagen haben wir immer noch Ursache zum Loben und Danken. Das kleine Häuflein hat noch Gottes Wort, lauter und rein, und hat den großen Gott in seiner Mitte. Es kann noch heute rühmen, daß der Herr gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währet über Israel. Wir haben keine Herrlichkeit, keinen großen Zuwachs, keine großen, gewaltigen Erweckungen, wir haben nichts Besonderes mehr in dieser Zeit zu erwarten. Aber schon zeigt sich am Horizont die Morgenröthe des großen, schönen Tages der Ewigkeit. Der Tag der Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilands Jesu Christi ist nicht mehr ferne. Die kleine Herde hat die Verheißung: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“

Nachdem die heimgekehrten Juden den Tempelbau in Angriff genommen, begehrten die benachbarten Samaritaner, dieses Mischvolk, welches aus den Ueberresten der zehn Stämme und den dort angesiedelten Heiden-

völkern entstanden war, Antheil an diesem Werk und überhaupt Antheil an den Gottesdiensten Israels. Sie meinten, daß sie ja demselben Gotte dienten. Josua und Serubabel und die Obersten Israels wiesen aber ihr Begehrt zurück. Denn die Samaritaner hatten eine andere Religion, eine Mischreligion, die aus Judenthum und Heidenthum zusammengeschmolzen war. Sie bekantnten sich zwar auch zu dem hErrn Jehova, aber dienten ihm nicht so, wie er es in seinem Worte vorgeschrieben hatte. Sie verwarfen den größten Theil der göttlichen Offenbarung, alle Schriften der Propheten. Die Gemeinde Israel gab hiermit, indem sie den Samaritanern die Gemeinschaft verweigerte, ein löbliches Exempel der Treue. Ja, die kleine Heerde, welche unentwegt am Wort Gottes festhält und von demselben nichts nachläßt, hat Kraft in sich, sie kann gar wohl für sich allein bestehen und allein das ihr aufgetragene Werk vollführen, sie bedarf hierzu nicht der Unterstützung der Falschgläubigen. Alle Unionisterei ist dem hErrn ein Greuel und schwächt und hindert nur das Werk der Kirche. Die Samariter wurden jetzt den Juden gram und feind und dingten sich Rathgeber, welche das Judenthum bei dem Perserkönig verdächtigten und von demselben ein Edict erwirkten, das dem Tempelbau Einhalt gebot. Aber auch nachdem dies Gebot des Königs seine Kraft und Gültigkeit verloren hatte, ließen die Juden noch geraume Zeit vom Tempelbau ab, bauten lieber ihre eigenen Häuser, als Gottes Haus. Da verhängte Gott zur Strafe über das jüdische Land mehrere Jahre Mißwachs und Theurung. Und dann erweckte er die zwei Propheten Haggai und Sacharja, welche das Volk über seine Sünde strafte und es aufforderten, die unterbrochene Arbeit am Hause Gottes wieder aufzunehmen. Sie warnten und sprachen: „Seid nicht wie eure Väter, welchen die vorigen Propheten predigten, und sprachen: So spricht der hErr Zebaoth: Kehret euch von euren bösen Wegen, und von eurem bösen Thun; aber sie gehorchten nicht und achteten nicht auf mich, spricht der hErr.“ Sach. 1, 4. Und was geschah? Die Kinder hatten doch eine andere Art, als die Väter, und thaten nicht, wie ihre Väter. Wir lesen bei Haggai: „Da gehorchte Serubabel, der Sohn Sealthiel, und Josua, der Sohn Jozabad, der Hohepriester, und alle Uebrigen des Volks solcher Stimme des hErrn, ihres Gottes, und den Worten des Propheten Haggai, wie ihn der hErr, ihr Gott, gesandt hatte; und das Volk fürchtete sich vor dem hErrn.“ 2, 12. Wir sehen aus dieser Geschichte, daß auch eine im Schmelzofen der Trübsal erprobte Kirche oder Gemeinde, daß auch ein geläuterter Rest noch keine Gemeinde von vollkommenen Heiligen ist. Auch bewährte Christen haben noch Fleisch und Blut und werden wohl öfter im Werk des hErrn lässig und säumig und lassen sich das Irdische noch zu sehr angelegen sein. Aber das Israel rechter Art läßt sich warnen und sagen und verhärtet sein Herz nicht, wenn es Gottes Stimme hört. Das macht den Unterschied zwischen einem ungehorsamen und einem gehorsamen Volk, das den hErrn fürchtet, nicht daß letzteres überhaupt nie mehr etwas thäte,

was dem Willen des HErrn zuwider wäre, nie mehr von der rechten Bahn abweiche, sondern daß es Gottes Strafe und Züchtigung annimmt, wenn es gestrauchelt hat, daß es durch Gottes Wort immer wieder in das rechte Geleise zurückgeführt wird, während ein ungehorsames Volk sich von seinem bösen Thun nicht lehrt und auf den HErrn und das Wort seiner Propheten, die es zum Gehorsam zurückrufen, nicht achtet.

Die Propheten Haggai und Sacharja sprachen nun aber auch ihrem Volk Muth und Trost zu, nachdem dasselbe sich aufgerafft und den ins Stocken gerathenen Bau des Hauses Gottes wieder aufgenommen hatte. So sprach der HErr durch seinen Knecht Sacharja zu Serubabel, dem Fürsten und Vertreter des Volks: „Dies ist das Wort Jehovas an Serubabel: Nicht durch Macht und Gewalt, sondern durch meinen Geist, spricht der HErr der Heerschaaren. Wer bist du großer Berg vor Serubabel? Zur Ebene! Und herausbringen wird er den Giebelstein unter Getöse-rufen: Huld ihm! Huld ihm!“ „Die Hände Serubabels haben dieses Haus gegründet und seine Hände werden es vollenden.“ Sach. 4, 6—9. Serubabel sah einen großen Berg vor seinen Augen. Damit sind die Schwierigkeiten gemeint, die sich der Fortführung des Tempelbaues in den Weg stellten. Die Gunst der Perserkönige, welche damals gerade das Volk der Juden gewähren ließen, war sehr wandelbar. Die Nachbarvölker, sonderlich die Samariter standen scheelen Blicks zur Seite und warteten nur auf die nächste, beste Gelegenheit, das Werk der Juden zu hindern. Der größte Theil des Judenthums weilte noch im fremden Land und kümmerte sich nichts um Tempel und Tempelbau in Jerusalem. An den Bestand des Tempels und Tempeldienstes knüpfte sich überhaupt die fernere Existenz des Volks Gottes. Und die schien stark gefährdet. Wie leicht konnte das übermächtige Weltreich den kleinen Rest vollends erdrücken! Wie mußte die Stumpfheit und Gleichgültigkeit ihrer eigenen Stammesgenossen den Eifer „der Uebrigen“, die allein Gottes Werk in Jerusalem ausrichteten, abkühlen! Aber siehe, so kam denn Gottes Wort und Offenbarung den Verzagten zu Hülfe. Der HErr der Heerschaaren gab Serubabel die Zusage, daß der große Berg vor ihm zur Ebene werden, daß er noch unter dem Lobgetöse des Volkes den Giebelstein in den heiligen Bau einfügen solle, daß seine Hände das Haus, das sie gegründet, vollenden sollen, daß Gott der HErr überhaupt, wie sich dies aus dem Zusammenhang der Weissagung Sacharjas ergibt, das Werk, das er in Israel habe, bis zu Ende glücklich hinausführen werde, bis auf den Tag der Erfüllung aller Weissagung, der Aufrihtung des neutestamentlichen Gottestempels. Freilich nicht durch eigene Macht und Gewalt wird Israel das ausrichten, sondern in der Kraft des Geistes Gottes. Nicht lange nach diesen Tagen wurde auch der Tempel vollendet und eingeweiht, und das war ein großes Freudenfest für die Kinder Israels. In ähnlicher Lage und Bedrängniß, wie Israel in den Tagen Serubabels, befindet sich die Kirche Gottes jetzt vor dem Ende der Welt.

Die Kirche Christi hat bis ans Ende der Tage den Beruf, Gottes Reich auf Erden zu bauen und zu fördern. Da stellen sich ihr denn bei dieser ihrer Arbeit oft große, schier unübersteigliche Berge in den Weg. Das kleine Häuflein hat die ganze Welt wider sich, dazu die große Menge der falschen Brüder und abtrünnigen Kinder. Die Welt und die falsche Kirche, die verweltlichte Kirche erschwert ihm nur seine ohnehin schwere Arbeit, hindert den Lauf des Wortes, die Verkündigung der rechten Lehre, hindert den Glauben und die wahre Gottesfurcht und Gottseligkeit. Da wird es uns oft wohl angst und bange um den Fortbestand der Kirche, der wahren Kirche Gottes, um das Heil der eigenen Seelen. Wir wissen nicht, wie wir es hinausführen sollen. Doch wir sollen nicht verzagen, sondern muthig und getrost fortfahren im Werk des HErrn, nur nicht in eigener Kraft, sondern in der Kraft des Geistes Gottes. Wir haben dieselbe Verheißung, wie das Israel des alten Bundes. Gott kann und will und wird alle hohen Berge vor uns zur Ebene machen, uns über alle Höhen und Tiefen sicher hinüberführen und uns helfen, daß wir in seinem Werk anhalten und dasselbe schließlich vollenden. Ja, ob gleich alle Teufel hier wollten widerstehen, so wird doch ohne Zweifel Gott nicht zurückgehen, nicht ruhen und rasten, bis er sein Werk in den Seinen und durch die Seinen siegreich zu Ende geführt hat. Die kleine, verachtete Heerde der Endzeit hat den großen, herrlichen Beruf, in den geistlichen Tempel Gottes, an dem im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende gebaut worden ist, den Giebelstein einzufügen, und wie wird ihr zu Ruthe sein, wenn dieser Tempel Gottes an jenem Tage dann in seiner Vollendung und ganzen Pracht vor ihren Augen stehen und die ganze, große Schaar der Kinder Gottes in das Lob dessen ausbrechen wird, der über alles Erwarten, Denken und Begreifen Alles, Alles so herrlich hinausgeführt hat.

Etwa siebzig Jahre nach dem ersten Auszug aus Babel führte Esra, ein Schriftgelehrter aus priesterlichem Geschlecht, eine zweite Schaar Exulanten in das Land der Väter zurück. Daß die ersten heimgekehrten Exulanten den Tempel gebaut und vollendet hatten und im Lande der Verheißung wieder Gott dienten nach der Weise der Väter, hatte auf die Kinder des Gefängnisses, die in Babel zurückgeblieben waren, Eindruck gemacht. So wurden andere erweckt und gewonnen, daß sie das Land der Heiden verließen und der Gemeinde des Heimathlandes sich anschlossen. Wo man Gott recht dient, wie er es in seinem Wort verordnet hat, wo man mit Gottes Wort und dem Gottesdienst ganzen Ernst macht und auf die Bundesgenossenschaft mit fremden Elementen verzichtet, da werden auch Abtrünnige bekehrt und gewonnen. Eine Kirche, welche sich streng nach Gottes Wort hält und nicht etwa der Welt zu Liebe die Grenzen weiter zieht, treibt auch am kräftigsten Mission. Esra traf in Jerusalem nicht Alles so an, wie er es erwartet hatte. Eine Anzahl der Obersten und Rathsherrn in Israel hatten dem Gebot Gottes zuwider Töchter der noch übrigen Canaa-

niter zu Weibern genommen und so „den heiligen Samen gemein gemacht mit den Völkern in Ländern“. Efra 9, 2. Das betrückte den treuen Priester. So rief er die Gemeinde zusammen, und alle Männer von Juda und Benjamin erschienen in Jerusalem. Efra erinnerte dieselben an ihre Vergehungen und ermahnte sie, sich von den fremden Weibern zu scheiden. Die ganze Gemeinde stimmte zu. Es hatten zwar nur Etlliche aus Israel, etliche von den Großen und Vornehmen, durch Verhehlungung mit Canaaniterinnen sich verunreinigt. Doch die ganze Gemeinde war mit schuldig, weil sie dieser Uebelthat nicht gewehrt hatte. Nach dem Wunsch und Beschluß der Gemeinde nahmen Efra und eine Anzahl Familienhäupter die Sache in die Hand, untersuchten alle einzelnen Fälle und schieben die fremden Weiber aus. Es wurden dann auch späterhin noch ähnliche Schäden und Mißstände auf ähnliche, Gott gefällige Weise abgestellt. Vgl. Nehem. 5. 13. Das ist Vorbild für die neutestamentliche Gemeinde. Wir werden hier nochmals daran erinnert, daß zur Reinerhaltung der Lehre und des Lebens Zuchtübung durchaus nothwendig ist. Auch in eine rechtschaffenen christliche Kirche oder Gemeinde schleichen sich wohl allerlei Schäden und Mißstände ein. Da ist und bleibt es aber Pflicht der Gemeinde, den alten Sauerteig der Schalkheit, Bosheit und Unreinigkeit immer wieder auszufegen und darüber zu wachen, daß nicht weltliches, gottloses Wesen sich in ihrer Mitte festsetze. Und es ist Pflicht der Lehrer und Leiter der Kirche, hier aufzusehen, zu mahnen und zu strafen und gegen öffentliche Schäden mit Gottes Wort einzuschreiten. Alle, die öffentlich gesündigt und Aergerniß gegeben haben, sollen auch öffentlich gestraft werden und öffentlich Buße thun und das Aergerniß abstellen. Wenn aber eine Gemeinde in der Zucht lässig gewesen ist und längere Zeit böse Dinge geduldet und dazu geschwiegen hat, soll sie diese ihre Versündigung anerkennen, das Versäumte nachholen und dann um so eifriger dem nachtrachten, was Gottes Ehre und das Heil der Seelen erfordert. Wohl einer Kirche, die noch reformirbar ist, die sich immer wieder von allen Flecken und Runzeln reinigt, welche ihr Angesicht entstellen, die da fort und fort darauf bedacht, daß sie einmal heilig und unsträflich, als eine schön geschmückte Braut dem Bräutigam dargestellt werde!

Von einem letzten Werk der heimgekehrten Kinder des Gefängnisses berichtet das Buch Nehemia. Das war der Wiederaufbau der Mauern Jerusalems. Denselben leitete Nehemia, Mundschenk des Königs Artaxastas, welchen der König in seine Heimath entlassen hatte. Es war dies ein schweres Stück Arbeit, welches Israel unter Nehemia vollbrachte, da es während der Arbeit zugleich die feindlichen Nachbarvölker abwehren mußte. Von den Knappen Nehemias, die sein Gefolge bildeten, schaffte die eine Hälfte mit am Werk, während die andere Hälfte die Waffen führte. Die Lastträger verrichteten mit der einen Hand die Arbeit, mit der andern hielten sie den Speer. Und ein Jeder, der an der Mauer baute, war mit einem Schwert umgürtet. Nehemia stand als Aufseher neben den Arbeitern, ihm

zur Seite ein Trompeter, welcher das Signal zur Kampfbereitschaft gab, sobald sich ein Feind von ferne zeigte. Während der ganzen Zeit verharrete das Volk auch im Gebet zu Gott. Und so haben sie mit Gott auch dies Werk wohl hinausgeführt. Nach Vollendung des Mauerbaus wurde eine große Festfeier veranstaltet, das Gesetz des HErrn vorgelesen, und die ganze Gemeinde erneuerte den Bund mit Gott und schwur dem HErrn Treue. Und geraume Zeit ist auch der Rest Israels, der wieder in Canaan ange siedelt war, im Bunde Gottes geblieben. Es wird uns hier nochmals die Arbeit auch der neutestamentlichen Kirche, von welcher dieselbe nimmer ablassen darf, deutlich vor Augen gestellt. Es gilt ohne Unterlaß bauen, das Reich Gottes bauen, ausbauen. Freilich dieser Bau kostet Kampf, oft heißen Kampf, mit den Feinden des Volks Gottes. Aber im Ausblick zu Gott, im Gebet zu Gott, aus Gottes Wort sammeln Gottes Kinder auch immer neue Kraft, Freudigkeit, Zuversicht, daß sie wandeln, bauen, kämpfen und nicht matt und müde werden.

Am Schluß der Geschichte Israels, soweit dieselbe im alttestamentlichen Canon vorliegt, steht die Wirksamkeit des Propheten Maleachi. Derselbe erneuerte und bekräftigte an seinem Theil die Verheißung, die den Vätern geschehen, und gab dem Israel der letzten Zeit die Zusicherung, daß die Verheißung sich bald, ja bald erfüllen werde. „Bald wird kommen zu seinem Tempel der HErr, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, des ihr begehret.“ Mal. 3, 1. Die neutestamentliche Kirche aber, und gerade die Kirche der Endzeit sieht und harret mit Begier, in Geduld dem zweiten Advent des HErrn entgegen. Der HErr hat seiner Braut verheißt: „Ja, ich komme bald.“ Amen. Und die Braut spricht: „Ja, komm, HErr Jesu!“

G. St.

## Ein neuer Goliath.

(Schluß.)

Indem wir uns erlauben, auf unsern im vorigen Jahre (1898) in der „Ev.-Luth. Freikirche“ erschienenen Aufsatz: „Die neueste Vertheidigung des Pelagianismus“ zu verweisen, woselbst wir über die gleichen, in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ aufgetretenen, pelagianischen Gedanken (die scheinen jetzt Mode zu werden) uns ausgesprochen haben (vgl. besonders S. 59. 67. 76), bemerken wir hier nur Folgendes:

Hat der allmächtige, allweise und allgütige Gott persönliche Creaturen geschaffen, welche er auch also erhält, so sind und bleiben doch diese eben damit immer seine Geschöpfe und er bleibt ihr Gott. Daran wird der Teufel mit allen Pelagianern nichts ändern, und wenn die letzteren nicht umkehren und Buße thun, so werden sie es wohl erfahren auf eine Weise, welche ihnen nicht lieb ist. Denn in der ewigen Verdammniß

werden wohl andere Gedanken darüber kommen, was für eine „Selbständigkeit Gotte gegenüber“ ihnen als „sittlichen Personen“ geblieben sei und ob auch dann noch von Gott oder nicht vielmehr von ihnen eine „Selbstbeschränkung“ ausgesagt werden müsse. Sie wissen es auch recht gut. Denn eine absolute Selbständigkeit, also völlige Beiseiteschiebung Gottes wagen sie schon nicht zu behaupten, sondern bloß eine „relative“. Es ist und bleibt auch ewig wahr, daß, „wie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selber“ (Joh. 5, 26.). Seinem wesensgleichen Sohne hat der Vater solches gegeben, aber doch keiner Creatur. Wir geschaffene Personen haben unser Leben nicht in uns selber, sondern nur in Gott, unserm Schöpfer und Erhalter. Als wir aber „selbständig“ werden und also „wie Gott“ sein wollten, da verloren wir sein Bild und sein Leben. Alle „relative Selbständigkeit“ Gotte gegenüber ist nichts als Sünde und Tod. Das haben wir zu unserm Leidwesen genugsam erfahren.

Nun uns aber ohne all unser Thun, Wirken oder Mitwirken der Sohn Gottes erlöst und der Heilige Geist geheiligt hat, und wir also in die gnadenreiche Gemeinschaft Gottes zurückgebracht worden sind, sind wir nicht mehr unser, sondern Sein Eigen. Er, der dreieinige Gott, ist unser Herr, der uns nach Leib und Seele regiert und treibt (soweit wir eben erneuert sind und nicht noch der alte „selbständige“ Adam in uns ist). Er wohnt in uns als in Seinem Tempel und erfüllt uns; Christus ist das Haupt, wir die Glieder, Er der Weinstock, wir die Reben zc. Anders wollten und möchten wir es nun auch nicht mehr haben. Denn das wäre ja wieder Abfall von Gott, das ist, Gottlosigkeit in Sünde und Tod. Das ist unser einziges, wahres Glück, unser Leben und unsere Seligkeit, daß wir nun wieder in Ihm leben und Er in uns. Wer hierbei an „Pantheismus“ denken kann, versteht nichts von der Sache. Freilich bleibt der persönliche Unterschied zwischen unserm Gotte und uns, wie wir mit St. Paulus bekennen: „Ich lebe aber“; — „doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ (Gal. 2, 20.). Und es ist also, wie die Concordienformel sagt, der Mensch habe „keinen modum agendi oder Weise, in göttlichen Sachen zu wirken. Wenn man aber davon redet, wie Gott in den Menschen wirke, so hat gleichwohl Gott der Herr einen *modum agendi* oder Weise zu wirken in einem Menschen als in einer vernünftigen Creatur, und eine andere zu wirken in einer andern unvernünftigen Creatur oder in einem Stein und Block... Wenn aber der Mensch belehret worden, alsdann so will der Mensch Gutes, sofern er neugeboren oder ein neuer Mensch ist, und hat Lust am Befehl Gottes... Röm. 7, und thut forthin und so viel und so lang Gutes, so viel und lang er vom Geist Gottes getrieben wird, wie Paulus sagt: Die vom Geist Gottes getrieben werden, die sind Gottes Kinder“ zc. (Art. 2.

M. 603, 62 f.) So nennt auch die Epitome in demselben Artikel den neuen Willen des belehrten Menschen „ein Instrument und Werkzeug Gottes des Heiligen Geistes“ (M. 526, 18), und die Sol. Decl. erklärt ausdrücklich: „Da es aber also wollt verstanden werden, daß der belehrte Mensch neben<sup>1)</sup> dem Heiligen Geist dergestalt mitwirkte, wie zwei Pferde mit einander einen Wagen ziehen, könnte solches ohne Nachtheil der göttlichen Wahrheit keinesweges zugegeben werden“ (M. 604, 66).

Die „wissenschaftlichen Theologen“ freilich halten es unter ihrer Würde, daß sie weiter nichts als Instrumente Gottes sein sollten.<sup>2)</sup> Davor entsetzen sie sich als vor einer „unwiderstehlichen Gnade“, ja, als vor einem „Zwang“. Sie wollen „frei“ und „selbständig“ sein, sich „selbstsetzen“ und „selbstbestimmen“. Dem großen Gotte aber muß eine gewisse „Selbstbeschränkung“ zugewiesen, er muß, wenn auch nur „relativ“, „zur Dhnmacht verurtheilt“ werden! Sonst, meinen sie, höre ihre „sittliche Persönlichkeit“ auf, es entstünden „pantheistische“ Vorstellungen u. dgl. Was aber sind alle solche Reden anderes als lauter Gotteslästerungen?

Doch noch eins, betreffend eine angebliche „Selbstbeschränkung Gottes“. Es hat bekanntlich harte Kämpfe um die sogenannte Kenosislehre gegeben, von welcher wir als Christen und Lutheraner nicht anders glauben als so, daß der menschengewordene Sohn Gottes nach seiner angenommenen Menschheit im Stande seiner Erniedrigung sich zeitweilig des Gebrauches der seiner menschlichen Natur mitgetheilten göttlichen Majestät entäußert hat (Phil. 2). Die sogenannte „Kenose des Logos“ aber, nach welcher der Sohn Gottes vor, resp. zwecks seiner Menschwerdung nach seiner göttlichen Natur des Besizes etlicher „weltzüglicher“ göttlicher Eigenschaften sich soll entäußert oder begeben haben, verwerfen wir mit allem Ernste. Denn von Gott bekennen wir: „Du Gott bleibest, wie du bist“ (Ps. 102, 28.) zc. Irren wir nicht, so ist der Oberkirchenrath Haac in diesem Stücke seinem und unserm Lehrer Philippi treu geblieben. Nichtsdestoweniger kommt er hier auf einmal mit einer Kenosis, nicht des Sohnes Gottes, sondern der heiligen Dreieinigkeit beim Werke der Schöpfung zu Raum, welche darum noch schlimmer ist als jene so vielbekämpfte Irrlehre der sogenannten „Kenotiker“, weil das Lächerliche hier noch viel offener am Tage liegt. Es scheint, man hat gewisse dogmatische Formeln, welche man sonst irgendwo und zu irgendwelchem Zwecke gelernt hatte, hier — veressen. Das kommt, wenn die Sachen nicht in Fleisch und Blut übergehen. Man nennt das mit Recht eine „tobte Orthodorie“, wie solche in

1) Das ist genau der „relativ selbständige“ Mensch, von dem Haac sagt.

2) Glauben sie doch so etwas nicht einmal von den Aposteln und Propheten in Absicht auf die Inspiration.



der lutherisch-scheinwollenden „wissenschaftlichen Theologie“ nicht selten zu finden ist. —

Wir aber gedenken trotz aller Pelagianer, Semipelagianer und Synergisten bei dem Glauben und der Lehre von der freien Gnade Gottes zu bleiben, und zwar jener dreifach freien Gnade Gottes im Werke der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung. „Aber“, spricht die „wissenschaftliche Theologie“, „was folgt daraus?!“ In der That: Greuliche und abscheuliche Dinge sind es, welche man uns aus diesem unserm Glauben an Gottes Wort und dieser unserer Lehre von der freien Gnade Gottes gefolgert hat: „Prädestinarianismus“, „Determinismus“, „Calvinismus“, „Pantheismus“, „Apolatastasis“ und, wer weiß, was für entsetzliche Dinge sonst noch! Unsere Gegner wissen ja ganz genau, was alles aus der „missourisch“ genannten Lehre „mit Nothwendigkeit folgt“ (S. 91) und worauf „Missouri“ schließlich mit seiner Lehre „hinauskommen muß“ (S. 93). Wir verstehen das. Wir dachten früher gerade so, und unsere blinde und verkehrte Vernunft ist auch jetzt noch nicht anders und besser geartet als ihre und will ebensowohl immerdar den Irrweg. Nur daß wir durch Gottes Gnade ein wenig gelernt haben, alle Vernunft gefangen zu nehmen in den Gehorsam Christi und ebenso, wie in allen anderen Glaubensartikeln, auch in demjenigen von der Gnadenwahl die einander scheinbar widersprechenden Schriftausagen nicht „wissenschaftlich zu vermitteln“ oder „vor unserm Denken zu rechtfertigen“, sondern einfach gleichermaßen — zu glauben.

Es wäre aber andererseits wohl viel darüber zu sagen, in was für wirkliche Widersprüche sich die „wissenschaftlichen Theologen“ verwickeln, trotz ihrer angeblich „streng geschlossenen Systeme“. Es kann das ja gar nicht anders sein. Denn warum sonst stimmen sie selbst nicht mit einander überein? Es muß doch da wohl etwas nicht richtig sein, auch in ihrem angeblich „consequenten“ Denken. Es kann aber insonderheit bei dieser Art von „positiven wissenschaftlichen Theologen“ auch aus dem Grunde nicht anders sein, weil sie ja zweierlei, unter sich selbst divergirende, Principien haben, nämlich die heilige Schrift und ihre Vernunft oder Wissenschaft.

So sehen wir denn auch hier bei Haack, wie er überall mit sich selbst in Widerspruch tritt. Er, der ganz christlich und recht von dem „ewigen, unveränderlichen Gott“ redet und eine „Entwicklung Gottes selber“ ablehnt (S. 24), ist dennoch im Stande, wie wir gesehen haben, zu behaupten, Gott habe sich eine „Selbstbeschränkung“ auferlegt (S. 83) durch die Erschaffung persönlicher Creaturen, „welche seine mächtige Gnade zur Ohnmacht verurtheilen können“ (S. 87). Er, der ganz christlich und lutherisch den Glauben „ein Werk und zwar ausschließlich ein Werk des Heiligen Geistes“ nennt (S. 119), auch sagen kann, es sei „verborgen, warum der eine durch die Gnadenwahl belehrt wird, der andere nicht, warum Gott sein Wort hier

gibt und dort nicht, oder es an einem Orte wieder wegnimmt“<sup>1)</sup> (S. 45), und: „Das Problem der Prädestinationslehre liegt vor allem in unserm Unvermögen, die klaren göttlichen Normen, welche der Gnadenwahl zu Grunde liegen, überall in dem Verlauf der wirklichen Dinge zu erkennen. Hier bleiben Tiefen, welche Gott sich vorbehalten hat und in welche keine dogmatische Speculation eindringen kann und soll, Tiefen, in welche Paulus Röm. 9—11 hineinblickt, und vor denen er schließlich anbetend stille steht“ (S. 122),<sup>2)</sup> — macht doch, wie wir gesehen haben, echt synergistisch und pelagianisch, im letzten Grunde das Heil von dem „Verhalten“, dem „Gehorsam“, der „Selbstbestimmung“ zc. der „sittlichen Persönlichkeit“ des Menschen abhängig.

Wir könnten wohl noch eine Weile fortfahren, Selbstwidersprüche bei unserm Gegner aufzudecken, doch möge es hiermit sein Bewenden haben. Nur möchten wir auch einmal „wissenschaftlich“ denken und ihm und allen Synergisten noch eine Consequenz ziehen, welche sie wohl oder übel anerkennen müssen. Wir haben eine Stelle in dem 11. Artikel der Concordienformel, welche lautet: „Es gibt auch dieser Artikel ein herrlich Zeugniß, daß die Kirche Gottes wider alle Pforten der Hölle sein und bleiben werde.“ Wir, als Christen und Lutheraner, verstehen dies so, daß Gott durch seine gnädige Erwählung dafür gesorgt hat und sorgen wird, daß immer noch etliche Christen sein und bleiben werden und also die Kirche nicht untergehen kann. Wir verstehen die Worte des Herrn: „und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18.), nicht als bloße Weisagung auf Grund göttlichen Vorherwissens, sondern als Verheißung, wie wir auch seine Worte an Elias: „Ich habe mir lassen überbleiben sieben tausend, welche ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal“, nicht anders verstehen als so, daß Er, der Herr selbst es bewirkt hat, daß sie ihre Kniee nicht beugten. (Röm. 11, 1—6.) Unsere synergistischen Gegner müssen das natürlich alles anders verstehen. Denn das wäre ja nach ihrer Meinung „prädestinarianisch“ und „deterministisch“, ein Eingriff in die „Freiheit“ „selbständiger Persönlichkeiten“. Darum muß ja im letzten Grunde alles am „Verhalten“ der Menschen liegen. Daß also die Pforten der Hölle die Kirche Christi nicht überwältigen werden, kann nach ihrer Auffassung der

1) Wenn er dazu bemerkt, daß der geheime Wille Gottes dem uns geoffen barten nicht widersprechen könne, so versteht sich das ja auch für uns von selbst, wiewohl wir nicht wissen können und nicht zu urtheilen haben, nach welchen „Gesetzen“ sich derselbe „vollzieht“, denn Gott hat wohl seine eigenen und mancherlei Gesetze im Reiche und Lichte der Natur, der Gnade und der Herrlichkeit, ja, ist sich selbst Gesetz. Er thut, wie Er will, ohne „willkürlich“ zu sein.

2) Dennoch erkennt Haack eigentlich auch hier nicht das Geheimniß des Glaubensartikels von der Gnadenwahl an, sondern vielmehr nur, wie auch Dieckhoff und alle Synergisten, ein geheimnißvolles Ineinandergreifen der beiden sogenannten „Factoren“.

Herr nur darum so bestimmt vorhergesagt haben, weil er „vorhergewußt“ hat, daß immer noch etliche Menschen sich demgemäß „verhalten“ würden.<sup>1)</sup> Würde nun wohl Gott überhaupt das unaussprechlich schwere Veröhnungsopfer beschlossen und vollbracht haben, wenn er vorausgesehen hätte, es würde überhaupt kein Mensch es annehmen? Dann wäre ja doch Gott (wir reden von dem „Gott“ der Pelagianer und Synergisten) dem Teufel und den Menschen gegenüber, welche „seine Gnade zur Ohnmacht verurtheilten“, jämmerlich zu Schanden geworden. Die Wirklichkeit eines solchen, nach den pelagianisch-synergistischen Theorien doch immerhin möglichen Falles, werden diese selbst doch wohl nicht gern annehmen. Also muß doch auch das Werk der Veröhnung in Ansehung des menschlichen Verhaltens geschehen sein? Dasselbe müßte natürlich auch von dem Werke der Schöpfung gelten. Denn sonst hätte ja möglicherweise der ganze Schöpfungsplan Gottes vereitelt werden können. Also auch eine Schöpfung in Ansehung des menschlichen Verhaltens, wo nicht, um der Sache einen bessern Schein zu geben, „in Ansehung des Glaubens“? Was meinen unsere Gegner zu dieser „Consequenz“? Auf Grund des göttlichen Vorhersehens „mußte“ sich eben ein solcher „Beschluss“ Gottes, wie Haack von der Gnadenwahl sagt, „naturgemäß durchsetzen“. Warum auch nicht? Denn was wäre solche Theorie von der Schöpfung und Erlösung der Welt in Ansehung des menschlichen Verhaltens Schlimmeres als jene andere Theorie von der Heiligung in Ansehung desselben und von der göttlichen „Selbstbeschränkung“ bei der Erschaffung persönlicher Creaturen?

Und doch dürften vielleicht etliche unserer Gegner, durch ein gewisses religiöses Gefühl zurückgehalten, sich scheuen, solche Consequenzen zu ziehen<sup>2)</sup> und wider uns und unsere Consequenzmacherei sich entrüsten. Aber ist es denn nicht erlaubt, den Gegnern Consequenzen zu ziehen? Nicht zwar also, daß man selbstgezogene, wenn auch sonst richtige Consequenzen ihnen als ihre Meinung imputirt (denn das wäre gewiß unrecht), doch aber so, daß man durch Ziehung richtiger Consequenzen das Verkehrte des gegnerischen Standpunktes aufzudecken sucht.

1) Auf die Verirrung etlicher, welche die Kirche als „Heilsanstalt“ fassen und daher sich eine „Kirche“ ohne Christen denken können, gehen wir hier nicht ein.

2) Muß doch Haack sogar zugestehen, daß . . . „nichts uns aus seiner Hand reißen könne: daß auch die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen sollten, als die da beruhe auf seinem ewigen Rath und Willen. Also das praktisch-religiöse Interesse, den eigenen Gnadenstand und den Bestand einer Gemeinde Jesu Christi auf Erden nicht als ein zufälliges, geschichtliches Ereigniß, sondern als eine in dem ewigen Weltplan Gottes gründende Thatfache und als eine Ausführung seines unumstößlichen Rathschlusses anzusehen und zu begreifen, bewegt sie zu dem Rückgang auf die Wurzeln des geschichtlichen Heils in der Ewigkeit“ (S. 23). Doch soll dies freilich nur das „praktisch-religiöse Interesse“ der F. C. sein. Dabei mit den „Riffouriern“ stehen zu bleiben, wäre ja „prädestinarianisch“ und „deterministisch“.

Wie aber: Wir selbst verbitten es uns so ernstlich, wenn unsere Gegner uns „Consequenzen“ ziehen, und nun thun wir daselbe bei ihnen, was wir von ihnen nicht leiden wollen? Ist das nicht eine offenbare Ungerechtigkeit? Keineswegs. Im Gegentheil: Wir behaupten allen Ernstes, daß uns das Recht zusteht, unsern „wissenschaftlichen“ Gegnern derartige Consequenzen zu ziehen, ihnen aber nicht. Und das wollen wir beweisen.

Wir bekennen ja und betonen es immer wieder mit allem Nachdrucke, daß wir allen noch so klugen und selbstverständlich erscheinenden Einreden unserer Vernunft und der Wissenschaft ein Halt gebieten und grundsätzlich die Augen und Ohren dagegen verschließen, weil wir in geistlichen Sachen allein der Schrift glauben. Die „wissenschaftlichen Theologen“ dagegen wollen ja ein „geschlossenes System“ haben und halten es nach ihrem „wissenschaftlichen Gewissen“ für ihre Pflicht, die „Widersprüche wissenschaftlich zu vermitteln“ und „vor dem Denken zu rechtfertigen“. Sie haben eben außer und neben, ja, eigentlich über dem Schriftprincip noch das Princip der Wissenschaft, und nach diesem ihrem eigenen Princip müssen sie doch wohl beurtheilt werden. Das kann doch wohl nicht ungerecht sein. Ebensowenig aber ist es ungerecht, wenn wir verlangen, nach unserm Princip beurtheilt zu werden. Das ist aber die heilige Schrift, und sie allein.<sup>1)</sup> Von diesem unserm Princip aus sollte man uns zu widerlegen suchen, was unsern Gegnern bis jetzt nicht gelungen ist und nicht gelingen wird. Und mit diesem unserm Princip, mit dem Worte Gottes wollen wir lieber vor der ganzen Welt „Narren“ sein, als ohne sie den Ruhm „wissenschaftlicher Theologen“ zu haben. „Denn die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind“ (1 Cor. 1, 25.). Wir wissen auch, daß die „Widersprüche“, deren man uns darum zieht, weil wir in allen Stücken nur der Schrift folgen wollen, nur scheinbare sind, und daß in Gott keine wirklich widersprechende Willen sind. Der verborgene Gott muß und wird mit dem offenbaren wohl aufs beste übereinstimmen. Die Logik ist gewiß. Denn sonst müßte Gott aufhören, Gott zu sein. Es hat aber sonst die göttliche Logik gar manche Kategorien, welche wir nicht kennen und die also schon über die gesunde Vernunft hinausgehen. Wie viel weniger aber versteht die durch die Sünde verderbte, in geistlichen Sachen stockblinde Vernunft! Wir sehen das zum Theil schon im Lichte der Gnade, welches dem Lichte der Natur so weit überlegen ist und demselben scheinbar widersprechende Gesetze hat. Wir werden's aber einmal völlig erkennen im Lichte der Herrlichkeit, welches wiederum das Licht der

1) Wenn Haack von uns behauptet, wir „Missourier“ hätten selbst von der Logik „einen so ausgiebigen Gebrauch gemacht“ (S. 91), so fragen wir: Wozu ist denn die Magd da, wenn man ihrer Dienste nicht gebrauchen will? Auch wünschen wir, daß die Magd sich sauber kleide und ordentlich halte. Wenn sie aber anfangen will, die Herrin zu spielen, so sagen wir: „Stoß die Magd hinaus mit ihrem Sohne!“

Gnade nicht allein weit übertrifft, sondern auch wohl noch seine demselben scheinbar widersprechenden, besonderen Gesetze und Ordnungen hat.

Bar sein schreibt hiervon Luther gegen Ende seiner von „Lutheranern“ heutzutage so verpönten Schrift *de servo arbitrio*: „Setze nun dreierlei Licht, das Licht der Natur, das Licht der Gnade und das Licht der Herrlichkeit, wie man auch gemeinlich und wohl unterschieden hat. Nach dem Licht der Natur ist es nicht begreiflich noch aufzulösen, wie das könne recht sein, daß ein Frommer geplaget werde und es einem Gottlosen und Bösen wohlgehe. Aber darauf antwortet und das entscheidet das Licht der Gnade. Ebenso, nach dem Licht der Gnade ist es unbegreiflich, wie Gott könne billig den verdammten, der aus seinen eigenen Kräften schlecht nicht kann anders thun denn Sünde und vor Gott schuldig werden.<sup>1)</sup> Da lehren beide das Licht der Natur und das Licht der Gnade, daß die Schuld nicht sei des armen Menschen, sondern des ungerechten Gottes. Denn sie können nicht anders von Gott richten, der ohne alles Verdienst belohnet einen Sünder und belohnet den andern nicht, sondern verdammt ihn, der vielleicht weniger gottlos ist, oder je nicht mehr gottlos. Aber das Licht der Herrlichkeit wird anders lehren und anzeigen, daß der Gott, des Gericht jezund ist unbegreiflich an seiner Gerechtigkeit, ganz und gewiß gerecht gewesen sei: allein daß wir es dieweil gläuben und lassen unserm Glauben das Licht der Gnade ein Exempel sein, welches gegen dem Licht der Natur auch die schwere Frage leicht gemacht und ein gleiches Wunder gethan hat.“

Jene aber, die sich gern „wissenschaftliche Theologen“ zu sein rühmen, sind, da sie sich für weise hielten, zu Narren geworden (Röm. 1, 22.), und ihre Länge und ihre zwölf Finger und zwölf Behen werden ihnen nichts helfen.

In der schriftgläubigen Theologie ist Einfalt, denn auch für die Theologen gilt das Wort des Herrn: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umlehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen“ (Matth. 18, 3.). Rechte Kinder halten sich an das, was ihr Vater sagt, und zwar an alles, wenn sie es auch nicht alles zusammenreimen können. Sein Wort gilt ihnen mehr als alle Logik und Wissenschaft der Welt und der Hölle.

In der „wissenschaftlichen Theologie“ aber, welche der schriftgläubigen Theologie entgegengesetzt ist, ist es anders. Da herrscht, wegen ihres doppelten Principis (sofern sie eben auch noch neben der Wissenschaft die Schrift anerkennen will) von vornherein eine gewisse Unehelichkeit und ein stetes Hinken auf beiden Seiten. Da ist das Auge schon ein

1) Das glauben freilich die Synergisten, haben und ganzen Pelagianer nicht. Ob wohl die Ersteren noch wirklich eine Erbsünde glauben? Wir halten es kaum für möglich. Denn für die Vernunft und Wissenschaft ist ja „Erbsünde“ ein Widerspruch in sich selbst. Der Artikel von der Erbsünde will aber, wie alle Glaubensartikel, geglaubt sein. H—r.

„Schall“ geworden, und der ganze Leib wird finster sein (Matth. 6, 23.). Da schwankt die Wage stets zwischen Glaube und Wissenschaft, Schrift und Vernunft, und man weiß nie recht, was eigentlich gelten soll. Wohl hoffen wir, daß es bei manch Einem auch unter den „wissenschaftlichen Theologen“ im Herzen besser aussehen mag als im Kopfe, und wissen, daß alle, die in ihrem Herzen noch den Einen Grund, Christum, festhalten, außer dem kein anderer Grund gelegt werden kann, aber auf denselben anstatt Gold, Silber und Edelsteine vielmehr Holz, Heu und Stoppeln bauen, zwar wohl selbst und viele mit ihnen deß Schaden leiden, aber doch schließlich selig werden als durchs Feuer (1 Cor. 3). Worauf es aber mit der „wissenschaftlichen Theologie“ hier in der Welt und „Kirche“ im Großen und Ganzen hinaus will und schließlich hinausgehen wird, sehen wir wohl. Die Vernunft und Wissenschaft wird wieder in ihren Kreisen den Sieg behalten und die Schrift und das Christenthum beseitigen. Das „praktische Interesse“ wird, als das untergeordnete, durch das „wissenschaftliche“, als das vermeintlich höhere und darum schließlich entscheidende und normirende, kaltgestellt werden. Denn was sollen noch so „fromme“ und „erbauliche“ Reden, wenn sie doch nicht wahr sein sollen? Sie sind auf dem Wege dahin, und es wird immer mehr offenbar werden. Vestigia terrent. Möchten wir uns durch Gottes Gnade nicht von der „Einfältigkeit in Christo“ abbringen lassen. 2 Cor. 11, 3.

H—r.

## Verhältniß der Hermannsburger Freikirche zur hannoverschen Freikirche.

Herr Präses Wöhling schreibt in der September-Nummer der „Hermannsburger Freikirche“ Folgendes: In No. 34 und 35 des Kreuzblattes wird von Herrn Pastor Bingmann auf unsern Artikel in der August-Nummer: „Aus der hannov. Freikirche“ geantwortet. Jener Artikel in unserer Zeitschrift war bekanntlich veranlaßt durch das, was Herr Pastor Bingmann über die Verhandlungen ihrer Synode betreffs unserer Freikirche veröffentlicht hatte. Es war meine Pflicht, dem entgegenzutreten. Und so ist es auch meine Pflicht, jener Entgegnung, die viele neue Vorwürfe enthält, die ich als unrichtige bezeichnen muß, hier öffentlich entgegenzutreten.

Herr Pastor Bingmann wirft die Frage auf: „Ist die wilmarsche Amtslehre wirklich seelengefährlich?“ Er verneint diese Frage und erklärt die Lehren von Kirche und Amt für nicht kirchentrennend; er, selbst in der Hauptsache ein Wilmarianer, will keinen verletzern, welcher die Pastorenwahl für schriftgemäß hält, obwohl er sie in der Schrift nicht findet. Aber für ihn hört der Friede auf, wenn jemand diese Wahl unbedingt fordert

und einen nicht von der Gemeinde gewählten Pastor als rechten Pastor nicht anerkennt.

Hierzu ist zu bemerken, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, die Pastoren der hannoverschen Freikirche zu „verletern“, das heißt, als solche zu bezeichnen, welche nicht selig werden können. Herr Pastor Bingmann würde vergeblich nach dem Ausdruck „Rezer“ gegenüber den Pastoren der hannoverschen Freikirche in meinen Veröffentlichungen suchen. Aber das ist es, was ich den Bilmarianern in der hannoverschen Freikirche stets vorgeworfen habe und noch vorwerfe, daß sie „falsche Lehre von Kirche und Amt“ führen, daß sie deswegen in diesen Lehren „falsche Lehrer“ sind. Die Schrift aber sagt, daß „ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert“; die Schrift befiehlt, daß wir „weichen sollen von denen, welche Zertrennung und Aergerniß anrichten neben der Lehre, die wir gelernt haben“, und die Schrift nimmt hiervon nicht die Lehren von Kirche und Amt aus. Es ist mir ganz gleichgültig, ob Menschen diese Lehren als minderwerthig, als nicht gefährlich, als bloße „Verfassungsfragen“ bezeichnen, — ob Menschen deswegen falsche und rechte Lehre über Kirche und Amt in ihrer Gemeinschaft bulden: Wir gehen nach Gottes Wort und in unserer lutherischen Kirche nach den lutherischen Bekenntnißschriften als der rechten Auslegung der heiligen Schrift. Damit stimmt Bilmars Lehre nicht. Wenn Herr Pastor Bingmann sich noch nicht klar in diesen Lehren ist, so hindert das nicht, daß andere es sind. Denn die Unklarheit liegt nicht an der Schrift, welche selbst sagt, daß sie ein „Licht“ und „unseres Fußes Leuchte“ ist. Auch bestreiten wir ganz entschieden, daß die Lehren von Kirche und Amt zu den unwichtigen Glaubenslehren gehören, vielmehr werden durch falsche Lehre hierin viele andere Artikel des christlichen Glaubens in Mitleidenschaft gezogen. Was die Schrift klar lehrt, ist überhaupt nicht unwichtig.

Sodann ist es uns nie in den Sinn gekommen, solche Pastoren, welche nicht von der Gemeinde gewählt sind, sondern von deren Vertretern, als nicht rechte Pastoren zu verwerfen. Für uns handelt es sich darum, nach Schrift und Bekenntniß zu betonen, daß die Gemeinde das Recht der Wahl hat, und daß diejenigen wider Schrift und Bekenntniß handeln, welche der Gemeinde solches Recht nehmen wollen. Aber wir haben nie geleugnet, daß die Gemeinde solches Recht durch Vertreter ausüben lassen kann.

Ferner leugnet Herr Pastor Bingmann, daß die vilmarsche Amtslehre in der hannoverschen Freikirche herrschte, sie richteten sich nach der Lüneburger Kirchen-Ordnung; er bezeichnet es als Klatfch, daß die Bilmarianer schriftwidrige Praxis gehabt hätten. Dem gegenüber ist zu bemerken: Wenn die vilmarsche Amtslehre in der Praxis nicht in allen Stücken durchgeführt ist, so herrschte sie in der Erkenntniß, auf Kanzel und im Privatgespräch. Das zu leugnen, hieße, den Thatfachen ins Gesicht schlagen. Das habe ich selbst miterlebt und mitangehört. Aber es ließ sich nicht alles in der

Praxis durchführen, obwohl auch hier — wie schon öfter nachgewiesen ist — in der Praxis romanisirende Anschauungen zum Durchbruch kamen.

Was den Vorwurf betrifft, daß die Zöglinge in Bledmar in der Lehre Bilmars unterrichtet werden, weil ihr Lehrer ein Bilmarianer ist, — so ist das selbstverständlich. Denn wenn der Bilmarianer beim Unterricht an den 3. Artikel kommt, muß er seine Schüler über Kirche und Amt unterrichten. Hält er seine Lehre für recht, so muß er ehrlicher Weise seine Schüler darin unterrichten; er mag ihnen auch die Stellung Missouri's zc. vortragen, dennoch wird er ihnen die Lehre Bilmars nicht vorenthalten können, da sie nach seiner Stellung die allein rechte ist.

Ebenso verhält es sich mit der Vermuthung, daß die jungen Pastoren in der hannoverschen Freikirche vieles von der modernen Theologie von den deutschen Universitäten mitgebracht haben. Wer die deutschen Universitäten kennt, der weiß auch, daß es kaum eine Lehre gibt, in welcher übereinstimmend die Lehre unserer lutherischen Bekenntnisse vorgetragen wird. Es ist Herrn Pastor Bingham sicher bekannt, wie über die heilige Schrift, Person Christi, Belehrung, Amt der Schlüssel, letzte Dinge zc. gelehrt wird. Wer seine Kinder dahin schickt, muß erwarten, daß dieselben die Lehre ihrer Lehrer zum Theil einsaugen. Oder schickt man die Studenten bloß deshalb hin, damit sie lernen, was nicht lutherisch ist? Bis jetzt ist's noch immer so gewesen, daß man die Schüler nach ihren Lehrern beurtheilt. Die deutschen Universitäten sind die Canäle, durch welche unfehlbar die moderne Theologie in alle Freikirchen geleitet wird, welche jene als Vorbildungsstätten für ihre Studenten benutzen. Man mag es noch so sehr bestreiten, für jeden denkenden Menschen liegt die Wahrheit davon klar zu Tage.

Unseren Vorwurf, daß die Bilmarianer falsche Lehre führen und daß sie dieselbe trotz vieler Beweise und Ermahnungen behalten, kann ich nicht zurücknehmen. Dennoch habe ich der Wahrheit solche Kraft zugetraut und traue sie ihr noch jetzt zu, daß sie im Stande ist, aufrichtige Seelen vom Irrthum zu überführen und für die Wahrheit zu gewinnen. Und in diesem Sinne ist von unserer Seite den Einigungsversuchen das Wort geredet. Es bleibt nach wie vor meine feste Ueberzeugung, daß diejenigen, welche den Versuch zur Einigung in der Wahrheit hindern, sich schwer gegen den Willen des Herrn versündigen. Wenn meine Bemühungen in dieser Beziehung zurückgewiesen sind, so trage ich am Scheitern keine Verantwortung. Denn wenn Herr Pastor Bingham schreibt, daß noch heute Gemeindeglieder darüber klagen, daß ihre Pastoren durch Pastor Wöhling schmählich verleumdet worden und mit solch großer Geringschätzung behandelt worden sind, so ist das unwahr. Mir ist nichts davon bekannt.

Wenn endlich Herr Pastor Bingham meine Bemerkung zurückweist, daß das Gebiet der Lehre die schwache Seite der hannoverschen Freikirche ist, so beweist er selbst in seinem Artikel die Richtigkeit meiner Bemerkung, da er schreibt: Wer Pastor Wöhling folgt, wird auch alle anderen missouri-



schen Lehren mit in den Kauf nehmen: Verlobung, Bucher, Gnadenwahl &c. Er hält also auch diese Lehren, wie wir sie haben, für falsch. Wegen des Buchers mag er sich in unseren Gemeinden erkundigen. Was unsere Lehre von der „Verlobung“ angeht, daß die rechtmäßige Verlobung zur Ehe verpflichtet, so lese er 1 Mos. 29, 21. Matth. 1, 18—20. 5 Mos. 22, 23. ff. Hof. 4, 13. Diese Stellen zeigen, daß wir mit unserer Lehre in der Schrift sitzen. Das wird genügen. Und unsere Lehre von der Gnadenwahl ist keine andere als die, welche im 11. Artikel der Concordienformel steht. Es sind also noch mehr Punkte, worin Pastoren der hannoverschen Freikirche von der lutherischen Lehre abweichen.

Es ist mir auffallend geworden, daß bis jetzt alle ernstlich gemeinten Versuche, mit der hannoverschen Freikirche in Friedensverhandlungen zu treten, gescheitert sind. Beim ersten Versuch war es so weit gekommen, daß schon Zeit und Ort der Besprechung festgesetzt war; wir waren schon zur bestimmten Zeit in Soltau anwesend. Da wurde uns von Seiten der hannoverschen Freikirche mitgeteilt, daß die Besprechung unterbleiben müßte, weil einige ihrer Pastoren Einspruch erhoben hätten. Wir mußten unverrichteter Sache nach Hause reisen. — Nach Jahren nahm Missionar Cassier die Einigungsversuche energisch in die Hand, von mir ermuntert und unterstützt. Es schien dieses Mal ein Erfolg gesichert. Da nahm der Herr ihn zu sich. — Auf dem von Missionar Cassier Erreichten arbeitete ich weiter und hoffte, daß es bald zu Schritten in der Einigungsfrage kommen würde, zumal viele Laien aus der hannoverschen Freikirche mir zustimmten. Da schob die Synode der hannoverschen Freikirche wieder kurz alle derartigen Versuche bei Seite. — Nun wohl, dabei mag es bleiben. Wenn ich auch immer zu Einigungsversuchen bereit bleibe, so sehe ich doch in der fortgesetzten Ablehnung Gottes Finger. Ihm befehle ich die Sache.

---

## Bermischtes.

---

**Bibelfeinde.** Der Engländer J. Sime hat entdeckt, daß man Genesis 1 nur als ein Drama fassen dürfe. Der Jesuit Fr. v. Hummelauer bringt ihn um den Ruhm dieser Entdeckung durch den Nachweis, daß er bereits seit den siebziger Jahren ganz dasselbe bewiesen und in großen katholischen Theologentreisen Zustimmung gefunden habe. — Der Basler Professor Duhm ließ eine poetische Uebersetzung des Buches Hiob erscheinen, die weder „das Versmaß der Urschrift“ wiedergibt, wie sie doch verspricht, noch den Text unangetastet läßt, sondern alle ihm unbequemen Stellen als Glossen und Zusätze späterer Jahrhunderte hinauswirft oder umstellt. Hiob ist ihm ein „unabhängiger realistischer Denker, ein kühner Dichter, ein männlicher Geist“, der zu selbständig ist, um mit dem israelitischen Glauben zu

harmoniren. Sein Recensent in Luthardts theologischem Literatur-Blatt, der sich „den Genius, im Besitze der Idee des Buches Hiob zu sein“, nicht zutraut, verargt es ihm nicht, daß „er die Knoten, die die überlieferte Gestalt desselben darbietet, muthig überspringt oder durchhaut“; er bedauert nur, „daß jeder Selbständigkeit beanspruchende Gegeet seinen eigenen Hiob habe“. Er kommt zu dem Schluß, „daß entweder das Buch Hiob ein unlösbares literarisches Problem und in seinem Texte heillos corrumpt sei, oder daß die Gegeeten in Folge moderner Vorurtheile unvermögend seien, sich auf den Standpunkt des Dichters zu erheben, und daß es ihnen an der sichereren philologischen Methode und an der nöthigen Zucht fehlt“. Wenn nicht die Feindschaft wider den Geist Gottes die Herren regierte, so könnte man ihnen rathen, sie möchten warten, bis sie in die Kreuzschule kommen, und dann mit dem Katechismus und einem guten lutherischen Gesangbuche zum Hiob sich machen; so werde ihnen ein Licht aufgehen. Für Unchristen gibt's aber keine Hochschule des Kreuzes. — Derselbe Duhm hat einen Handcommentar zu den Psalmen herausgegeben. Sie sind ihm lauter Lieder aus der nachgerilichen Zeit, von Pharisiern und Sadducäern gedichtet, in denen reine, warme Hergensfrömmigkeit etwas Seltenes ist. Die Dichter nennt er enge Gesezesmenschen, hochmüthig, voll Haß und Rachsucht, die alle liberalen Leute als Gottlose schelten. Er „entschließt sich zu dem Wagniß“, Ps. 17, 4. zu übersetzen: „Die Wege eines Pharisäers hielt fest mein Schritt.“ Am verhaßtesten sind ihm die Bußpsalmen. Bei Ps. 32 entrüstet er sich über die Theorie, „gegen die der Dichter des Hiob seinen empörten, auf die Wirklichkeit begründeten Protest erhebt“. Ps. 51 ist durchaus unchristlich. Ps. 104 kann einen „von einem monotheistischen Rationalismus eingenommenen Geist befriedigen“; aber „der 119. Psalm ist das inhaltloseste Product, das jemals Papier schwarz gemacht hat; auch in schriftstellerischer Hinsicht wird es schwer sein, ein Schriftstück nachzuweisen, das es an Ungeschicklichkeit und Gedankenlosigkeit mit diesem Psalm aufnehmen könnte“. Prof. Dettli gesteht in Josephsons „theologischem Literaturbericht“, daß es von solchem Standpunkte aus bis zur socialistischen „Bibel in der Westentasche“ nicht mehr weit ist. Was soll auch der Ruh Mustatenuß? wird Luther sagen. Sie frißt lieber Haberstroh. — Der Basler Privatdocent Bernle redete und schrieb über „Paulus als Heidenmissionar“ und überraschte die Welt durch die Behauptung, daß Paulus eigentlich als Missionar sehr ungeeignet gewesen sei. Er hatte nur „ein Minimum sprachlicher Bildung“. „Von der griechischen Philosophie hat Paulus nie eine Ahnung bekommen. — Für die Welt und für die Menschen ist er nicht aufgeschlossen gewesen; ihm fehlten zur vielseitigen Beobachtung der Wirklichkeit nichts weniger als die Sinne. — Er kannte eigentlich bloß ein Einziges, dieses aber in vollendeter Weise, sich selbst.“ Pauli Mission wird eine „Concurrenzmission“ genannt. „Darauf beruhte die dämonische Wirkung seiner Predigt: den Zuhörern wurde unheimlich dabei, da ihnen der räthselhafte

Mann so klar und unwidersprechlich ihr Inneres offenbarte.“ Der „theologische Literaturbericht“ hält dieses Paulusbild für ein „verzeichnetes“, also doch nicht beschmutztes. Solche Lasterbuben dürfen es wagen, vor die Christenheit hinzutreten und sich der theologischen Jugend als Lehrer anzubieten! — Wir wollen ihnen den Bog und Magog zugesellen, der als Anwalt für Judas Ischarioth auftritt. Schon vor mehr als 50 Jahren machte Wihl. Weitling in einer Schrift: „Das Evangelium eines armen Sünders“, zu einem fehlenden Socialistenführer, der dem armen Judas ein großes Unrecht gethan habe, niemanden anders als Jesum. Der gute Judas hat sich nur entrüstet darüber, daß Jesus den communisticen Standpunkt verließ und seinen Jüngern das ärgerliche Beispiel gab, sich mit einer so theuren Salbe salben zu lassen, da doch seine Jünger auch nicht gesalbt waren. „War die Entrüstung, die sie beim Anblick dieser Scene der Verschwendung und Eitelkeit ergriffen, nicht ein ganz natürliches, edles Gefühl bei einem Apostel der Gleichheit, der die Mission hat, den Armen das Reich Gottes zu predigen und den Reichen das Verlassen ihrer Güter?“ Johannes thue dem Judas großes Unrecht, indem er ihn für einen Dieb erklärt; er war nur ein consequenter Communist, daneben etwas neidisch und eifersüchtig. Durch des Meisters tränkende Rede bei der Fußwaschung und das verletzende Wort bei dem Ostermahle, sowie den ihm vor der ganzen Jüngerschaft widerfahrenen Schimpf, Joh. 13, 10. 21—23., wurde er also bittert, daß ihn die Rache zum Verräther machte. „Alles war für ihn nach diesen Worten dahin, Ehre, Freundschaft, Liebe, Hoffnung. Ihm blieb von seiner Liebe zu Jesus nichts als die fürchterliche Rache, aufgeregt durch jene harten Worte. Seine Reue und sein Tod hätten ihn mit der Welt versöhnen und die Flüche der Jahrtausende von ihm nehmen sollen. Er hatte nicht den Muth, seine Schande zu überleben.“ — In einem socialistischen Bühnenstück: Jesus von Nazareth von Nikolai Graf Rehbinder, wird Judas auf andere Weise vertheidigt. Der frühere holländische Pfarrer Domela Nieuwenhuis erklärt es noch weiter in seiner Schrift: „Das Leben Jesu.“ Darnach war Judas ein feuriger jüdischer Chiliaft, der sich in seinen Hoffnungen von Jesu bitter getäuscht sah. Vor Gram über Jesu Trödelei wollte er es versuchen, durch eine Heldenthat den Meister dahin zu bringen, daß er sein socialistisches Reich endlich anfangen. „Durch die Gefangennahme wollte er ihn zwingen, als Messias aufzutreten.“ Als aber Jesus den Seinen das Schwert zu ziehen verbot, verzweifelte er ganz. „Der Bew. des Gl.“ widerlegt diese socialdemokratische Bosheit. Das ist zu viel Ehre für das rothe Gespenst. Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben. Matth. 7, 6.

G. G.

Ein Zeugniß aus Italien über Rom und die „babylonische Gure“. Man macht uns oft den Vorwurf, daß wir hinter der Zeit zurück sind und auch besonders darin, daß wir mit unserm Bekenntniß im Papstthum das Antichristenthum finden und nach Offenb. 17, 5. vom Papstthum

mit unserm Vater Luther als der römischen Hure reden. Offene Zeugnisse für diese Wahrheit sind nicht so häufig und daher ist es besonders erfreulich, wenn man diese Wahrheit auch außerhalb unserer Kreise bezeugt findet, zumal wenn es sich um ein Zeugniß handelt, das aus Italien selbst kommt. Ein solches finden wir in dem Organ der heutigen Waldenser, der *Rivista Cristiana*. Dieselbe schreibt in einem Artikel über „das Babylon der Apokalypse“, worin zum Schluß auch die Idee widerlegt wird, daß es sich Offenb. 17, 1. ff. um das alte heidnische Rom handelt, unter anderm wie folgt: „Johannes verwundert sich sehr, da er ‚das Weib trunken von dem Blut der Heiligen‘ sah. Diese seine Verwunderung ist ein Beweis, daß er nicht glaubte, daß sich dieses Bild auf das heidnische Rom bezöge, denn das wäre kein Grund zur Verwunderung gewesen, daß die heidnische Stadt Rom die Christen verfolgt hätte. Aber ein Grund zur Verwunderung war es, daß Rom nicht nur christlich geworden, sondern auch eine schrecklichere Verfolgerin der Christen geworden war, als das heidnische Rom es jemals gewesen. Uebrigens zeigt die Geschichte der Inquisition aufs deutlichste, daß das päpstliche Rom in eminenterer Weise die Bezeichnung ‚trunken vom Blut der Heiligen‘ verdient. Die babylonische Hure ist bezeichnet als ‚die auf vielen Wassern sitzt‘ (Offenb. 17, 1.), das ist, auf vielen ‚Völkern und Schaaren‘ (B. 15.). Sie ist nicht nur Kirche, sondern eine Kirche, die die Völker regiert; das ist ihr Anspruch (*quella è la sua pretesa*). Das ist ein Characteristicum der römischen Kirche, ein ihr allein zukommendes Characteristicum. Keine andere Kirche nimmt sich das Recht heraus, den Staat, ja, was sage ich, den Staat? die Staaten, alle Nationen regieren zu wollen. Die römische Kirche hat das immer gethan und sie thut es jetzt noch in ihrem gebrechlichen Alter und in ihrer Zeit des Verfalls. So zeigt die römische Kirche mit den Aussprüchen ihrer Päbste, mit ihren eigenen Ansprüchen, mit ihrem Götzendienste, mit ihren Aergernissen, mit ihren Verfolgungen allen denen, welche die Augen offen behalten, um die Erfüllung des Gesichtes der Offenbarung zu sehen, — daß an ihrer Stirn ihr wahrer Name geschrieben steht: ‚das Geheimniß, die große Babel, die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden.‘“ — Es ist in der That erfreulich, daß solche Zeugnisse wider die „babylonische Hure“ in Italien heutzutage erscheinen können und ein solches kräftiges Zeugniß wirklich erschienen ist. Und wie beschämend ist es für die vielen Namenlutheraner, die in diesem Punkte die von unserm Bekenntniß festgehaltene Schriftwahrheit betreffs des Pabstthums verleugnen.

C. Dreyer.

**Der Buddhismus in Christenländern.** Die Klage, „daß jetzt in gebildeten christlichen Kreisen dieser gute alte Buddha so verhimmelt wird“, veranlaßte den „Bew. d. Gl.“ zu weiteren Erkundigungen. Die statistischen Aemter wissen nichts Näheres. Die Anfänge des Buddhismus in Deutschland, Frankreich und England führt man auf die Bestrebungen einer von der russischen Ehebrecherin Blavatsky im Jahre 1875 gegründeten theo-

sophischen Gesellschaft zurück. Jene lieberliche Dame will bei ihrem Herumstreunen in London mit einem hochgestellten indischen Mystiker aus den Himalayabergen zusammengetroffen sein, der ihr den Beruf mittheilte, den naturalistischen Westen zur Erkenntniß der allein wahren mystischen Weisheit des alten Indiens zurückzuführen, die sie erst an Ort und Stelle kennen lernen solle. Sie will nach Tibet gereist und mit der mystischen Bruderschaft der „Mahatmas“ in Verbindung getreten sein. Als willenloses Werkzeug fand sie in America den Spiritisten Oberst Olcott, dem ein Mahatma erschienen sein und ihm seinen Turban zurückgelassen haben soll. Sie zogen zusammen umher und gründeten in New York die genannte Gesellschaft, die in kurzer Zeit an 400 Einzelgesellschaften auf dem ganzen Erdboden zählte, obgleich jene Hure von einem Dr. Hodgson als eine abgefeimte Betrügerin entlarvt worden ist. Präsident der Gesellschaft, die seit 1878 ihr Hauptquartier in Ahyar bei Madras in Indien hat, ist Olcott; ihr deutsches Organ war erst die „Sphynx“, jetzt die „Metaphysische Rundschau“. Sie will eine allgemeine religiöse Union mit höchster Toleranz, Verbrüderung der Menschheit, politische Neutralität, Studium der Literatur, der Religionen, der arischen und orientalischen Künste, wenn möglich auch Erforschung alter mystischer Dogmen und unerklärter Naturgesetze. Nicht Aufriechtung eines neuen Cultus sucht sie, aber Ausstreuung eines „esoterischen Buddhismus“ unter den Christenvölkern. — Die genuin-buddhistische Propaganda in Deutschland geht damit Hand in Hand. Die deutsche Uebersetzung von Olcotts buddhistischem Katechismus erschien 1887 in Leipzig und wurde in diesem Jahre noch in 27,000 Exemplaren abgesetzt. Eine Auflage drängt die andere, und der Hunger darnach ist unter Freigeistern und Weltschmerzern gar nicht zu stillen. Der Philosoph Arth. Schopenhauer hat den Buddhismus dringend empfohlen. Ihm folgten Feuerbach, R. E. Neumann, Th. Schulze, L. Büchner 2c. Buddhisten traten in Vorträgen und Schriften immer häufiger auf, gestärkt in der „Ueberzeugung, daß die echte Buddhalehre von weittragendem Einfluß auf die geistigen Bewegungen der Gegenwart werden müsse und ihre Verbreitung eine Culturmission im höchsten Sinne sei“. So sagt der buddhistische Bettelmönch Subhadra in der Einleitung zu seinem deutschen Buddhisten-Katechismus, der in acht Jahren fünf Auflagen erlebt hat. Er wendet sich darin an alle Europäer, welche „unbefriedigt von den Lehren der herrschenden Religionen, nach jenem inneren Frieden und jener gesicherten Erkenntniß verlangen, die allein das Leben werth machen, und die ihnen weder todtte Dogmen noch die Ergebnisse der gegenwärtig so siegesgewiß auftretenden Wissenschaft zu gewähren vermögen“. Eingeschlossen sind natürlich besonders alle Feinde Christi, „welche nicht von fremder Gnade ohne eigenes Verdienst das Heil erwarten, sondern die Muth und Kraft genug haben, auf eigenen Füßen zu stehen; die kühn genug sind, nicht glauben, sondern wissen, und nicht blind der Autorität folgen, sondern selbst für sich denken zu wollen“. Diesen am Bettelstolz

kranken Gesellen wird gesagt: „Einen persönlichen Gott-Schöpfer hat nur die Unwissenheit der Menschen erfunden.“ Wollen sie eine Erinnerung an einen Jesus behalten, so heißt es, dieser lebenswürdige Nazarener sei ein treuer Schüler Buddhas gewesen. „Die Grundlehren des Christenthums, wie das ganze Auftreten des Stifters, sind offenbar buddhistischen Ursprungs.“ Auf die Warnung des deutschen Kaisers vor diesen Zerstörern der heiligsten Güter und Wahrheiten antwortet der Buddhistenmönch: „Wohl ist die von dem Buddha verkündete Wahrheit eine Zerstörerin, aber nicht der heiligsten Güter der Völker Europas, sondern des Irrthums, des Wahnes, des Aberglaubens und der geistigen und moralischen Knechtschaft, worüber in Schrecken zu gerathen nur jene Ursache haben, in deren Vortheil es liegt, wenn statt des Lichtes die Finsterniß herrscht.“ Der Heide thut sich nicht wenig darauf zu gut, daß der Kaiser und seine Kirche vor ihm zittere. Aus der Großsprecherei geht wenigstens so viel hervor, daß der Kaiser eine Lüge nicht besser fördern kann, als wenn er ihr öffentlich entgegentritt. In höhern Kreisen sollen „Vergleiche zwischen Christenthum und Buddhismus“ jetzt Mode sein. Der Heide jubiliert: „Die erhabene Lehre des indischen Weisen beginnt auf alle Denkenden mächtig einzuwirken und ihre Weltanschauung umzugestalten.“ „Jetzt ist in Europa die Zeit wieder reif geworden, wo die westlichen Abkömmlinge der Arier die reine, unverfälschte Lehre des Buddha hören und erkennen können. Diese wird in Europa die Religion der Zukunft sein.“ „Möge denn das Licht der welterleuchtenden Lehre, das aus dem fernen Osten, woher ja alles Licht stammt, jetzt seine Strahlen in das Abendland hinübersendet, sich siegreich immer weiter ausbreiten zum Wohle, zum Heile, zur Befreiung für jedermann.“ In Paris hat man seit zehn Jahren eine eigene Buddhistengemeinde. Bei einer buddhistischen Messe waren die angesehensten Staatsmänner wie Clemenceau, Prinz Roland Bonaparte, Universitätsprofessoren, Mitglieder der Akademie, höhere Beamte und Finanzaristokraten zugegen. G. G.

---

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Das neue Seminargebäude der Norwegischen Synode zu Hamlin bei St. Paul, Minn., wurde am Samstag und Sonntag, dem 14. und 15. October, eingeweiht. Obgleich am erstgenannten Tage das Wetter rau und regendrohend war, hatten sich doch zu der Vorfeier, die um halb acht Uhr Abends ihren Anfang nahm, zahlreiche Festgäste eingefunden. Die Redner waren Herr Prof. Larsen von Decorah und Herr Advocat D. M. Torrison von Chicago. Letzterer behandelte in einer englischen Rede die Bedeutung christlicher Schulen für unser Land. Den Schluß bildete eine prächtige Illumination des neuen Gebäudes. In der Nacht regnete und stürmte es heftig, und der Sonntagmorgen brach trübe und drohend an. Bald

aber drang die Sonne durch Nebel und Gewölk, und als um elf Uhr der Vormittags-gottesdienst anhub, hatten sich Tausende von nah und fern versammelt, welche die im Freien aufgeschlagenen Sitze einnahmen, in die Festlieder einstimmten und den Reden lauschten, die gehalten wurden. Herr Prof. Stub, der Präsident des Tages, sprach ein brünstiges Gebet; Herr Prof. Frich, der Präses der Anstalt, hielt eine Begrüßungsrede, und der Präses der Synode, Herr Pastor B. Koren, hielt die eigentliche Weihpredigt. Herr Prof. D. E. Brandt redete englisch über die große Bedeutung christlicher Gemeindefchulen für den Aufbau der Kirche. Im Nachmittagsgottesdienst hielt Herr Prof. Mwisater eine Rede über die hohe Aufgabe des Seminars. Herr Prof. J. Pieper, der als Präses unserer Synode diesem Freudenfest der Schwester-synode beiwohnte, brachte die herzlichsten Grüße und Segenswünsche der deutschen Missourisynode dar, und der Unterzeichnete, der auf Einladung der Festcommittee zugegen war, hielt eine englische Rede. Herr Pastor Sievers von Minneapolis begrüßte und beglückwünschte die norwegischen Brüder im Namen unseres Minnesota-Districts in norwegischer Rede. Pastor J. Halvorsen hielt eine englische Ansprache über die besondere Bedeutung der Anstalt für die Zwillingstädte St. Paul und Minneapolis. Prof. Stub hielt eine Schlußrede, worin er allen, die sich an dem Feste thätig betheiligt hatten, einen Dank aussprach. Mit Gebet und Segen durch Pastor Bangsnes schloß die Feier, als schon die Schatten des Abends sich über der immer noch sehr zahlreich aussharrenden Versammlung gelagert hatten. Zwei Orchester und ein großer Singchor hatten die Gottesdienste mit herrlicher Festmusik und Gesängen verschönt. Eine Anzahl Glückwunschsdepeschen konnten der hereingebrochenen Dunkelheit wegen nicht mehr öffentlich verlesen werden; dieselben sind aber nachträglich in dem Organ der Synode veröffentlicht worden. Wir freuen uns, daß wir auch diese Pflanzstätte lutherischer Theologie einschließen können, wenn wir allsonntäglich beten: „Insonderheit segne die rechtgläubigen Lehranstalten zur Ausrüstung treuer Arbeiter in deinem Weinberg auch in diesen Landen.“

A. G.

**Freie Conferenz.** P. D. L. Lee berichtet in der „Kirketidende“ vom 8. November: „Auf Einladung versammelten sich einige Pastoren aus der norwegischen Synode und aus der Vereinigten Kirche am 24. und 25. October in Northwood, Iowa, zur Behandlung folgender Frage: Erlangt ein Mensch durch Gottes Berufung vor der Bekehrung Fähigkeiten und Kräfte, welche ihn in den Stand setzen, Gottes Berufung anzunehmen? Die Discussion wurde mit Ruhe und Gelassenheit geführt. Nach Uebereinkunft wurde keine gemeinschaftliche Andacht gehalten. Für die Mitglieder der norwegischen Synode wurde Andacht im Studierzimmer des Ortspastors gehalten. Die Sitzungen fanden im Erdgeschoß der zur norwegischen Synode gehörigen Kirche statt. 9 Pastoren von der norwegischen Synode und 4 von der Vereinigten Kirche waren zugegen. Man that Schritte zur Fortsetzung der Verhandlungen bei einer späteren Zusammenkunft.“ So weit der Bericht in der „Kirketidende“. Wir erlauben uns, hierbei den Wunsch auszusprechen, daß stets in allen treulutherischen Kreisen mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie es bei obiger Gelegenheit geschehen, kirchenmengerische gemeinschaftliche gottesdienfliche Handlungen, Andachten und Gottesdienste vermieden werden möchten. Uebrigens kann die Behandlung gerade der Frage, die der obigen kleinen Conferenz zu Grunde lag, nur segensreich sein und mag manchem die Augen darüber öffnen, daß vor der Bekehrung im Zustande des geistlichen Todes von zum geistlichen Leben gehörenden Kräften und Fähigkeiten nicht die Rede sein kann. Und ein Hinweis auf diese Wahrheit ist unter Umständen immer wieder nöthig, denn der Synergismus derjenigen, welche von einer die Menschen vor der Bekehrung mit

geistlichen Kräften zur Belehrung ausrüstenden *gratia praeveniens* reden und dadurch ihre falsche Lehre von der Mitwirkung des Menschen bei seiner Belehrung zu verdecken suchen, hat für manche, die nicht scharf unterscheiden, viel Verführerisches, wenn derselbe auch, wie überhaupt aller Synergismus, nichts weniger als „vernünftig“ ist. Und gerade dieser Synergismus ist's, der die große Mehrzahl in der „Vereinigten Kirche“ beherrscht und sie verhindert, ganz und voll mit Luthers Katechismus zu bekennen: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann.“

C. Dreyer.

**General-Synode.** Dr. Butler schreibt im „Lutheran Evangelist“ vom 17. November: „Die Presse, die Plattform und die Kanzel sind die Dreieinigkeit (!) der Kräfte, welche Gott gebraucht wird und welche wir gebrauchen sollen, um die Bitte in Erfüllung geben zu lassen: „Dein Reich komme; dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“ Diese Aussprache wäre unverständlich, wenn nicht bekannt wäre, daß nach Dr. Butler das Reich Gottes nicht Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist ist, welche Dinge allein durch das Evangelium kommen, sondern Essen und Trinken (namentlich Wassertrinken) und Sabathhalten.

F. P.

In Bezug auf die sogenannte Lebensversicherung bemerkt der „Lutheran Observer“: „Eine Pastoralconferenz der Missouri-Synode hat eine weitere brennende Frage aufs Tapet gebracht, die im Lauf der Zeit zu einem neuen Maßstab des rechten Glaubens und der rechten Lehre entwickelt werden mag. Es ist dies die Angelegenheit der Lebensversicherung.“ Im Folgenden berichtet dann der „Observer“, jene Pastoralconferenz habe geurtheilt, daß das durch Lebensversicherung gewonnene irdische Gut auf dem Wege des Hazardspiels erlangt sei, und nicht auf eine in Gottes Wort erlaubte Weise. Der „Observer“ irrt nun zunächst darin, daß er meint, es sei hier eine neue „Frage“ aufgetaucht. Die Frage, ob die sogenannte Lebensversicherung recht sei, ist seit etwa dreißig Jahren in den Publicationen der Missouri-Synode gelegentlich besprochen worden. Es ist auch vor Jahrzehnten ein eigener Tractat über diesen Gegenstand erschienen, und es dürfte ziemlich allgemein bekannt sein, daß die Synode in ihren öffentlichen Schriften je und je gegen die Lebensversicherung sich ausgesprochen hat. Daß neuerdings mehrere größere Conferenzen die Lebensversicherung zum Gegenstand der Besprechung gemacht haben, kommt daher, daß die Agenten der Versicherungsgeellschaften in einzelnen Theilen der Synode besonders thätig gewesen sind, Kunden für ihr profitabeles Geschäft zu gewinnen. Was zum Ändern die Sache selbst betrifft, so halten wir allerdings dafür, daß bei einer genauen Erwägung der Umstände die sogenannte Lebensversicherung sich als ein Hazardspiel zu erkennen gibt, und daß wer das Hazardspiel im Allgemeinen verwirft, auch die Lebensversicherung im Besonderen verwerfen muß. Aber die Missouri-Synode hat die „Lebensversicherung“ nie zu den *Claubensartikeln* gerechnet, sondern zum Geseß. Bei der Lebensversicherung handelt es sich um etwas, das sich auf das Leben bezieht. Die Frage, ob die Lebensversicherung recht sei, gehört zu derselben Kategorie, wie z. B. die Frage, ob es recht sei, zu Arbeitgeber- oder Arbeiterverbindungen zu gehören, deren Praxis es ist, Nicht-Union-Leuten die Erlangung von Kundenschaft oder Arbeit zu erschweren.

F. P.

**Klagen über veraltete Methoden im theologischen Unterricht** werden neuerdings wieder sowohl hier, als in England erhoben. Da fällt nun sofort die That-sache auf, daß vornehmlich solche Leute über „unzureichende Methoden“ klagen,



die den Kern der Sache, das Evangelium von Christo, preisgegeben haben. Eine gute Methode ist freilich etwas Gutes und leistet beim Lehren der göttlichen Wahrheit vortreffliche Dienste. Wo man aber die göttliche Wahrheit preisgegeben hat, wo man z. B. die Inspiration der Schrift und die stellvertretende Genugthuung Christi leugnet, da wird man trotz aller „verbesserten Methoden“ doch nur Pastoren heranziehen, die — mit Luther zu reden — weder zum Glücken noch zum Gierlegen taugen.

F. P.

**Die Großthueri der Ungläubigen.** Wir lesen in einer hiesigen Zeitung: „Das metaphysische Bedürfnis lebt eben in jedem Menschen, denn er ist das ‚animal metaphysicum‘. Es ist die Sehnsucht, die der Dichter singt (?) und die zu stillen sich die Einen zur Religion, die tiefer Fühlenden zur Kunst, die schärfer Denkenden zur Philosophie wenden.“ Hiernach ständen die, die „sich zur Religion wenden“ auf der niedrigsten Stufe. Thatsächlich steht es aber so, daß nur die Religion, und zwar die christliche Religion, die sich auf Gottes Offenbarung gründet, über die Natur hinausführt. Was die Philosophie betrifft, so ist sie vollkommen unfähig, metaphysische Probleme zu lösen. Die Geschichte der Philosophie von Thales bis auf Herbart ist Beweis dafür. Wenn man behauptet hat, daß man metaphysische Probleme gelöst habe, so ist das — sit venia verbo — Schwindel. Wie die „Kunst“ über die Natur hinausführe, liegt auch vor Augen. Der Procentsatz der moralischen Lumpen ist unter den „berufenen Vertretern der Kunst“ größer, als unter den Leuten, die nie mit der Kunst in Berührung gekommen sind. Das Menschengeschlecht kann sich nicht an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen. Die Menschen, sich selbst überlassen, können nur in dem eigenen Rath und Unrath herumwühlen. Eine Erhebung über die Natur, ein erfolgreiches metaphysisches Streben, sei es in intellectueller, sei es in moralischer Beziehung, gibt es bei ihnen nicht.

F. P.

## II. Ausland.

**G. Wolfs Deutsche Geschichte** im Zeitalter der Gegenreformation, ein im letzten Jahre zu Berlin erschienenenes umfangreiches Werk, hat entdeckt, was Luther unter Glauben versteht. „Jedes Individuum sollte sein persönliches Verhältniß zu Gott durch eigenes Studium und durch eigene unausgesetzte Arbeit an sich selbst immer inniger und fester gestalten, auf Grund seiner immer wieder revidirten religiösen Ueberzeugung sowohl fremde Ansichten mit kritischem Blicke prüfen, als auch einen höheren Maßstab für sein stetiges Wollen und Handeln gewinnen. Dieser geistige Proceß, welchen Luther selbst Jahre lang in seinem Innern ausgefochten hatte und welchen jeder Christ täglich in seiner Brust erneuern sollte, wurde vom Reformator der Glaube genannt.“ (Theol. Lit.-Bl.) Dieser Wolfsglaube, welcher von keinem Christus und von keiner Rechtfertigung vor Gott etwas weiß, kann Christi Schäflein nur an das prophetische Wort erinnern: Die Gottlosen haben nicht Friede, spricht mein Gott, Jes. 57, 21. Warum muß doch dieser moderne Unionswolf seinen Feindenglauben gerade einem Luther andichten?

G. G.

**Der Gotteskasten** hat durch ein Zeugniß gegen den Umzug des Erlanger Professors Seeberg nach Berlin und dessen Eintritt in die preußische Staatskirche den Unionslutheranern Veranlassung gegeben, sich von der Verbindung mit ihm loszusagen. Dieses Häuflein fühlte den Stachel im eigenen Gewissen und beschloß einstimmig eine Revision des bestehenden Bundesverhältnisses, dessen Ründigung in folgender Ausfertigung geschehen sollte: „Den verbündeten lutherischen Gotteskasten machen wir die Mittheilung, daß wir unsere Verbindung mit ihnen als gelöst be-

trachten. Ihr auf der Braunschweiger Versammlung im Sommer des vorigen Jahres im Zusammenhang mit früheren Kundgebungen ähnlicher Art gefaßter Beschluß: Die Uebersiedelung des Professors der Theologie Dr. Seeberg von der Universität zu Erlangen an die zu Berlin aufs entschiedenste zu verurtheilen und das tiefste Bedauern auszusprechen über das große und weitreichende Aergerniß, das dieser bisher für gut lutherisch gehaltene Lehrer durch seinen Uebertritt zur Union, ja, durch seinen Abfall von der lutherischen Kirche gegeben hat, — läßt es uns als selbstverständlich erscheinen, auch den Schein zu vermeiden, als wenn wir einer solchen, noch dazu in die beleidigendste Form gekleideten, sectirerischen Behandlung von Bekennnißangelegenheiten auch nur die geringste Berechtigung zugeständen.“ (Ev. Kzt.) Der alte Adam ist doch ein sonderbarer Kauz; er muß immer eine stolze Sprache führen. Manchem Gliede des „Gotteskastens“, welches über die bisherige Gemeinschaft mit den Unionslutheranern als über eine bekennnißwidrige seufzte, wird übrigens durch diesen Beschluß eine Last vom Herzen genommen. G. G.

**J. Brenz-Feier.** Am 24. und 25. Juni hat die Württembergische Landeskirche das Gedächtniß des Johann Brenz gefeiert, der am 24. Juni 1499 in Weil, unweit von Bretten, der Heimath Melancthons, geboren ist. Da sich der Brenz'sche Geist im Schwabenlande nicht mehr heimisch fühlt, so hat man die Feier im Großen und Ganzen nach Schauspielerweise abgemacht. Die vielen reformationsgeschichtlichen Schriften, welche verbreitet wurden, konnten es freilich nicht leugnen, daß Brenz ein ganzer Lutheraner war, der schon in seiner Jugend bezeugte, daß Luther „ein Heros der Kirche und ein öffentlicher Prediger der ganzen deutschen Nation, ja, der ganzen Christenheit“ sei. Darum knurrt auch der moderne Gmelin noch in die Fier hinein: „Daß schließlich Württemberg so entschieden dem sächsisch-lutherischen Typus zufiel, hat eben Brenz verschuldet.“ (Bl. f. württb. Kgesch. 1899. S. 166.) Ein moderner Theologe ließ sich aus ihm nicht zuschneiden; denn er saß zu fest im Centrum der lutherischen Theologie. Doch hat man, auch in Tübingen, die Feier glücklich überstanden, ohne daß Brenz' Gebeine lebendig wurden. G. G.

**Der österreichischen Bewegung** wird nach dem Urtheile der „A. E. L. K.“ von zwei Seiten ein Aergerniß bereitet. Die eine Klage geht über reichsdeutsche Theologen, welche in Oesterreich auf Besuchsreisen Vorträge halten und darin sich so viele nationale Anspielungen erlauben, daß sie in ihrer alldeutschen Schwärmerei dem österreichischen Kaiser nicht mehr geben können, was des Kaisers ist. Ein österreichischer Katholik warnt sie ernstlich: „Von den Pastoren wollen wir nur das Evangelium hören; die Politik besorgen wir selbst.“ Die „A. E. L. K.“ fügt hinzu: „Es ist eine Entweihung des Heiligen, wo ein evangelischer Prediger als solcher zu Katholiken kommt und ihnen die himmlische Wahrheit mit der trüben Vermengung des Politischen bietet. Wird damit nur Einer Seele geholfen, oder nicht vielmehr eine Täuschung verübt, als sei das reine Evangelium irgendwie Nationalreligion? Die Entweihung wird sich nicht nur damit rächen, daß Gottes Reich so nicht gebaut und statt Gold und Edelsteine viel Stroh und Stoppeln eingesüßt wird, sondern daß auch die Verleumdung der Gegner an diesen wenigen Ausschreitungen Anlaß nimmt und auf eine strenge Grenzsperrung gegen alle ausländischen Pastoren hinarbeitet, womit die unschuldige Mehrheit getroffen und das ganze heilige Werk in Oesterreich geschädigt würde.“ Das dürften sich auch Mitarbeiter der „A. E. L. K.“ hinter die Ohren schreiben. — Die andere Klage ist, daß Unionsleute stets den Jesuiten gleichen den Boden lutherischer Gemeinden unterminiren. Diese und die bereits erwähnten Schwäger sind oft ein und dieselben Personen. Die in diesem Stücke nur allzu schwache „A. E. L. K.“ muß doch bezeugen: „Wo unsere Kirche gegen eine so starke katholische Majorität zu kämpfen hat, da thut ihr eine feste Grundlage und

eine klare Devise doppelt noth.“ Nun hat man es aber dahin bereits gebracht, daß einer lutherischen Gemeinde am Sitze einer Superintendentur Böhmens ein reformirter Vicar aufgehalst wurde. Einen americanischen lutherischen Pastor, der ein geborner Oesterreicher ist, läßt das Kirchenregiment nicht berufen, weil er kein theologisches Examen in Oesterreich oder Deutschland bestanden hat; die lutherische Gemeinde mag darum bitten so viel sie will. Einen falschen Propheten dagegen kann man einer solchen Gemeinde noch aufbringen und demselben die Weisung mitgeben, daß er auf Vermischung des Augsburgischen und des Helvetischen Bekenntnisses hinwirken solle. Kirchenregenten sind keine Baumeister der Kirche Christi. G. G.

**Pfarrer Brännlich**, dessen Schriften wider das Papstthum in Oesterreich verboten sind, wurde in seiner bayerischen Heimath wegen eines Vortrags über „Los von Rom“ der Lästerung der katholischen Kirche beschuldigt. Die angefochtenen Worte lauten: „1. Die katholischen Länder gingen in Folge ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zu Grunde. 2. Die katholische Kirche wirkt zersezend auf die Nationalitäten. 3. Der Katholicismus ist das zersezende Princip jeder Nation. 4. In Folge des Einflusses der katholischen Kirche kann kein Katholik ein guter Deutscher sein. 5. Die Deutschösterreicher haben nur die Wahl, protestantisch zu werden oder unterzugehen. 6. Die katholische Religion ist die der größten Trostlosigkeit und Verlassenheit.“ — Das Gericht sprach ihn frei, weil er nachwies, daß die Aeußerungen 2—5 nicht seine eigenen waren. G. G.

Der **Convent der spanischen Prälaten**, welcher Anfang September zu Burgos stattfand, überbandte am 3. d. M. ein Schreiben an die Königinmutter Maria Cristina, welches uns in einer New Yorker Zeitschrift, „Las Novedades“, zu Gesicht gekommen ist. Das Bittgesuch — denn ein solches ist es — enthält Klagen über den erstaunlichen Fortschritt des Protestantismus in der Halbinsel, und bittet die Herrscherin auf das dringendste, „die Staatsreligion“ durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zu erhalten. Ein über das andere Mal wird betont, daß der Katholicismus die Landesreligion ist, daß alle Angriffe auf denselben ganz unmittelbar auf die Constitution der Monarchie gerichtet sind. Wir lassen das Schreiben in einem Auszug folgen: „Herrin! Die unterzeichneten, in der ehrwürdigen Stadt Burgos versammelten Prälaten Spaniens, der fünfte katholische Nationalcongreß, nahen sich heute den Stufen des Throns Ew. Majestät, um wiederum ein feierliches und herzlichtes Zeugniß abzugeben für die Ehrfurcht und Liebe, die wir gegen Ihre hohe Person und Ihren Sohn hegen, dessen Herz Sie nach den Lehren unserer heiligen Mutter, der Kirche, gebildet haben. Es bitten die spanischen Bischöfe in allen ihren Gebeten, daß sich die Gnabengaben, welche Sie brauchen, um dieses durch Mißgeschick und Unheil geprüfte Volk zu leiten, von Oben auf Sie herabzuenten mögen, damit Sie Ihr Volk auf dem Wege der Gerechtigkeit und Religion führen und auf Ihren Sohn mit dem Scepter seiner Vorfahren diejenigen christlichen Tugenden sich vererben lassen, welche die Könige Spaniens zu so hohem Ansehen brachten, als die Lehren der katholischen Wahrheit allein König und Volk gleichermaßen erfüllen. Wir . . . können nun nicht umhin, Ew. Majestät zu benachrichtigen, in welcher Lage sich die spanische Kirche befindet, die Kirche, welche würdig ist, sich immer auszuzeichnen durch ihre Selbstlosigkeit, . . . Patriotismus und absoluten Gehorsam gegen die Vorschriften und Lehren unsers allerheiligsten Vaters, Pabst Leo XIII. Ew. Majestät wird pflichtschuldigen Gebrauch machen von ihrem Recht, uns zu unterstützen, wenn sie bedenkt, daß wir als nachsame Hirten weder erlauben können noch dürfen, daß unsere Heerde in der beständigen Gefahr schwebt, ewig verloren zu gehen, da wir doch die Pflicht haben, dieselbe auf dem Weg des Heils zum Himmel zu führen. Wahrlich, zahlreich sind die

Gefahren, die wir im Sinne haben. Aber wir wollen Ihre Aufmerksamkeit nur auf die richten, welche uns von größter Wichtigkeit scheinen, damit Sie, bei der edlen, christlichen und erhabenen Gesinnung Ihres Herzens für Ihre Lande die Heilmittel darbieten, welche die Zustände der spanischen Kirche verlangen. Die Unverschämtheit und täglich wachsende Kühnheit des Protestantismus, welcher seine Tempel und Schulen direct vor den katholischen Kirchen und Schulen der Hauptstadt [Madrid] und in vielen Städten und Staaten Spaniens erhebt, gegen die Vorschriften der Landesconstitution; . . . die gottlosen Ideen, welche von einigen Lehresen der Jugend beigebracht werden, ohne Rücksicht darauf, daß die Religion des Landes die katholische ist, und daß sich folglich die Professoren der Universitäten und alle anderen Lehranstalten unserer Nation derselben zu unterwerfen haben; die Verhöhnung des Heiligen Herzens Jesu, welche öffentlich und unter Volksauflauf in verschiedenen Theilen des Landes sich neulich zugetragen hat; . . . die Bezahlung von Beiträgen an Logen, während die Religion und das Vaterland leer ausgehen, — diese und andere Klagen sind es, die wir mit Ehrerbietung vor den katholischen Thron Ew. Majestät bringen, damit unter dem Beistand Gottes alles geschehen möge, was möglich ist, um diese Wolken, welche das Licht der Wahrheit in unserem geliebten Vaterland verdunkeln, zu vertreiben. Wenn unsere Worte erhört werden, so wird Ew. Majestät sich um Gott, die Kirche und Spanien wohl verdient machen und der Episcopat wird dafür gebührenden Dank abstaten; der Congreß zu Burgoß aber wird eine neue Periode des Friedens und Wohlergehens eröffnet haben, indem er die Kirche aus dem Niedergang herausreißt, in dem sie sich gegenwärtig befindet, und sie zu dem Grad der Herrlichkeit und Pracht erhebt, zu dem sie in der Vergangenheit durch ihr unerschütterliches Festhalten an dem Glauben an Jesum Christum gelangte. Burgoß, den 3. September 1899.“

Die Antwort der Königinmutter lautet zum Theil folgendermaßen: „An den hochwürdigen Cardinal Cascajares, Erzbischof von Valladolid. Hochgeschätzter Freund! . . . Eure Worte, so voll von Glauben und Liebe, gereichen mir zu großem Trost und Stärkung, da sie mir die Gewißheit geben, daß die täglichen Gebete eines Mannes von so großer Frömmigkeit und von so ausgezeichneten Tugenden“ (sic!) „mir beistehen in dem Werke, welches meine beständige Aufmerksamkeit beschäftigt, nämlich, das Herz des Königs nach den Lehren unserer heiligen Mutter, der Kirche, zu bilden; Gebete, die ihm und mir Kraft verleihen, . . . mit Erfolg derselben“ (der Kirche) „und dem spanischen Volke zu dienen. Es gereicht mir zu großer Freude, daß der Episcopat immer, wie auch in Eurem Schreiben, die Bedürfnisse der spanischen Kirche in Verbindung stellt mit dem festen Beharren in dem absoluten Gehorsam gegen die Vorschriften und Lehren unseres allerheiligsten Vaters, Papst Leo XIII., gegen den ich eine solch tiefe Verehrung im Busen hege. Da die Angriffe auf unsern Glauben und die Machinationen, welche auf so verschiedene Weise die religiöse und sittliche Ordnung umzustürzen versuchen, so gefährlicher Natur sind — denn Eure Mittheilung nennt einige, welche die Grundprincipien der Constitution verletzen —; und da die genannten Umstände den Gewissensfrieden, . . . wie auch überhaupt die Regierung des Landes sehr nahe berühren, muß ich dieselben meinen verantwortlichen Ministern unterbreiten, . . . um in ihrem Rathe die Heilmittel zu finden, welche die sichersten Garantien des Erfolgs darbieten. Ehrwürdiger Cardinal und Freund, ich bitte Euch, dem ehrw. Cardinal von Santiago und den hochw. Erzbischöfen und Bischöfen den Dank auszusprechen, den ich gegen sie alle fühle, und den glühenden Eifer, mit dem ich die Erfüllung meiner

Pflichten als Königin und Mutter auf dem Wege suche, den die Vorsehung mir in dieser Welt vorgeschrieben hat, indem ich Gott die Leiden und Trübsale, mit denen er uns geprüft hat, in Glauben und Hoffnung als ein Opfer darbringe zu seiner größeren Ehre; möge er uns beistehen mit seiner göttlichen Gnade zum Besten des Königs und seines katholischen Volkes. Es sei, in Christo verehrter Cardinal und Vater Cascajares, Unser Herr [der König] in Euerem beständigen Schuß und Hut. San Sebastian, den 18. September 1899. Maria Cristina.“ Das Interessanteste an der Correspondenz ist natürlich das Zugeständniß der Prälaten, daß der Protestantismus in Spanien wirklich anfängt, nennenswerthe Fortschritte zu machen. Die Hochwürden sind ganz augenscheinlich entsetzt über das Umsichgreifen der be- anstandeten Religion und scheinen die Anwendung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel mit so geringem Erfolg gekrönt zu sehen, daß die weltliche Macht der Regierung — Cristina verspricht ja auch, daß durch die Beamten des Staats Maßregeln ergriffen werden sollen — in Anspruch genommen werden muß. Echt papistisch ist wiederum der Kniff, die überhandnehmende Gottlosigkeit auf den Schulen und sonst religionsfeindliche Demonstrationen auf das Konto des zunehmenden Protestantismus zu schreiben.<sup>1)</sup> Und sehr bemerkenswerth ist endlich die Identificirung des „katholischen Thrones“ mit der regierenden Dynastie, der „spanischen Kirche“ mit der katholischen, wie denn überhaupt das Verhältniß zwischen der Regierung und den Prälaten, wie dasselbe in dem ganzen Ton der Correspondenz zu Tage tritt, in keinem Punkt abweicht von dem Verhältniß Philipps II. oder Ferdinands zu dem Priestertum ihrer Tage. Der Beherrscher Spaniens ist heute weder Maria Cristina, noch Alfonso XIII., sondern der ebensovielte Leo.

Th. G.

Die Protestant Reformation Society in der Episcopalkirche Englands, welche im Jahre 1827 gegründet wurde, um den Ritualisten und allen heimlichen Papisten innerhalb der Staatskirche entgegen zu arbeiten, hat nun zu ihrem theologischen Leiter Herrn Charles S. S. Wright, einen Theologen, der unter Delitzsch in Leipzig studirt und hernach sich viel mit alttestamentlichen Studien befaßt hat. Er bringt sehr auf Entgegnungsvorlesungen gegen römische Priester, die das Land durchwandern, und ist durch die Bemerkung, Pabst und Priester beanspruchten, zu sein wie Gott, alsbald mit James Britten, dem Secretär der Catholic Truth Society, in Correspondenz gerathen. Dieser forderte ihn nämlich zu dem Beweise heraus, in welchem amtlichen Schriftstücke Pabst und Priester solchen Anspruch erhöben. Wright säumte nicht, solches aus dem Catechismus concilii tridentini und dem Corpus juris canonici nachzuweisen. Sein ritualistischer Gegner nahm einen Vater zu Hülfe und drückte sich in echt jesuitischer Weise um die Frage herum, indem er viele Worte darüber machte, daß die Pfaffen gar nicht alle Attribute der Gottheit beanspruchten, was auch nicht behauptet war. Wright machte ihnen ziemlich heiß und schloß die Correspondenz mit den Worten ab: „Der Anspruch irgend welcher Priesterschaft, daß sie die ‚Gewalt, den Leib und das Blut unsers Herrn zu machen‘ und ‚Opfer für Sünden darzubringen‘ besitze, sammt dem Anspruch, Auctorität als ‚Richter‘ in der Beichte auszuüben, ist nach meinem Urtheil eine Erfüllung des prophetischen Gemäldes, das der Apostel von ‚dem Mann der Sünde‘ gezeichnet hat, der ‚in dem Tempel Gottes sitzt, sich selbst für Gott ausgebehd‘, 2 Thess. 2, 4.“ (N. C. L. K.) Die Ritualisten beißen die Zähne zusammen über solche Sprache.

G. G.

1) Auch eine wachsende Verachtung des Sonntags und das Ueberhandnehmen des freieren Ausdrucks in der Tagespresse, sowie die Verbreitung pornographischer Literatur wird auf den Protestantismus zurückgeführt!